Konvertitenbi... aus den neunzehnten Jahrhundert

David August Rosenthal

Digitized by Google

E 52717

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Konvertitenbilder

aus

dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

David August Rosenthal.

Erster Band.

Deutschland.

Dritter Teil.

E. Scholz, Pfarrer
Grafenort.

Digitized by Google

Konvertitenbilder

aus

dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

David August Rosenthal.

Ersten Bandes dritte Abteilung.

Deutschland.

E. Scholz, Pfarrer
Grafenort.

Viam veritatis elegi . . . .
Ps. 118, 30.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Regensburg 1902.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei A. G.
München-Regensburg.

Digitized by Google

Imprimatur.

Ratisbonae, die 5. Novembris 1901.

Dr. Fr. Leitner,
V. G.

Th. Braun.

Digitized by Google

Vorwort zur dritten Auflage.

Mit dem vorliegenden Teile ist die dritte Auflage des ersten Bandes der Dr. Rosenthalschen Konvertitenbilder, „Deutschland“, vollständig geworden.

Der Herausgeber dieses Teiles hat sich ebenso wie bei dem zweiten Teile bemüht, die Quellen, aus welchen Dr. Rosenthal geschöpft, nochmals zu prüfen und überall, wo es notwendig war, in den zahlreichen Citaten durch Korrektur den richtigen Text herzustellen, der teils durch Schreibfehler, teils durch Druckfehler in den früheren Ausgaben vielfach gelitten hatte. Weiterhin ist, soweit es möglich war, teils mit Hilfe der Litteratur, teils durch auf brieflichem Wege eingezogene Erkundigungen Vervollständigung der einzelnen Konvertitenbilder, Weiterführung der einzelnen Biographien bis zu dem inzwischen etwa erfolgten Tode der Konvertiten erstrebt worden. Leider ist es nicht immer möglich gewesen, die erwünschten Nachrichten zu erlangen. Manche Konvertiten, die ihren Aufenthaltsort gewechselt haben, sind unauffindbar gewesen und muß die Nachsicht der Leser erbeten werden, wenn sie über die letzten Lebensschicksale dieses oder jenes Konvertiten nicht oder nicht genügend aufgeklärt werden konnten.

Digitized by Google

So sehr es die Pietät gegen den Verfasser verlangte, die Arbeit Rosenthals unberührt zu lassen und nur fortzuführen und zu ergänzen, mehrere Konvertitenbilder mußten doch auf Grund zuverlässigerer Nachrichten mehr oder minder umgearbeitet werden. Manche Konvertiten, von welchen Rosenthal nicht viel mehr als den Namen und das Jahr ihres Übertrittes mitteilen konnte, haben nun eine Darstellung ihres Lebens erhalten, wie z. B. Rochus v. Rochow, Cäcilia Gräfin Leutrum, Freiherr Ludwig v. Hammerstein, Maximilian Lange, August Schwenck u. a. m.

Auch die Zahl der Konvertitenbilder wurde vermehrt. So sind zuerst in der neuen Auflage genannt und dargestellt die Konvertiten: Dr. Heinrich Maas, Frau Ernestine Hasert, Marie v. Schwarzenau, Othmar Würz, Baronin Elisabeth v. Grotthuß, Gustav Thomas, Kaspar Friedr. Pfingsten, die Familie Fischer, der aus Deutschland stammende Musiker Sir Charles Hallé (Karl Halle), Freifrau Marie v. Oer. Leicht hätte die Zahl der Konvertitenbilder noch weiterhin vermehrt werden können, aber es mußte doch eine Grenze gezogen werden und darum manches interessante Konvertitenbild einstweilen ungedruckt zurückbleiben. Es ist hier der Ort, zu betonen, daß Dr. Rosenthal niemals die Absicht hatte, ein vollständiges Konvertitenlexikon, sei es ein biographisches, sei es ein bibliographisches, zu verfassen oder eine vollständige Geschichte der Konversionen des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Seine Absicht ging nur dahin, die Wege einzelner hervorragender Konvertiten zur Kirche zu beschreiben. Darum nannte er sein Buch „Konvertitenbilder“. Dasselbe wird aber immerhin eine reiche Fundgrube für denjenigen sein, der etwa späterhin ein Konvertitenlexikon oder eine Geschichte der Konversionen schreiben will. — Man wundere sich darum nicht, wenn im Nomenklator der Name dieses oder jenes selbst hervorragenden Konvertiten fehlt.

Digitized by Google

Leider stehen den neu hinzugekommenen Konvertitenbildern andere entgegen, welche aus der neuen Auflage, nachdem sie in der vorhergehenden Aufnahme gefunden, wieder entfernt werden mußten. Wir nennen den Konvertiten Louis Graf Wrschowetz-Siekierka, der ebenso wie Franz v. Florencourt und Dr. Richard Hasenclever zum Altkatholizismus überging, in welchem alle drei verstorben sind; dann Bernhard Bauer, der aus uns unbekannten Gründen das priesterliche Amt, das er einst mit glänzendem Erfolge verwaltete, für ein weltliches Geschäft aufgegeben, und Robert Niedergesäß, der in seinem Lehrberuf ganz ins Fahrwasser des Liberalismus der österreichischen Lehrerschaft geraten ist, so daß er wohl in diesen Konvertitenbildern nicht füglich einen Platz fernerhin behalten kann.

Prinz Heinrich von Preußen, der in der zweiten Auflage S. 513 als Konvertit genannt war, kann wohl nicht mehr als solcher gelten. Der in Italien wie am Berliner Hofe sehr bekannte, in alle Verhältnisse eingeweihte Herr von Reumont stellte in seinem Werke: „Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“ (Leipzig 1885), S. 230, die Konversion des Prinzen rundweg in Abrede.

Statt eines Vorwortes gab Dr. Rosenthal der zweiten Auflage des vorliegenden Buches im Vorgefühl seines baldigen Todes ein „Nachwort“ mit, in welchem er u. a. eine Parallele zwischen den Konversionen in Deutschland und England zog und betonte, wie in Deutschland die Konversionen sich großenteils auf den Laienstand beschränken, während in England doch so viele Geistliche der Staatskirche sich der katholischen Kirche anschlossen. Dann führte er eine Reihe von Konvertiten hier und dort an, welche der katholischen Kirche wieder untreu geworden und abgefallen sind. Er nennt von deutschen Konvertiten: Karl Baldamus, Raphael Bock, Wilhelm

Binder, Victor Aimé Huber und Franz Laake, von denen keiner den Weg zurückfand; unter den englischen: Charles Hemans, Mr. Bonus, Edward Walford, John Moore Capes, Thomas Arnold, Gifford Palgrave, Edmund Ffoulkes, Eduard Husband. Aber von diesen acht sind vier seitdem wieder zur Kirche zurückgekehrt.

Edward Walford ist nach einer reichen schriftstellerischen Thätigkeit am 18. November 1897 als Katholik zu Ventnor gestorben.

John Moore Capes, welcher 1873 in der Schrift To Rome and back seinen Abfall von der katholischen Kirche zu rechtfertigen gesucht hatte, wurde mehrere Jahre vor seinem Tode wieder katholisch. Er starb 1889, mit den heiligen Sterbesakramenten durch seinen alten Freund, den Oratorianer Gordon, versehen. Im Oktoberheft der Zeitschrift The Months 1884 hatte er einen Teil seiner Lebensgeschichte: The story of my life niedergelegt.

Thomas Arnold, der im Januar 1856 zu Hobart Town katholisch geworden war, hatte infolgedessen seine Stelle als Schulinspektor verloren. Er kehrte darum nach England zurück, trat mit Newman in Verbindung und fand durch diesen Verwendung an der katholischen Universität zu Dublin. 1862 ging er mit Newman nach Birmingham und wirkte hier an der Schule des Oratoriums. Leider beeinflußte seine liberalisierende politische Richtung auch seine religiösen Anschauungen und mehrfache Krankheit sein Denken. Über den Mortarafall teilte er die Anschauung der Protestanten. So kam er zum Abfall. Aber schon 1877 kehrte er wieder zur katholischen Kirche zurück. 1900 veröffentlichte er seine Geschichte u. d. Titel: Passages in a wandering life und starb noch in demselben Jahre zu Dublin.

Gifford Palgrave. Derselbe starb 1888, nach-

dem er sich mit der katholischen Kirche wieder ausgesöhnt hatte.

Von den anderen vier ist Hemans, der als Katholik niemals die Sakramente empfangen haben soll, zu Florenz gestorben; Ffoulkes, der niemals ein Verständnis für die unfehlbare Lehrautorität der Kirche finden konnte, Bonus und Husband scheinen der Kirche für immer fern geblieben zu sein.

Wir könnten leider noch mehrere Namen solcher Konvertiten angeben, welche der katholischen Kirche die Treue nicht bewahrten, diesseits wie jenseits des Kanals, aber wie verschwindend klein bleibt ihre Zahl der Menge derer gegenüber, welche nach ihrem Übertritt zur katholischen Kirche in derselben dauernd ihren Frieden gefunden, dieselbe durch ihre Glaubenstreue und die Heiligkeit ihres Wandels erbauten und verherrlichten — getreu bis in den Tod!

Mit dem Jahre 1872 schließt der dritte Teil der Konvertitenbilder Rosenthals, Abteilung Deutschland. So Gott will, soll sich diesem Teile ein vierter anschließen, welcher Konvertitenbilder aus den letzten 28 Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts bis zum Anbruch des neuen bringen wird.

Im Juli 1901.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort zur dritten Auflage V
Edmund v. Braunschweig 1
Dr. Heinrich Maas 7
P. Dekker 9
August Lewald 22
Rochus v. Rochow und Traugott Graf Pfeil 34
Rudolf Hafert 40
Ernestine Hafert, geb. Hornung 54
Adolf Christian David Olszewski 60
Marie v. Schwarzenau 65
Freiin Natalie v. d. Lancken-Wakenitz 66
Cäcilie Gräfin Leutrum v. Ertingen 66
Rudolf Graf Leutrum v. Ertingen 67
Octavia Gräfin Magnis geb. Gräfin Leutrum v. Ertingen . . . 67
Graf Götz Christoph v. Degenfeld-Schonburg 68
Dr. Ludwig Paul Wieland Lütkemüller 69
Freiherr Franz Grimm v. Grimmenstein 83
Wilhelm Karup 93
August Friedrich Gfrörer 113
Graf Alexander Wrschowetz-Sekerka v. Sedzitz 139
Gräfin Bianka v. Schlabrendorf 139
Gräfin Antonie v. Seilern und Aspang 139
August Christfreund 139
Othmar Würz 140
Bernhard Martin Giese 141
Theodor v. Mohr 148
Gräfin Charlotte v. Normann-Ehrenfels 150
Graf Franz zu Stolberg-Wernigerode 151
Wilhelm Wolf 155
Graf Hermann v. d. Schulenburg 203
Dr. Friedrich Ludwig Freiherr v. Bernhard 204
Freiherr Ludwig v. Hammerstein 215
Baronin Elisabeth v. Grotthuß 225
Graf Georg Henckel v. Donnersmarck 228
Siegmund Henrici 229
Adolf Mussafia 239
Gustav Thomas 241

Digitized by Google

Seite
Albert Dieffenbach 245
Dr. Wilhelm Martens 248
Maximilian Lange 261
Kaspar Philipp Pfingsten 264
Dr. Georg Blackert 268
Friedrich Kiefer 279
Gustav Graf Blome 280
Leontine v. Wobeja 281
Graf Ludwig Stainlein v. Saalenstein 283
Eduard Steinbrück 292
Georg Friedrich Daumer 313
Dr. Hugo Lämmer 353
Amara George (Mathilde Kaufmann, geb. Binder) 371
Wilhelm Geisler 379
Friedrich Schmidt 384
Guido v. Streit 390
Theodor Bülow 391
Dr. Adolf Heinrich Ebeling 392
Graf Paul v. Reischach 395
Friedrich Harrer 396
Dr. Hermann Dreyer 397
Freiherr Gisbert Christian Friedrich v. Romberg 399
Freiherr Friedrich v. Drais 401
Dr. Wilhelm Kosegarten 406
Heinrich v. Wunster 410
Amalie Bensinger 412
Frau Maria v. Sydow und Ida Freiin v. Laßberg 415
Gräfin Sophie Brühl 416
Ida Gräfin zu Solms-Laubach, geb. Prinzessin v. Isenburg-Büdingen 416
Freiherr Karl Hermann v. Lövenskjold-Lövenburg 417
Georg Meinhold 418
Fürst Karl zu Isenburg-Birstein 431
Friedrich v. Forcade de Biair 434
Hermann Otto Fischer, Erzieher, und Familie 435
Dr. Oskar (Karl Alfred) Hunger 438
Schnurrer und Zeller 441
Jürgen Lauritz Wilhelm Hansen 444
Jakob Wüger 458
Philipp August Weier 465
Prinz Alexander zu Solms-Braunfels 467
Eduard v. Fehrentheil und Gruppenberg 467
Lebrecht Gebhard v. Blücher 468
Emil Usteri 469
Hermann v. Suckow 481
Graf Rudolf v. Mülinen 484
Herzogin Ida Luise v. Talleyrand-Périgord 484
Gräfin Cäcilie v. Westphalen 485
Joseph Karl v. Smid-Bürgler 485
Freiherr Friedrich v. Berlichingen 486
Gräfin Agnes zu Stolberg 486
Dr. Gustav Bickell 487
Sir Charles Hallé 542
Dr. Anton Martius 544
Graf Dominik Bethlen 545

Digitized by Google

Seite
Susanna Maria Freiin v. Leonhardi, Johanna Maria Karoline Freiin v. Leonhardi . . . 546
Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach . . . 547
Prediger Schimmel . . . 549
Graf L. v. Holstein Ledreborg . . . 549
Hermann A. Des Amorie van der Hoeven . . . 550
Frau v. Bülow . . . 586
August Schwenck . . . 587
Fräulein Plitt . . . 591
Marie Baronin v. Oer . . . 592
Herr v. Mohrenschild . . . 595
Gräfin Anna Raybauß-Cormons . . . 595
Karl Graf und Herr v. Schönburg . . . 596
Freiherr Ernst v. Schönberg . . . 603
Reinhold Baumstark . . . 606
Hermann Baumstark . . . 635
Bildhauer Hermes . . . 653
Gräfin Maria von der Gröben-Schwansfeld . . . 653
Gräfin Maria Henckel v. Donnersmarck . . . 653
Friedrich v. Schierstädt . . . 653
August v. Schierstädt . . . 653
Herr v. Treskow . . . 654
Johann H. Wagner . . . 654
Johannes Schwendfür . . . 654
Freiherr Heinrich v. Gagern . . . 657
Hermann Freiherr von und zu Aufseß . . . 658
Freiherr v. Pechmann . . . 662
Dr. Eduard Preuß . . . 663
Maria v. Radowitz . . . 673
Prinz Leopold v. Löwenstein-Wertheim . . . 673
Freiherr Otto Rivalier v. Meysenbug . . . 674
Freiherr Hermann v. Mentzingen . . . 675
Otto v. Trott . . . 675
Gräfin Mathilde v. Ballestrem . . . 676

Digitized by Google

Edmund v. Braunschweig.

Am 20. November 1829 zu Sorchow geboren, stammt Edmund v. Braunschweig aus einer seit Jahrhunderten ausschließlich protestantischen Familie Hinterpommerns in der Kolberger und Stolper Gegend, wo es bis zum Anfange der fünfziger Jahre keinen katholischen Geistlichen gab. In den Jahren 1848 bis 1850 studierte er die Rechte auf der Universität zu Berlin. Er hatte bis dahin keinen Katholiken gekannt, die Gebräuche der katholischen Kirche, welche er in den katholischen Gotteshäusern zu Stargard in Pommern, wo er seine Gymnasialstudien absolviert, und zu Dresden, wo er sich zum Besuche von Verwandten zeitweise aufgehalten, gesehen, hatten auf ihn einen so abstoßenden Eindruck gemacht, daß er einst die Äußerung that: „Wie schade, daß der schöne Genuß, den die musikalischen Aufführungen in der Dresdener katholischen Hofkirche gewähren, durch die widerlichen Faxen der Priester am Altare so sehr gestört werden; ich kehre denselben immer den Rücken zu, um mir den musikalischen Genuß nicht verkümmern zu lassen.“ Bei den tiefgewurzelten Vorurteilen gegen die katholische Religion, welche in dem protestantischen Pommern herrschen und durch die Erziehung, namentlich den Religionsunterricht der protestantischen Prediger in bedauernswerter Weise bestärkt werden, können solche Äußerungen nicht wundernehmen. Um so mehr muß man die Gnade Gottes bewundern, welche in einem so vorurteilsvollen Gemüte das Licht der Wahrheit anzuzünden vermochte. Im Anfange des Jahres 1851, nach einer längeren gefährlichen Krankheit Edmunds, zeigte sie ihr erstes stilles Wirken in ihm.

Zum Teil mochten es die politischen Wirren der damaligen Zeit sein, die so vielen Veranlassung zur Rückkehr in den Mutterschoß der Kirche geworden sind, zum Teil und vorzugsweise das Gefühl des Ungenügens in dem protestantischen Bekenntnisse, welches in dem sonst für religiöse Eindrücke empfänglichen Herzen Edmunds v. Braunschweig einen ihm selbst zuerst unerklärlichen Drang nach Befriedigung, nach Ruhe der Seele im Schutze einer — ihm noch unbekannten — Autorität hervorrief. Er besuchte, was zuvor schon einigemal aus reiner Neugier geschehen war, jetzt in diesem Seelenzustande die katholische St. Hedwigskirche in Berlin. Die warmen, tiefster Überzeugung vollen Worte des Predigers machten einen lebhaften Eindruck auf sein Inneres und gaben jenem unbestimmten Drange schon eine feste Richtung. Aber bei dem ersten und bei den an einigen Sonntagen folgenden Besuchen derselben Kirche war ihm das erhabenste Geheimnis unseres Glaubens, das heilige Meßopfer, noch so sehr ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, daß er, um den Eindruck der gehörten Predigt nicht zu stören, sich beim Beginn der Messe sofort entfernte. Eines Tages aber fühlte er sich unwiderstehlich getrieben, auch bei der heiligen Messe dazubleiben, und da war es, wo die göttliche Gnade ihn ganz ergriff, ihn auf die Kniee niederzog und den Entschluß in ihm zur Reife brachte, katholisch zu werden. Merkwürdig ist es dabei, daß Edmund bis dahin noch gar keine Kenntnis der katholischen Dogmen hatte, nur die unerschütterliche, fast unbegreifliche Überzeugung stand fest in ihm: die katholische Kirche ist der Hafen der Ruhe und des Friedens, nach dem du dich bisher mit ganzem Herzen gesehnt, in diesen Hafen mußt du einlaufen. Bisher hatte er niemand von dem, was sein Inneres bewegte, Kenntnis gegeben. Nun wandte er sich an einen ihm entfernt bekannten, sehr eifrigen Katholiken, that diesem seinen Entschluß kund und bat, ihn zu einem Priester zu führen, um die Religion kennen zu lernen, der sein Herz gehörte, ohne sie zu kennen. Seinem Wunsche geschah Genüge, und durch Gottes Fügung ward er der Leitung eines weisen, milden und apostolischen Priesters, des damaligen Propstes bei St. Hedwig, späteren Bischofs von Trier, Leopold Pelldram, anvertraut, der ihn nach dreimonatlichem sorgfältigen Unterricht, während welchem nie

auch nur der leiseste Zweifel an den ihm vorgetragenen Glaubenswahrheiten von seiten des Schülers empfunden wurde, am Feste des heiligen Aloysius, den 21. Juni 1851, in die katholische Kirche aufnahm. Inzwischen war sein Entschluß, katholisch zu werden, auf die größten Hindernisse von seiten seiner Familie gestoßen. Seine Mutter, der er sich zuerst anvertraute, war außer sich, hauptsächlich weil sie die traurige Trennung voraussah, die dieser Schritt bei den Gesinnungen des Vaters zwischen dem Sohne und der Familie herbeiführen würde. Aus diesem Grunde, noch mehr aber aus pietistischer Befangenheit riet ihm seine älteste Schwester Marie, „sich nicht von den Betrügereien der im Finstern schleichenden Priester verlocken zu lassen" — „da allein das Evangelium die Leuchte für unsere Füße sei" — „und wir nicht durch die abgöttische Messe und die pfäffische Absolution, sondern allein durch das kostbare Blut des Erlösers die Seligkeit gewinnen könnten." So schrieb im Jahre 1851 diejenige, welche im Jahre 1862 als Novizin der Barmherzigen Schwestern in Trier eines seligen beneidenswerten Todes starb. — Edmund v. Braunschweig ward, wie vorausgesehen, von seinem Vater gänzlich verstoßen und enterbt, zumeist auch deshalb, weil er seinem Entschlusse, katholisch zu werden, auch den, sich dem Priesterstande zu widmen, folgen ließ. Er widmete sich dem Studium der katholischen Theologie auf der Universität zu Breslau, ward Anfang 1852 von dem unvergeßlichen Kardinal Diepenbrock in dessen neuerrichtetes theologisches Konvikt aufgenommen und erhielt am 30. Juni 1855 die Priesterweihe durch die Hand des Nachfolgers desselben, des Fürstbischofes Heinrich Förster. Nach einjähriger Thätigkeit in der Seelsorge als Kaplan in Frankenstein und als Vorsteher des Waisenhauses für adlige Kinder zu Breslau, begab Edmund v. Braunschweig sich im Herbste 1856 zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom, kehrte nach fast zweijährigem Aufenthalte in der dasigen Accademia ecclesiastica 1858 von dort zurück und bekleidete danach vier Jahre lang die Stelle eines Hauskaplans und Geheimsekretärs des genannten hochwürdigsten Fürstbischofs von Breslau, der ihn 1862 zu seinem geistlichen Rate und Beneficiaten an der Domkirche ernannte. Der heilige Vater Pius IX., der ihn während seines Aufenthaltes in Rom mit gütigem und väter-

lichen Wohlwollen beehrt hatte, verlieh ihm im Jahre 1861 die Würde eines päpstlichen Geheimkämmerers.

Er hatte die Freude, daß mehrere seiner Geschwister in der Folge seinem Beispiele folgten und in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrten, und zwar zuerst sein Bruder Max von Braunschweig, geboren 1832, königlich preußischer Kavallerieoffizier. Derselbe hatte wie die übrigen Geschwister des Vorgenannten dessen Rückkehr zur katholischen Kirche nur mit Schmerz gesehen, besonders aber seinen Eintritt in den geistlichen Stand, und beschwor ihn, nachdem er sich mit ersterem Schritte mehr ausgesöhnt, doch dringend, „nur ja nicht Prediger zu werden." Allein auch Max' Herz sollte sich allmählich der Gnade öffnen. Trotzdem der Vater Edmund jeglichen schriftlichen Verkehr mit den Geschwistern untersagt hatte und ein solcher mehrere Jahre lang nicht stattfand, wirkte des Bruders Beispiel doch so auf Max, daß er sich angetrieben fühlte, sich mit der katholischen Lehre bekannt zu machen, was — vielleicht im Vereine mit den unablässigen Gebeten des Erstbekehrten für die Familie — seine zu Landsberg a. W. am Feste der heiligen Agnes, 21. Januar 1856, geschehene Rückkehr zur katholischen Kirche zur Folge hatte. Der Vater, zwar sehr erzürnt über diesen Schritt, entzog ihm doch seine Gunst nur auf kurze Zeit und söhnte sich mit ihm wieder aus. Derselbe war in erster Ehe mit einer Schlesierin, Freiin Melanie v. Koeller, und ist seit dem 15. Oktober 1890 in zweiter Ehe mit Gräfin Gregoria Boos zu Waldeck vermählt; seinen Wohnsitz hat er für gewöhnlich auf einer Villa bei Innsbruck.

Marie v. Braunschweig, geboren 1826, dieselbe, von welcher oben bereits die Rede war, ebenso von allem brieflichen Verkehr mit dem geistlichen Bruder abgeschnitten und inmitten ihrer protestantischen Umgebung fortlebend, „bewahrte," wie es in der Heiligen Schrift von ihrer erhabenen Namenspatronin heißt, „alle diese Worte in der Stille ihres Herzens," und zeitigte so die Frucht, welche sie einige Jahre später in einem Briefe an Edmund v. Braunschweig in dem Entschlusse aussprach, seinem Beispiele folgen und katholisch werden zu wollen. Ihre Bekehrung dürfte nächst der Gnade Gottes hauptsächlich der Fürbitte der allerseligsten, unbefleckten Jungfrau zuzuschreiben

sein, deren Medaille sie als Protestantin bereits mehrere Jahre trug; ihr erster, fester Entschluß stammt, wie sie dem Bruder mitteilte, von einem Maitage her, an dem sie sich plötzlich getrieben fühlte, das Ave Maria zu beten, welches ihr Edmund früher mitgeteilt, sie sich aber immer zu beten gescheut hatte. Ein zweimaliger Aufenthalt in dem katholischen Badeorte Franzensbad in Böhmen brachte ihren Entschluß zur Reife und sie legte zugleich mit ihrer jüngeren Schwester Elisabeth, deren Herz ebenfalls durch der älteren Schwester Einfluß für die Wahrheit gewonnen war, am Feste der Heimsuchung Mariä, 2. Juli 1857, das katholische Glaubensbekenntnis in die Hände des hochwürdigen Fürstbischofes von Breslau in dessen Hauskapelle, im Beisein des aus Rom zu dieser heiligen Feier herbeigeeilten geistlichen Bruders, ab. Der letztere hatte die Freude, im Sommer des folgenden Jahres, in der Oktave des heiligen Fronleichnamsfestes; 8. Juni 1858, auch seine jüngste Schwester Sophie in der Hauskapelle des fürstbischöflichen Priesterseminars zu Breslau in den Schoß der katholischen Kirche aufzunehmen. Alle drei Schwestern wurden infolge ihrer Konversion für mehrere Jahre aus dem Vaterhause verbannt; die beiden ältesten lebten zuerst im Hause des in letzter Zeit so viel genannten trefflichen Grafen Clemens August v. Schmissing-Kerssenbrock[1]) zu Brincke in Westfalen, später mit der jüngsten Schwester vereint zu Görlitz in Schlesien. Marie trat in den Orden der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Karl Borromäus und starb schon 1862 eines heiligmäßigen Todes an der Schwindsucht im Noviziate zu Trier. Die beiden jüngsten Schwestern durften zur selben Zeit in das väterliche Haus zurückkehren, wo sie seitdem lebten. Sophie trat jedoch 1868 in das Kloster der Salesianerinnen zu Thurnfeld bei Hall in Tirol, starb aber

[1]) Vaters der drei preußischen Offiziere dieses Namens, die wegen ihrer korrekt kirchlichen Anschauung über das Duell auf königlichen Befehl aus der Armee entlassen wurden. Wie P. Ludwig v. Hammerstein in seinen Erinnerungen eines alten Lutheraners, 4. Aufl. Freiburg 1898, S. 128 erzählt, war er als Original bekannt und hatte sich den Beinamen „Konvertitenpater“ erworben, weil er sich der Konvertiten mit Rat und That annahm, ihnen auch wohl, wenn sie von ihren Familien verstoßen wurden, gastliche Aufnahme in seinem Hause gewährte.

schon 1872. Elisabeth trat 1886 in dasselbe Kloster und lebt daselbst als Ordensfrau.

Die Eltern söhnten sich mit dem Religionswechsel ihrer Kinder aus. Beide hatten sogar ihre Tochter Sophie in ihrem Kloster besucht. Die Mutter, welche ihrem Sohne Edmund überhaupt nie gezürnt hatte, starb 1870. Der Vater versöhnte sich auch mit Edmund und als er 1882 im Alter von fast neunzig Jahren starb, umgaben seine katholischen Kinder Edmund, Max und Elisabeth sein Sterbebett.

Edmund v. Braunschweig hat in der Zeit des Kulturkampfes seinen Wohnsitz in Rom genommen und ist mit der Würde eines päpstlichen Hausprälaten ausgezeichnet worden. Leider ist es seine Kränklichkeit, die ihn nötigt, auf deutschem Boden Stärkung und Linderung zu suchen.

Dr. Heinrich Maas.

Heinrich Maas, geboren am 1. April 1826 zu Hemsbach an der Bergstraße. Schon in den ersten Wochen seines Lebens verlor er seinen Vater, einen jüdischen Handelsmann, und als zwei Jahre später seine noch sehr jugendliche Mutter den Pferdehändler Würzburger in Rohrbach heiratete, kam er mit ihr in dessen Haus. Nachdem er von Ostern 1839 ab eine Privaterziehungsanstalt zu Weinheim und vom Herbst 1843 ab das Lyceum in Mannheim besucht hatte, bezog er 1846 die Universität Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren. Im Herbst 1848 ging er nach Berlin und hörte dort neben juristischen auch philosophische und theologische Vorlesungen, denn er suchte bereits Antwort auf allerlei ihn beschäftigende Fragen, die ihm freilich weder Neander noch Hengstenberg, deren Kollegien er besuchte, zu geben vermochten. Nach Ablegung der Staatsprüfung arbeitete er als Rechtspraktikant zu Sinsheim, Mannheim, Waldshut und Waldkirch, an welch letzterem Orte er in Verkehr mit einem katholischen Geistlichen kam, der ihn im katholischen Glauben unterrichtete. Zu Isenheim in Elsaß erhielt er im April 1852 die heilige Taufe.

Als er bald darauf nach Freiburg versetzt wurde, erwarb er sich das Vertrauen des Erzbischofs Hermann von Vicari in einem Grade, daß dieser ihn für den Dienst der Kirche zu gewinnen suchte. Maas opferte seine Aussichten auf die Vorteile des Staatsdienstes und trat als erzbischöflicher Sekretär seinen Dienst an, wurde aber bald Direktor der erzbischöflichen Kanzlei, Rechtsrat des Ordinariats und Offizialsrat. In dem großen Principien-

kampfe zwischen Staat und Kirche in Baden lieh er letzterer seine Kraft und sein reiches Wissen, weshalb er auch von den liberalen Kirchenstürmern eben so gefürchtet wie gehaßt war. Seine gewandte Feder unterstützte die katholische Presse, die Tagesblätter wie die fachwissenschaftlichen periodischen Schriften. Von großer Bedeutung wurde für die allmähliche Beilegung des Kulturkampfes auch in Preußen seine Schrift: „Zum Frieden zwischen Staat und Kirche" (1880). Wie zu dieser Arbeit ihn Johannes Janssen angeregt hatte, so auch zu seinem Hauptwerk: „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden" (1891).

Maas war ein frommer Mann; täglich hörte er die heilige Messe und betete viel, zumal für seine zahlreichen Widersacher. Seine irdischen Güter, mit denen ihn Gott gesegnet, hat er in christlichem Geiste verwendet.

Nachdem ihn schon im August 1893 ein Schlaganfall getroffen, erlag er einer Wiederholung desselben am 12. Nov. 1895. (Siehe den Nekrolog mit Porträt in der Alten und Neuen Welt 1896, S. 350 und das Verzeichnis der Schriften in Keiters Katholischen Litteraturkalender 1897, S. 125.)

P. Dekker,

holländischer Schriftsteller.

P. Dekker, Herausgeber der Wochenschrift „Die Handwyzer" gehörte der bibelgläubigen Partei an und sein Übertritt zur katholischen Kirche, der am Himmelfahrtstage 1852 erfolgte, rief eine große Aufregung im Lande hervor. „Das Beispiel des Herrn Dekker," hieß es im „Flambau", einem Organ der geheimen Gesellschaften in Holland, „wird von vielen anderen Orthodoxen gefolgt sein, die sich auf einem Abhange bewegen, der nach Rom führt. Mögen sie nach jenem Rom gehen, dem sie vielmehr angehören als dem Protestantismus. Besser ist ein offener Feind, wie der wahrhafte Katholik, als ein falscher Freund, wie es der Orthodoxe ist, der unser so vortreffliches Princip der individuellen Denk- und Glaubensfreiheit nur verdirbt."

Dekker, ein äußerst scharfer und logischer Denker, der auch von seinen größten Feinden hochgeachtet war, hat die Motive seines Rücktritts in der Einleitung einer kleinen Schrift auseinandergesetzt, die er bei Gelegenheit der Verkündung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis schrieb und 1855 unter dem Titel: „Die Ansichten Bossuets über die Unbefleckte Empfängnis der Mutter Gottes" zu Amsterdam herausgab.[1]) Es heißt darin:

„Es gab eine Zeit, da ich wirklich protestantisch war und eine Art von Behagen darin fand, es zu sein. Ein absonderliches Behagen allerdings, das nur aus dem alten Schlangengezisch: eritis sicut Deus, zu erklären ist. In tausend lieblichen

---

[1]) Het gefoelen van Bossuet over de onbevlekte ontfangenis der Moeder Gods.

Tönen und tausend Büchern, als Hall und Widerhall der Außenwelt, trat es an mich heran, erregte die Leidenschaften, die noch in meiner Seele schlummerten, und vermischte sich mit den ersten Lauten derselben. Unter Begleitung dieses ineinander geflossenen Sanges, der sich stets stärker erhob, wurde ich von Thorheit zu Thorheit fortgezogen.

Das Christentum, das ich zuerst kennen lernte, war der Glaube des sächsischen Mönchs, der über den Boden des Rationalismus an mich kam. Ich ward auf einmal so konsequent protestantisch — insoweit der nach Gottes Bild geschaffene Mensch solches sein kann — daß ich meine Lehrmeister weit überholte und mich alsbald auf dem breiten Wege des Verderbens befand, dessen Ende die Emancipation des Fleisches ist, und auf welchem die Groninger Schule Posten gefaßt hatte. Ich kannte gleichwohl die Schule nicht, und bemerkte erst später, als ich sie von weitem sah, daß ich ganz von selbst und wie spielend in ihrem Umkreise gewesen war und am Abhange des glänzenden Abgrundes ihrer modern heidnischen Sinnesvergötterung gestanden hatte. Ein Abgrund, in welchen man nicht hineingerät ohne die Verleugnung von Christi ewiger Gottheit, ohne die Verschmähung seines erlösenden Kreuzes, doch allzeit noch, wenigstens hierzulande, unter scheinheiliger Kundgebung herzlicher Geneigtheit und Freundschaft für den gutherzigen Jesus, den braven und für seine Zeit weisen Meister in Israel, den Vorläufer und Geistesverwandten des Mensch-Gottes Spinoza.

Es war ein Augenblick in meinem Leben, ein Augenblick entsetzlichen Leichtsinnes, daß meine Lippen sich zu grausamen Lästerungen bewegten. . . . Das Glaubensbekenntnis, das ich in meinem neunzehnten Jahre, behufs Aufnahme in eine protestantische Gemeinde, schrieb, war voll davon. In gewisser Beziehung war es nicht viel anderes als ein Gemisch von Deismus und Naturalismus, und der Heiland der Welt hatte die Ehre, von mir als ein sehr vollkommener Mensch anerkannt zu werden, dessen Vorbild der Nachfolge wert sei. Meine Vorstellung von einem und dem anderen war so nackt — denn ich kannte die Taktik nicht, Gottlosigkeiten unter kirchlichen Bezeichnungen auszusprechen — daß sie selbst den Predikanten ein wenig ärgerte. Doch behinderte es meine Aufnahme in die

Gemeinde nicht. Die freie Forschung muß immer geehrt werden, auch in einem Jünglinge von neunzehn Jahren.

Doch da kam meine Natur schleunigst zu Hilfe, denn in ihrem innersten Wesen, wie sehr auch ihr unbewußt, war sie katholisch und auf die Dauer nicht eingerichtet, ein solcher Gotteslästerer zu sein. Ihre Konstitution war stark genug, um die Krankheit, eine Folge des eingesogenen Pesthauches, zu überstehen und das Gift herauszuwerfen.

Ein Jahr später vernichtete ich das schändliche Machwerk.

Ich blickte nun anderswo hin. In weiter Ferne entdeckte mein Auge ein hochflatterndes Panier, auf welchem noch das Zeichen des Kreuzes blinkte. Es war „das Teisterbandsche Kriegspanier". Ach! es war aufgepflanzt auf einem dunkelgrauen Gerüste, einer Vaubanschen Festung voll scharfer Ecken und ohne Schönheit, schon halb geschleift und nahe daran, in Schutt zusammenzusinken. . . .

Ich habe kaum nötig zu sagen, daß es die Dichtungen Bilderdijks[1]) waren, die meinem Leben und Denken eine neue und bessere Richtung gaben. Diese Poesie sprach stets von den höchsten Dingen, von den Wahrheiten des Christentums, und zwar in einer unendlichen Verschiedenheit der Formen, mit einem Nachdruck und einer Glut, die ein Ärgernis und zugleich ein Schrecken waren für die kalte, kleingeistige, intrigierende Welt der Aufklärung und des Fortschritts, die der große Dichter die seine nennen mußte . . . Auf den Flügeln seiner Klänge wurde ich zuerst zu Christo geführt aber zugleich auch einigermaßen zu der alten reformierten Orthodoxie, die, streng durchgesetzt, Christus wieder aufhebt, aber auf eine dem Rationalismus gerade entgegengesetzten Weise, nicht dadurch, daß der Herr der Herrlichkeit entthront und mit einer kargen Lehrerpension fortgeschickt wird, vielmehr dadurch, daß sie ihm auf seinem Throne selbst die Hände bindet und ihn der Verfassung des alten Schicksals unterwirft . . .

Gesehen in dem prächtigen Lichtglanz der Bilderdijkschen

---

[1]) Willem Bilderdijk einer der fruchtbarsten und berühmtesten neueren Dichter Hollands, geboren 1756 zu Amsterdam, gestorben 18. Dez. 1831 zu Haarlem.

Poesie schien mir die Orthodoxie anfänglich wirklich das Christentum zu sein. Es war nur ein Augenblick der Betäubung. Allmählich dämmerte es mir, und es schien mir, daß diese Orthodoxie im Grunde wiederum nichts war als der Glaube des sächsischen Mönches, aber durch die eiserne Faust des hartnäckigen Calvin aus seinen unvermeidlichen Konsequenzen gewaltsam zurückgehalten und zu einem ungeheuerlichen System von Stoicismus geformt, in welchem Gott als die Ursache des Bösen vorkömmt, als ein abscheulicher Tyrann, ein „Moloch von verfremdlicher Barmherzigkeit", und der Mensch als ein Teufel in dem Fleische, phantasierend von einem Christus, einem Erlöser zum Scheine, der wohl auch der Gott des Himmels und der Erde war, aber nichtsdestoweniger machtlos, um die Sünde, deren Überwinder er ist, aus uns hinwegzunehmen. — Sonderbare Erlösung! . . .

Der alte reformierte Kirchenglaube ist seinem eigentlichen Wesen nach ein Thal des Todes, ein steinernes Trauerkleid, darin das Edelste, das in uns ist, mitleidlos erstickt wird. Unser freier Wille ist aufgehoben, und der Mensch, bei dessen Erschaffung Gott mit sich selbst zu Rate ging, wird da zu einem gedankenlosen Werkzeug erniedrigt, das durch eine unwiderstehliche Macht in Bewegung gesetzt wird, um mit derselben Gleichgültigkeit zufällig das Gute und zufällig das Böse zu thun. Calvin wußte dies System mit einigen Bruchstücken der großen auseinandergerissenen katholischen Wahrheit zu umgeben, und diesem Kunstgriff ist es zu verdanken, daß es eine Zeit zusammengehalten wurde und imstande war, die Geister, welche noch das Bedürfnis des Glaubens fühlten, zu beherrschen. Die Herrschaft ist nun vorüber . . .

Es waren die großen Wahrheiten der katholischen Kirche, aus ihren goldenen Ketten übermütig losgerissen und einsam als so viele Lichtflecken über das verdunkelte Sternenfeld des düstern Calvinismus hingestreut, welche Bilderdijk, so oft der mächtige Geist der Poesie ihn ergriff, mit kühner Hand in einem Bündel sammelte und vor den unwilligen Ohren seiner Zeitgenossen in dichterischer Entzückung besang.

Es waren auch nur diese Wahrheiten, welche mich anzogen und an die ich mich sogleich, als ahnte ich, von woher sie

stammten, mit Begeisterung und tiefer Überzeugung anklammerte. Aber alles, was durch den angeblichen Reformer ausgedacht worden, ließ ich unangerührt liegen. Niemals habe ich mich auch nur einen Augenblick mit einer der strengen Lehren des Calvinismus befreunden können; er grinste mich an wie eine trostlose Wüstenei. In den schwermütigen, hie und da auf einem Sandhügel zerstreuten Zelten seiner Bekenner konnte ich nicht Platz nehmen . . .

Selbst der mächtige Genius eines Bilderdijk ist nicht imstande gewesen, die katholischen Bruchstücke der Orthodoxie wieder in Ansehen zu bringen. Vergeblich hat dieser große Geist ein Lebenlang sich abgemüht, sie mit Leben zu beseelen. In die unreine Atmosphäre des gottlosen Calvinismus aufgenommen, waren sie darin versteinert, und alles, was Bilderdijk daran hat thun können, ist, daß sie noch jetzt in ihrer unbeweglichen Gestalt daliegen, als ernsthafte und geheimnisvolle Sphinxe den Eingang des nackten Kirchhofs der reformierten Orthodoxie bewachend. Denn nicht das Licht der Wahrheit selbst wurde durch Bilderdijk gegeben, sondern nur ihr glänzendes Farbenfunkeln. . . . Ich konnte also bei ihm nicht stehen bleiben. Er selbst wies mir den Weg, als es für mich, nachdem ich lange ihm zur Seite gegangen, endlich ein dringendes Bedürfnis ward, selbständig in den Besitz der Wahrheit zu gelangen. Sagte er doch:

Es sinkt mein Sang mit mir ins Grab,
Ich sang ihn für die Erd',
Doch was dem Sange Ursprung gab,
Wird nicht vom Sarg beschwert.

Der Ursprung nun lag im Christentum und also im Katholizismus, wenigstens wenn das Christentum als Ursprung der Bilderdijkschen Dichtungen einigen positiven Wert haben soll . . .

Ich habe, fährt er fort, nur die zwei Extreme genannt, zwischen denen ich mich bewegte: Rationalismus und Orthodoxie. Die hundert Nuancen, die zwischen diesen Extremen liegen, lasse ich unerwähnt. Welch ein Chaos, wo jeder denkende und nicht denkende Mensch seine Meinung abgiebt, und woraus die sonderbarsten Figuren hervorgehen, wie sie nur die erschreckte Phan-

tasie in einem ängstlichen Traume erzeugt. Aller Meinungen wirbeln und spucken und fechten in diesem Gemenge herum und rufen einander zu, daß sie eine jede das wahre Christentum seien, aber freigemacht, reformiert, gereinigt, und nochmals freigemacht und nochmals reformiert und nochmals gereinigt, und immer wieder aufs neue, in dem Feuerofen der durch Unglauben und Aberglauben umnebelten, durch Weltdienst und Naturvergötterung erhitzten Gehirne. Dantes Hölle mit ihren sich stets verengenden Kreisen!

In dem Maße, als meine Gemütsstimmung sich erhellte oder schwärzer ward, als diese oder jene Sinnesneigung die Oberhand gewann, oder mein Lebenslauf sich gestaltete, ward ich durch den ganzen Kreis dieser Irrtümer, von einem zum anderen, herumgetrieben, um kürzere oder längere Zeit dabei zu verweilen. Es ging mir wie den Thoren, die unlängst im „Katholiken“ so richtig geschildert wurden, welche die ganze sittliche Welt mit ihren zwei Händen erfassen, sie herumdrehen und sagen, mich dünkt, es ist so. Das Erfassen und Herumdrehen ist ein Recht, welches der Protestantismus jedem Individuum gegeben hat, um damit fortwährend nach allen Windrichtungen herumzuschwirren. Man nennt dies das Recht der freien Forschung.“

Nachdem er dieses Privilegium des Protestantismus beleuchtet, fährt er fort: „So hat man denn unter der allgemeinen Benennung Protestantismus einen großen dehnbaren Kreis gefunden, worin sich alle Irrtümer, die von den frühesten Zeiten an, ein jeglicher für sich und auf eigene Rechnung, die Kirche bekämpft hatten und von ihr waren verurteilt worden, wieder zusammenfanden, um aufs neue die Kirche anzufallen, aber jetzt nicht mehr als individuelle Meinungen und lose Irrtümer, vielmehr wie in einer einzigen Sturmfahrt gegen die Grundfeste der Kirche selbst: die unfehlbare Macht. Der Haß gegen diese Macht war die alleinige gemeinschaftliche Losung. Und darum hat selbst der Jansenismus mit seinen noch immer katholischen Kirchenfeierlichkeiten und Sakramenten, wie sehr diese auch bei der Gegenpartei verabscheut sind, in diesem Kreise seinen eigenen Platz, deshalb, weil auch der Jansenismus sich im Aufstande befindet gegen diese Macht.

Aber die Empörung gegen die Macht Roms, in welche Tausende und Tausende blindlings und ohne jemals untersucht zu haben, mit fortgerissen werden, ist in ihrem eigentlichen Wesen nichts anderes, als eine schlau verdeckte Empörung gegen Christum, dessen Statthalter auf Erden der Papst ist. Die Geschichte dieser Empörung, wie sie von Lästerung zu Lästerung fortgeschritten ist und bis in ihre letzte Phase sich entwickelt hat, kommt in Luther und Voltaire zum Vorschein. Wenn die plumpe Gestalt des Vaters des Irrtums mit Kanne und Becher sich auf einer Holzbank wiegt und flucht, gilt es — dem Papst; wenn die magere Figur des Patriarchen der Philosophen sich in einem samtenen Lehnstuhl pflegt und lacht, gilt es — Christo . . .

„Vom Rationalismus war ich zur Orthodoxie hingeirrt. Das war auf der Bahn des Protestantismus ein großer Schritt rückwärts gethan. In der gegenwärtigen Zeit noch Protestant heißen zu wollen und sich hinzuneigen zu der reformierten Orthodoxie, ist etwas, was sich schwer noch vereinigen läßt. Ich befand mich denn auch manchmal in der Enge, wenn es sich darum handelte, eine der christlichen Wahrheiten von meinem Standpunkte aus gegen den Rationalismus, der sie dreist hinwegleugnete, zu verteidigen. In der Orthodoxie sind hierfür keine Waffen zu finden. Ihre katholischen Elemente sind verbraucht. Mit diesen hat sie eine Zeit lang den natürlichen Verlauf des Protestantismus aufzuhalten gewußt, aber endlich hat dieser, unter dem Namen des lebendigen Christentums, all seine frevelhafte Kraft zusammengenommen, und der Auflösungsprozeß hat begonnen . . . Rationalismus und Orthodoxie sind die zwei Enden einer und derselben Kette, die eine Zeit lang, scheinbar feindlich, weit auseinanderliegen, doch zuletzt in einem gegebenen Punkte, dem Nihilismus, wieder ineinandergreifen. Beide vernichten mit der Anwendung ihres Anfangsgrundes den Menschen, die Orthodoxie, indem sie ihn zu einer vernunftlosen Maschine herabwürdigt, welche von Gott nach Willkür zum Guten oder zum Bösen getrieben wird; der Rationalismus, indem er ihn zu hoch erhebt, so daß er über Gott zu stehen kommt und sich zum Herrn dieses seines Schöpfers zu machen sucht. Das Endziel des Protestantismus, das Verderben des Menschen, wird somit

auf zwei verschiedenen Wegen erreicht. Beide Richtungen ziehen sich in ihrem wahnsinnigen Kampf gegen die Kirche nach hinterwärts zurück, bis sie auf dem leeren Punkt, von wo sie gemeinschaftlich ausgegangen sind, gegeneinander stoßen und den Kampf unter sich beginnen. Ist es zu verwundern, daß die Mensch-Maschine bei dieser Begegnung von dem Mensch-Gott zermalmt wird? . . .

Die Bewegung der Wahrheit im Geiste ist der Zirkel des Lebens. Er kehrt unaufhörlich zu seinem Anfang zurück, um es unaufhörlich bestimmter und ausführlicher auszudrücken. Dadurch entwickelt sie sich stetig, aber verändert sich nimmer.

Ich finde in diesen Worten eines unserer ausgezeichnetsten Männer die lange Geschichte, die zu meinem Übergang in die katholische Kirche führte, in kurzen aber vielbedeutenden Zügen zusammengefaßt. Der Übergang war nicht etwas Zufälliges oder von außen Kommendes. Ich müßte mein ganzes Leben bis in seine kleinsten und unbedeutendsten Besonderheiten hier durchgehen, wollte ich zeigen, wie der einmal empfangene Anfang der Wahrheit unter höherem Schutze und wie unter dem Strom durch sich in mir fortbewegte, unaufhörlich bestimmter und ausführlicher sich umschrieb, stets sich entwickelte, aber niemals veränderte. Es ging mir da wie mit dem Wachstum unseres Körpers, das wir nicht fühlen und das niemand belauschen kann.

Der Anfang der Wahrheit war als ein zarter Keim in mein Herz gelegt, aber finstere Vorurteile und unsinnige Märchen hatten sich alsbald eingenistet und hielten wie ein klebriges und erstickendes Spinngewebe die Entwicklung dieser Keime auf. Welch ein Kampf gegen diese Vorurteile und Märchen, deren Nichtigkeit und Falschheit ich fühlte und doch nicht auseinanderreißen konnte. Sie ließen sich nicht greifen, denn sie waren nirgends zu finden — und doch überall. Niemand wußte, woher sie kamen, und gleich den geistlichen Bosheiten in der Luft, worüber der Apostel spricht, fielen sie von allen Seiten nieder. Doch bei allen meinen Verstandesoperationen und bei allen meinen beklagenswerten Querzügen durch das Feld der Irrtümer blieb die wahre katholische Kirche, wenn schon in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, mir doch allzeit zur Seite stehen. Sie

hauchte mir immer wieder Mut ein und hob mich auf, wenn ich in der Verwirrung der freien Untersuchung ermattet lag. Sie hatte in meine Nähe ein lebendiges Vorbild kräftigen Glaubens gelegt, welches mir besser lehrte, was mir mangelte, als das beste Buch mir hätte beweisen können, und in meinem Herzen ließ sich die Klage vernehmen, nicht in der Kirche geboren zu sein. Mich dünkte, ich würde dann ebenso haben glauben und ebenso kräftig darin gewesen sein können. Nun soll ich wohl niemals den Mut haben, zur Kirche überzugehen, und war auch ein Augenblick, daß ich mir einmal einbildete, diesen Mut zu fassen, und mich unaussprechlich glücklich fand in diesen lieblichen Gedanken, dann überflogen mich wieder die bleichen Vorurteile, und ich blieb wie ich war, ein armseliger Protestant, der sich selbst nicht bekennen wollte, wie sehr es sich ihm auch zuweilen aufdrang, daß er weit hinter dem einfältigsten Katholiken zurückstand . . .

Bald näherte ich mich der katholischen Kirche und bald zog ich mich wieder von ihr zurück, sobald sie nur eine ernstere Miene zeigte und von Unterwerfung sprach. Als der Andrang stärker zu werden begann, als es mir immer klarer ward, daß hier ein tief durchdachter Zusammenhang war von Ordnung und Sittlichkeit, der notwendig der Ausfluß höheren Wissens, die Wirkung einer höheren Macht, als die des menschlichen Geistes allein sein mußte, machte ich die sonderbarsten Wendungen, um der notwendigen Nutzanwendung zu entgehen. Ich suchte wohl Befriedigung für meinen Verstand und Gemüt, und ich suchte sie in der katholischen Kirche, aber an ihren strengen Wahrheiten wollte ich vorbeigehen. Ich öffnete mein Ohr jeglicher Einflüsterung zum Bösen, was hinreichte, um nicht zu glauben . . .

Zwanzig Jahre und mehr mußte ich in dem Labyrinth der Irrtümer mich herumbewegen, um das zu finden, was so nahe, was in uns selbst liegt. Endlich wurde meine Bethörung, die vor nichts zurückscheute, beispiellos stark angegriffen. Es trat ein Ereignis ein, welches mich in eine Welt von Schmerz ausführen sollte, von deren Vorhandensein ich kaum eine Ahnung hatte. Alles, was mir lieb und teuer war und mir am Herzen lag, erhob sich und stand auf gegen mich. Das Band der Schönheitsformen, das mich, wenn auch noch so lose, an die

katholische Kirche band, wurde plötzlich und mit Gewalt zerrissen. Es entstand eine entsetzliche Leere um mich, die entsetzlicher sich noch in mir selbst zurückspiegelte. Das Lichtmeer der Welt und die Finsternis der Hölle strömten zusammen, und die grausame Mischung, der ich keinen Namen zu geben weiß, stürzte auf mich nieder. Alles wurde von seinem Platze gerissen und zertrümmert. Die Bruchstücke von Anfängen und Meinungen, wild durcheinandergeworfen, fielen in den bodenlosen Abgrund des Nichts. Die Vernunft verzweifelte. Die Nacht des Zweifels war gekommen. Ich erfaßte alles und hielt nichts fest. Was ich des Morgens annahm, mußte abends verworfen werden. Die freie Forschung warf ihre letzten frischen Karten in das Spiel.

Ich werde den dunklen Spuren dieser Tage nicht nachgehen, noch die tiefen Furchen wieder aufgraben, die sie gezogen. Solange man nicht die feste und gereinigte Hand eines Augustinus hat, ist es besser, solche Wunden nicht zu berühren.

Monate und Jahre vergingen, während welchen ich mich so ganz auf mich zurückzog und als eine Beute unsäglicher Schmerzen durch das Leben ging. Ich hatte mit dem Leben gebrochen, wonach ich nichts mehr zu fragen und auch nicht zu geben hatte. Es war und blieb, wo ich es auch erfassen mochte, in mir oder außer mir:

„Wie der Abend auf einem Schlachtfelde
Voll von Trümmern — einsam — stumm!“

Da war keine Zukunft, und auf der Vergangenheit, die da wie eine eklige mißgeformte Leiche niederlag, konnte mein Haupt, das noch Denkkraft genug besaß, nicht ruhen. Ist es ein großes Unglück, dann das Leben verlassen zu müssen, lange bevor der Tod uns das Grab gegraben hat?

Möglich, daß die Festigkeit meines Geistes sich noch meinem Herzen mitgeteilt hatte; von Zeit zu Zeit stiegen sanftere Anklänge aus seinem zerrütteten und umgewühlten Boden auf, Erinnerungen, wie von einer lieblichen Musik, die nach Versöhnung suchten mit der Gegenwart. Diese Erinnerungen führten eine andere, bessere, erneuerte Reihe von Begriffen herbei. Die abgerissenen Fäden knüpften sich wieder fest. Die katholische Kirche zog wieder meine Aufmerksamkeit auf sich. Das

Licht ihrer Wahrheit traf mich nun stärker als je zuvor, erst noch wohl wie eine herumirrende Wolke, die auf die Baumwipfel einen Schatten wirft, dennoch umstrahlte es mich sogleich in seiner ganzen Fülle."

Dekker fing nun an, sich wieder mit den Lehren und Institutionen der Kirche zu beschäftigen und sie mit dem Protestantismus zu vergleichen. Das Resultat derselben zeigte ihm den Weg nach Rom, doch noch immer widerstand er dem Rufe. „Stets noch," sagt er, „wollte der kalte abstrakte Verstand seine verräterische Rolle spielen und nichts von Unterwerfung wissen. Ungefähr ein Jahr vor meiner öffentlichen Rückkehr in den Schoß der Kirche, schrieb ich in mein Tagebuch:

„Ich müßte sofort römisch werden, gäbe ich der Sprache meines Herzens Gehör; alle meine Neigungen wenden sich ihr zu. Es ist mir ein Bedürfnis und eine Wohlthat, an bestimmten Sonntagen nach der römischen Kirche zu gehen, aber mein Verstand hält die Wacht und wird sich nicht in den Schlaf singen lassen!"

Der satanische Hochmut, wie bald sollte er gebeugt werden.

Einige Zeit später finde ich schon folgendes aufgezeichnet:

„Ich bekomme jeden Tag mehr Abneigung gegen die protestantische Kirche. Ich hasse ihren vielartigen Unglauben. Ich halte dafür, daß ihre Zeit vorüber ist ... Mehr und mehr entwickelt sich meine Hinneigung zu der römischen Kirche. Ich denke täglich über sie nach und da fällt zuweilen ein Einwurf fort. Wenn ich noch eine Zeit lang lebe und es so fortgeht, werde ich sicher noch römisch. Steht die Überzeugung einmal bei mir fest, dann soll auch niemand auf der Welt mich von dem Übergang zurückhalten ...

Es kommt ein Augenblick, ein feierlicher Augenblick, sagt Lacordaire, da der Irrtum schwindet, schneller als ein Schatten, danach die Hand greift, und der Mensch sich nackt, ohne Glauben, wankend der Wahrheit gegenüber befindet.

Dieser Augenblick war für mich gekommen. Ich weiß es nicht zu sagen, an welchem Tage, in welcher Stunde. Niemand erspäht den rechten Moment, wo die Nacht in den Tag übergeht. Noch ist es unten zweifellos dunkel, während oben schon das Licht durchdringt — es ist dieselbe Stunde, und es ver-

breitet sich überall. Weniger noch wissen wir den unteilbaren Zeitpunkt, da die Gnade zum Ziele kommt und ihr geheimnisvolles Wirken vollführt. Der Augenblick ist von Gott, nicht von uns selbst. Die Seele zieht sich nach ihrem Mittelpunkt zurück, in die Tiefe ihres inneren Seins, wohin kein geschaffenes Auge dringen kann, und wo unsere Persönlichkeit, unser wirkliches Ich wohnt.

Schon waren alle Einwürfe, die ich jemals gegen die Kirche erhoben hatte, einer nach dem anderen, fortgefallen. Ich hielt sie für Wahrheit, doch glaubte nicht.

Der Glaube ist keine Folge strengen Denkens oder kühler Überlegung, sondern Gott ist es, am Herzen fühlbar.

Da stand ich, armer Empörer im Reiche Gottes, auf dem einsamen schweigenden Felde meines verwüsteten Lebens, abgesondert von der ganzen Welt, mitten unter Trümmern, schaudernd und mit meinen Gedanken, meinen befleckten Gedanken allein. Ich klagte nicht mehr, noch murrte ich, daß der rauhe Sturm mich zermalmt hatte und so tief niedergeschlagen in den Sand. Ich hatte mit dem Himmel noch nicht gebrochen, ich war noch kein Feind Gottes . . .

Der Abgrund spie seine Gespenster aus, um mich zu ängstigen. Über die Schutthaufen traten sie herein. Du verrätst die heilige Sache der Reformation, du verwirfst Gottes Wort, du zertrittst Christum — flüsterten sie mit heuchlerischen Stimmen. Was ich seit langem weggeworfen, brachten sie wieder: die Götzenbilder Luthers und seiner Genossen. Künstlicher als unsere Romanschreiber erzählten sie den Kampf der Väter für die Freiheit des Gewissens, und auf den Trümmerhaufen spielten sie ihn noch einmal vor. Das märchenhafte Blut der durch den Irrtum nachgebildeten Märtyrer wallte auf aus dem dürren Boden, wo ich stand, um meinen Füßen den Platz streitig zu machen. Vergeblich. Blutstrom und Gespenster verblaßten und wichen zurück, aber tiefer griff der Verführer mich an mit dem Haß, der Feindschaft, den Thränen . . . Die Wahl ward gelassen . . .

Was wollte ich . . .? Leben und Tod waren in wunderlichem Zweikampf. Der letzte Gedanke, der aus meiner Seele sich erhob, stieg auf zu Gott. Er nahm ihn an, strömte sein Licht auf ihn aus — der Glaube war mir gegeben. Ich war aus

Ägypten, dem Lande der fremden Götter erlöst. Es war am 15. August 1852, dem freudevollen Feste Mariä Himmelfahrt, als ich mich zum erstenmal der heiligen Kommunion nahte.

Ich fühle mich verlegen und ohne Worte bei der Erinnerung an jene Stunde, und habe nichts als meine stille Anbetung ...

Es konnte nicht ausbleiben, daß mein Übergang die bösen Leidenschaften in Gang brachte. Überflüssig brausten sie auf und ihr schmutziger Schaum spritzte bis vor meine Füße.

An dem Fuße des Altars, an dem prächtigen Abend des 13. August und in Gegenwart dessen, der uns freigekauft hat mit seinem kostbaren Blute, habe ich ihre Erbschaft angetreten, gleichwie ein gutes Kind mit aller ihm innewohnenden Liebe die ärmliche Nachlassenschaft einer auf der Welt wenig ausgestatteten Mutter annimmt. Warum soll ich für mich einen anderen Teil verlangen! Bitten wir denn nicht täglich mit der heiligen Kirche um die Gnade, mit und für und wie unser Herr und Erlöser leiden zu dürfen, damit wir, in seiner Liebe lebend, leidend und sterbend, auch mit ihm und durch ihn ewig selig sein möchten?"

August Lewald.

Der Sohn eines sehr wohlhabenden jüdischen Kaufmanns zu Königsberg in Preußen ward August Lewald daselbst den 14. Oktober 1792 geboren. Lebhaften Geistes und mit trefflichen Anlagen ausgerüstet besuchte er das Gymnasium, um sich für einen gelehrten Stand vorzubereiten. Nach dem früh erfolgten Tode seines Vaters aber mußte er sich gegen seine Neigung dem Handelsfache widmen, unterließ jedoch nicht, sich nebenbei eifrigst mit den modernen Sprachen, Kunstgeschichte und selbst der praktischen Ausübung der Kunst, für die er entschiedene Neigung besaß, zu beschäftigen. Dabei hatte er einen angeborenen Hang zum Phantastischen und Prächtigen, wie sich es in der Malerei und Poesie kundgiebt, Neigungen, die durch seinen vertrauten Umgang mit Raphael Bock, einem hochbegabten, jüngeren Freunde von Zacharias Werner, der Außerordentliches von ihm erwartete, noch gefördert wurden.

So entschied er sich denn für die Kunst als Lebensberuf und war eben im Begriffe, sich zu einer Reise nach Italien zu rüsten, als der ausbrechende Krieg mit Frankreich seinem Lebenslaufe eine andere Wendung gab. Wie so viele andere junge Leute aus allen Ständen und Berufszweigen trat auch er als Freiwilliger ins Heer, erkrankte jedoch bald darauf und erhielt einen zeitweiligen Abschied. Nach seiner Genesung begab er sich in Geschäften eines nahen Verwandten nach Warschau, wo er dem russischen General, Freiherrn v. Rosen, bekannt wurde. Dieser, den Lewalds Wesen und seine Gewandtheit sehr ein-

nahmen, machte ihm den Vorschlag, ihm als Sekretär seiner Kanzlei ins Hauptquartier des Feldmarschalls Barclay de Tolly zu folgen. Lewald ging darauf ein und machte so den Feldzug nach Frankreich mit.

Nach Beendigung des Krieges kam er nach Breslau, wo er im Umgange mit dem Theaterdichter Karl Schall und Karl v. Holtei Neigung zum Theaterleben faßte und sich der Bühne widmete. 1818 ging er nach Brünn, wirkte daselbst drei Jahre als Schauspieler und gewann sich durch seine poetischen Erzeugnisse einen einflußreichen Freund in der Person des Altgrafen Hugo v. Salm-Reifferscheid. Nachdem er darauf einige Zeit in Wien gelebt, wurde er als Theaterdichter in München angestellt, übernahm jedoch 1824 selbständig die Direktion des Theaters zu Nürnberg, dann 1826 zu Bamberg. Von 1827 bis 1831 war er als Theaterdichter und Komparsen-Inspektor am Theater zu Hamburg thätig, gab daselbst seine ersten „Novellen" heraus und pflog mit den damals dort lebenden Dichtern Heine, G. August v. Maltitz u. a. freundschaftlichen Umgang. Von da ging er nach Paris, wo er neun Monate blieb und mit den damaligen Koryphäen der französischen Litteratur: Scribe, Jules Janin, George Sand u. a., besonders aber mit seinem Hamburger Freunde Heine, der gleichfalls nach Paris gekommen war, viel verkehrte.

Im Jahre 1832 reiste er wieder nach München, der Vaterstadt seiner Gattin, und ließ sich zwei Jahre später in Stuttgart nieder, wo er das bekannte Journal „Europa" gründete, dessen Redaktion er bis zum Jahre 1846 führte. Es war seiner Zeit das gelesenste und am meisten geschätzte belletristische Blatt, das eine ungemein anregende und interessante Lektüre gewährte. Während dieser Zeit hatte er bereits eine große Menge erzählender Schriften, Romane und Novellen, sowie zahlreiche Reisehandbücher veröffentlicht, mehr als ein halbhundert Bände in der verhältnismäßig kurzen Zeit von fünfzehn Jahren,[1]) er stand

---

[1]) Diese stürmische Schriftstellerthätigkeit betreffend, bittet er seine Leser bedenken zu wollen, daß ein Mann, der erst in vorgerückten Jahren zu publizieren beginne, viele Aufzeichnungen aus früherer Zeit vorrätig haben könne. Das sei bei ihm der Fall. „Von frühester Jugend liebte ich, alles, was mir aufstieß, zu skizzieren und später zu verarbeiten, und

auf der Höhe seines litterarischen Schaffens, er war ein beliebter, gern gelesener Autor, dem eine vielseitige Bildung, große Erfahrung, Welt- und Menschenkenntnis, verbunden mit lebendiger Phantasie und einer Darstellungsgabe, die auch den unbedeutendsten Gegenständen ein anziehendes Kolorit zu geben wußte, zu Gebote standen. Da auf einmal fing er an, schweigsamer zu werden, sein Name wurde seltener in den Meßkatalogen gelesen, und wenn derselbe gleichwohl um diese Zeit viel genannt ward, so gehörte er nicht mehr ihm, sondern einer nahen Verwandten an, der bekannten Schriftstellerin Fanny Lewald (verehelichte Stahr), welche, die Grenzen der Weiblichkeit überschreitend, sociale Fragen zum Objekte ihrer Darstellungen wählte und darin die ganze scharfe und zersetzende Dialektik in der Beurteilung jener niederlegte, die das moderne jüdisch-liberale Schriftstellertum charakterisieren. Wir werden den Grund von Lewalds Zurückgezogenheit vom litterarischen Markte bald erfahren.

Nachdem er sich eine Zeit lang in Wien aufgehalten, war er in den Jahren 1848—1849 in Frankfurt a. M., wo er sich, wie damals jedermann, viel mit Politik beschäftigte. Die Revolution stieß ihn ab, und er übernahm, nach Stuttgart zurückgekehrt, die Redaktion der konservativen „Deutschen Chronik", ward auch bald als Regisseur des Hoftheaters angestellt, welche Stelle er bis zu seiner Konversion begleitete, worauf er nach München übersiedelte. In München fand er endlich eine bleibende Ruhe, fand er Gott, fand er die Kirche. Es stehen uns über diese Metamorphose einige — ursprünglich zu anderem Zwecke bestimmte — schriftliche Mitteilungen von ihm selbst zur Verfügung, die wir hier folgen lassen:

„Meine Jugend fiel in jene hyperromantische Periode des Schwebelns und Nebelns, die nicht ein eigentliches Vertiefen in den Katholicismus war,[1]) sondern mehr, von der schönen Außen-

---

so ergab sich denn bei ausgedehnter Lektüre und bunten Erlebnissen mannigfacher Stoff. So speicherte ich auf, ohne daran zu denken, es jemals zu veröffentlichen." (Neue Aquarelle aus dem Leben, Bd. 1. Vorrede.)

[1]) Zur Charakteristik der damaligen Art zu denken und zu fühlen, mag die Notiz dienen, daß, als nach dem Tode der Königin Luise eine Totenfeier in Königsberg stattfinden sollte, dieselbe in der katholischen Kirche

seite angezogen, sich eines willkommenen äußeren Schmuckes bediente. Die Nähe Max v. Schenkendorfs und anderer wirkte anregend, das große Beispiel Zacharias Werners in höherem Grade begeisternd, die Freundschaft Raphael Bocks[1]) befestigend. Sein Abfall übte erkaltende Wirkung auf mich, und das frühere Hätscheln mit katholischen Dingen gewann wieder die Oberhand, wie dies auch bei Bock der Fall war. Das währte so bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre, in welchem ich meine Vaterstadt verließ, um sie niemals wiederzusehen.

Ich wurde ins Leben hinausgeworfen, und die Sinnlichkeit nahm mich ganz und gar gefangen. Neue Bekanntschaften wurden mir verderblich. Die Zeit that das ihrige, mich dem Untergange zuzuführen. Eine in der Modefarbe schillernde Begabung, die von gefälligen Freunden als Talent ausposaunt wurde, ein verlockender Erwerb und spekulierende Verleger verleiteten mich zu leichtfertigen Produktionen. Den neueren Anschauungen mußte gehuldigt werden, wollte ich mich auf der Höhe des Kredits erhalten. So entstand die Mehrzahl meiner Schriften, die ich dergestalt nicht mehr anerkennen mag, daß ich keine einzige gedruckte Zeile von mir aus jener Zeit mehr

---

gehalten ward, weil Schenkendorf, Bock, Dorow u. a., die dieselbe leiteten, ein Mozartsches Requiem in einer protestantischen Kirche nicht zur Aufführung bringen zu können meinten.

[1]) Da Raphael Bock schon mehrfach genannt ward, derselbe auch in einem innigen Freundschaftsverhältnis zu Zacharias Werner und Lewald stand, so mögen einige Zeilen über diesen unglücklichen Mann hier Platz finden. Er war der Sohn des als Dichter und trefflicher Übersetzer (Virgils Eclogen), sowie als Kunstsammler bekannten Kriegsrats K. G. Bock zu Königsberg, der 1830 in hohem Alter starb. Raphael war eine hochpoetische, schwärmerische Natur, durch die reichen Sammlungen seines Vaters zur Kunst geführt und in der katholischen Kirche das Ideal alles Strebens erblickend. Er trat in dieselbe ein und widmete sich dem geistlichen Stande. Nachdem er in einem Bernhardinerkloster sein Noviziat verlebt hatte, kam er als Domvikar nach Frauenburg. Dort aber ereilte ihn sein böses Verhängnis. Er faßte eine heftige Neigung zu einem jungen Mädchen und außer stand, seine Leidenschaft zu bekämpfen und zu unterdrücken, verließ er Frauenburg und kehrte in seine Heimat zurück, wo er seine Geliebte heiratete. Er fand 1837 seinen Tod in den Wellen des Pregel. Er hat vieles gedichtet, aber außer dem romantischen Epos: „Aura“ (Frankfurt a. M. 1817), nichts dem Drucke übergeben.

besitze. Ich wollte, daß sie nie gedruckt worden wären, und kann mich nur damit trösten, daß meine damaligen Schriften längst der Vergessenheit verfallen sind. Erst in den vierziger Jahren lenkte ich ein, und die unausbleibliche Folge davon war, daß ich mein bisheriges Publikum einbüßte. Ich galt schon damals für einen Ultramontanen,[1]) und ward als solcher verschrieen. Hätte ich der frühere sein wollen, so wäre ich auch wieder an der Tagesordnung gewesen, aber ich wollte — und mehr — ich konnte es nicht. Ich trug mein Verhängnis und ging in mich."

Wir unterbrechen diese Mitteilungen, um sie durch einige Zeilen, die wir seinem nach seiner Konversion erschienenen hübschen Büchelchen: „Aus dem katholischen Leben der Gegenwart" entnehmen, zu ergänzen. Er spricht in demselben über die Wunder und zählt zu den größten und erhebendsten derselben die „Erweckung solcher Seelen, in denen bisher der Glaube nicht war". „Diese Wunder ereignen sich, gleichsam dem Widerspruche und den Zweifeln zu Trotze, in unseren Tagen am häufigsten. Es ist dieselbe göttliche Gnade, wie sie uns durch alle Jahrhunderte als lebendiger Quell aus den Legenden entgegenströmt. Gleich dem Seraph, welcher dem heiligen Franziskus erschien und ihm die Gnade der Wundmale herniederbrachte, erscheinen vielen noch jetzt diese himmlischen Sendboten. Sie bringen plötzliche Heilung in Krankheit, Tröstung in Leiden, endliche Auferweckung und Belebung der Seele. — Der dieses schreibt, war ein Zweifler und dann ein Gleichgültiger, dem Namen nach Protestant. Ich bekenne es hier offen, wie sehr ich entartet und versunken war. Nachdem ich fast die äußerste Grenze schon erreicht hatte, traten ernste Kämpfe im Geiste ein, zu denen sich eine den Ärzten unerklärliche Krankheit des Körpers gesellte. Alle Kraft hatte mich verlassen, und ich fiel jeden Tag zu einer gewissen Stunde in einen Zustand, der mich den augenblicklich bevorstehenden Tod erwarten ließ. Keine

[1]) Zu diesem Rufe dürfte wohl seine konservative politische Gesinnung nicht wenig beigetragen haben; wird ja so gern von unseren modernen Weltbeglückern der ein „Pfaffenknecht" genannt, der in ihren Hallruf gegen die Kirche nicht mit einstimmt.

Arznei verschlug etwas dagegen. In diesem Leiden erglänzte mir plötzlich ein Licht, das meinen zurückgelegten Weg bis zu den Anfängen beleuchtete; es hatte mir schon oft gestrahlt, ich aber mich davon abgewendet; jetzt erst zeigte es mir deutlich mein ganzes, großes beweinenswertes Elend. Ich hatte Mitleid mit mir selbst, ich weinte über mich selbst. Die Mahnungen, die an mich seit meiner Jugend ergangen waren, in den Schoß der Kirche zu treten, die ich stets überhört oder selbstsüchtig und eigenmächtig übertönt hatte, sie fielen jetzt in meinem ringenden Zustande wie Glockenklänge wieder in das Herz; das stille Beispiel einer mir stets nahen, frommen Seele vollendete ohne jegliches Zureden meine innere Bekehrung."

Wir fahren nun in seinen handschriftlichen Mitteilungen fort. „Der liebe Gott schenkte mir dazu (zu seiner Bekehrung) besondere Gnade. Er gab mir eine treue, fromme, katholische Frau, von allen, die sie kannten, geliebt und verehrt. Ich sah, wie sie täglich in die heilige Messe ging und wie beseligt sie nach Hause kam. Ich, ich wollte in die Kirche gehen und mir solchen Segen dort holen. In der protestantischen, der ich angehörte, hatte ich das nie erlangt und sie deshalb schon seit vielen Jahren gemieden. Ich nahm den Goffine zur Hand und betete, wenn man in der gegenüberliegenden katholischen Kirche zum heiligen Opfer läutete. Ich kniete, machte das heilige Kreuzzeichen und weinte im Beten heiße Thränen. Ich fühlte die beginnende Gnade und durfte nicht länger zögern, mich ihrer wert zu machen. Einem Freunde, dem Dr. Florian Rieß, jetzt der Gesellschaft Jesu (zu Maria-Laach) angehörig, teilte ich mein heißes Verlangen mit. Er schrieb deshalb an den hochwürdigen Dr. Windischmann, Generalvikar der Erzdiöcese München. Nach dessen Antwortschreiben reiste ich mit meiner überseligen Frau dorthin ab, von wo sie herstammte. Windischmann übergab mich dem damaligen Pfarrer an der Frauenkirche, Dr. Rinecker, der meinen Unterricht übernahm und mich dem hochwürdigsten Erzbischofe, jetzigen Kardinal Grafen von Reisach empfahl. Am 27. August 1852 legte ich in der Hauskapelle des Pfarrers zu Unserer Lieben Frau in München das katholische Glaubensbekenntnis und unmittelbar darauf in der Kirche selbst die Generalbeichte ab. Am Tage darauf wurde ich von

dem hochwürdigen Herrn Erzbischof in dessen Hauskapelle gefirmt und empfing aus seinen Händen die heilige Kommunion. Es war das Fest meines heiligen Namenspatrons; der Tag war von dem Herrn Erzbischof ganz zufällig bestimmt worden; für mich hatte dieser scheinbare Zufall doch eine höhere Bedeutung.

In welchen Zustand geriet ich, heißt es in dem erwähnten Büchlein, als nach abgelegter Generalbeichte der hochwürdige Priester zu mir sprach: „Jetzt sind Sie wie ein neugeborenes Kind!" Ja, ich fühlte es damals, und dies Gefühl lebt fort in mir. Ich bin taub gewesen und erhielt das Gehör, blind, und erlangte das Gesicht wieder; ich war gelähmt und ich gehe, gestorben, und ein Ruf aus der Höhe ließ mich wieder zum Leben gelangen. Wenn das Holz meines Schreibtisches wieder Blätter und Blüten triebe, so wäre dies Wunder doch geringer als jene Wunder, die in einer Seele entstehen, die zu Gott zurückkehrt. Auch hier ersetzt ein plötzlich wieder frisch gewordenes Leben den Tod; der tote Stamm ergrünt von neuem und trägt Früchte und hebt sich gen Himmel! In diesem Falle befinden sich mit mir viele Tausende, die an sich ein Gleiches empfanden, und wir alle vermögen nur mit dem seraphischen Heiligen, Franz von Assisi, in den erhabenen Hymnus einzustimmen:

Altissimo, omnipotente, bon Signore,
Tue son le laude, la gloria, le honore et ogni benedictione!"

So war der sechzigjährige Mann endlich nach so vielen Irrfahrten in dem Hafen der Ruhe und des Friedens angelandet. „Daß mich keine eigennützigen Beweggründe antrieben," so schließt er seine Mitteilungen, „geht aus dem Gesagten schon hinlänglich hervor. Vielmehr war die Folge ganz entgegengesetzter Art. In dem protestantischen Stuttgart, in meinen näheren Beziehungen zu Personen, konnte ich nur nachteilige Folgen für mich erwarten, die sich mir zum Teil auch fühlbar machten."

Die etwaige Annahme, daß sein vorgerücktes Alter nach einem vielbewegten Leben beengend und schwächend auf seine Denk- und Urteilskraft eingewirkt und ihn so etwaigen äußeren Einflüssen zugänglich gemacht habe, hat Lewald glänzend beseitigt. Nachdem er einzelne kleine Poesien und Erzählungen in katholischen Kalendern, im Feuilleton der Zeitung „Deutsch-

land" und anderen Orts mitgeteilt, erschien das mehrfach citierte Büchlein: „Aus dem katholischen Leben der Gegenwart" (Schaffhausen 1862), das in kürzeren oder längeren Abschnitten über die verschiedenen Institutionen der Kirche handelt. Enthält es auch für den Katholiken nichts wesentlich Neues, so liest man das auch schon Bekannte gern wieder in solch jugendlich frischer, eleganter Darstellung, die in jeder Zeile den gewiegten Schriftsteller verrät. Die Schilderung der verschiedenen Lebensäußerungen der katholischen Charitas ist wahrhaft glänzend. Schon im folgenden Jahre ließ der geistigfrische Greis einen umfangreichen Roman: „Clarinette" (Schaffhausen 1863, 3 Bde.) erscheinen, der allgemeines Aufsehen erregte und sich dem Besten anreiht, was die deutsche Litteratur auf diesem Felde aufzuweisen hat, und der den neueren Romanen der Gräfin Hahn-Hahn würdig zur Seite steht. „Alles in allem haben wir hier eine Erzählung mit lebendigen Gestalten, wahren heilsgemäßen Schilderungen und mannigfacher Anregung vor uns, die der Geistesfrische des siebzigjährigen Autors Ehre macht und uns die Gewähr giebt, daß wir von seiner eleganten Feder, die in der neugewonnenen Muße frischen Schwung gewonnen zu haben scheint, noch manch ein schönes Erzeugnis zu erwarten haben. Es ist keine so seltene Erscheinung, daß die Natur ihre Kraft zu den besten Produktionen lange aufspart, wie wir dies aus Beispielen der Litteratur- und Kunstgeschichte hinlänglich wissen" (Histor.-pol. Bl., Bd. 52). Der Referent hatte richtig diviniert. Zwei Jahre später erschien abermals eine umfangreiche Komposition: „Der Insurgent" (2 Bde. Schaffh. 1865), in welchem der Verfasser wahre Begebenheiten aus seinen Erinnerungen mit erdichteten Ereignissen zu einem vielgestaltigen lebensvollen Ganzen verband. „Das Ganze soll das qualvolle Ringen unserer Gegenwart nach vermeintlich besseren Zuständen dem Geiste des Lesers vorführen. Es soll das Elend von Vergehungen schildern, durch welche die Menschen während einer kurzen Zeit, von Angst und Gewissensbissen gepeinigt, zur Herrschaft gelangen, um dafür auf ewig verloren zu gehen. Die Staffage bildet jener Troß, der in Zeiten revolutionärer Bewegungen niemals gefehlt hat. Er besteht aus Leuten, die hinter den unbegriffenen oder halbverstandenen Ideen der sogenannten Vorkämpfer mit-

laufen und von der politischen Heuchelei in der Zeit der Krise als brauchbare Maschinen benutzt werden. Endlich aus jener Klasse systematischer Einfaltspinsel, die es bequemer findet, im blinden Glauben das Feldgeschrei der Empörung nachzuplärren, als zum Widerstande sich zu rüsten. Über allen Gruppen — aus dem Hader der Parteien, dem Dampf der Schlachtfelder und durch die Nebel, die den Horizont bedecken, strahlt die Kirche mit dem Kreuze des Erlösers. Vor ihr versinkt die Lüge und der Wahn; sie zeigt uns den einzig möglichen Fortschritt gegenüber den eingebildeten Vollkommenheiten, die uns die Revolution verheißt. Der Christ ist als solcher frei; er bedarf nicht erst der blutigen Unterweisung, um die Vorurteile der Geburt und des Reichtums gering zu achten und sich über die Größen der Erde zu erheben. Er höre nur auf, die göttlichen Satzungen denen der Menschen unterzuordnen und diesen allein eine leidenschaftliche und ausschließliche Verehrung zu zollen. Aber auch der Christ soll der ewigen Ordnung dienen, die in Dingen des irdischen Lebens nicht Stillstand, sondern Entwicklung will. Alle menschlichen Einrichtungen führen Leiden mit sich, durch welche sie ihre Unvollkommenheit beurkunden; dies erheischt, mit Kraft nach dem Höheren, Besseren zu streben ..."

So der Verfasser selbst in der Vorrede seines Buches, das er nicht als Roman, sondern als Zeitdrama angesehen wissen will, und das die Vorzüge seiner früheren Schriften mit einer fest ausgeprägten katholischen Gesinnung vereinigt.

Seitdem erschienen von dem unermüdlich schaffenden Manne noch „Ein Familienroman" (3 Bde., Schaffh. 1867), „Anna" (ebend. 1868) und „Inigo. Eine Bilderreihe aus dem Leben des heiligen Ignatius von Loyola" (ebend. 1870), in poetischer Form. Früher schon hatte er ein entsprechendes, warm empfundenes Gedicht: „Die Wallfahrt" (Regensb. 1852) anonym veröffentlicht. Wir glauben diese kleine Skizze nicht besser schließen zu können, als mit einigen Versen aus demselben, worin er die heilige Gottesmutter von Altötting besingt:

Seht den Altar aufgeschmückt!
Der Gefäße reiche Pracht,
Hundert Kerzen, überdacht
Von dem Blumenbaldachin!

Alles, was das Herz entzücket,
Es erfaßt mit Himmelsmacht,
Ist dem Bilde hier verlieh'n.
Von dem hohen gold'nen Throne,
Aus der Krone von Juwel,
Blickt herab der Jungfrau Reine,
Milden Blicks mit klarem Scheine,
Unseres Trostes laut'rer Quell.
Vor dem Lächeln ihres Mundes
Mildert sich die Majestät,
Die der Gottesmutter Hoheit
Immerdar als Kleid umweht.
In des Wesens hehrer Anmut,
In den Zügen des Gesichts
Kündet sich's: Fleh' hier Vergebung
Statt des ernsten Strafgerichts.
Am Altar im weiten Kreise
Sieht man in dem Marmelstein
Von dem Knien der Pilgerreih'n
Ausgedehnt ein tief Geleise.
Hundertjähr'ge Andacht hat
Diese Rinne ausgehöhlet,
Und die Thränen, die vergossen,
Die nur Gottes Aug' gezählet,
Wuschen diesen Boden glatt.
Gnade ist hier stets entflossen,
Die den Hunger machte satt,
Und dem reu'gen Sünder hat
Die Verzeihung aufgeschlossen.
Viele hier aus sünd'gen Banden
Sich empor zur Freiheit wanden;
Die da kamen tief in Wehen,
Sieh', getröstet frei sie gehen;
Die nicht kannten Ruh' und Frieden
Sind gesühnt von hier geschieden.
Jene, die der Gram verzehrte,
Gnade hier Vertrauen lehrte;
Und die schon das Heil verloren,
Fanden's wieder, neugeboren.
Doch den Bessern und den Frommen
Ist hier freudig Licht erglommen,
Feste Zuversicht im Glauben,
Den die Welt kann nimmer rauben.
O wer zählte all die Spenden,
Die hier aus Marias Händen

Strömten von der Gnade Thron:
Einer nur sie alle kennet,
Jungfrau, der dich Mutter nennet,
Jesus, dein und Gottes Sohn.

August Lewald starb am 10. März 1871 zu München.

Sein letztes Werk, dessen Erscheinen er nicht mehr erlebt, und von welchem er noch gerade die ersten Korrekturbogen sah, sind seine „Letzte Fahrten". Zwölf Reisebriefe aus dem Jahre 1870 (Mainz, Kirchheim 1871). Er schien vorausgesehen zu haben, daß er mit diesem Buche seine lange schriftstellerische Laufbahn schließen würde, daher der Titel, daher die prophetische Wiederholung der Worte Cazottes: „Es weiß niemand sein Ende vorauszusehen." Die letzten Kapitel schrieb er bereits auf dem Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Das Buch enthält neben Betrachtungen und Reflexionen, wie sie sich ihm auf seinen letzten Reisen über die die Gegenwart bewegenden Ideen aufdrängten, neben Reiseeindrücken und Schilderungen auch interessante Erinnerungen aus seinen früheren Lebensperioden, für welche er, der „Revenant des vorigen Jahrhunderts", ein überaus getreues Gedächtnis hatte. Es ist eine bunte Karte, die vor uns liegt, jedoch mit all der freien Eleganz und Liebenswürdigkeit, wodurch sich Lewalds Stil von jeher ausgezeichnet, und trotz ihrer scheinbaren Buntscheckigkeit von einer Idee, wie von einem roten Faden, durchzogen, von der Liebe zur katholischen Kirche. Ja, es scheint fast, als ob er die letzte Gelegenheit habe benützen wollen, sein Glaubensbekenntnis nochmals öffentlich vor aller Welt abzulegen, seine feste Überzeugung von dem endlichen Triumphe der Kirche auszusprechen.

August Lewald, der einst allgemein gefeierte Liebling und Schriftsteller der sogenannten „eleganten Welt", ist in seiner letzten Periode seines Lebens kaum noch genannt, seine Schriften aus derselben sind geflissentlich ignoriert worden. Freilich, ein Schriftsteller, der sein litterarisches Vermächtnis mit den Worten schließt: „Mit der Proklamierung der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der heiligen Kirche als Dogma beginnt eine neue Ära für die christliche Menschheit," ein so durch-

aus ultramontaner Schriftsteller paßt nicht für jene Kreise, die schon das Läuten der Kirchenglocken „in tödliche Angst versetzt" und die beim Anblick eines katholischen Geistlichen, vollends gar eines Ordensmannes, von wirklichem oder erheucheltem Entsetzen erfaßt werden. In katholischen Kreisen wird sein Name stets mit Achtung genannt werden.[1])

---

[1]) Wann Lewald durch die (protestantische) Taufe ins Christentum gekommen, wird nirgends erwähnt; es mag schon in früher Jugendzeit geschehen sein. Über die S. 27 von Lewald gelegentlich seiner Konversion erwähnten Personen sei hier bemerkt, daß P. Florian Rieß am 30. Dezember 1882, Dr. Windischmann am 23. August 1861 und Kardinal Reisach am 23. Dezember 1869 gestorben ist. Die Titel und die Entstehungszeit seiner vielen Schriften giebt Franz Brümmer in der Allgemeinen deutschen Biographie XVIII S. 512 an. Vgl. auch Kehrein, biographisch-litterarisches Lexikon I S. 230—232.

Die bekannte Schriftstellerin Fanny Lewald, welche 1828 vom Judentum zum Protestantismus übertrat, sich 1854 mit Adolf Stahr verheiratete und am 5. August 1889 in Dresden starb, war eine Cousine August Lewalds und ist von diesem in die schriftstellerische Laufbahn eingeführt worden.

Am Schlusse dieses Jahres, am 10. Dezember 1852, legten zu Breslau zwei befreundete preußische Offiziere gleichzeitig das katholische Glaubensbekenntnis ab, und zwar die Herren:

Rochus v. Rochow

(a. d. Hause Plessow),

Rittmeister im ersten Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam und

Graf Traugott v. Pfeil,

kgl. Premierleutnant und jüngerer Bruder des Grafen Anton v. Pfeil, dessen Wege zur Kirche wir oben (Teil 2, S. 401 ff.) mitgeteilt haben.

Herr Rochus v. Rochow ist zu Plessow in der Provinz Brandenburg am 2. Oktober 1828 geboren. Für den Militärdienst bestimmt, wurde er in Kadettenhäusern erzogen, bis er 1846 als Offizier bei dem ersten Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam eintrat.

Was seine religiöse Richtung betrifft, so hatte er seit seiner im siebzehnten Jahre erfolgten Konfirmation nie mehr das Abendmahl empfangen. Von der protestantischen Lehre über die Erbsünde war ihm die Überzeugung geblieben, daß infolge derselben die menschliche Schwäche so groß sei, daß der Mensch durchaus unfähig sei, die Gebote Gottes zu halten. Damit verlor aber auch das christliche Moralgesetz seine Bedeutung. Das natürliche Schamgefühl und das anerzogene Anstands- und Ehrgefühl bestimmte aber sein Handeln. Zweifel am Glauben stellten sich ein, selbst an dem Walten eines persönlichen, lebendigen Gottes; als Konsequenz davon wurde das Gebet unterlassen.

Die Revolution des Jahres 1848 war seinem konservativen Sinne ein Greuel. Es fiel ihm auf, daß die Gründe, mit welchen man die Revolution gegen die staatliche Autorität zu rechtfertigen suchte, dieselben waren, mit welchen man das Recht der Reformation gegenüber der katholischen Kirche verteidigte

So schien ihm eine Verwandtschaft zwischen Revolution und Reformation zu bestehen.

Die katholische Kirche selbst war ein ihm gänzlich unbekanntes Land, ihre Lehren, ihre Gebräuche waren ihm fremd. Im Sommer 1849 machte er seinem Freunde Grafen Traugott Pfeil auf dessen Gute Diersdorf in Schlesien einen Besuch. Hier äußerte er gelegentlich den Wunsch, einmal eine größere katholische kirchliche Feier sehen zu können. Da das Fronleichnamsfest nahe war, schlug der Bruder seines Gastgebers, der schon 1846 katholisch gewordene Graf Anton Pfeil, vor, die Prozession in dem böhmischen Städtchen Braunau an der schlesischen Grenze zu sehen. Gesagt, gethan. Auf dem Wege dahin kamen sie durch den bedeutenden Wallfahrtsort Albendorf. Was Rochow dort sah, verstand er zwar nicht, aber es gefiel ihm als Bethätigung und Ausdruck frommen Glaubens. In Braunau fand er im Benediktinerkloster gastliche Aufnahme. Was er da sah, stimmte freilich nicht mit seinen bisherigen Vorstellungen vom finsteren Klosterleben. Am Fronleichnamsfeste wohnte er dem Hochamt bei; ja, er nahm wie seine beiden Begleiter sogar willig eine Kerze, um bei der Prozession hinter dem Baldachin herzuschreiten. Mit den anderen kniete er auch nieder, wenn der Segen gegeben wurde, denn hatte er auch keine klarere Erkenntnis, er hatte das Gefühl, eine Ahnung, daß die Monstranz etwas Heiliges, Verehrungswürdiges enthalte.

Eine weitere Etappe auf seinem Wege zur Kirche war die Anhörung einer Predigt in einer protestantischen Landkirche über das Wunder der Stillung des Sturmes auf dem Meere, die er auf seinen Seelenzustand anwendete und die ihn auf Christum als auf seinen Retter hinwies, dann die Teilnahme an der Abendmahlsfeier seiner Soldaten, zwecks welcher er im 4. Buch der ihm einst in die Hände gekommenen Nachfolge Christi las, die ihm Licht in seine Seele brachte. Er las allmählich das 4. Buch durch, dann das ganze kostbare Werk, dessen Lektüre er selbst als eines der wirksamsten Mittel bezeichnete, dessen Gott sich bediente, ihn katholisch zu machen.

Mit eben jener Abendmahlsfeier begannen aber auch seine Zweifel an der Rechtmäßigkeit derselben, an der Gewalt des protestantischen Predigers, die Sünden nachzulassen, den Leib

und das Blut Christi zu vermitteln; er besuchte, um in der religiösen Erkenntnis weiter zu kommen, protestantische Predigten, bisweilen auch den katholischen Gottesdienst. Seine Zweifel an der Gültigkeit der durch den protestantischen Prediger gespendeten Sakramente blieben bestehen. Um aber die Sakramente aus den Händen eines katholischen Priesters zu empfangen, müsse er selbst katholisch werden. Das war das Resultat seines stillen Nachdenkens auf einem längeren Spazierwege, den er in dem obengenannten Diersdorf machte — nachdem er dortselbst das protestantische Abendmahl während eines Urlaubs, den er genommen, empfangen hatte. Der Erkenntnis folgte der Entschluß.

Rochus v. Rochow begab sich nach Breslau, wo er noch auf Wunsch seines Freundes Grafen Traugott Pfeil mit einem protestantischen Konsistorialrate vergeblich konferierte, dann aber sich dem damaligen Domherrn, nachmaligem Fürstbischof Förster vorstellte, um zu erfahren, was er zu thun habe, um ein Glied der katholischen Kirche zu werden. Dieser wies ihn an den Professor Reinkens, um von ihm unterrichtet zu werden. Dieser damals noch ganz auf kirchlichem Boden stehende Mann hat nicht wenige suchende Seelen in den Schoß der Kirche gebracht, der er leider später selbst den Rücken kehrte, ohne jedoch, soweit bekannt, auch nur Einen seiner Konvertiten mit in den Abfall gezogen zu haben. Er machte auf Herrn v. Rochow einen gewinnenden Eindruck und es begann der Unterricht. Nebenher studierte v. Rochow Möhlers Symbolik und hier erkannte er die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Anschauungen über die Folgen der Erbsünde, die Unmöglichkeit für den durch sie verderbten Willen, die Gebote Gottes zu erfüllen, deren Übertretung doch mit der Strafe Gottes bedroht ist. Er lernte mit der Freiheit des Willens auch das Wesen der Sünde, der Reue, der Buße einsehen. Große Schwierigkeiten machte ihm wohl die Überwindung seiner Standesvorurteile bezüglich der Erlaubtheit des Duells, aber er unterwarf sich der von ihm als rechtmäßig bereits erkannten Autorität der Kirche.

An dem Unterrichte nahm auch Graf Traugott Pfeil teil, dessen Entschluß, katholisch zu werden, nun auch gereift war. Am 10. Dezember 1852 legten beide Freunde im Dom zu Breslau das Glaubensbekenntnis ab, wobei auch der nun theologischen

Studien obliegende Konvertit Edmund von Braunschweig zugegen war.

Gleich darauf empfingen die neuen Konvertiten das heilige Bußsakrament, infolgedessen Rochow „eines inneren Friedens und Glückes, wie er es nie zuvor empfunden hatte", genoß. Auf diese erste Beichte folgte die nächsten Tage die erste heilige Kommunion, nach welcher er mit Graf Pfeil alsbald nach Diersdorf zurückkehrte.

Herr v. Rochow lebte nun seinem militärischen Berufe unentwegt als glaubenstreuer, pflichteifriger Katholik. Am 30. Mai 1865 vermählte er sich mit Gräfin Julie, Tochter des Grafen Cajus zu Stolberg-Stolberg in Brauna in Sachsen, und trat dadurch in enge Beziehungen zu den hochadligen streng katholischen Kreisen, denen er allzeit zur Zierde gereichte. Nachdem er 1866 den Krieg gegen Österreich mitgemacht und bei Königgrätz mitgekämpft hatte, nahm er als Major den Abschied, lebte mit seiner Gattin bis 1868 auf Schloß Brauna, worauf er seinen Wohnsitz in Dresden nahm. Hier entfaltete er eine umfassende Wirksamkeit für alle katholischen Interessen, für katholische Vereine und die katholische Presse. Von 1874–1877 redigierte er sogar das „Katholische Volksblatt" zu Dresden. Regen Anteil nahm er an den katholischen Generalversammlungen wie an den Wallfahrten der deutschen Katholiken nach Rom. Hier wohlbekannt wurde er zum päpstlichen Ehrenkämmerer ernannt.

1879 ging er mit seiner schwer erkrankten Gemahlin nach Potsdam, wo diese am 24. Nov. dieses Jahres im St. Josephskrankenhause starb. Später kehrte er wieder nach Dresden zurück, war jedoch viel auf Reisen. Seine einzige Tochter Marie trat 1887 in die Kongregation des heiligen Vincenz von Paul zu Angers in Frankreich ein.

Nach schwerer Krankheit starb er zu Dresden am 8. Juni 1896 und wurde zu Brauna begraben. Wie hochgeachtet und hochgeehrt von allen Seiten er gewesen, das möge der Nachruf bekunden, den ihm das Deutsche Adelsblatt gewidmet hat und den wir hier wiedergeben:

„Zu Dresden, seinem langjährigen Wohnsitz, entschlief am 8. Juni im achtundsechzigsten Jahre nach langen, schweren, mit unvergleichlicher Ergebung und christlichem Starkmut getragenen

Leiden, wohlversehen mit den Tröstungen der römisch-katholischen Kirche, der er ein so frommer, demütiger Sohn gewesen, Herr Rochus v. Rochow, aus dem Hause Plessow, in der Mark Brandenburg, Königlich preußischer Major a. D., vormals im 1. Garde-Ulanen-Regiment, Geheimer Ehrenkämmerer Sr. Heiligkeit Papst Leos XIII., Ehrenritter des souveränen Malteser-Ordens, — Vorsitzender des v. Rochowschen Geschlechtsverbandes und Mitglied des Ausschusses der Deutschen Adelsgenossenschaft. Ein vollendeter Edelmann, ein Royalist vom alten Schlage, wandelte seine hohe vornehme Gestalt unter uns, — dem heranwachsenden Geschlecht ein leuchtendes Vorbild, eine Zierde christlicher Ritterschaft. Der Deutschen Adelsgenossenschaft und den von ihren Satzungen vorgeschriebenen hohen Zielen gehörte der Pulsschlag seines von schlichtester persönlicher Anspruchslosigkeit getragenen Lebens und Wirkens. Er war es ganz wesentlich, welcher der Genossenschaft die Brücke schlug zum Verständnis vieler seiner Konfessionsgenossen, der alles that, was in seinen Kräften stand, die so notwendige engere Fühlung zwischen den einander vielfach entfremdeten Gruppen des deutschen Adels herbeizuführen. Bis in die letzten Tage seines in reiner Harmonie ausklingenden Lebens hinein galt der Deutschen Adelsgenossenschaft sein Fühlen und Denken, seine rastlose Arbeit. Am Mittwoch, den 10. Juni, nachmittags 4 Uhr, fand zu Dresden die feierliche Einsegnung der Leiche in der Wohnung des Entschlafenen statt, der eine große Trauerversammlung beiwohnte. Unter anderen waren Vertreter der Geschlechter Rochow, Stolberg, Praschma, Waldow und sechs Vertreter des Vorstandes und Ausschusses der Deutschen Adelsgenossenschaft erschienen, welche letzteren zu Füßen des Entschlafenen einen Kranz niederlegten, dessen Schleife die Inschrift trug: „Dem edlen und treuen Mitgliede. Die Deutsche Adelsgenossenschaft." Wir können dem selig Vollendeten nur die Worte nachrufen: Ein Gerechter ist von uns geschieden, Frieden seiner Seele, Frieden! Sein Andenken aber wird unter uns fortlebend gesegnet bleiben und so Gott will edle Frucht tragen für alle Zeiten!"

Rochus v. Rochow war seiner Zeit nicht zu bewegen gewesen, für die zweite Auflage der Konvertitenbilder biographische Aufzeichnungen zu liefern, so daß ihm da auch nur fünf Zeilen

gewidmet werden konnten. Erst später verfaßte er die Geschichte seiner Konversion, die er am 11. Januar 1885 vollendete, jedoch nicht veröffentlichte. Erst nach seinem Tode, 1897, erschien sie unter dem Titel: „Glückliche Fahrt“ zu Leipzig.[1]) Sie schließt mit der Bemerkung: „Was ist die Rückkehr eines Protestanten zur katholischen Kirche anderes als die Wiederholung der wunderbaren Heilung des Blindgeborenen, dem Christus der Herr den von ihm ganz besonders bereiteten Kot auf die Augen strich und dann zu ihm sprach: „Gehe hin und wasche dich im Teiche Siloe“ (welches verdolmetscht wird: der Gesandte). Da ging er hin, wusch sich und ward sehend.“

Graf Traugott Pfeil lebte, nachdem er aus dem aktiven Dienste ausgetreten war, in Nieder-Diersdorf. Er starb am 23. August 1880 zu Dresden. Geboren am 9. Mai 1817, hatte er ein Alter von dreiundsechzig Jahren erreicht. Seine am 17. Dezember 1821 geborene Schwester Cäcilia wurde im Mai 1857 zu Straßnitz in Mähren ebenfalls in die Kirche aufgenommen und lebt gegenwärtig (1900) zu Hirschberg in Schlesien.

---

[1]) Der Reinertrag der im Verlag von X. Pflugmacher erschienenen Schrift ist gewiß entsprechend der Gesinnung des Verfassers für den Bau einer dritten katholischen Kirche in Leipzig-Nord bestimmt. Zu vergleichen auch St. Benno-Kalender 1897, S. 171—172.

Rudolf Hasert,

ehemal. altlutherischer Pastor zu Bunzlau.

Der Sohn eines lutherischen Geistlichen, Superintendenten zu Buttstädt bei Weimar, wurde Rudolf Hasert am 29. Juli 1813 zu Bischofrode in der Nähe von Eisenach geboren. Sein Vater war ein streng gewissenhafter Mann und tüchtiger Prediger, der, wie er über die Sittlichkeit seiner Pfarrkinder im allgemeinen wachte, so auch jeden Abend eine Prüfung über den Wandel seiner Kinder hielt und knieend mit ihnen betete. Früher Rationalist, hatte er sich von dieser Richtung abgewendet und trug sich mit der Idee, in Amerika eine Kolonie zu gründen, in der Gottes Reich auf Erden verwirklicht werden sollte. Er starb jedoch darüber hin, als Rudolf erst zwölf Jahre alt war. Letzterer wurde in das Frankesche Waisenhaus in Halle aufgenommen und bezog später, um Theologie zu studieren, die Universität zu Jena. Daselbst ward er Mitglied der Burschenschaft, aber auch für den Rationalismus gewonnen. Von Generalsuperintendenten Röhr examiniert, ward er 1834 schon als Pfarrvikar zu St. Gallen in der Schweiz angestellt. Später wurde er Hauslehrer auf dem Schlosse Theres am Main, wo ihm Strauß' Leben Jesu in die Hände kam, das ihm den Abgrund klar machte, an welchem er sich befand. Doch lassen wir Hasert selbst reden.[1])

„Mein Onkel, bei Würzburg Pastor, mit welchem ich mich aussprach, zuckte die Achseln, und ich ging trostloser weg, als ich gekommen war. So kam ich in unser Wäldchen am Main,

---

[1]) War ich vom Satan verblendet, da ich katholisch wurde? Bunzlau, 1851.

ich sah die Sonne eben ihre letzten Strahlen auf mich werfen, da drängte mich die Angst wieder auf mein Knie, und ich rief also zu Gott: Wenn die Heilige Schrift wirklich dein Wort ist, o, so laß es mich erkennen, daß ich nicht mehr zweifeln darf! — und ich stand getrost auf. Von da an fing mein ganzes Inneres an, in Widerspruch zu treten gegen Strauß; schon nachts um 1 Uhr trieb es mich aus dem Bette, ich las ohne aufzuhören das griechische Testament und es wurde mir gewiß, daß hier ein anderer Geist wehe, als der Geist der Menschheit, der heilige Geist, wie er bei keinem Heiden sich findet. Hier trat auch schon die katholische Kirche ihrem verlorenen Kinde hilfreich an die Seite in einem jungen Priester, den ich öfter predigen hörte und der mich besuchte. Es war nun wenigstens in mir festgestellt, daß eine besondere Offenbarung Gottes in der Schrift sei; aber bei der Auslegung der Schrift verlor ich mich wieder in meine eigenen Wege. Jedoch erschien mir damals Heiligkeit als mein Ziel. In den Monaten, die ich hernach bei meiner lieben Mutter zubrachte, wandelte ich wie ein Einsiedler in den Wäldern und Felsen an der Wartburg; ich hatte aber die Richtung Luthers nicht, ich suchte in eigenen allerlei Bemühungen, auch Gelübden, wie ich mich heilig machen möchte. Später suchte ich auf einer Reise Hilfe bei Schmieder in Wittenberg, bei Tholuk in Halle, bei Hengstenberg, Gerlach, Goßner u. a. in Berlin, und kam dann in und um Weimar mit Männern in Verbindung, bei denen die lutherischen Symbole noch Geltung hatten; sie wurden auch mir eine Autorität, welcher gemäß ich die Schrift auszulegen anfing."

Es war dies um die Zeit, als in Preußen die der altlutherischen Richtung angehörigen Geistlichen aus den Gefängnissen waren entlassen worden. Sie erschienen Hasert als Märtyrer des Glaubens; freudig schloß er sich ihnen in Erfurt an und ward zuerst als Hilfsprediger in Berlin, dann als Pastor in Pommern, 1846 in Bunzlau angestellt. „Welche seligen Tage habe ich unter meinen geliebten Lutheranern verlebt! In den Schlössern des Adels und in den Hütten ihrer Schäfer und Taglöhner habe ich gleich selige Tage zugebracht in innigster Herzensgemeinschaft, ja in den elendesten Hütten gerade die seligsten. Überall war der Pastor der liebste Gast, wie ein

Engel vom Himmel wurde er aufgenommen. In meinen Predigten war ich wie auf Flügeln getragen durch die Fürbitten der Gemeinden; ich predigte als in der allein wahren Kirche mit vollster Begeisterung, mit dem Mute, Leib und Leben für diesen Glauben zu lassen und die ganze Welt zu diesem Glauben einzutreiben, und brachte wohl mehr als sechshundert hinzu. Ich machte jahrelang beschwerliche Reisen an den Harz, durch die Mark, nach Posen, durch ganz Pommern, litt freudig mancherlei Druck von den Behörden, und die Schmach und den Spott der Landeskirche ohne Aufhören als Christi Schmach. Vordem hatte ich von einer christlichen Kirche nichts gesehen, sondern nur allerlei christliche und unchristliche Ansichten und Meinungen, jetzt aber lernte ich an eine christliche Kirche glauben. Bisher war ich in meinem Glauben einsam dagestanden und als ein Pietist und Mystiker gemieden worden; jetzt stand ich in einer Gemeinschaft, hier war Einigkeit des Glaubens, Ein Geist durchdrang alle Glieder; die Gläubigen waren einander Brüder, Schwestern, Vater und Mutter, und wußten von keinen anderen Verwandten; die Nichtlutheraner nannte man gewöhnlich die Welt."

Die Begeisterung aber dauerte gar nicht lange. Bei dem Mangel einer kirchlichen Autorität bildeten sich auf dem Boden der kaum wieder erstandenen Kirche Luthers bald wieder zahlreiche Sekten, und Hasert hatte vielfach mit ihnen zu verhandeln. „Einige wollten predigen ohne Amt, weil der heilige Geist sie berufen habe; andere nannten die Kirchenordnung, welche die Synode den neuen Verhältnissen gemäß aufgestellt hatte, Menschensatzungen und papistisches Werk, die Schrift sei die einzige Kirchenordnung; andere wollten nicht leiden, daß ich mir selbst das heilige Abendmahl reiche; andere nannten das Tanzen unbedingt und allzeit Sünde wie das Stehlen u. v. a. m. Sie beriefen sich auf die Heilige Schrift und auf den heiligen Geist, und sagten: So steht geschrieben. Ich berief mich auch auf die Heilige Schrift und sagte: Wiederum stehet auch so geschrieben. So standen wir einander gegenüber. Ich vermochte zwar durch größere exegetische Kunst sie in die Enge zu treiben, aber ich sah doch, daß hierdurch eigentlich keine sichere Entscheidung gewonnen werde, so wenig, als sie und ich von dem Zweifel an

der Richtigkeit meiner Auslegung befreit wurden. Darum berief ich mich zuletzt nicht auf die Autorität der Schrift, sondern auf die Autorität der Kirche, welche so und so lehre. Ich zeigte ihnen, daß ihr Reden: So steht geschrieben, so spricht der heilige Geist — Selbstbetrug und Hochmut sei, und daß die nüchterne Demut sprechen müsse: So scheint mir geschrieben zu stehen; mir, aber wer bin ich? — Ich zeigte ihnen, daß die Schrift wohl klar rede und ausreichend sei, perspicua et sufficiens, aber nicht jeder Leser klar und ausreichend, perspiciens et sufficiens; die Heilige Schrift infallibel, aber die Leser sehr fallibel, daß nicht die Schrift spreche und der heilige Geist, sondern daß sie sprächen aus ihrem Geist, wie sie die Heilige Schrift verstünden; daß sie aber keine Versicherung hätten, daß sie richtig verstanden, bis die Kirche ihr Verständnis bestätige; daß nur in der Kirche eine objektiv-gültige Schriftauslegung vorhanden sei, und außerhalb nur subjektive Meinungen und Ansichten, und nur subjektive Gewißheit. Ich bemerkte hierbei, daß bei uns Lutheranern auch die Kirche über der Schrift sei, und doch sollte durch die Reformation die Schrift über die Kirche gekommen sein. Die Sektierer mußten sich begnügen, auf der Kirche zu stehen, und mit der Kirche zufrieden geben. Solche wiederholte Erfahrungen machten mir die Widersprüche und Mängel von Luthers Kirche fühlbar.

Mir, ihrem Hirten, wollten die Schafe nicht glauben und folgen; sie wollten und sollten als Protestanten nicht auf Menschen stehen, sondern allein auf Gottes Wort und Gottes Autorität. Ich war also hierbei kein Diener Gottes, keine Autorität von Gott gesandt, sondern nur ein Mensch, der nichts zu thun hatte, als anderen Menschen zu helfen, daß sie auf die Schrift zu stehen kämen. Ich plagte und quälte mich mit ihnen tagelang und jahrelang und brachte sie nicht dahin, auf der Schrift ebenso zu stehen, wie ich darauf stand. Nach vielem Hin- und Herreden mußte ich am Ende sagen: So ist es und so bleibt es, glaubet! Glaubet der Kirche, wenn ihr auch nicht sehet und verstehet. Ich war ein Schriftdiener und Wortsdiener, der anderen und sich selbst nicht zu genügen vermochte. Bei diesen Leuten nun, welche Handwerker und Ackerbauer waren, war es mir und allen anderen außer Zweifel, daß Hochmut und Eigen-

dünkel sie trotzig mache, indem sie sich hinstellten und sprachen wie Luther zu Worms: Es ist nicht gut, etwas wider Schrift und Gewissen zu thun. Es sei denn, daß ich mit klaren Gründen der Schrift und Vernunft widerlegt werde, sonst will ich nicht widerrufen. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Aber auf Luther und die Reformatoren die Anwendung von diesen Sektenstiftern zu machen, vermochte ich damals noch nicht, dazu sollte ich erst weiter in den Stand gesetzt werden."

So vergingen mehrere Jahre. Im Jahre 1850 befand er sich mit seiner Familie im Bade zu Flinsberg, woselbst ihn sein Schwager, der Superintendent und Kirchenrat Wedemann aus Breslau, besuchte. Derselbe bekannte ihm, wie er nach vielem Forschen und Kämpfen zu der Überzeugung gelangt sei, daß die katholische Kirche die allein richtige und wie er entschlossen sei, sich öffentlich zu derselben zu bekennen. „Dies Wort traf mich wie ein Blitz," sagt Hasert, „ich stand still und sah ihn von der Seite an wie eine verdächtige Person. Es war mir, als ob ein Bote des Satans eingetreten. Aber der Ton, in welchem er redete, so ruhig, so sanft, so ohne allen Anspruch und irgend eine Forderung an mich — als er meine Unruhe bemerkte, wollte er gleich abreisen — zog mich an, und war die stärkste Forderung an mich." Er konnte der Ruhe und Sicherheit seines Schwagers nicht standhalten, sein Widerspruch wurde immer schwächer und verstummte endlich ganz. Begierig sog er die Ideen desselben ein, und dieser wiederum schien sehr befriedigt, ein Gefäß gefunden zu haben, in welches er den Schatz ausschütten könnte, den jahrelange Forschung und Mühe erhoben hatten. Diese Hinneigung des Kirchenrats Wedemann zur katholischen Kirche blieb seinen Glaubensbrüdern nicht verborgen. Er galt bei denselben als vom Satan versucht, und es wurde für ihn gebetet. An Hasert schrieb er: „Alte, liebe Freunde nennen mich Irrgeist und verwirrt, durch Hochmut sei ich in Irrtum verfallen. Nun, Gott weiß alles wohl, ich bitte, daß er mir nur gnädig sei, gegen mein Gewissen kann und will ich nichts erlangen." Leider sollte er das Gelobte Land nur von weitem sehen wie Moses, denn schon wenige Monate später erkrankte er und starb, ehe er seinen Entschluß ausführen konnte.

Für Hasert aber war sein Beispiel nicht verloren. Er wohnte in Warmbrunn bisweilen der heiligen Messe bei, allerdings heimlich, „denn weil Luther sie öffentlich an den Pranger gestellt und als Teufelswerk verspottet hat, als Drachenschwanz, müssen seine Kinder sich hineinstehlen, wollen sie nicht als verdächtige Leute angesehen werden. Vor dem hatte mich die Neugier einigemal hineingetrieben, ich hatte diese Ceremonien begafft, und ihre ernsten Eindrücke waren mir fast unheimlich und grauenhaft erschienen, jetzt kam ich anders. Die Riegel waren vom Herzen weggeschoben, die Nebel der Vorurteile zerstreut, mein Herz war offen, ich trat im Glauben hinzu, mit Sehnsucht und Verlangen wie jenes Weib, das sich durchs Gedränge stahl, um seines Kleides Saum anzurühren . . . Es taute in mir auf, unwillkürlich zerschmolz ich in seligen Thränen. Über diese Thränen mußte ich später um so mehr mich wundern, als meine härtere Natur schwer zu Thränen kommt. Weiter empfand ich beim heiligen Opfer einen Frieden über alle Vernunft, eine Beruhigung meines Gemütes, eine harmonische Stimmung, eine Erhebung, einen sanften Zug in die unsichtbare Welt, eine Willigkeit, alles zu verlassen, wie ich nie in einer Versammlung der Protestanten solches empfunden habe, auch da nicht, wo ihre besten und stärksten Mittel, gewaltige Predigten, alle ihre Macht aufboten. Ein unaussprechliches Sehnen zog das verlorene Kind nicht bloß nach dem Vater, der im Himmel ist, sondern auch nach der Mutter, die auf Erden uns nahe und sichtbar ist, nach seinem Hause. So unwillkürlich bekam ich zu merken und so kräftig zu spüren, es sei hier nicht leeres Spiel für den Aberglauben und totes Werk, daß mein nüchterner Verstand, der auf Reales dringt, sich um weitere Einwendungen vergeblich bemühte . . .

Wir Protestanten machen gewöhnlich der katholischen Kirche den Vorwurf, daß sie die Augen unterhalte und die Sinne verblende. Ich bin aber auf diese Weise nicht von ihr angezogen worden; mir gab sie einen Eindruck, zu dem ich keine Augen, Ohren und keine Sinne brauchte, der in einem Holzschuppen in Irland derselbe ist, wie in der prächtigen Peterskirche in Rom. Der protestantische Gottesdienst hört auf, wo bei einem Menschen die Ohren aufhören und er taub geworden ist; denn das

Wort ist eigentlich dort das einzige Gnadenmittel. Und wenn der arme Mensch gar noch blind geworden ist und das Wort nicht mehr lesen kann, was hat er dann für Gottesdienst?"

So kam Hasert der Wahrheit schon sehr nahe, allein tausend Zweifel mußten noch gelöst, tausend Bedenklichkeiten erst überwunden werden. „Da meine Entscheidung nicht wie beim Apostel Paulus unmittelbar erfolgte, sondern durch Mittel, so mußte ich unter Suchen und Fragen, Lesen und Hören, wiederholtem Prüfen und Erwägen, unaufhörlichem Beten und Seufzen noch zwei Jahre zubringen. Aber die neuen Lebenseindrücke leiteten mich, mein Herz war schon gewonnen, das Ziel stand schon vor meinen Blicken aufgerichtet. Eine ungeheure Umwälzung begann nun, eine Zerstörung des Alten und ein neuer Bau, der Grund unter den Füßen wurde mir weggerissen; es drängte und trieb in mir Tag und Nacht, ich arbeitete nicht, sondern es arbeitete in mir; oft vermochte ich nur mit Mühe die Gedanken auf meine Amtsgeschäfte zu richten; ich fühlte, wie mein Herz abgelöst wurde von meinen bisherigen Ideen, Verhältnissen, Freunden, eine schmerzliche Trennung und Losreißung ging vor; mit anderen Augen fing ich an alles anzusehen, und fremd wurde mir, was sonst mein eigen war."

Dafür aber mußte er sich denn auch gefallen lassen, daß man seine Kämpfe für Versuchungen des Satans erklärte, und seine eigene Gattin immer vom Satan sprach. Und wenn er nun bedachte, wie er und sein Schwager Wedemann unter so vielen frommen Glaubensbrüdern allein stünden und wie so fromme Männer, wie Arndt, Scriver, Paul Gerhard u. a., die katholische Kirche bekämpft hatten, so stellte sich ihm auch die Frage zur Beantwortung, ob es wirklich Satansversuchungen seien, die ihn überkämen, oder ob der wahre Hirt ihn riefe. Er wandte sich in inbrünstigem Gebete an Gott, und doch wollte er seine Sache wiederum mit ihm nicht allein abmachen und beschloß, sich mit seinen Freunden und Vorgesetzten zu besprechen.

Zu diesem Endzwecke besuchte er mehrere Amtsbrüder und gab sich tage- und wochenlang in ihre Kur, auch in die seines Superintendenten. Allein alle erwiderten auf seine Zweifel: „So steht aber geschrieben," worauf er nach seinem Wissen

wieder entgegensetzte: „Wieder steht auch so geschrieben.“ Bei dem Mangel einer höheren Autorität blieben solche Disputationen natürlich erfolglos. „O, wie lieb wäre es mir gewesen,“ ruft Hasert aus, „wenn meine Vorgesetzten als Stellvertreter Gottes vor mir aufgetreten wären und mir geboten und befohlen hätten an Christi Statt: Glaube uns und der heiligen Kirche und nicht dir selbst und deinem Schriftlesen und deinem Zeugnis des heiligen Geistes; hörst du uns, so hörst du Christum, — hörst du den heiligen Geist. Aber davon sah und hörte ich in Luthers Kirche nichts. Da kam keine Autorität, kein Gott, der von mir Glauben und Gehorsam gefordert hätte; sondern nur Menschen wie ich, gleiche Brüder, die mich für ihre Meinung zu gewinnen suchten, für ihren Geist, für ihre subjektive Überzeugung; sie gaben redlich sich alle Mühe, daß ich selbst sehen und selbst erkennen möchte aus der Schrift, wie sie erkannten, und so ein Glied ihrer Kirche werde.“

So gab ihm denn die Schrift nicht, was er suchte, die Ruhe und die Sicherheit der Überzeugung, und die trockenen Hinweisungen auf eben diese Schrift seitens seiner geistlichen Vorgesetzten und Amtsbrüder waren ebensowenig förderlich. Da fing er an, dem Gespenst, vor dem er sich bisher gefürchtet, der katholischen Kirche, näher zu rücken, um sie genauer betrachten zu können. „Von einem Gespenste war mir gesagt worden ... Jetzt sah ich nun genauer zu und fand das Gespenst nirgends, als in meinem Kopfe und in den Köpfen derer, die sich davor fürchteten. — So hatte auch ich mich gefürchtet, und meine Phantasie das Gespenst nach allen Seiten hin schrecklich ausgemalt. Und das mußte alles so wahr und richtig sein, denn Luthers Lehre war ja Gottes reines Wort, und ihr gegenüber konnte die katholische Kirche nur so und nicht anders aussehen; sonst wäre ja unsere Lehre nichts gewesen, und wir hätten keinen Grund mehr gehabt, lutherisch zu sein. Seit Jahrhunderten hatten auch die größten Gelehrten und Staatsmänner das Ding gerade so gesehen, also mußte was daran sein. Darum kämpfte und stritt denn auch ich dagegen vor den Augen und Ohren meiner Zuhörer, aber wie der Ritter Don Quixote gegen die Windmühlen, die er für Drachen ansah.“

Von seinem Schwager hatte Hasert den römischen Katechismus,

das Concilium Tridentinum und andere katholische Bücher erhalten. Vor allem aber war es Möhlers Symbolik, die ihm „die Brücke zum Übergang schlug“. „Vor seinem milden, lieblichen Schein zerstreuten sich die Nebel, es wurde hell und klar in meinem Kopfe und heiterer Himmel über mir.“ Nebenher las er die lutherischen Bekenntnisschriften, die Werke der berühmtesten protestantischen Gelehrten älterer und neuerer Zeit mit großem Bedacht und großer Aufmerksamkeit. Aber sie vermochten ihn schon nicht mehr irre zu machen, vielmehr bestärkten sie ihn in seiner Richtung. „Es war keiner,“ sagt er, „mit dem ich nicht gründlich fertig geworden wäre; auf keine Einwendung fehlte mir die Antwort und die Anklagen sah ich auf die Verkläger zurückfallen. Ich ward betroffen, als mir anfing je mehr und mehr klar zu werden, daß wir Protestanten die katholische Kirche gar nicht zu verstehen vermögen; nicht weil wir unwissend und unbegabt, denn ich sah bei jenen Männern die größte Wissenschaft, die schönsten Gaben; auch nicht, weil es uns an gutem Willen fehle, denn ich sah den besten Willen und das redlichste Streben: sondern weil wir verblendet seien. So vermögen wir den reichen Schatz unserer Kenntnisse und Gaben nicht richtig zu brauchen, sondern müssen ihn mißbrauchen; so ist unsere Mühe und Arbeit oft ganz verloren, besonders wo sie gegen den Felsen Christi anstürmt.“

So kam der Herbst des Jahres 1852 heran. Haserts Entschluß war gefaßt, und in einem ausführlichen Schreiben, worin er den Gang seines Lebens und seiner Entwicklung darstellte, wandte er sich an den damals schon schwerkranken Fürstbischof von Breslau, Kardinal Diepenbrock. Er schreibt darin:

„Nicht die Anschauung des herrlichen und lieblichen Gottesdienstes war es, der durch die Sinne in den sinnlich geschaffenen Menschen dringt und seinen Geist hinnimmt; nicht der Anblick der Kunst, die geheiligt mit vertausendfachtem Zauber fesselt. Nicht der Anblick des neuen Lebens, das in diesen vergangenen Jahren, wo der Tod alle Lebensbande auftrennte, wie Frühlingswehen aus der katholischen Kirche aufging, die wir hinter der Revolution hergehen sahen, Wunden verbindend und Öl eingießend. Die, während das arme Volk in Parteien zerrissen war, die sich untereinander bissen und fraßen, und jede nach

ihrer Art das Heil erstürmen wollten, heilige Vereine und Bruderbunde durch die Länder und Völker zusammenrief. Auch nicht dies, daß wir tot geglaubte Orden neues Leben ausgießen sahen über alle Christenheit, die wir den verhaßtesten Orden, eben aus allen Landen verjagt, als Sieger durch die Thore wieder einziehen sahen und Vertrauen und Liebe auch bei den bittersten Feinden gewinnen. Auch nicht dies, daß, während auf seinen schwankenden Wogen der Zeitgeist auch die edelsten Geister niederwarf, die katholische Kirche uns Männer zeigte, die fest standen, also wohl guten Grund unter den Füßen hatten; daß, während bei dem drohenden Einsturz protestantische Prediger zuerst des Volkes Stimme als Gottes Stimme priesen und selbst an der Spitze von Haufen sich zeigten, und danach wieder den Fürsten auf jede beliebige Konstitution jeden beliebigen Eid zu schwören bereit standen, die katholischen Bischöfe zuerst, ihren Fürsten treu, mitten in die empörten Volkswogen hinein riefen, Gehorsam gebietend, auch im Brande des Aufruhrs den Martertod gern und willig litten, und danach jetzt wiederum den Fürsten und deren Übergriffen gegenüber in hoher göttlicher Würde sich aufstellten, die Rechte Gottes und seines heiligen Volkes in die Hände fassend, und fest haltend vor Säbeln, Bajonetten, in Gefängnissen und Verbannungen, unter Spott und Hohn der Welt.

Wenn dies alles, das jetzt mit Recht Tausende oben und unten zum Aufschauen zwingt, meine Augen auch nicht zu sehen bekommen hätten, mein Weg würde doch fortgegangen sein; denn mein Weg war zuerst und zuletzt Betrachtung der Lehre der Kirche und der Lehre ihrer Feinde, Vergleichung, Prüfung, Einsicht in die Harmonie der Kirche, und in die Widersprüche, Halbheiten und das Verderben aller Abtrünnigen . . . Über zwanzig Jahre bin ich nun hin und her gewankt, habe gesucht und nicht gefunden, habe geforscht in der Schrift, bin genarrt und vexiert worden von tausenderlei Meinungen unserer Exegeten und Schriftgelehrten, habe immerdar gelernt und bin nie zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen, ich bin empfindlich belehrt worden, ich armer Mann! Ich bin inne geworden und habe erfahren, was für ein Jammer und Herzeleid es ist, den Herrn, seinen Gott, und sein Haus und seine Knechte verlassen.

Jerem. 2. Dan. 9. Nun ruft, nun seufzt und schreit alles in mir nach Autorität: Autoritäten bedürfen wir, **lebendige Autoritäten!** — —

Ich erkenne die katholische Kirche als göttliche Autorität, so will ich sie auch so bekennen, und je mehr jetzt vor den Autoritäten sich die anderen den Nacken steifen, desto mehr will ich mich von ganzem Herzen mit Leib und Seele zur Erde niederbücken. Ich Armer, ich weiß, daß es eine Kindschaft Gottes giebt, und ich glaube daran, ich glaube die Verheißungen, welche uns die Kindschaft zusichern; ich will auch die Kindschaft, aber ich habe sie nicht, ich lebe sie nicht. Behauptet habe ich zwar immer, ich sei der Vergebung aller Sünden gewiß, ich sei in voller Gnade, ein völliges Gotteskind, aber es war Einbildung . . . Wie der Apostel so seufze auch ich: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen? ich sehne mich und suche den wahren wirklichen Erlöser von Sünden, nicht den Gerechterklärer und Übertüncher der Sünden.

Ich bin zwar getauft und also wiedergeboren, ich gehöre zur Familie der hochadligen Kinder Gottes; aber meiner hohen Bestimmung, meinen Anlagen und Gaben hat die standesgemäße Erziehung gefehlt. Meine Voreltern wurden aus ihrer Väter Schlosse geraubt, von unserem Feinde ausgeplündert und in die Wildnis geschleppt. So ist unser edles Geschlecht heruntergekommen und verwildert. Wir irrten umher, und ob wir gleich hörten von unserem Ursprung und fleißig danach forschten, vermochten wir uns doch nicht zurechtzufinden; wir irrten wie verlorene Schafe, die keinen Hirten haben und kein Haus . . .

Gedenke ich meines armen Schwagers, des Kirchenrats Wedemann, wie er mit seiner Gewissensnot sich gedrungen fühlte, wenigstens noch vor seinem Tode seinen Austritt zu erklären; aber nun krank, in Schwäche immer tiefer daniedersinkend, umringt von Bergen von Hindernissen und Bedenklichkeiten, nicht dazu kommen konnte, und so dahin schmachtete und abwelkte, schwebend zwischen Himmel und Erde, zaghaft seine arme Seele abschied: so will ich viel lieber als ein Bettler ausziehen unter den freien Himmel Gottes in der katholischen Kirche, als länger wohnen in protestantischen Palästen; lieber Thürhüter sein in der heiligen Kirche, als Herr und Haupt in

der lutherischen Sekte. — Äußerlich ist nichts, was mich hinwegtriebe, aber innerlich wird mir meine Stellung immer unmöglicher. Bei jeder Amtshandlung erhebt sich im Herzen ein quälender Widerspruch . . . Es ist nichts vorhanden, das aus meinen Verhältnissen mich heraustriebe oder lockte, denn allein die Sehnsucht in meines Vaters Haus. Ich habe mich immer sehr glücklich gefühlt und keinen Wunsch nach Veränderungen gehegt. Ich habe mein gutes Auskommen, aber nichts außer diesem. Ich stehe im besten Vernehmen mit meinen Gemeinden und meinen Vorgesetzten; ich predigte immer sehr gern und von ganzem Herzen und wurde gern gehört. Aber jetzt will ich auch meine liebste Thätigkeit zum Opfer bringen, Gott hat sie mir bitter gemacht, ob ich schon nicht weiß, in was ich fernerhin mich einarbeiten könnte. Ich werde zwar Pastor genannt, der lutherischen Kirche, aber mein Herz weiß nichts von solchem Titel mehr; ich sehne mich, den lutherischen Talar zu den Füßen eines katholischen Bischofs niederzulegen."

Unterdessen hatte sich die lutherische Generalsynode in Breslau versammelt und Hasert reiste am 8. Oktober auch dahin, um von seinen Amtsbrüdern Abschied zu nehmen. Daß er nicht den freundlichsten Empfang erhielt und mit Vorwürfen überschüttet wurde, wie er berichtet, können wir ihm gern glauben.

Am 27. Oktober desselben Jahres wurde er in die katholische Glaubensgemeinschaft aufgenommen. Noch am Tage vor seiner Abreise nach Breslau, wo die Aufnahme stattfinden sollte, besuchte ihn ein Lutheraner, um ihn, wie er erklärte, „dem Satan zu entreißen, denn es müßte doch schlimm sein, wenn das reine Wort dies nicht vermöchte."

War der Sturm vorher schon groß, so nahm er mächtig überhand, nachdem der entscheidende Schritt gethan. „Als zu Bunzlau," so berichtet Hasert, „in meiner Gemeinde mein Abschiedsschreiben bekannt geworden, brach ein Klagen und großes Weinen aus. Man sagte: Wenn unser Pastor gestorben wäre, wollten wir nicht so traurig sein. Meiner Frau wünschte man den Tod, weil es besser sei, sie stürbe, als daß sie auch verführt würde. Von mehreren wurde wiederholt mir gesagt: Wenn du uniert geworden wärest, oder reformiert oder zur

schlechtesten Sekte gelaufen, so wäre uns das nicht so zu Herzen gegangen, als daß du katholisch geworden.

Man fing an, nach der eigentlichen Ursache meines Übertritts zu forschen, denn die Wahrheit der Sache könnte es nicht sein. Man spürte nach geheimen Sünden, und als man keine fand, so erklärte man es für eine Verstandesverblendung. Vom Kirchenrat Wedemann hatte man auch geurteilt, durch seinen Verstand und große Gelehrsamkeit sei er in Konsequenzen verstrickt worden, aber seinem Abfall vom wahren Glauben sei Gott durch den Tod noch gnädig zuvorgekommen." Ja auch persönliche Beleidigungen und Schmähungen blieben nicht aus. Einer seiner Amtsbrüder stand vom Tische auf, weil man nicht mehr mit ihm (Hasert) essen dürfe. Ein anderer, der in sein Haus kam, und dem er freundlich die Hand bot, verweigerte ihm die seinige und sagte, er besuche nur seine Frau; wieder ein anderer äußerte ihm ins Gesicht, er sei ganz dumm geworden und habe auch schon ein so dummes Gesicht bekommen wie alle Katholiken, und was dergleichen Freundlichkeiten mehr waren. Er bekam Briefe aus allen Gegenden, deren Refrain immer lautete: „Vom Satan verblendet, tief gefallen, unmöglich selig." Hasert teilt in seiner oben genannten Konversionsschrift, der wir im bisherigen gefolgt sind, einen solchen Brief mit, den ihm ein teurer Jugendfreund, Licentiat und evangelischer Prediger, schrieb. Es heißt darin:

„Das ist also das Ende und Ziel Deines Wahnes. Das auf Lug und Trug erbaute Babel, wo die Menschenvergötterung unter dem Namen christlichen Kirchenwesens in der schamlosesten Weise ihre Altäre aufgebaut hat und das erste christliche Gebot: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir — mit schnödester Anmaßung aus den Augen setzt, jenes Lügen-Rom, wo ein sündiger Mensch sich an die Stelle Gottes ins Heiligtum setzt und verlangt, daß man ihn statt Gottes als die unfehlbare Quelle der Wahrheit, als den Ausfluß alles Heils und aller Seligkeit hier und jenseits verehre, vor ihm anbetend sich niederwerfe, ihn an Gottes Statt als Herrn und Heiland anerkenne, blindlings folge, Gottes Wort, Vernunft und Apostel ihm nachsetze, allein auf seine Aussprüche schwöre. Wo sündige Priester sich anmaßen, die Pforten des Himmelreiches allmächtig

auf- und zuzuschließen, um schnödes Sündengeld. Wo verstorbene sündige Menschen mit Gebeten statt Gottes angerufen werden, als ob sie allgegenwärtig wären. Dahin willst auch Du Dich wenden. Wo die seligste Idee des Gottesreiches zur äußerlichen Weltherrschaft entweiht und jeder, der an diese herrschsüchtige Hure sich verkauft, jedes eigenen Sinnes und lebendigen Gefühls beraubt und zur willenlosen ausgeblasenen Puppe herabgewürdigt wird. Da willst auch Du hingehen und statt des großen Gottes den kleinen Götzen mit anbeten helfen; Du, ein Sohn des edlen großen Deutschlands, ein Sklave und Scherge römischer Völker- und Geisterknechtung werden. Nun, gehe hin, wo Dein entarteter, vom eigenen Stamme und Blute abgefallener Wahngeist Dich treibt, mache das Maß Deines Fanatismus voll! Fluche Deinem Vater, fluche Deiner Mutter, deren Brust Dich gesäugt" u. s. w.

Hasert wurde der Eigentümlichkeit des Falles wegen vielfach aufgefordert, den Gang seines Entwicklungsprozesses vom altlutherischen Predigtamt bis zum Eintritt in die katholische Kirche zu veröffentlichen. Er ist dieser Aufforderung in der bekannten Schrift: „War ich vom Satan verblendet, da ich katholisch wurde" (Bunzlau, 1854, 2. Aufl. Wien 1856) nachgekommen. Sie gehört zu den interessantesten Konversionsschriften der neueren Zeit. Wegen der darin enthaltenen offenen Darstellung der lutherischen Glaubenslehren und der Folgen der Reformation wurde der Verfasser in einen Prozeß verwickelt, der mit der Vernichtung meist unbedeutender Teile des Buches endete.

Hasert siedelte später nach Österreich über und erhielt daselbst eine Stellung als Professor am fürstbischöflichen Knabenseminar zu Graz in Steiermark.

Hier in Graz sollte auch seine Frau den Weg zur katholischen Kirche finden und wir schalten hier die uns freundlich zugestellten Notizen über ihren Lebensweg ein.

Ernestine Hasert

war am 14. September 1817 als älteste Tochter des geachteten Kaufmanns Christoph Friedrich Hornung zu Ratibor in Preuß.-Schlesien geboren. In seinem Hause hatten seiner Zeit die verfolgten altlutherischen Pastoren Schutz und Gastfreundschaft gefunden und nächtlichen Gottesdienst gehalten. Entsprechend der pietistischen Richtung ihrer Eltern wurde Ernestine von ihnen strenggläubig erzogen. Sie lernte die besten, eifrigsten Prediger kennen und verehrte ihren Seelsorger wie einen Heiligen. Daß sie es schon in ihrer Jugend sehr ernst mit ihrem Seelenheil nahm, beweist die Thatsache, daß sie auch im strengsten Winter Sonntag nachmittags oft mehrere Stunden in einer kalten Dachstube zubrachte, nur um recht ungestört in Scrivers „Seelenschatz“ zu lesen, einem Folianten, in welchem auch katholische Heilige, jedoch ungenannt, citiert waren. Von hier aus sah sie auch eines Tages der Fronleichnamsprozession der Katholiken zu und, so erzählte sie später selbst, als der Priester mit dem Allerheiligsten nahte, fühlte sie sich wie von magischer Gewalt auf die Kniee gezogen, konnte sich der Thränen nicht erwehren und war nur froh, daß es ihre Angehörigen nicht gesehen.

Ihre große Frömmigkeit zog sie den Lehren Luthers entgegen mehr zum jungfräulichen Stande. Sie wollte Diakonissin werden oder doch ehelos bleiben. Damit waren aber ihre Eltern nicht einverstanden und auf deren ausdrücklichen Wunsch heiratete sie 1845 in ihrem 27. Lebensjahre den evangelisch-lutherischen Pastor Joh. Rudolf Hasert, welcher ihren Eltern als Schwiegersohn mit dem Beisatz empfohlen war: „Er ist lauter wie Gold.“ Nach einem schweren Abschied von den so geliebten und auch

sie innig liebenden Eltern und Geschwistern kam sie mit ihrem Manne zuerst nach Pommern und dann im Jahre 1847 nach Bunzlau in Preuß.-Schlesien. Hier war es nun, daß ihr Gatte mit Gottes Gnade zur Erkenntnis der katholischen Wahrheit kam und trotz vieler Schwierigkeiten, den Bitten, Vorwürfen seiner und ihrer Verwandten und auch ihren Bitten und Thränen mutvoll widerstehend, nur seiner Überzeugung folgend der guten Stelle entsagte und zur katholischen Kirche übertrat. Es war den 27. Oktober 1852, als er zu Breslau das katholische Glaubensbekenntnis in die Hände des Domherrn Förster ablegte, nicht wissend, wie sich seine Zukunft gestalten würde, doch auf den Herrn vertrauend, der gesagt hat: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles übrige wird euch zugegeben werden," was auch geschah.

Mehr als ihre einige Jahre hindurch recht sorgenvolle pekuniäre Lage, welche einer zarten Frau mit vier kleinen Kindern gewiß recht drückend sein mußte, schmerzte sie der Abfall ihres Gatten vom „wahren Glauben", für welchen sie ja in den Tod gegangen wäre. Dazu kam die Aussicht, auch ihre Kinder ihrem Glauben entfremdet und dem Vater folgen zu sehen, wie es auch den staatlichen Gesetzen entsprach. Sie wollte an den König appellieren, um wenigstens die Töchter für den lutherischen Glauben zu erhalten. Sie wandte sich an einen Advokaten, doch dieser schlug das Gesetzbuch auf und sagte: „Liebe Frau Pastor, da kann ich Ihnen leider keinen Trost geben; auch der König kann die Gesetze nicht ändern; wenn Sie auf dem Wege der Güte nichts erreichen können, werden Sie sich ergeben müssen." „Nein," sagte sie (und wieder entrannen die damals immer zu fließen bereiten Thränen ihren Augen), „auf dem Wege der Güte kann ich da nichts erreichen." Mit seiner Überzeugung ließ ihr Gatte nicht scherzen.

Trotz seiner Entschiedenheit und Frömmigkeit gelang es ihm nur schwer, Einfluß auf sie zu gewinnen, denn von allen Seiten hetzte man sie gegen ihn auf, erregte ihr Mißtrauen; Mutter und Geschwister und Pastoren ermahnten sie, ihm ja kein Gehör zu geben, wenn er sie überreden wolle, was natürlich bei jeder Gelegenheit versucht wurde. Man ließ ganze Gemeinden in der Kirche für sie beten. Als sie 1856 mit ihrem

Gatten und ihren Kindern nach Graz in Steiermark übersiedelte, wurde sie nochmals von eifrigen Lutheranern und Predigern mündlich und schriftlich dringend gebeten, gewarnt und ermahnt, ihren Mann gar nicht anzuhören, wenn er über Religion spreche, und sich mit keinem Jesuiten einzulassen. Diese Mahnung hat sie auch nach Möglichkeit befolgt und ihrem Mann fünf Jahre tapfer widerstanden, was ihr vielleicht schwerer war und noch mehr zu verwundern ist als ihre nachmalige Konversion. Andere Frauen hätten schon um des ehelichen Glückes willen, das durch die Spaltung sehr getrübt war, vielleicht früher nachgegeben; ihr aber stand der ererbte Glaube so hoch und war ihr so heilig, daß sie ihn nicht ohne Überzeugung mit einem anderen hätte vertauschen mögen.

Doch die Gnade Gottes, mit der sie von Jugend an so treu mitgewirkt, kam auch hier zu Hilfe. Ihr Gatte suchte nicht bloß durch Zureden der Mutter und Erzieherin seiner Kinder zum wahren Glauben zu verhelfen, sondern betete auch viel und ließ andere fromme Katholiken für sie beten. Nun fügte es sich, daß sie in der protestantischen Kirche zu Graz keine Befriedigung fand. Die Predigten erschienen ihr bei aller Schönrednerei ohne ernstes Christentum. Bei Spendung des Abendmahls hörte sie staunend den Prediger verschiedene Formeln gebrauchen, je nachdem er Lutheraner oder Reformierte vor sich hatte. Ihre Anhänglichkeit an das Luthertum litt darunter, sie wurde irre an ihm und fand keinen Trost mehr dabei, den ihre Seele suchte. Als dann eine schwere Krankheit sie an den Rand des Grabes brachte und ihr Gatte sie fragte, ob sie den Besuch des Predigers wünsche, lehnte sie denselben ab, wagte es aber auch noch nicht, einem katholischen Priester ihr Vertrauen zu schenken. Sie genas wieder und bemühte sich, von neuem an den Trümmern des Protestantismus festzuhalten. Nun kam im Sommer 1857 ihre jüngste und liebste Schwester zu einem längeren Besuch nach Graz. Oft begleitete dieselbe ihren Schwager, auch allein, auf Spaziergängen und dann benützte er diese, um mit ihr über religiöse Dinge zu sprechen. Sie sagte selbst zu Frau Hasert über diese Spaziergänge: „Wenn ich mit deinem Manne von Blumen spreche, dann antwortet er von der katholischen Kirche.“ Es gelang ihm in der That, sie von der Wahrheit der

katholischen Religion zu überzeugen und daß die eben so fromme wie begabte Schwester sich so schnell und so freudig der Erkenntnis erschloß, die ihr der Gatte vermittelte, machte tiefen Eindruck auf Frau Hasert. Sie war nun auch bereit, zu prüfen, und ließ sich gefallen, daß ihr die Schwester wie ein Katechet erklärte, was diese selbst vom Schwager gehört und gelernt hatte. Ja beide Schwestern empfingen bald einen regelrechten Unterricht bei dem damaligen sehr würdigen Domvikar Franz Legwarth und endlich wurde der 15. August zur Aufnahme beider in die katholische Kirche festgesetzt. Da kam plötzlich, so nahe am Ziel, ein Zwischenfall. Fräulein Hornung wurde telegraphisch heimberufen an das Sterbebett ihrer Mutter. Sie bat Frau Hasert, sich doch an dem bestimmten Tage aufnehmen zu lassen; sie wolle dasselbe in Ratibor thun und dann wiederkommen. Aber es kam anders. Als sie nach dem Begräbnis der Mutter ihren Geschwistern gestand, was sie vorhabe, drangen sie, unterstützt von ihren Predigern, mit Bitten und Thränen und Drohungen in sie, bis sie wankend wurde, alles für eine Versuchung ansah und sich entschloß, im lutherischen Glauben zu bleiben. Nicht lange darauf wurde sie Diakonissin und ist es noch heute.

Der Rücktritt der Schwester war für Frau Hasert eine schwere Prüfung und brachte ihr neue Kämpfe. Dennoch blieb sie ihrem Entschlusse treu und am 28. August 1857 legte sie im Beisein ihres Gatten, ihrer drei älteren Kinder und zweier Zeugen im Dom zu Graz das katholische Glaubensbekenntnis ab, empfing am anderen Tage die erste heilige Kommunion und bald darauf die Firmung.

Nun wuchs das Senfkorn des Glaubens in der treuen Seele zum starken Baume. Die immer mehr sich klärende Erkenntnis der Schönheit, Wahrheit und aller Gnadenschätze der katholischen Kirche erfüllte sie mit so kindlicher Freudigkeit, daß ihr damaliger Beichtvater sagte: „Man möchte fast wünschen, auch Protestant gewesen zu sein, um seinen katholischen Glauben so zu schätzen und diese Freude zu genießen.“ So oft sie konnte, ging sie zum Tische des Herrn und nach des Tages Mühe und Sorge war es oft ihre einzige und liebste Erholung, beim Schimmer der ewigen Lampe noch ein halbes Stündchen vor

dem heiligen Sakramente zu knieen. Vereint mit ihrem frommen, glaubenseifrigen Gatten war sie bemüht, ihre vier Kinder zu guten katholischen Christen zu erziehen.

Vor ihrem am 16. März 1881 erfolgten Hinscheiden dankte sie ihrem Gatten, daß sie durch ihn in die katholische Kirche gelangt sei, und bat, man möge ihrer Schwester mit ihrem letzten Gruße schreiben, wie sie noch sterbend Gott gedankt habe für die Gnade des heiligen katholischen Glaubens. Ihr letzter Segen über ihre vier Kinder war: „Möget ihr auf Erden arm und verachtet leben, nur bewahre euch der liebe Gott vor jeder schweren Sünde, daß wir im Himmel uns wiedersehen."

Von ihren Kindern widmete der älteste Sohn, Rudolf, sich der Jurisprudenz und ist Notar, der zweite, Konstantin, trat in den geistlichen Stand und erwarb durch seine apologetischen Schriften: „Antworten der Natur auf die Fragen: Woher die Welt, woher das Leben? Tier und Mensch; Seele (Graz 1898, 4. Aufl.)" und „Antworten der Vernunft auf die Fragen: Wozu Religion, Gebet und Kirche? (Graz 1897)" sich einen geachteten Namen. Die älteste Tochter, Ernestine, welcher das obige Lebensbild ihrer Mutter zu danken ist, blieb bei ihrem Vater als treue Pflegerin seines hohen Alters. Die Erzeugnisse ihres dichterischen Talentes sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienen, insbesondere auch in den „Dichterstimmen der Gegenwart". Die jüngste Tochter, Adelheid, wurde 1883 Barmherzige Schwester und wirkte als Schwester Paula mit Eifer und Hingebung in der Korrektionsanstalt zu Lankowitz, bis ihr zarter Körper den Anstrengungen des Berufes erlag. Sie starb im einunddreißigsten Lebensjahre am 13. Juli 1886.

Als Hasert Witwer geworden, ging sein Sinnen und Trachten nach dem Priestertum der katholischen Kirche. Wiewohl bereits neunundsechzig Jahre alt, erlangte er doch noch diese Gnade. Am 5. März 1882 empfing er in der fürstbischöflichen Hauskapelle zu Graz die Priesterweihe und feierte am 19. März am Fest des heiligen Joseph, in der Kirche des Cistercienserstiftes Rein, in dem er ein stets gern gesehener Feriengast war, seine Primiz, bei welcher sein geistlicher Sohn die Festpredigt hielt.

So lohnte ihm Gott seine Glaubenstreue und seinen unermüdlichen Eifer, den er als erster Präsident des St. Vincenz-

vereins zu Graz, den er zu hoher Blüte brachte, im Dienste der Armen seit Jahren bethätigte. Als Priester übernahm er auch die Leitung des Vereins christlicher Mütter. Sein Bischof verlieh ihm die wohlverdiente Auszeichnung der Würde eines Fürstbischöflichen Geistlichen Rates. Nunmehr (1900) steht der freundliche Priestergreis im achtundachtzigsten Lebensjahre, ein Gegenstand der Erbauung für alle, die ihn kennen.

Außer seiner oben genannten und benützten Konversionsschrift veröffentlichte er 1859: „Joseph und seine Brüder. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen“ und 1868: „Die göttliche Tragödie“.

Adolf Christian David Olszewski,[1])

k. Landvogteigerichtsdirektor von Heilsberg.

Adolf Christian David Olszewski wurde in Marienwerder den 19. Dezember 1782 geboren und stammte aus einer adligen polnischen Familie, welche im Reformationszeitalter aus der Gegend von Krakau nach Preußen übersiedelte und hier lutherisch wurde. Sein Vater, der als westpreußischer Forstsekretär mit Sitz und Stimme im Regierungskollegium zu Marienwerder angestellt war, starb schon früh im Alter von vierunddreißig Jahren und hinterließ für seine Witwe und seine im zartesten Alter lebenden Söhne August und Adolf nur sehr bescheidene Mittel, so daß die erstere (eine geborene Maria Fischer) eine Stiftsstelle in dem löbenichtschen Marienhospital zu Königsberg annahm und die Söhne im Königl. Waisenhause ebendaselbst unterbrachte. Adolf zeichnete sich hier so aus, daß er bereits 1798, fünfzehn Jahre alt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der später als Rechnungsrat in Marienwerder starb, die Albertus-Universität beziehen konnte, um dort Jura und Cameralia zu studieren. Wegen seiner im ganzen mittellosen Lage war er darauf angewiesen, sich durch Stundengeben und schriftliche Arbeiten seine Existenz zu schaffen, und auf diese Art kam er in nähere Verbindung mit dem damaligen Konsistorialrat Wald, der ihn als Amanuensis bei seinen Amtsgeschäften gebrauchte, ein Umstand, wodurch er einen nicht gewöhnlichen Einblick in die protestantischen Kirchenangelegenheiten erhielt. Im Jahre 1803 kam Olszewski nach Absolvierung der vorschriftsmäßigen Prüfungen

---

[1]) Katholisches Kirchenblatt für Culm und Ermland 1867 Nr. 17.

als Oberlandesgerichtsassessor und Landvogteigerichtsrat nach Heilsberg, der Hauptstadt des früheren Fürstentums Ermland, und hier verheiratete sich der dreiundzwanzigjährige junge Mann mit einem Mädchen aus streng katholischer Familie (Theresia Prengel), mit welcher er bis an sein Ende in der glücklichsten Ehe lebte. Fünf Jahre später wurde er als Oberlandesgerichtsrat nach Königsberg versetzt, wo er unter anderen seine alte Freundschaft mit dem trefflichen Kanzler von Wegnern († 7. November 1854) auffrischte,[1]) von wo er aber bereits 1812 auf sein Gesuch als Direktor des Landvogteigerichtes nach Heilsberg zurückkehrte, weil seine Gesundheit durch übermäßige Arbeit so sehr angegriffen war, daß seine Freunde trotz des Widerstrebens des Kanzlers von Schrötter ihn dazu drängten. In seiner neuen Eigenschaft als Spitze und Mittelpunkt der juristischen Behörden im alten Ermlande trat Olszewski sehr bald in nähere freundschaftlich innige Beziehungen zu dem unvergeßlichen Fürstbischofe von Ermland, Prinzen Joseph von Hohenzollern, und er blieb ihm seitdem in allen Lebenslagen ein treuer Rat und kundiger juristischer Beistand in den vielen oft so schwierigen Rechtsfällen, die es damals unter den für die katholische Kirche so ungünstigen Verhältnissen durchzufechten gab. In dieser Eigenschaft, namentlich auch als Begleiter des

---

[1]) Wegnern vermachte bei seinem Tode der katholischen Propstei zu Königsberg seine mehrere hundert Bände starke Sammlung trefflicher katholischer Werke mit folgender Widmung, die im Original, von seiner Hand geschrieben, im Archiv der Propstei aufbewahrt ist und als Beweis seiner Gesinnung gegen die katholische Kirche hier einen Platz finden möge: „Eingedenk der Worte des großen Heiligen und Kirchenlehrers: ubi aliquid Christi video, non condemno, bitte ich eine Hochwürdige Propstei, dieses Vermächtnis von einem der katholischen Kirche mit Liebe und hoher Verehrung innig ergebenen Bekenner einer anderen Abteilung der christlichen Kirche nicht minder mit Liebe und Wohlwollen anzunehmen; die Bücher, welche mir stets teuer und wert gewesen sind, so viel Erbauung als Belehrung verschafft haben und auch wohl anderen nützlich sein können, in Ihrer Bibliothek aufzustellen, niemals aber zu veräußern. In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. — Mögen beide Kirchen bis zu ihrer gewiß nicht mehr entfernten Vereinigung unter dem Statthalter Jesu Christi auch ferner in gegenseitiger Liebe und Duldung nebeneinander bestehen und segensreich wirken. Königsberg, den 19. August 1852. Ludwig Karl August von Wegnern, Kanzler des Königreichs Preußen."

Prinzen auf der Reise nach Berlin behufs Exequierung der Bulle de salute animarum, hat sich Olszewski um die Diöcese Ermland wie um die katholische Kirche in Preußen überhaupt bleibende Verdienste erworben. Aber er trat auch durch diesen seinen Wirkungskreis, durch den Umgang mit dem edlen Fürstbischofe, durch ein gründliches Studium der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes, durch persönliche Bekanntschaft und brieflichen Verkehr mit ausgezeichneten Katholiken, so unter anderen mit Zacharias Werner, mit dem er mütterlicherseits noch etwas verwandt war, der katholischen Kirche immer näher, wie er denn als Mann des Rechtes in Luthers Auftreten das revolutionäre Element immer betont hatte. In dieser Richtung konnte ihn eine schon aus dem elterlichen Hause mitgebrachte tiefreligiöse Seite seines Wesens nur bestärken. Jeden Morgen begrüßte er beim Erwachen seine fromme, viele Jahre hindurch leidende Frau mit dem lauten Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus," und durch seine ganze Tagesarbeit zog sich wie ein goldener Faden der oft zum Worte werdende Gedanke: „Alles zur Ehre Gottes", fern von jedem Wunsch nach Anerkennung oder Menschendank. In dieser seiner schlichten und anspruchslosen Lebensauffassung lag auch der Grund, daß er die bei seinem Aufenthalte in Berlin von dem Herrn Justizminister persönlich ihm angetragene Stellung als vortragender Rat im Ministerium zu gunsten des bekannten Wirklichen Geheimrates Illaire ablehnte. Wie einerseits die Rücksicht auf seine Frau und deren Familie, so lag ihm andererseits besonders die katholische Erziehung seiner Kinder, für die er sich, obwohl selbst noch nicht Katholik, entschieden hatte, sehr am Herzen, und beides wurde ihm Anlaß zu dem festen Entschlusse, in Heilsberg zu bleiben, zumal als der hochselige Fürstbischof den von anderer Seite vielfach Bestürmten mit den freundlichen Worten anredete: „Olszewski, Sie werden mich doch nicht verlassen!" Gewiß hatte der Finanzminister von Flottwell später ganz recht, als er dem Landvogteigerichtsdirektor auf seine Gratulation erwiderte: „Was ich bin, hättest du schon lange sein können;" allein Olszewski überzeugte sich täglich mehr von der Wahrheit der alten, aber so selten gewürdigten Maxime: „Bene vixit qui bene latuit" und hat seinen Entschluß nie bereut und allen neuen Anträgen gegenüber

an seinem ihm lieb gewordenen Amte festgehalten. Hochverehrt von der ganzen Stadt Heilsberg und dem ganzen Ermlande, dem Fürstbischof an der Spitze, wurde er seit dem Jahre 1833 von den preußischen Behörden mit verschiedenen Orden und Titeln, zuletzt im Jahre 1840 durch den Charakter als Geheimer Justizrat und 1849 durch den Roten Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub ausgezeichnet. In diesem Jahre trug er auch auf Bitten seiner Frau und seiner drei lebenden in nächster Umgebung ansäßigen Kinder — ein Sohn war katholischer Geistlicher geworden und lebte damals als Pfarrer in Roggenhausen († 1865) — auf seine Versetzung in den Ruhestand an, die ihm in den ehrendsten Ausdrücken zu teil wurde, und siedelte dann mit seiner Frau zu seinem Schwiegersohne, dem Gutsbesitzer Joseph von Marquardt auf Potritten, über. Erst hier, in vollster ruhiger Muße vollendete sich seine Überzeugung, daß es für ihn Pflicht sei, von seinem Glauben und seiner Liebe zur katholischen Kirche, die er lange im Herzen getragen, auch öffentlich Zeugnis zu geben, nachdem er bis dahin immerhin nur etwa auf dem Standpunkte seines Freundes von Wegnern gestanden. Am 3. Dezember 1852, am Feste des heiligen Franziskus Xaverius, legte er vor seinem Freunde, dem ehrwürdigen Pfarrer Johannes Neumann († 1859), in der Pfarrkirche zu Freudenberg, in Gegenwart seiner ganzen Familie mit kräftiger Stimme das Glaubensbekenntnis ab, und jetzt erst war es, als ob der volle Friede in sein Herz eingekehrt wäre. „Mir ist Freudenberg wirklich ein Berg der Freude geworden,“ pflegte er öfter zu sagen, und wieder und wieder hörte man jetzt von ihm auch den bekannten Vers aus den Söhnen des Thales von Zacharias Werner:

„Wir Alten sitzen geduckt im Nest:
Allein der liebliche Wiederschein
Der Jugendzeit,
Wo wir im Frührot uns erfreut,
Uns auch im Alter nicht verläßt —
Die stille, sinnige Fröhlichkeit.“

Im folgenden Jahre hatte er noch die Freude, der erhebenden vierzehntägigen Volksmission zu Heilsberg beizuwohnen und ihre herrlichen Früchte zu sehen, am 9. September 1854

aber verschied er nach kaum vierzehntägigem Krankenlager, nachdem er gleich in den ersten Tagen mit den heiligen Sterbsakramenten war versehen worden, das Kruzifix, das er öfter innig an seine Lippen gepreßt hatte, in den Händen haltend. Seine letzten Gedanken, Gebete und Mahnungen, sowie sein ganzes Verhalten auf dem Sterbebette erinnerten unwillkürlich an Friedrich Leopold Stolberg, mit dem der treffliche Mann auch sonst im Wesen und Charakter vielfach sich verwandt zeigte.

Marie v. Schwarzenau,

Schriftstellerin.

Geboren am 23. Mai 1815 als Tochter eines protestantischen hessischen Offiziers trat Maria v. Schwarzenau 1852 zu Mannheim zur katholischen Kirche über. Seit 1871 lebte sie zu Speier, woselbst sie am 4. April 1880 starb.

1868 trat sie als fruchtbare Schriftstellerin in die Öffentlichkeit unter dem Namen L. v. Erlburg. Über ihre Richtung und ihre Erfolge urteilt Keiter in seinen Litteraturhistorischen Studien „Katholische Erzähler der neuesten Zeit", 2. Aufl., 1890, S. 288: „Die Verfasserin besaß eine ausgezeichnete Kenntnis des äußeren Lebens in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Wohnung, Kostüm und Gebaren der oberen Zehntausend wußte sie anschaulich und immer anziehend darzustellen. Der echt religiöse Geist, welcher alle ihre Schöpfungen durchweht, macht sie zu einer sehr empfehlenswerten Lektüre für die weibliche Jugend. Dagegen wußte die Erzählerin in die Tiefen des menschlichen Herzens nur selten hinabzusteigen und verstand es nicht immer, dem Entwicklungsgange der Leidenschaften nachzugehen. Als die besten unter ihren zahlreichen Erzählungen dürften zu bezeichnen sein: „Verschlungene Pfade", „die Stieftochter" und „ein Duell". Vgl. Brummer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, 4. Aufl. IV. S. 55.

Freiin Natalie von der Lancken-Wakenitz,

geboren am 5. Januar 1829 zu Clevenow in Pommern als Tochter des kgl. schwedischen Obersten und Generaladjutanten Friedrich Freiherrn von der Lancken-Wakenitz, konvertierte sie 1852 und vermählte sie sich am 21. September desselben Jahres mit José Visconde de Santa Quiteria, kgl. portugiesischem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu Wien. 1872 wurde sie Witwe. Am 28. Januar 1898 starb sie zu Blankenburg im Harz.

Cäcilia Gräfin Leutrum v. Ertingen.

Geboren am 19. Juni 1826 als die Tochter des preußischen Majors Joseph Emanuel Grafen Leutrum v. Ertingen und dessen katholischer Gemahlin Agnes, geb. Gräfin Magnis, wurde Komtesse Cäcilia im Jahre 1852 ein Glied der katholischen Kirche. Da ihre Mutter bereits vor elf Jahren gestorben war, dürfte die Konversion der Tochter ihrem Einflusse nicht zuzuschreiben sein. Am 31. Dezember 1855 trat sie in die Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vincenz von Paul zu Graz ein. Nach der Einkleidung, bei welcher sie den Namen Filomena annahm, war sie in verschiedenen Schwesterhäusern thätig. „Nach Lankowitz,“ so wird uns von da mitgeteilt, „kam sie erst im Mai 1865; schon kränklich und schwächlich, aber überaus lieb und demütig in ihrem ganzen Wesen, konnte sie nur mehr mit leichteren Handarbeiten, an der Pforte, mit Sticken, als Sakristeigehilfin verwendet werden, bis sie am 25. August 1866, nachmittags $4^1/_2$ Uhr ungefähr, ob Atemnot außerhalb des Bettes auf einem Sessel sitzend, in den Armen der wohlehrwürdigen Mutter Visitatorin Brandis,[1]) welche gerade zurecht

[1]) Maria Josepha Gräfin Brandis, Oberin der Barmh. Schwestern in Graz.

gekommen war, ihre heilige Seele aushauchte, leider viel zu früh für uns, die wir sie ob ihrer herrlichen Tugenden noch lange betrauerten."

Ihrem Beispiele folgte im Jahre 1853 ihr Bruder

Rudolf Graf Leutrum v. Ertingen,

k. k. Rittmeister.

Geboren am 13. Januar 1823 zu Kauffung in Preußisch-Schlesien, vermählte er sich nach seinem Übertritt mit der Ungarin Emerika Schitra von Ehrenheim. Er starb am 17. Februar 1897 zu Graz.

Desgleichen die Schwester

Oktavia Gräfin Magnis,

geb. Gräfin Leutrum v. Ertingen.

Geboren am 22. Januar 1828 war sie seit dem 14. Mai 1849 mit dem katholischen Fideikommißherrn Philipp Grafen Magnis zu Niedersteine in der Grafschaft Glatz vermählt. Nachdem sie ihrem Gemahl zwei Töchter geschenkt, starb sie leider schon am 12. Mai 1860.

Graf Götz Christoph v. Degenfeld-Schonburg,

kgl. württemberg. Oberst und Adjutant des Königs.

Geboren am 8. Oktober 1806 war Götz v. Degenfeld seit dem 29. September 1831 mit der am 29. März 1813 geborenen Ernestine Freiin Varnbüler v. Hemmingen vermählt. Im Januar 1853 trat er mit seiner Gemahlin in die katholische Kirche über. Den Eltern folgten gleichzeitig ihre sämtlichen Kinder: Maria, geb. 25. Dezember 1833 zu Stuttgart; Ferdinand, geb. 28. Dezember 1835 zu Echtersheim, nachmals k. k. Kämmerer und Feldmarschalleutnant; Agnes, geb. 8. Januar 1838 zu Stuttgart, nachmals vermählt mit Klemens Freiherrn v. Venningen und nach dessen Tode in zweiter Ehe mit dessen Bruder Karl Freiherrn v. Venningen; Eberhard, geb. 22. April 1844 zu Stuttgart, nachmals vermählt mit Karoline Freiin von und zu Dalberg.

Als Graf Götz konvertiert war, verlor er seine Stellung in der Umgebung des Königs und wurde zu seinem Regiment, dem er aggregiert war, zurückgeschickt. Später zog er sich ganz aus dem aktiven Militärdienst zurück. Am 27. März 1862 starb ihm schon die Gemahlin, am 11. September 1892 sein Sohn Ferdinand und am 13. Januar 1895 ging er selbst im neunundachtzigsten Lebensjahre zur ewigen Ruhe ein. Graf Eberhard folgte ihm am 21. Mai 1899 zu Stein am Kocher.

Dr. Ludwig Paul Wieland Lütkemüller,

ehem. Pastor zu Selchow bei Storkow.

Die Bekehrung dieses Mannes gehört unzweifelhaft zu den merkwürdigsten Ereignissen dieser Art und giebt einen neuen unwiderleglichen Beweis dafür, wie Gott allüberall und unter allen Umständen sich seine Werkzeuge auserwählt. Aus lutherischer Predigerfamilie stammend und selbst auch lutherischer Prediger, energischer Feind der katholischen Kirche, in einem Winkel der Mark ansäßig, wo weit und breit keine Katholiken zu finden, und dennoch — Konvertit! Unbemittelt, Gatte und Familienvater, trotzte er den Verfolgungen der öffentlichen Macht, den Besorgnissen für seine und der Seinigen Zukunft, um, der einmal gewonnenen Überzeugung getreu, unverzagt an die Pforten der früher von ihm bekämpften Kirche zu treten und Einlaß zu begehren.

Ludwig Paul Wieland Lütkemüller wurde am 8. März 1810 zu Papenbruck in der Priegnitz geboren, woselbst sein Vater, Samuel Christian L.,[1]) als Prediger lebte. Nachdem er zu Magdeburg (1818—1823) den Elementarunterricht genossen, besuchte er von 1824—1830 das Gymnasium zur Schulpforta und studierte dann aus kindlichem Gehorsam auf der Universität zu Halle, später zu Berlin Theologie, gegen welche er ursprünglich große Abneigung fühlte, da er in dem herrschenden vulgären

[1]) Sein Vater, geb. 1769 zu Erxleben, gest. 1833 zu Papenbruck, hat sich seiner Zeit als Dichter, besonders aber durch seine Übersetzung von Ariosts Orlando furioso (Orlando der Rasende, 2 Bde., Zürich, 1794) in reimlosen Jamben bekannt gemacht. Er hatte sich längere Zeit bei Wieland aufgehalten, und vermutlich diesem zu Ehren seinen Sohn nach ihm benannt.

Rationalismus, der auch auf der Halleschen Universität dominierte, aufgegangen war. Der einzige Guerike gehörte der orthodoxen Richtung an, und dieser wußte auch Lütkemüller für seine Überzeugung zu gewinnen, so daß er sich in Berlin um das Jahr 1831 den Altlutheranern anschloß. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich nach Glauchau in Sachsen, wo die Häupter der Altlutheraner, Scheibel und Rudelbach, ihren Wohnsitz hatten. Daselbst geriet er in einen Streit mit der Partei des Pastors Stephan in Dresden, über welche er eine Schrift veröffentlichte: „Die Lehren und Umtriebe der Stephanisten" (Altenburg, 1838). Im Jahre 1839 wurde er von drei oder vier lutherisch Gesinnten nach Brüssel berufen, um daselbst mit Hilfe der „Société evangélique Belge", deren Präsident Goedecoop die heilige Dreieinigkeit und die Erbsünde leugnete, eine flämische Gemeinde zu bilden. Dort arbeitete er mit einem Seeleneifer, der einer besseren Sache wert gewesen wäre, hielt aber unter den Plackereien der „evangelischen Brüder" von anderen Sekten nur wenig über ein Jahr aus. Mit Not dem Hunger entronnen, aber auch reich an schätzbaren Erfahrungen, kehrte er nach Preußen zurück. Er hatte auf dem kirchlich-republikanischen Boden der Separation nun selbst gewirkt und die heimlichen Tücken eines vielköpfigen Regiments, voll von allen schlechten Leidenschaften unter geistlicher Maske, gekostet: es wollte ihn u. a. bedünken, es seien die Papisten darin doch noch klüger, daß sie nur die verstorbenen Weiber als Heilige in der Gemeinde Gottes wollten mitreden lassen. Und nun gar die Lage eines Predigers in der Separation! Ohne höheres Ansehen, ohne feste Stellung, jeder Laune des Moments schutzlos preisgegeben, kann er stündlich entlassen und brotlos sein, ohne Recht zu finden, und erfahren, daß die schnödeste Behandlung, die ärgsten Injurien, wo es nicht nach dem Kopfe der Stimmführer geht, als Gottes Wort und Stimme des heiligen Geistes gelten, und daß so Weiber, Schuster und Schneider über das Predigtamt und Doktorat der Theologie sich erheben. „Das muß man erlebt haben," seufzte Lütkemüller, und es erschien ihm die Disciplin einer Landeskirche als große Wohlthat, bei der doch auch bürgerliches Recht respektiert werden muß.

Da er sah, daß auch in der von ihm bisher beharrlich und

öffentlich bekämpften preußischen Union das rein lutherische Bekenntnis gepredigt werden könne, so nahm er keinen Anstand, als ihm von seiten des Ministeriums Eichhorn ein ehrenvoller Antrag gestellt ward, in die Dienste derselben zu treten. So arbeitete er von 1840—1842 in Berlin, worauf er Pastor zu Wald bei Solingen ward, als solcher von 1845—1847 zu Behlitz bei Potsdam wirkte und dann in gleicher Eigenschaft nach Selchow bei Storkow, im Regierungsbezirk Potsdam, versetzt ward.

Er hatte sich schon früher, um sich für eine Professur vorzubereiten, fleißig lateinischen Studien hingegeben und setzte auch nun seine Studien fort. Besonders beschäftigten ihn die mannigfaltigen kirchlichen Parteien, die er aus eigener Anschauung in Unzahl kennen gelernt hatte, und machte wiederholt längere Reisen, einmal sogar „auf höhere Kosten zur Erweiterung seiner kirchlichen Kenntnisse“. Da er nicht sowohl um litterarischen Ruhm, als für das Heil seiner Seele forschte, so mußte er in der „preußisch-evangelischen Kirche“ wie die Magnetnadel, bevor sie ihren Pol findet, innerlich in fortwährend unsteter Bewegung sein, wobei ihm nur die Überzeugung eine Art von Beruhigung gewährte, daß im Papsttum das volle mysterium iniquitatis lebendig geworden sei. Die Bekämpfung desselben in echt lutherischer Schreibweise gewährte ihm eine Art Erholung von seinen protestantischen Irrfahrten, wie dies sein Buch: „Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild der deutschen, belgischen und holländischen Kirche“ (Leipzig, 1842), in reichlichem Maße zeigt. Luther ist ihm „der Engel der Apokalypse, der mitten durch den Himmel geflogen und das ganze einige Evangelium wieder ans Licht gebracht hat“. Auf seinen weiten Reisen hatte er die herrlichsten Denkmäler alter Frömmigkeit und Kunst gesehen, die ihn aber als „fremde Federn“, mit denen sich der abgeschmackte und geschmacklose, bornierte Hierarchismus tückisch von außen schmückte, kalt ließen. Luthers Zimmer auf der Wartburg, die steinerne Kammer an der Kirche zu Schmalkalden, wo er krank gelegen, die Kanzel, auf welcher er gepredigt, der Schwedenstein bei Lützen, das waren die Dinge, die zu seinem Herzen sprachen. Ausfälle auf den Papst, den „das tägliche Handwerk der aber-

maligen Kreuzigung fühllos gemacht, wie Henkersknechte", auf Görres, dessen Athanasius kurz zuvor erschienen, sowie die unvermeidlichen Angriffe auf die Jesuiten, schmückten jede Seite seines Buches. Nur Eines erschien ihm lobenswert an den Katholiken, nachahmungswürdig und beschämend für alle wahren Christen: ihr treues Festhalten am alten Glauben, ihr aufopfernder, kindlicher Gehorsam, ihr Sinn für Wahrung des Rechts. Das sei es auch, was, und zwar auf purem Menschengrund und ohne Evangelium, die „äußere weltliche Stärke" bewirke, die die Welt von neuem in Erstaunen setze und im Gegensatze zu der offenbaren Auflösung und Zersplitterung im Protestantismus auf so manche treffliche Leute solchen Eindruck mache, daß sie zu „katholisieren" schienen.

Gleichwohl fand er im Laufe der folgenden Jahre gerade das hier so heftig bekämpfte Papalsystem — in der Bibel begründet; er fand „vom ersten Buche Moses bis zur Offenbarung Johannes die monarchische Einrichtung des Reiches Gottes" und für die Kirche auf Erden das monarchische Princip als Verfassungsprincip vorgeschrieben. Der Primat im Papsttum und die bischöfliche Ordnung in der katholischen Hierarchie standen ihm jetzt in der Bibel klar und deutlich. Diese Umwandlung ging also bei ihm nicht aus dogmatischen Bedenken hervor, vielmehr war es die kirchliche Verfassungsfrage, deren genaues, sorgfältiges Studium eine Umwandlung seiner religiösen Grundanschauungen hervorgerufen hatte. Denn mit der Lösung der Verfassungsfrage ergab sich ihm die Folgerung, daß man in Glaubensdemut sich nicht selbst die Befähigung zutrauen dürfe, die Wahrheit der Heiligen Schrift von dem subjektiven Standpunkte aus vollkommen zu finden. „Man denke doch," so sagt er, „um sich zu veranschaulichen, wohin der Grundsatz von der sogenannten freien Schriftforschung die Vernunft ohne die Autorität der wahren Kirche führt, an den Abendmahlsstreit. Jede Partei, Luther, Zwingli und Calvin rufen: „Es ist alles deutlich, die Bibel hat sonnenhelle Klarheit!" Jeder Partei ist deutlich, daß die Auslegung der anderen verkehrt und gottlos sei. Wer hat recht? Wer soll entscheiden? Luther? Er gesteht offen selbst zu, daß ihn die Lust zum Widerspruche zur Gestaltung seines Lehrbegriffes antreibt. — Sehe man doch,

was die freie Schriftforschung und das Geschrei: Geist! Geist! gegen den Geist der Kirche anrichtet. Jeder behauptet von sich, die Bibel zu haben, aber die That und unzählige Zersplitterung zeigt das — Widerspiel vom Pfingsttage." Lütkemüller ist sich der Bedeutung dieser seiner Anerkennung der katholischen Hierarchie bewußt. „Was werden," fragt er, „meine Freunde sagen zu diesem meinem ehrlichen Geständnisse? Ich bekenne offen, daß ich seitdem die katholische Kirche in einem ganz anderen Lichte betrachte; ich verehre, wo ich früher, ich meinte in einem ehrenhaften ritterlichen Kampfe, das Schwert zog. Ich kann die heilige Kirche nicht mehr als etwas Unhistorisches annehmen, als eine unsichtbare, oder wenn sichtbar, als tot Abstraktes formuliert in einer subjektiven Auffassung, von einer „Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden." Das ganze Neue Testament sagt ihm jetzt, „daß die Kirche hier auf Erden kein solches bloßes Hirngespinst ohne Fleisch und Bein, sondern eine wirkliche historische ist."

So von der göttlichen Institution der Hierarchie überzeugt, ging er zu dogmatischen Untersuchungen und zwar der zwei Hauptpunkte über, die der protestantischen Anschauungsweise gerade am schroffsten gegenüberstehen, zur Lehre von der Verehrung der Heiligen und vom Fegfeuer.

Von glühender Liebe zum Heiland und von reinem Eifer für die Wahrheit beseelt, fühlte er sich einsam und verlassen, mitten in dem geistigen Babel unter seinen Glaubensgenossen, ein Raub der trübsten Gemütsstimmungen und geistigen Nöte, aus denen er wie ein Verzweifelter nach lebendiger Gemeinschaft mit Christo strebte. Als seine Geistesqual und Marter aufs höchste gestiegen war, da wurde ihm klar, „wie in der römischen umgekehrten Kirche ein äußerliches Gebot dem Priester gebiete, täglich eine Messe zu lesen." Er überwand die Scheu, das Sakrament sich selber zu reichen, und suchte nun in oft täglichem Abendmahlsgenuß Heilung zu finden und, wie er sagt, mit großem Erfolge. Dessenungeachtet aber wurden die Anfechtungen „namentlich unter dem unnennbar nichtigen Zustande der unierten evangelischen Kirche" immer schwerer, seine Seelenleiden quälender. „Einsam und elend," schreibt er, „mußte

ich endlich, sollte ich in der Versuchung nicht innerlich und äußerlich unterliegen, niederfallen und mit Origenes sprechen: Ich will niederfallen auf meine Kniee und, da ich es um meiner Missethat willen nicht wage, Gott selbst mein Gebet darzubringen, so will ich alle Heiligen um ihren Beistand anrufen. O, ihr Heiligen des Himmels, ich flehe euch an in meiner von Seufzen und Thränen erfüllten Betrübnis, fallet dem Herrn der Barmherzigkeit zu Füßen für mich elenden Sünder. So übte ich den apostolischen Glauben zum erstenmal vollständig, und so erschienen mir im feurigen Ofen Engel des Trostes, daß mir kein Haar versengt ist. Seitdem weiß und liebe ich die Gemeinschaft aller Heiligen, nämlich nicht bloß die auf Erden, und staune darüber, durch eine schmählich unrichtige kirchliche Erziehung so lange darin gehindert worden zu sein. O, wie reich und selig bin ich seitdem in meiner hiesigen größten Verlassenheit und Einöde."

So gelangte er auf praktischem Wege durch innige Frömmigkeit zur Erkenntnis der Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, während ihn in betreff des Fegfeuers eine gelehrte Liebhaberei auf den richtigen Weg brachte, nämlich das Studium der — Edda. Seit frühester Jugend übte die uralte Sagenwelt auf ihn einen eigentümlichen Reiz aus, und er plante sogar eine Reise nach Island, um an Ort und Stelle die erhabenen Urkunden des germanischen Altertums zu studieren. Es kam ihm vor, als ob die Funken des göttlichen Logos, der uralten Offenbarung, in ihnen ruhten, als ob in diesen Mythen noch ein Gemeingut der Völker, ein Abglanz und Rest und Wiederschein von der alten Uroffenbarung selbst liege, für jeden, der nur Augen habe, den verborgenen Schatz zu erkennen. Er nahm sich auch das Nibelungenlied, die Ilias und Odyssee zur Dolmetschung vor, um aus ihnen den Uroffenbarungskeim herauszuschälen. Dabei wurde ihm allmählich das Maß seines protestantischen Lehrbegriffes zu kurz. Er fand in jenen Mythen tiefe Lehren auf das bestimmteste vorgetragen, die in seinen symbolischen Büchern verworfen und verdammt wurden. Wie sollte er sich das reimen? Mußte sich doch die ganze Uroffenbarung in der christlichen Lehre geläutert und vergeistigt wiederfinden! Die mythische Lehre von der Unterwelt wurde der

Prüfstein. „Nicht die Philosophie," sagt er, „stellt diese Mythen auf, wie sie auch die Opfer bei den Heiden für ihre Toten nicht begründet hat, sondern wir finden in unseren angeführten Mythen die Tradition der Uroffenbarung, nur in volkstümlichem Gewande. Enthüllen wir sie, streifen wir das Kleid ab, so giebt uns auch Virgilius im sechsten Buche seiner Äneis über die Läuterung in der Unterwelt mehr als eine altmütterliche Fabel; auch Homer, selbst Ovid im zweiten Buche seines Festkalenders, und Aristoteles, ja selbst der Alkoran! Sollen wir diesen als Christen nachstehen? oder sind wir durch bloßes Leugnen mehr als sie?"

Er griff zu den symbolischen Büchern und den Schriften Luthers, er fand in Wahrheit nichts als „bloßes Leugnen" in ersteren, die widersinnige, unbiblische Lehre vom „Seelenschlafe" bei Luther. Dagegen fand er alles, was die Mythen von der Unterwelt ihm andeuteten und was die Bibel ihm davon sagte, und was er sonst suchte im Lehrbegriff der protestantischen Parteien — das alles fand er als Dogma in der katholischen Kirche vor und im — Tridentinum.

Aus diesem Entwicklungsgange, durch welchen Lütkemüller zu durchaus katholischem Verständnis der Offenbarung gelangt ist, wird es erklärlich, wenn er die Lehre von der Unterwelt nach dem Wortlaut des Tridentinums für „den Wurzelstamm des wahren christlichen Glaubens" hält und ihre Verwerfung für die Quelle des ganzen Lehr- und Bibel-Babels außer der Kirche. Von der Wiederaufnahme der Lehre vom Fegfeuer, gegen welche der ganze Sturm des 16. Jahrhunderts gegangen ist, hofft er eine vollständige katholische Restauration, wie sich ihm denn schon die Lehre von dem unblutigen Opfer daraus ergab. „Wer die Messe für ein späteres papistisches Machwerk ausgiebt, der muß die Zeugnisse der heiligen Kirche von dem heiligen Paulus ab verleugnen."

Dieser katholischen Prämissen ungeachtet stellt sich Lütkemüller noch auf den „evangelischen und unionistischen Boden der freien Schriftforschung" und will noch das Aufgestellte als „reine wissenschaftliche Frage" behandelt wissen. „Denn ich stehe noch untersuchend und bin dabei, solange man mich in meiner Praxis beläßt, evangelischer Pfarrer zu Selchow bei

Storkow in der Provinz Brandenburg, Königreich Preußen. Ich fordere also nur zu einem freundschaftlichen Turnier auf. Heraus, heraus! meine theologischen Brüder! in Gottes Namen und erweist euer evangelisches Christentum gegen mich in der That. Ich behaupte in dem Punkte der Unterwelt dasselbe zu haben. Dieses sei der eigentliche Kampf." Daß derselbe nicht wissenschaftlich, sondern amtlich gegen ihn geführt werden möchte, davon scheint er wohl eine Vorstellung gehabt zu haben, da er sich gegen eine solche Kriegsführung von vornherein verwahrt. „Denn es wäre doch nichtswürdig vor aller Welt, namentlich bei der nicht ausschließlichen Ausübung eines Bekenntnisses in der evangelisch-unierten Kirchengesellschaft und bei der Abschwächung beider Bekenntnisse, des lutherischen und reformierten, in der Union, mich gerade hier amtlich zu belangen, weil ich die Mittelstufe zwischen der Erniedrigung und der Erhöhung unseres Heilandes, das descendit ad inferos, niedergegangen in die Unterwelt, mit dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, und ebenso die Katholizität der Kirche: eine heilige allgemeine Kirche mit der befohlenen Agende der evangelischen Kirche wirklich zu bekennen wage. Sonntäglich muß ich diesen Glauben vorgeschriebenermaßen an dem heiligen Altare in meiner Kirche sogar vor der Gemeinde vorlesen, also auch mit bekennen. Es wäre doch mehr als seltsam, ja eigentümlich charakterisierend, wenn Protestanten jede Unklarheit, jeden Irrtum über diesen Punkt, und deren Zahl ist Legion bei ihnen, sogar als biblische Wahrheit frei passieren ließen, aber einzig und allein die positive, wirklich apostolische Glaubenswahrheit verdammten, ja der pflichtmäßig bekennenden Person dieselbe entgelten lassen wollten . . ., während die Katholiken allein es blieben, welche der Wahrheit die Ehre gäben."

Woran aber Lütkemüller nicht glauben mochte, an das „kreuzige, steinige, exiliere, d. i. setze ab!" das ließ allerdings nicht lange auf sich warten. Sein Buch, in welchem er die mitgeteilten Anschauungen niedergelegt hatte,[1]) machte viel böses Blut und zog das Ungewitter über seinem Haupte zusammen.

---

[1]) Von dem Zustande nach dem Tode bis zur Auferstehung. Leipzig. Reclam. 1852.

Am 14. September 1852 wurde er ohne vorhergegangene Untersuchung plötzlich von seinem Amte suspendiert, was ungemeines Aufsehen erregte, für Lütkemüller aber eine außerordentliche Teilnahme erweckte, so daß selbst Leute sich um sein Buch bemühten, die sich sonst nicht mit der Lektüre theologischer Werke zu befassen pflegen, und eine zweite Auflage desselben erforderlich ward. Unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn dieser Schlag. Die Suspension mit Entziehung der Hälfte seines Gehaltes sollte, wie ihm bemerklich gemacht ward, nur das Vorspiel seiner Absetzung sein. Seine Laufbahn im Protestantismus war beendet, das war entschieden, wie denn auch wenige Monate nachher seine förmliche Amtsentsetzung erfolgte.

Kurz vorher jedoch war Lütkemüller, um sich einmal mit einem katholischen Theologen über seine Überzeugung von dem Papate auszusprechen, nach Berlin gereist, wo er den Propst bei St. Hedwig, nachmaligen Bischof Pelldram, sowie den durch seine vielseitige Thätigkeit bekannten Missionsvikar Müller besuchte. In letzterem gewann er einen wackeren Freund, in dessen Begleitung er auch nach Münster reiste, um der gerade dort tagenden Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands beizuwohnen. Wie man sich wohl denken mag, machte eine solche Vereinigung zum Teil sehr hervorragender, für ihre Kirche begeisterter Katholiken, ihre wunderbare Übereinstimmung in allen wichtigeren religiösen Angelegenheiten und die erhabene Würde, die in den einzelnen Sitzungen obwaltete, einen wunderbar mächtigen Eindruck auf ihn, der bisher nur protestantischen sogenannten Kirchentagen beigewohnt hatte. Doch lassen wir ihn selbst sprechen:[1])

„Der Eindruck," sagt er, „welchen die Versammlung hinterließ, war zunächst dieser: So etwas Herrliches hast du noch nie erlebt; dieses fehlte dir! — Worin lag es? Nicht in den Reden, sondern im Hintergrund der Reden. Hier waltete im tiefsten Grunde Christus, aber nicht als ein in dieser oder jener Weise zugeschnitztes und gemaltes Bild, corporis figura, nicht ein toter Meinungs-Christus, sondern er selbst. Ich lebe, doch nicht

---

[1]) Meine Erlebnisse seit dem Erscheinen meiner Schrift: Unser Zustand ꝛc. Regensburg, 1853 ff. S. 85 ff.

ich, sondern Christus lebt in mir! Hier fand man Christus in seiner Kirche, hier jauchzte meine Seele mit Philippus: Wir haben den Messias gefunden! hier kamen die Redenden und Handelnden unmittelbar von seinem Altare: Wir haben einen Opferaltar, wovon diejenigen nicht essen dürfen, die im Zelte dienen. Dieses wehte hier in Frühlingsfrische aus allem und in allem entgegen: Christus das Leben von dem täglichen Altare seiner Kirche aus; ganz anders als bei einer bloßen intentio animi, oder in einem „Zeichen" bloß alttestamentlich vorbildlich, oder in einer bloß menschlich subjektiven Auffassung und Vorstellungsweise als Meinungs-Christus. Hier erwies er sich als das Manna, das vom Himmel gekommen ist, als das Brot des Lebens, als das tägliche Brot! Darum vernahm ich hier kein jüdisches Klagen eines Spitales von geistlich „Kranken und Schwachen" erst nach dem Arzte (1. Kor. 11, 30), darum wehte hier nicht der Totengeruch von geistlich „Entschlafenen", kein Geruch der höfischen Pfaueneitelkeit, sich selbst zu präsentieren, sehen und hören zu lassen, kein eben so hohles und eitles Haschen in der Rede nach Absonderlichkeit, in keinem Orientalismus eine pietistische Geschmacksbeleidigung, keine Phantasterei, kein burschikoses Renommieren in der geistlichen Rede — aber dagegen welche Versöhnung in allem, welche Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens, welcher Friede Gottes, höher als alle Vernunft, welche einfache Erhabenheit! Ich befand mich ja auch unter Laien, welche kein größeres Glück kennen, als alle Tage in dem Sakramente der Buße ihr Herz nicht bloß der gröberen Unreinigkeit zu entledigen und in der heiligen Kommunion den Heiland zu empfangen. Ich hatte bisher vielen, auch großen evangelischen Missionsfesten beigewohnt. Aber dazu wurden evangelische Geistliche, namentlich pietistische, von weit und breit her völlig verschrieben. Sie sollten zum Christentume, d. i. Pietistentume, teils erwecken, teils die „Erweckten", „Gläubigen", Auserwählten weiter stärken. Nach den längeren und weitreichenderen Erfahrungen sah ich hier im protestantischen Sinne — der katholische Leser mißverstehe mich nicht — den wirklichen Jesuitismus. Die Missionsfeste erschienen mir als ein reformiert politisch angewandtes Mittel, unter dem frommen Scheine der Heidenmission noch einen ganz anderen

näheren Zweck zu verfolgen: nämlich den reformiert pietistischen Sektengeist in die evangelische Kirche und in das Volk überall einzuimpfen und dadurch nicht wenig einen Bürgerkrieg siegreich zu schüren über die Nichtpietisten und Occidentalen in der evangelischen Kirche zunächst, weiter zur Anbahnung eines offensiven, großartigen Kampfes gegen die katholische Kirche... Zur Kirche kam es auf solchen Missionsfesten nicht, aber zu den heftigsten Oppositionen gegen die katholische Kirche und deren Jesuitenorden . . . In den Vorträgen auf evangelischen Missionsfesten war keine Ordnung in der Behandlung des Heils. Die Jesuitenpatres halten echt apostolisch des Tages höchstens drei Vorträge und zwar mit Unterbrechung. Auf den pietistischen Missionsfesten dagegen ist es, wie in amerikanischen Methodistenmeetings in den Wäldern, darauf abgesehen, gegen das Nervensystem Sturm zu laufen durch sechs, acht hintereinander fortgehende verschiedene Kanzelvorträge. Dadurch wird man denn zuzeiten wie narkotisch in einen Rausch gebracht, wenn man nicht eine tüchtige Prise dagegen nehmen kann. Die Väter der Gesellschaft Jesu übertreffen daher in ihrer nur kirchlich reellen Absicht auf das Heil der Seelen bei ihren kirchlichen Missionen, darunter die Seelen wahrhaft geistlich frei und wunderselig geheilt werden, bei der Einheit ihres Glaubens mit dem der katholischen Kirche, bei ihrer musterhaftesten persönlichen katholischen Frömmigkeit, neben einem eben so vorzüglichen Talente und bei dem Innehalten ihrer unvergleichlichen geistlichen Exercitien in den Missionen, welche allemal mit der kirchlichen Beichte und Kommunion enden, die Missionsfeste der Evangelischen, wie die Taube die Krähe . . ."

Hier, in Münster, wurde Lütkemüller zum Katholiken. Er lernte bei den dasigen Jesuiten das Wesen geistlicher Exercitien kennen. „O, wie wurde ich dadurch erbaut, erhoben! Hier weht der Geist der vollkommenen Mortifikation des Fleisches und damit das Leben in Jesu; der Himmel hat sich in die Erde gesenkt; der Mensch ist zu einem höheren Wesen nach der Art der Engel geworden: Vivo, jam non ego, vivit vero in me Christus: Ich lebe, doch nicht ich, es lebt aber Christus in mir."

Zu früh für seine Wünsche mußte er die Heimreise nach Selchow antreten, wo ihn seine Familie, die inzwischen durch

die lieblosesten protestantischen Maßnahmen ein kleines Martyrium erlitten, ihn sehnlichst erwartete. Wie schon bemerkt, war mit seiner Suspension vom Amte die Sache nicht beendet, und selbst seine völlige Entsetzung von demselben konnte die Rachsucht nicht befriedigen, man mußte ihn nicht bloß leiblich strafen, auch sein guter Name mußte, womöglich, getötet werden. Daher wurde ein geringer Vorwand benutzt, eine Äußerung, die er in der bei den unaufhörlichen höchst ungeistlichen und unevangelischen Vexationen leicht erklärlichen Aufregung in einem an das Oberkonsistorium gerichteten Schreiben hatte fallen lassen, um ihn in eine, wenn auch nur kurze, Gefängnishaft zu bringen. In diesen bitteren Betrübnissen und Leiden, unter welchen seine Frau zusammenbrach und kaum mit dem Leben davonkam, waren es die „himmlischen Nachklänge“ aus Münster, die ihn aufrecht erhielten. „Immer befand ich mich nachts im Traume dort in der heiligen Messe und bei dem Grabe von Klemens August, und erwachte danach sehr gestärkt.“ Hätte er sich damals auch noch nicht für den Eintritt in die katholische Kirche entschieden, so war doch seine Abneigung gegen die evangelische Kirche derartig gesteigert, daß, wenn ihm durch Gottes Gnade nicht die Kenntnis des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche in begeisternder, alles ersetzender Weise zu teil geworden wäre, ihn gleichwohl nichts in einer Kirche zurückgehalten hätte, die er „nach seinem besten Wissen und Gewissen als Kirche nur noch verabscheuen konnte. Muß man eine Sache erst durch Anklagen und Prozesse stützen, dann ist sie schon weit genug!“

In der zehntägigen Gefängnishaft, die Lütkemüllers definitivem Ausscheiden aus dem Amte vorherging und die er in Berlin verbüßte, bereitete er sich auf den wichtigen Schritt vor, den er demnächst zu thun fest entschlossen war. Am Sonntag Lätare des Jahres 1853 drängte es ihn, nach Fürstenwalde zu gehen, um in der dasigen katholischen Kirche dem Hochamte beizuwohnen, das der Pfarrer Thissen aus Köln, damals Abgeordneter in Berlin, daselbst celebrierte. Wenige Monate vorher hatte derselbe in der „deutschen Volkshalle“ Lütkemüllers Schrift „Unser Zustand“ ꝛc. besprochen und bei dieser Gelegenheit geäußert: „Für Herrn L. wird der ihn betroffene Schlag

(der Amtssuspension), der ihn vielleicht brotlos macht, doch nur zum Segen sein. Er wird seine Schritte beschleunigen, sich der katholischen Kirche, die er bereits als „unser aller Mutter“ anerkannt hat, als treuer Sohn in die Arme zu werfen. Mögen diese Zeilen, wenn sie ihm zu Gesicht kommen, ihm bekunden, daß er Freunde unter katholischen Priestern zählt, die für ihn beten und zu der ihm gewordenen Gnade von ganzem Herzen Glück wünschen.“

Diesen ihm bis dahin persönlich unbekannten Freund besuchte Lütkemüller und wurde mit Herzlichkeit und Liebe empfangen. Im Laufe der Unterhaltung, in welcher Lütkemüller seinen Schmerz aussprach, an der bevorstehenden österlichen Kommunion noch nicht teilnehmen zu können, sagte Thissen: „Wissen Sie was? wir feiern Lätare, indem Sie heute noch still nach beendeten Gottesdiensten ihr Bekenntnis ablegen. Dann können Sie Ostern kommunizieren.“ „Freudenthränen,“ berichtet Lütkemüller, „brachen bei mir hervor, indem ich in des frommen Priesters Stimme Gottes Ruf zu einer unvergänglichen Lätarefeier erkennen mußte. Er riet mir, die Sache noch im Gebete in Überlegung zu ziehen, und wenn ich in meinem Entschluß beharre und darin Gottes Willen erkenne, sei er bereit, mich in den Schoß der heiligen Kirche aufzunehmen, zu der er mich, nach seiner persönlichen Bekanntschaft mit mir, hinlänglich vorbereitet finde. So sollte also jetzt mein Übertritt zur katholischen Kirche, wie schon ehedem meine Hinneigung zu ihr, sich ungesucht und unbeabsichtigt, äußerlich betrachtet, sozusagen von selber machen, und weltlich politische Rücksicht sollte das höhere Bekenntnis des Glaubens auch keine Minute verschieben. Ich war hingegangen, in dem Bedürfnisse des Christengehorsams in Fürstenwalde eine einfache Erbauung zu finden, und da ich ging, sollte ich die höchste Christenkrone von Gott empfangen! — Am Abende, nach dem Gottesdienst, blieben außer dem Priester und mir zwei fromme junge Männer als Zeugen in dem Gotteshause; ein Betschemel wurde vor den Altar gerückt und ich empfing zitternd auf demselben das lateinische, mir schon wohlbekannte Formular des hochteuersten katholischen Glaubensbekenntnisses aus der Hand des Priesters und bekannte es laut mit demutsvollem Entzücken.“

Am folgenden Tage kehrte Lütkemüller zu den Seinigen zurück. „Wie glücklich fühlte ich mich auf dem Rückweg zu den Meinigen! Glücklich ist ein Kind, wenn es blinzelt in ein Licht, ein Säugling, dem die Brust der Mutter zu teil wird, ein Araber bei seinem fremden Gaste, ein Geldliebender, der das große Los gewann. Glücklicher ist der, welcher das Ziel seiner irdischen Liebe an dem heiligen Altare erreichte und von da die Braut heimführt; aber am glücklichsten ist derjenige, welcher die Verbindung mit der heiligen katholischen Kirche in dem höher, göttlich liebenden Herzen feiert.“ Nachdem er ein Glied der katholischen Kirche geworden, wurde ihm das Anerbieten gemacht, sich an der Redaktion der „deutschen Volkshalle“ zu beteiligen, was er mit großer Freude annahm. Später übernahm er die Redaktion des „Mosler Boten“ in Koblenz, der jedoch zugleich mit der Volkshalle 1855 zu erscheinen aufhörte. Hierauf beschäftigte sich Lütkemüller mit litterarischen Studien, bis er durch den Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster, nach Österreich empfohlen und infolgedessen am 9. Juli 1856 als Lehrer am katholischen Gymnasium zu Teschen in Österr.-Schlesien angestellt wurde. Er sollte sich dieser Thätigkeit nicht lange erfreuen. Im Oktober des Jahres 1857 erkrankte er und starb nach kurzem Leiden am 12. des genannten Monats in einem Alter von siebenundvierzig Jahren. Für die hilflos mit drei kleinen Kindern zurückgebliebene Witwe, von der sich nach ihrer Konversion ihre protestantischen Verwandten losgesagt hatten, wurde von den Freunden des Verstorbenen gesorgt.

Freiherr Franz Grimm v. Grimmenstein,

kgl. preuß. Premierleutnant.

Das einzige Kind protestantischer Eltern ward der obige am 2. Dezember 1819 zu Erfurt geboren. Sein Vater, aus Württemberg gebürtig, war Generalmajor in preußischen Diensten, seine Mutter eine geborene Müller von Raueneck. Zum Soldaten bestimmt, trat er in noch jugendlichem Alter in die Armee ein, ward Kavallerieoffizier und führte ein bewegtes Leben, bis er 1846 nach Bonn versetzt wurde.

Im religiösen Indifferentismus erzogen, war der junge Offizier dem religiösen und kirchlichen Leben entfremdet geblieben. Der vorschriftsmäßige Gottesdienst, dem beizuwohnen er von Zeit zu Zeit genötigt war, ließ ihn kalt und gleichgültig, um so mehr, da ihm aus seinen Kinderjahren eine gewisse Vorliebe für die katholische Kirche geblieben war. Die elterliche Wohnung nämlich in Erfurt befand sich in unmittelbarer Nähe einer katholischen Pfarrkirche, die er gern und häufig besuchte, und wenn auch späterhin die dort gewonnenen Eindrücke sich verwischten, so traten sie ihm doch bisweilen dunkel vor die Seele, wenn er den befohlenen Kirchgang halten und die Predigt des Militärgeistlichen anhören mußte. Während seines Aufenthaltes in Bonn fand er Gelegenheit, katholisches Leben und Walten im engeren Kreise kennen zu lernen, und zwar in dem Hause des Freiherrn v. Fürstenberg-Muffendorf, in welches er war eingeführt worden. Fühlte er sich durch und in dem Verkehr mit dieser edlen Familie wohlthuend angeheimelt, so sollte ihm auch Gelegenheit werden, die Gnadenwirkungen katholischen Glaubens in derselben zu beobachten. Es starb das einzige Söhnchen,

die Freude und Hoffnung der ganzen Familie. Herr v. Grimmenstein eilte auf die empfangene Nachricht hin nach Muffendorf, in der Überzeugung, die Eltern sowie die Großmutter — Gräfin Wolf Metternich — trostlos und in Schmerz aufgelöst zu finden. Zu seiner Überraschung fand er dieselben in solch bewunderswürdiger, ihm unbegreiflich erscheinender Fassung und Haltung, daß er sich nicht enthalten konnte, sich hierüber auszusprechen. In den daran sich knüpfenden Unterhaltungen mit der geistreichen Frau vom Hause that sich ihm eine neue, bis dahin völlig unbekannte Welt auf, eine Welt des Glaubens und der Liebe, in der er sich als Fremdling fühlte; er durfte Blicke thun in die Heimlichkeit eines inneren Lebens, von dessen Dasein und Möglichkeit er, der bis dahin in den Äußerlichkeiten des Lebens sein Genüge gefunden, keine Ahnung hatte. So konnte es nicht fehlen, daß er Interesse zu fassen begann für eine Religion, einen Glauben, der die ihn Besitzenden schon hier auf Erden beseligte; daß er sich gern unterrichten ließ und so manche Vorurteile ablegte, die ihm von Jugend auf waren eingepflanzt worden, und daß er Geschmack gewann auch für eine ernstere Lektüre. Das herrliche Büchlein von der Nachfolge Christi, das ihm zu Weihnachten 1847 verehrt ward, mußte ihm bei solcher Stimmung voraussichtlich zur Erbauung dienen, und in der That las er es mit immer steigendem Interesse.

So kam das Jahr 1848 heran, in welchem ein Garnisonswechsel ihn aus diesen ihm lieb gewordenen Kreisen riß. Im ersten Marschquartier schon fiel ihm Beckedorffs bekanntes und weitverbreitetes Buch: „Worte des Friedens“ in die Hände. Bis tief in die Nacht hinein las er, wahrhaft gefesselt durch den sich darin kundgebenden Geist der Liebe und der Versöhnung. Ein besonderer Zufall wollte, daß er im nächstfolgenden Quartier dasselbe Buch vorfand, das er nun so mit Muße durchlesen konnte. Sein Quartiergeber war selbst Konvertit, was für v. Grimmenstein von Interesse sein mußte, und es konnte daher kaum fehlen, daß religiöse Fragen einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten.

Das Jahr 1849 führte ihn als Adjutanten beim Oberkommando der preußischen Occupationsarmee nach Baden. In Freiburg ward er mit dem Freiherrn Franz v. Andlau auf

Hugstetten bekannt und trat zu demselben und dessen Familie in freundschaftliche Beziehungen. Der Verkehr mit diesem edlen, in katholischen Kreisen so gefeierten Manne, dessen unermüdliche, opferwillige Wirksamkeit für die Interessen und Rechte der katholischen Kirche ihm ein bleibendes Andenken sichert, konnte auf v. Grimmenstein, der sich schon damals ganz in katholischen Anschauungen bewegte und seine Neigung für den katholischen Glauben nicht verhehlte, nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, so daß er in allem Ernste den Gedanken erwog, sich auch öffentlich zu jenem zu bekennen. Da führte ihn ein Garnisonswechsel nach Karlsruhe. Daselbst teilte er dem katholischen Divisionspfarrer der preußischen Besatzung, Herrn Cremer aus Trier, sein Vorhaben mit, ward aber von demselben zwar nicht abgewiesen, doch aufgefordert, sich noch längere Zeit zu prüfen. Während derselben setzte er seinen persönlichen Verkehr mit der Andlauschen, sowie seinen brieflichen mit der Fürstenbergischen Familie in Muffendorf ununterbrochen fort, doch fehlte es seitens seiner protestantischen Freunde und Bekannten auch nicht an Bemühungen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen und im Protestantismus zu erhalten. Auch besuchte er in der That wieder die protestantische Kirche, wohnte auch einer Predigt in derselben bei, doch nicht bis zu deren Ende, da es ihn drängte, die Kirche zu verlassen. Ehe er aber zu irgend einer Entscheidung kam, erfolgte der Rückmarsch der Occupationsarmee nach Preußen. v. Grimmenstein folgte seinem Generale, dem Freiherrn Roth v. Schreckenstein nach Berlin, wo er in die dem letzteren verwandte Familie des Grafen v. Nostitz, Generaladjutant des Königs, eingeführt ward. Die Frau Gräfin, eine mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes bevorzugte Dame, eine glaubensstarke, überzeugungstreue Tochter der katholischen Kirche, nahm ihn in ihren Familienkreis freundlichst auf, in welchem er sich um so wohler fühlte, als er immer mehr zu der Überzeugung gelangte, daß für ihn nur in der katholischen Kirche Heil und Trost zu finden sei. Das ihm so lieb gewordene Verhältnis zu dem Nostitzschen Hause ward nur allzubald durch seine Versetzung an die Reitschule nach Schwedt a. O. unterbrochen, von wo er bald darauf nach Hannover kam. Dort besuchte er nur die katholische Kirche,

galt auch allgemein für einen Katholiken, und gleichwohl konnte er sich zu einem entscheidenden Schritte nicht entschließen, teilweise aus Menschenfurcht, teilweise auch, weil er um so häufiger von Zweifeln befallen ward, je mehr er die Notwendigkeit eines festen Entschlusses und der Ausführung desselben erkannte. So kehrte er nach Jahresfrist nach Schwedt zurück. Wenige Tage später kam der katholische Militärpfarrer aus Stettin nach Schwedt, um den zur Reitschule kommandierten katholischen Soldaten Gottesdienst zu halten. Grimmenstein erfuhr dies natürlicherweise nicht dienstlich, da er ja Protestant war, doch erfuhr er es. Als die für jene bestimmte Stunde herankam, ward Grimmenstein von Unruhe und Angst ergriffen; sollte er jetzt offen seine Überzeugungen kundgeben und so mit seiner ganzen Vergangenheit brechen, sollte er noch abwarten? schon marschierte die angetretene Mannschaft zur protestantischen Kirche, die an diesem Tage den Katholiken war eingeräumt worden, da, mit raschem Entschlusse befand er sich unter der Zahl der Betenden in der Kirche, und flehte mit Innigkeit um den Beistand Gottes, dessen er sich bei seinem Vorhaben so sehr bedürftig fühlte. Gestärkt verließ er die Kirche und sah nun ruhig und getrost der Zukunft entgegen. Nun aber fühlte er sich gedrungen, nicht länger zu zögern und seinen Glauben auch öffentlich zu bekennen. Die Gelegenheit hierzu sollte sich ihm bald darbieten, als der bekannte und vielverdiente Missionsvikar und geistliche Rat Müller aus Berlin kurz nach dem bemeldeten Kirchgange nach Schwedt kam, um daselbst in der neu errichteten Missionsstation den ersten katholischen Gottesdienst zu halten. Grimmenstein teilte sich ihm mit, und am Feste Mariä Verkündigung des Jahres 1853 ward er in den Schoß der Kirche aufgenommen, der er seitdem mit unerschütterlicher Treue und stets wachsender Liebe angehörte. Seine fünf Jahre später, im Oktober 1858, erfolgte Verheiratung mit der Tochter des obengenannten Generals Grafen v. Nostitz, eine Ehe, die Gott mit fünf Kindern gesegnet, hat ihn in diesen seinen Gefühlen und Überzeugungen nur noch befestigen können.

Nachdem wir den Freiherrn v. Grimmenstein bis an die Pforten der Kirche gelangt und in dieselbe aufgenommen gesehen, fügen wir zur Ergänzung die folgenden Mitteilungen

hinzu, die uns freundlichst von der Familie zur Verfügung gestellt wurden.

„Über die äußeren und inneren Umstände, welche zur Konversion des Freiherrn v. Grimmenstein mitgewirkt haben, ist dem in den Konvertitenbildern schon Berichteten nicht viel hinzuzufügen, denn er sprach nicht gern davon, weil er mit so unbegrenzter Liebe an der katholischen Kirche hing, daß er sich nur ungern daran erinnern ließ, es habe eine Zeit gegeben, in welcher er derselben nicht angehörte. Doch erzählte er gelegentlich, wie er im elterlichen Hause zu Erfurt die ersten Eindrücke vom katholischen Glauben empfing. Im zweiten Stock desselben wohnte eine englische fromm-katholische Familie, welche die Erlaubnis hatte, eine Hauskapelle zu besitzen. Oft schlich er sich in dieselbe, wie durch eine unsichtbare Macht gezogen, und wohnte der heiligen Messe bei. Die einfache Erhabenheit der Ceremonien und die Andacht, mit welcher die Familie, umgeben von ihren Kindern und vom Dienstpersonal und auch oft von Freunden aus der Stadt, der heiligen Messe beiwohnte, machte auf den sechzehnjährigen jungen Menschen einen großen Eindruck. Unwillkürlich stellte er dann, wenn er mit seinen Eltern in die protestantische Kirche ging, mit dem in der kleinen Hauskapelle Gesehenen einen Vergleich an, welcher immer günstiger für diese ausfiel. Damals dachte er freilich noch an keine Konversion.

Großen Einfluß auf seine nachmalige Konversion übten in späteren Zeiten, als ihn sein Beruf in das Großherzogtum Baden berief, die schon erwähnte freiherrliche Familie von Andlau und die gräfliche Familie von Fürstenberg. Beide Familien waren aufrichtig fromm, von echt katholischem Leben durchweht. Grimmenstein fühlte sich sehr zu ihnen hingezogen und besuchte sie oft. Die Gespräche, welche hier geführt wurden, hatten meist religiöse Dinge zum Gegenstande, für die er schon damals ein sehr empfängliches Herz hatte. Gern hörte er über die Verehrung Marias und die Macht ihrer Fürbitte reden und als nach einer solchen Unterhaltung die Baronin Andlau ihm eine geweihte Medaille mit dem Wunsche gab, Maria möge ihn ihn schützen und ihn bald den rechten Weg erkennen lassen, nahm er dieselbe bereitwillig an. Noch denselben Abend mußte

er nach Freiburg zurück, wo er Adjutant des Generals von Hirschfeld war. Sein Weg führte ihn durch einen dichten, dunklen Wald. Trotz seiner Ortskenntnis verlor er den Weg. Er bemerkte bald, daß er sich verirrt habe und in den Wald immer tiefer hineingeriet. Schon machte er sich mit dem Gedanken vertraut, statt nach Freiburg zu kommen, wohin seine Dienstpflicht ihn gebieterisch rief, die Nacht im Walde verbringen zu müssen, denn kein Sternlein ließ sich blicken, um ihm den Pfad zu erhellen. Da erinnerte er sich dessen, was ihm eben erst von der Macht und der Fürbitte Marias erzählt worden war. Die Medaille in der Hand haltend, rief er Maria an, sie möge ihm nun helfen, den richtigen Weg zu finden, und siehe da, der bis dahin so schwarze Himmel erhellte sich und ohne zu wissen wie, fand er sich am Ausgang des Waldes. Half ihm hier die Mutter Gottes einen irdischen Weg wiederfinden, so sollte sie ihm auch helfen, den überirdischen Weg zur Wahrheit zu finden. Er blieb von da an sein ganzes Leben lang ein treuer Verehrer Marias.

Im Jahre 1865, also zwölf Jahre nach seiner Konversion, kam Freiherr v. Grimmenstein als Stallmeister der Königlichen Ritterakademie nach Liegnitz. Während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts war er für alle das Muster und Vorbild eines musterhaften, gläubigen Katholiken. Auch an Wochentagen pflegte er regelmäßig der heiligen Messe beizuwohnen, während welcher man ihn immer mit dem Rosenkranz in der Hand andächtig beten sah. Er hatte damals schon eine besondere Vorliebe für das Rosenkranzgebet, die in seinem späteren Leben immer mehr zunahm. Auf die jungen Leute der Akademie übte er in religiöser wie in moralischer Hinsicht einen großen Einfluß aus. Er bekleidete seine Stelle an derselben nur bis zum Jahre 1873. Denn der ausgebrochene Kulturkampf ging ihm so zu Herzen, daß auch seine Gesundheit darunter zu leiden begann. Auch konnte er es mit seinen Grundsätzen nicht vereinigen, fortan seinen religiösen Pflichten und Gewohnheiten nicht mehr mit derselben Freimütigkeit und Offenheit wie früher nachzukommen. Für niedrige Menschenfurcht hätte er es gehalten, wenn er an Sonn- und Feiertagen nicht mehr dem öffentlichen Hauptgottesdienst und an Wochentagen der heiligen

Messe nur verstohlen beigewohnt hätte, was man von oben herab ihm nahelegte. Da er ferner voraussah, daß die religiösen Kämpfe immer mehr zunehmen würden, und er befürchtete, besonders seinen Söhnen nicht jene religiöse Erziehung geben zu können, die er wünschte, legte er seine Stellung an der Akademie nieder und nahm fernerhin seinen Aufenthalt mit seiner Familie zu Oedenburg in Ungarn.

Hier lebte er fast fünfzehn Jahre. Sein liebster Umgang waren gute, fromme Priester, die er gern in seinem Hause um sich versammelte. Die Kirche der Dominikaner, deren Prior er zu seinem Beichtvater erwählte, besuchte er besonders gern und oft, da sie der Mutter Gottes geweiht ist. Allabendlich, mochte das Wetter sein, wie es wollte, ging er mit seiner Gemahlin zum heiligen Segen, der dort abgehalten wurde. Seine Verehrung der heiligen Jungfrau nahm stetig zu. Das Rosenkranzgebet, pflegte er zu sagen, sei das Schönste, was es gäbe. In den letzten Jahren seines Lebens bediente er sich fast ausschließlich des Rosenkranzgebetes, in welchem er Trost und Stärkung in allen Lagen des Lebens suchte. Schickte ihm doch Gott Kreuze und Leiden aller Art, doch alle diese Prüfungen ertrug er mit frommer Gottergebenheit. Niemals hörte man ihn murren, noch ein ungeduldiges Wort äußern, sondern er pflegte mit Job zu sprechen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, sein Name sei gepriesen. Wurde er gefragt, wie es ihm ginge, so antwortete er: Immer besser, als ich es verdiene.

Familienverhältnisse zwangen ihn, 1888 wieder nach Schlesien zurückzukehren. Vorher sah er noch den größten Wunsch seines Lebens sich erfüllen. Einer seiner Söhne wurde im März 1888 zum Priester geweiht[1]) und seine jüngste Tochter trat in das Sacré Coeur ein.

Freiherr v. Grimmenstein ließ sich in Löwenberg nieder, einer anmutig in der Nähe des Stammsitzes seiner Gemahlin (Zobten am Bober) gelegenen Kreisstadt. Hier sollte er bis an seinen Tod verbleiben. Oft besuchte er den Friedhof, denn, meinte er, man müsse sich mit dem Gedanken an den Tod

[1]) Derselbe ist gegenwärtig Domkapitular und Propst von St. Mauritius zu Olmütz.

vertraut machen und an das Ende denken. Oft sprach er von dem Glück und der Gnade, katholisch zu sein, doch, fügte er bei, käme es hauptsächlich auf die Beharrlichkeit an. Um diese betete er täglich. In Wort und That, immer und überall, bekannte er freimütig seinen Glauben. Gott vor den Menschen bekennen, das zog sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben. Nie litt er, daß in seiner Gegenwart über kirchliche oder religiöse Dinge gespottet wurde; geschah dies dennoch, so trat er mit großem Freimut für seinen Glauben ein. Eine religionsfeindliche Zeitung hätte er nicht eine Stunde in seinem Hause geduldet. Mit Personen, welche seine religiösen Anschauungen nicht teilten, brach er den Verkehr ab, wenn er sah, daß er sie nicht auf bessere Wege bringen konnte. Als Katholik war er auch ein allzeit gehorsamer Sohn des heiligen Vaters. So wenig wie die Proklamierung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariä konnte die Definition über die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes in ihm Bedenken und Zweifel hervorrufen. Von ganzen Herzen stimmte er diesen Glaubensentscheidungen zu.

Politisch trat er nicht hervor. Sein Rechtsbewußtsein aber machte ihn zu einem entschiedenen Anhänger der Centrumspartei. Alles, was im preußischen Landtage oder im Reichstage diese betraf, erregte seine Teilnahme und sein Interesse. Der hannoverschen Königsfamilie, von welcher er in früheren Zeiten viele Beweise besonderer Gnade und Auszeichnung empfangen hatte, bewahrte er auch in den Tagen ihres Unglückes Sympathie und treue Anhänglichkeit.

Ungeachtet seines entschiedenen Auftretens für das, was ihm heilig war, hatte er dennoch nicht viele Feinde, denn er war dabei doch leutselig im Umgang; er schonte die Personen, wenn er auch die Fehler verurteilte. Für jeden, auch den armen Bettler hatte er ein freundliches Wort. Kein Armer bat vergeblich um ein Almosen. Oft genug trat er selbst in einen Bäckerladen, um ein Brot für einen Armen zu kaufen, der ihn auf der Straße angesprochen hatte. Sein gutes Herz konnte niemand leiden sehen.

Sein Familienleben war ein überaus inniges. Freude und Zerstreuung suchte er nur im Kreise der Seinigen. Die ganze

Familie verrichtete mit ihm gemeinsam Morgen-, Abend- und Tischgebet. Täglich mußte mindestens Ein Glied der Familie der heiligen Messe beiwohnen. Seine Gemahlin, welche ihm durch ihr sanftes Wesen treulich half, auf der Bahn der christlichen Vollkommenheit vorwärts zu schreiten, liebte er sehr. Ohne seine liebe Marie konnte er keine Stunde sein. Sie teilte Freude und Schmerz mit ihm. Im Gebet war sie mit ihm vereinigt. Immer sah man sie zusammen in der Kirche und alle vierzehn Tage am Tische des Herrn knieen. Unzähligemal ermahnte der Freiherr seine Kinder: Seid gut mit euerer Mutter; ihr werdet später erkennen, was für eine Mutter ihr habt. Ihre Ehe galt überall als Muster einer christlichen Ehe.

Auch für seine übrigen Hausgenossen, seine Dienstleute, war er väterlich besorgt, war nachsichtig und hatte immer ein freundliches Wort für sie. Doch duldete er keine in seinem Hause, die ihren religiösen Pflichten nicht nachkamen.

Diesem erbaulichen Leben machte ein plötzlicher Tod ein unerwartetes Ende. Manchmal hatte er über Müdigkeit und Schwäche geklagt, doch ahnte niemand die Bedeutung derselben. Als ihn ein leichter Husten befiel, hütete er einige Tage das Zimmer. Am 29. März 1892 besuchte ihn der damalige Pfarrer von Löwenberg, Herr Ganse, ohne zu ahnen, daß es sein letzter Besuch sei. Beide unterhielten sich über das Scheitern der Graf Zedlitzschen Schulgesetzvorlagen. Kaum war der Pfarrer fort, bat der Freiherr seine Frau, mit ihm die Litanei vom heiligen Herzen Jesu zu beten. Er fühlte sich, wie er meinte, ganz wohl, aber gerade um 12 Uhr, als die Glocken zum Ave Maria läuteten, führte ein Herzschlag seinen Tod herbei. Kam der Tod auch plötzlich, so fand er ihn doch nicht unvorbereitet. Sein ganzes Leben war ja eine Vorbereitung auf den Tod. Erst zehn Tage vorher hatte er mit seiner Gemahlin die heilige Kommunion, wie immer zur Erbauung der Gemeinde, empfangen. Er hatte niemals, wenn die Aveglocke ertönte, sich gescheut, wo er auch sein mochte, öffentlich den englischen Gruß zu beten. Jetzt läutete ihm dieselbe Glocke zum seligen Hingang in das himmlische Jerusalem und Maria, deren so eifriger Diener er gewesen, wird ihre mächtige Fürbitte nicht vergeblich für ihn bei ihrem göttlichen Sohne eingelegt haben, der gesagt hat:

Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde auch ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist."

Freiherr v. Grimmenstein hat ein Alter von zweiundsiebzig Jahren erreicht. Bestattet wurde er auf dem katholischen Friedhofe zu Zobten am Bober.

Von der allgemeinen Achtung, in welcher er in seiner Gemeinde, der er zuletzt angehörte, stand, zeugen die Nachrufe, die ihm zu teil wurden. Der Kirchenvorstand, dessen Mitglied er war, schrieb: „Sein wahrhaft edles Herz sichert dem Entschlafenen bei jedem von uns ein dauerndes liebendes Andenken. Mit uns trauert die ganze katholische Gemeinde, die in ihm einen ihrer Besten verlor." Pfarrer Ganse aber begleitete die Anzeige seines Todes mit den Worten: „Mit seiner edlen Gattin, mit seinen sämtlichen in der weitesten Ferne weilenden Kindern trauere ich aufrichtig und tief um den Entschlafenen. Er war eine Zierde meiner Gemeinde, ein Mann von seltener Frömmigkeit, der mit dem Adel seiner Geburt den hohen Adel der Gesinnung und die vollendetste Demut verband, für mich ein lieber, treuer Freund. Mein Schmerz um ihn ist so groß als der Verlust, den ich erlitten, und dieser so herb, weil er zu plötzlich kam."

Wilhelm Karup.[1])

Wilhelm Karup wurde den 24. Dezember 1829 zu Kopenhagen als der Sohn unbemittelter Eltern geboren. Er besuchte die Elementarschulen seiner Vaterstadt und zeigte schon früh dichterische Begabung und entschiedenen Hang zu litterarischen Beschäftigungen. Ganz besonders interessierte er sich für Geschichte und Geographie, wie er denn bereits im Alter von sechzehn Jahren ein Lesebuch der Geographie ausarbeitete, von welchem nachmals ein Teil als „Geographie von Dänemark" im Druck erschien. Da er der Dürftigkeit der Eltern wegen nicht studieren konnte, arbeitete er von 1845—1847 in einer Buchdruckerei, trat aber dann in das Lehrerseminar zu Jonstrup ein, um sich dem pädagogischen Fache zu widmen. Das Seminarleben sagte ihm jedoch nicht zu. Durch eine Unterstützung eines in London lebenden Oheims glaubte er sich in den Stand gesetzt, seinen langgenährten Wunsch, akademische Studien zu machen, endlich befriedigen zu können, und er kehrte in der Absicht, Prediger zu werden, Ende 1848 nach Kopenhagen zurück. Seine Mittel reichten jedoch nicht aus, obschon er auch von der Königin von Dänemark, welche auf seine dichterische Begabung war aufmerksam gemacht worden, eine kleine Summe empfangen hatte. Zudem war seine religiöse Begeisterung, Dank dem Studium Hegels und seiner Jünger, bald einem vollständigen

---

[1]) Unter dem Titel: „Der Roman meines Lebens" hat Karup seine Lebensgeschichte in dänischer Sprache (Kopenhagen 1861) veröffentlicht. Eine deutsche Übersetzung, vermutlich auch für den Druck bestimmt, ist uns durch einen Freund des Verstorbenen handschriftlich zur Benützung übermittelt worden.

Indifferentismus in Glaubenssachen gewichen. „Danach zu streben, Prediger zu werden, schien mir nun lächerlich; und das eine oder das andere prosaische Brotstudium zu ergreifen, dazu fühlte ich keine Lust. Ich hatte aus den bezaubernden Quellen der Poesie und der verführerischen Philosophie getrunken. Dichten und Denken waren mir von nun an alles. Ich lebte ein freies litterarisches Leben, gab täglich einige Stunden Unterricht, trieb schöne Wissenschaften und schrieb Gedichte.“ Einige derselben[1]) fanden nicht bloß den allgemeinen Beifall des Publikums, sondern erwarben ihm auch die Gunst der gefeierten Dichter Hauch und Andersen, durch deren Empfehlung bei dem Könige ihm ein Reisestipendium behufs weiterer Ausbildung zu teil ward.

Über Deutschland, Belgien und Frankreich reiste Karup im Frühjahr 1852 nach London, wo er im Hause seines Oheims die gastlichste Aufnahme fand. Der Aufenthalt daselbst sollte einen Wendepunkt in seinem Leben bezeichnen. „Ich lernte dort vieles,“ so berichtet er, „und gewann eine allseitigere Anschauung von den Verhältnissen der Welt, mein geistiger Horizont erweiterte sich. Auch in religiöser Beziehung war mein Aufenthalt in England von großer Bedeutung für mich, indem ich durch die anglikanische Kirche aus meiner rationalistischen Erstarrung geweckt und gleichsam aufgefordert wurde, aufs neue die christliche Wahrheit zu suchen . . . Seit mein Denken sich in unfruchtbare philosophische Spekulationen verirrt hatte, und mein Herz für alle Religion kalt geworden war, hatte ich keine Kirche mehr besucht. Ein einziges Mal hatte mich eine innere unsichtbare Macht getrieben, mich einem Gotteshause zu nähern, eine andere innere Macht aber hatte mich stets zurückgehalten, so daß ich mich nur dem Eingang der Kirche näherte, dann aber in finsterer, beinahe verzweifelter Stimmung mich gleich wieder entfernte. In England wacht man zu sehr über die Heilighaltung des Sonntags, als daß man nicht bemerkt haben sollte, daß ich die Kirche nicht besuchte. Eines Sonntagnachmittags, als ich in eine Gesellschaft kam, fragte man mich, in

[1]) So namentlich die Friedenshymne für Dänemark (Fredshymne for Danmark), welche komponiert und auf dem Hoftheater vorgetragen ward.

welcher Kirche ich dem Gottesdienst beigewohnt hätte. Ich gestand, daß ich gar nicht in der Kirche gewesen, weil es mir ganz überflüssig zu sein schiene. Eine solche Antwort erregte großen Anstoß, und man tadelte in starken Ausdrücken meine Irreligiosität. Ich machte nun die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß in Dänemark „recht vernünftige“ Leute gar nicht in die Kirche gingen. Das wundert mich auch nicht, entgegnete mir eine englische Dame, denn die Religion, die in Dänemark herrscht, ist nicht das wahre Christentum; das findet sich nur in der anglikanischen Kirche. Eine solche Äußerung brachte mich zum Nachdenken. Ich hatte früher den Protestantismus für eine Kirche, eine Konfession, einen großen Glaubensverein gehalten, sowie die lutherischen Schriftsteller ihn darzustellen pflegen. Nun wurde ich plötzlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Protestantismus nicht ein und derselbe Glaube sei, und unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf: welche dieser beiden Konfessionen, die anglikanische oder die lutherische, hat das Recht, sich das rechte wahre Christentum zu nennen? Während so mein Verstand und meine Urteilskraft in betreff einer kirchlichen Frage in Bewegung gesetzt worden, erwachte zugleich mein religiöses Gefühl zu neuem Leben.

Es war eines Sonntags abends. Ich befand mich in Gesellschaft und hatte gerade auf die Frage der Hausfrau, ob ich in der Kirche gewesen sei, mit Nein geantwortet, als plötzlich eine jüngere Dame in der Gesellschaft sich erhob und ihren Shawl umlegte, um zu gehen. Verlassen Sie uns, Miß Alice? fragte die Hausfrau. Nur auf eine Stunde, war die Antwort, ich gehe zum Abendgottesdienst in die Westminsterabtei. — Das ist recht, sagte die Hausfrau; Mr. Karup wird Sie begleiten; er ist heute nicht in der Kirche gewesen und geht deshalb jetzt mit Ihnen; nicht wahr, Mr. Karup? Ich konnte mich unmöglich weigern, Miß Alice in die Kirche zu begleiten, nahm meinen Hut und folgte ihr. Unterwegs fragte ich sie, wie ich mich zu verhalten hätte, da ich den Kultus und die Ceremonien der anglikanischen Kirche gar nicht kennte. Thun Sie nur wie ich, sagte Miß Alice; Sie gehen natürlich in meinen Stuhl. — Aber ich habe kein Gesangbuch, wandte ich verlegen und beklemmt ein, denn ich habe in den letzten Jahren eine Art

Abneigung gehabt, in eine Kirche zu gehen. Das thut nichts, Sie können sehr gut in mein Buch sehen.

Wir traten in die alte, ehrwürdige Kirche ein, sie war hell erleuchtet und ein lieblicher Gesang mit Orgelbegleitung tönte uns entgegen. Meine fromme Begleiterin kniete nieder und betete, auch ich kniete an ihrer Seite nieder, ohne zu beten zwar, aber doch in ernsten Gedanken. Wir erhoben uns wieder, und der Prediger begann seine Predigt; ich aber hörte kein Wort von dem, was er sagte; ich dachte nur daran, wie leer und unruhig meine Seele gewesen, seit ich meinen Kinderglauben mit hochmütigen philosophischen Spekulationen vertauscht hatte. Ich wurde von einer tiefen und innigen Reue ergriffen, und als der Gesang wieder begann, und Miß Alice niederkniete, sank auch ich neben ihr auf die Kniee. Ich betete und bat Gott demütig um Vergebung für meinen Hochmut, bat um Licht und Kraft, die ewige Wahrheit, welche ich in der Philosophie vergebens gesucht, zu erkennen und ihr zu folgen. Und während ich betete, war es mir, als ob eine schwere Last von meiner Brust gewälzt würde, und meine Seele Schwingen erhielte, auf denen sie sich über die finsteren, friedlosen Abgründe des Zweifels erhöbe. Ich fühlte mich gleichsam in die Kindheit versetzt und erkannte demütig Christum für meinen Gott, meinen Herrn und Erlöser. Stumm und feierlich verließ ich die Westminsterabtei und begleitete die junge Dame zur Gesellschaft zurück."

Im Herbste 1852 kehrte Karup noch in seine Heimat zurück. Die in London empfangenen religiösen Eindrücke blieben in seiner Seele haften, und er gab sich mit allem Eifer kirchengeschichtlichen Studien hin. Außerdem übersetzte er mehrere englische ästhetische Werke und bereitete die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte vor, die im Sommer 1853 unter dem Titel: „Fünf Jugendjahre"[1]) erschienen. Es sind darin sowohl die Gedichte aus seiner ersten noch frommgläubigen Zeit,[2]) wie aus seiner späteren ungläubigen Periode aufgenommen, auch eine dramatische Dichtung „Belial und Alma", ein spekulativ-poetischer Versuch, Glauben und Wissen zu versöhnen. Seine

¹) Fem Ungdomsaar. 2 Tle. Kiöbenh. 1853.
²) Z. B. „Christliche Melodien" (Christelige Melodien).

kirchengeschichtlichen Studien aber fanden noch in demselben Jahre (1853) ihren Abschluß mit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. Hören wir ihn selbst. Er berichtet:

„Ich muß nun eines Schrittes erwähnen, welcher der bedeutungsvollste in meinem ganzen Leben ist und immer bleiben wird, eines Schrittes, der von den meisten meiner Landsleute gemißdeutet wurde und plötzlich eine Schar unverschuldeter Feinde, bitteres Leid und viele Widerwärtigkeiten über mich brachte, — ich meine meinen Übertritt zu der katholischen Kirche. Die eifrigen Lutheraner sahen in diesem Schritte einen grauenhaften Verrat an der „rechten Lehre vom reinen Evangelium"; die Indifferentisten fanden ihn äußerst „abgeschmackt"; die Aufgeklärten erblickten darin einen traurigen Rückschritt in die Finsternis und Irrlehre; die Wohlwollenden hielten ihn für einen Beweis meiner Einfalt, da ich mich natürlich von einem Jesuiten dazu habe verleiten lassen; die Pfiffigen und Boshaften endlich meinten ganz einfach, daß ich die Religion um zeitlicher Vorteile willen gewechselt habe. Thatsachen werden zeigen, wie viel Wahrheit in diesen verschiedenen Auffassungen und Deutungen meines Übertritts zur katholischen Kirche enthalten sei.

In einem vorhergehenden Kapitel habe ich erzählt, wie, nachdem ich längere Zeit Rationalist gewesen, während meines Aufenthalts in England mein christliches Bewußtsein aufs neue geweckt wurde. Der Umstand, daß ich mein verlorenes Christentum unter der Andacht in einer anglikanischen Kirche und in einer Stadt wiederfand, wo hundert und aber hundert verschiedene christliche Sekten ihre Religion ausüben, endlich die wiederholte Äußerung eifriger Anglikaner, daß nur die englische Hochkirche das rechte protestantische Christentum bekenne und die Lutheraner „Dissenters" seien; alles das drängte meiner Seele die wichtige Frage auf: Welche von allen diesen protestantischen Konfessionen ist die rechte und wahre? Es war mir bisher gegangen, wie es den meisten lutherischen Laien geht; ich hatte gelesen, gelernt und angenommen, daß die lutherische Lehre das rechte Christentum sei, und hatte mir übrigens die wesentlichen Unterschiede, welche zwischen dieser Lehre und den anderen protestantischen Sekten, die auch behaupten, die „rechte

Lehre“ zu haben, besteht, nie recht klar gemacht. Da die Lehren der protestantischen Sekten sich untereinander widersprechen, konnten sie unmöglich alle die rechte und wahre Lehre besitzen. Welche von ihnen hatte denn nun eigentlich die rechte christliche Lehre?

Um diese Frage zu lösen und Licht in der Sache zu erhalten, nahm ich meine Zuflucht zur Kirchengeschichte, namentlich zu den Quellenschriften der Reformation. Ich erfuhr nun zu meinem Erstaunen, daß Luther nicht als ein gottinspirierter Apostel mit einem bestimmten, abgeschlossenen Dogma aufgetreten war, sondern zu verschiedenen Zeiten abweichende und sich gegenseitig widersprechende Lehren vorgetragen habe; ich erfuhr, daß Heinrich VIII., der eigentliche Stifter der anglikanischen Kirche, anfänglich die Lehre der katholischen Kirche mit allem Eifer gegen die Angriffe Luthers verteidigt, später aber aus dem schmutzigsten Grunde, nämlich, weil der Papst ihm nicht erlauben wollte, seine rechtmäßige Gemahlin zu verstoßen und sich mit einer anderen zu vermählen, — England von der katholischen Kirche losgerissen und protestantisiert habe; ich erfuhr endlich, daß *Politik* weit mehr als *Religion* die Triebfeder zur Einführung der Reformation in den verschiedenen nordischen Ländern gewesen sei. — Die Frage war nun: Mit welchem Rechte haben eigentlich Luther, Calvin und Heinrich VIII. die katholische Lehre verworfen? So kam ich denn dazu, die dogmatischen Kontroverspunkte zu untersuchen. In England hatte ich Gelegenheit die Vorträge des Kardinal *Wiseman* über diese Punkte zu hören; ich erfuhr aus ihnen, daß vieles von *dem*, was in den lutherischen Schulen über die Dogmen und den Kultus der katholischen Kirche, sowie über die *menschliche* Unfehlbarkeit des Papstes, über die Heiligen- und Bilderverehrung, die Rechtfertigung durch gute Werke *allein*, ohne den Glauben, den Ablaßhandel u. s. w. gelehrt wird, *Erdichtung* und *Verleumdung* ist. Bei meiner Rückkehr nach Dänemark setzte ich diese Untersuchungen fort ohne eigentlich darüber nachzudenken, daß sie mich zuletzt zu einem vollständigen Bruche mit dem Bekenntnisse führen würden, das mir von Kindheit an als das einzige wahre eingeimpft worden war. — Aber obschon viele der herkömmlichen Vorurteile gegen den Katholi-

zismus bei mir ausgerottet waren, und wiewohl ich mehrere der eigentümlichen Lehrsätze der katholischen Kirche als vollkommen richtig und in genauer Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift erkannte, war ich doch so wenig bedacht, den Katholizismus praktisch auszuüben, daß ich mich nicht einmal erinnerte, daß es in Kopenhagen eine katholische Kirche gäbe. Da geschah es eines Tages, daß mich der Porträtmaler Johannes Jensen[1]) besuchte; er zeigte mir Goffines katholisches Erbauungsbuch und ersuchte mich es durchzulesen und ihm meine Meinung darüber zu sagen. Er hatte mehrmals dem katholischen Gottesdienste in Kopenhagen beigewohnt und stand im Begriffe zu der katholischen Kirche zurückzutreten. Ich sagte ihm nun offen und ehrlich, daß ich großen Zweifel an der Berechtigung der Reformation hege, und daß, wie die katholische Lehre das älteste, ursprüngliche Christentum sei, so auch mehrere ihrer, von Luther verworfenen Sätze erweislich in der Bibel begründet seien. — Johannes Jensen erzählte mir auch, daß der Pfarrer an der katholischen Kirche in Kopenhagen, Herr Grüder, ein talentvoller junger Mann sei, dessen Bekanntschaft zu machen, mich gewiß interessieren würde. Wenige Tage darauf führte er mich bei diesem Herrn ein, der gerade damals angefangen hatte öffentlich in dänischer Sprache zu predigen, was seit der Reformation dort nicht geschehen war. Ich fand in ihm einen kenntnisreichen Mann, dessen ganzes Äußere und Wesen das Gepräge einer geistlichen Persönlichkeit trug.

Er empfing mich mit Freundlichkeit, unterhielt sich mit mir über religiöse und kirchliche Fragen, verriet aber nicht das entfernteste Verlangen mich zum Übertritte in die Mutterkirche zu bewegen. Auf meine eigene Aufforderung lieh er mir mehrere Kontroversschriften, darunter Beckedorff „die katholische Wahrheit", die ich mit Begierde und großem Interesse las. Ich wohnte nun auch dem Gottesdienste in der katholischen Kirche bei, und je mehr ich mich mit den üblichen Ceremonien bekannt machte, desto mehr fand ich in ihnen Tiefe, sinnbildliche, religiöse Bedeutung und reiche Poesie; sie waren alles andere, nur nicht

[1]) Später Konvertit, hat unter anderem das Altarbild „der heiligen Anscharius" in der katholischen St. Anschariuskirche zu Kopenhagen gemalt.

„leer" und „nichtssagend", wie die protestantischen Schriftsteller sie oft gescholten hatten.

Durch diese unmittelbare Berührung mit dem praktischen Katholizismus und durch fortgesetztes Studium wurde die Überzeugung von der Wahrheit desselben, die ich schon gehegt, noch ehe ich die Bekanntschaft des Herrn Grüder machte, bei mir vollkommen reif, absolut und fest. — Ohne mich um den zeitlichen Nachteil, den mein Übertritt zu der katholischen Kirche mit sich führen mußte, die Mißbilligung meiner Familie und meiner Freunde, und die Hindernisse, die ein solcher Schritt für meine fernere Carriere schaffen würde, zu bekümmern, folgte ich mutig meiner Überzeugung und verlangte am Abende des 12. April 1853 von Herrn Grüder, in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Der Geistliche wurde durch dieses Verlangen freudig überrascht, um so mehr, da er mir nicht einmal, wie es sonst Sitte und Gebrauch ist, einen eigentlichen mündlichen Unterricht erteilt hatte. Wahrscheinlich hatte er aus unseren Gesprächen erfahren, daß ich die Kontrovers-punkte, und überhaupt die Lehre der Kirche hinlänglich kenne und so machte er weiter keine Einwendung, sondern nahm mich sofort auf, nachdem ich vor dem Hochaltare knieend das tridentinische Glaubensbekenntnis unter Beeidigung auf das Neue Testament abgelegt hatte.

Der bedeutungsvolle Schritt war gethan. Ich fühlte mich unsäglich glücklich und von einem unbeschreiblichen inneren Frieden erfüllt. Es war mir, als hätte ich einen Teil der Schuld, worin, wie es mir scheint, der Protestantismus zu der katholischen Mutterkirche steht, abgezahlt; es war mir, als hätte ich einen Teil der Undankbarkeit gesühnt, welche die Reformation gegen die große und heilige Institution zeigte, die zuerst das Evangelium in meinem Vaterlande verkündigt hat." Der Friede und die Dankbarkeit gegen Gott, welche die Brust des Konvertiten durchströmten, fanden ihren Ausdruck in den Einleitungsstrophen zu seinem kurz darauf verfaßten und publizierten epischen Gedicht: „die Kirche", worin es unter anderem heißt:

„Nun ruh' ich mit der Gnade Millionen,
Die freigekauft durch des Erlösers Blut,
Mit Brüdern, Schwestern aus den fernsten Zonen
Knie, hehre Mutter, ich in deiner Hut.
Mit Jubeltönen will ich es dir lohnen,
Daß du mich neu gebarst in Gnadenflut!
Nun bin ich stark: Nichts soll mir fürder rauben
An Christi Braut auf Petri Fels den Glauben!"

„Dieser mein Übertritt von der lutherischen Lehre zur Mutterkirche" — sagt der Verfasser weiter in seiner Lebensgeschichte — „ist es, der mir so viele Unannehmlichkeiten, so viel Zurücksetzung, so viele Kränkungen, so viel Verleumdung und Verdammung zugezogen hat! — Und was hatte ich eigentlich durch diesen Schritt gethan? — Ich handelte nur wie ein redlicher Mann; denn ich folgte ehrlich und offen meiner Überzeugung. Ich handelte nur in voller Übereinstimmung mit dem Grundgesetze meines Vaterlandes, dem alle Dänen huldigen; denn das Grundgesetz giebt ja einem jeden das Recht, Gott in der Weise zu verehren, die mit seiner Überzeugung übereinstimmt. Ich zeigte damit, daß ich ein aufrichtiger Christ sei; denn nur wer das ist, wird freiwillig einen solchen Schritt thun, wenn er weiß, daß er ihm zeitlichen Schaden, Verkennung, Zurücksetzung, Verhöhnungen und Kränkungen bringt.[2]) Ich legte dadurch an den Tag, daß ich geistig selbständig und unabhängig sei; denn beides ist erforderlich, um sich über vererbte Vorurteile hinwegzusetzen, um mit etwas zu brechen, dem die Menge huldigt, nicht weil sie es untersucht hat und dadurch überzeugt worden ist, daß es das Rechte und Wahre sei, — sondern einzig und allein, weil es durch mehrere Menschenalter

---

[1]) Als Karup konvertierte, war soeben das barbarische Gesetz von Christian V., wodurch der Übertritt zur katholischen Kirche als ein großes Verbrechen teils durch Landesverweisung, teils durch Enterbung bestraft wurde, aufgehoben worden. Traf ihn somit nicht diese Strafe, so betrachteten die meisten dennoch einen solchen Schritt als etwas sehr Verwerfliches. Von einer ihm gebührenden Anstellung konnte nicht mehr die Rede sein, sondern er wurde sowohl von der Regierung, als auch von der Presse in Kopenhagen systematisch verfolgt. Was ihm auch besonders viele Feinde zugezogen, war sein entschiedenes Auftreten gegen die Freimaurerei, welche in Skandinavien tief eingewurzelt ist.

hindurch unwidersprochen in ihren Kreisen so verkündet worden. Ich mußte nun oft von sogenannten „gebildeten Leuten", die sich auf geistliche Dinge zu verstehen glauben, hören: daß sie nicht begreifen könnten, wie es möglich sei, daß ich den „rechten, christlichen Glauben" verlassen und einen sektirerischen Irrtum angenommen; denn im Vergleiche mit der lutherischen Kirche wären ja doch Baptisten, Mormonen und Katholiken gleich verächtliche und unansehnliche Sekten. Sehr oft mußte ich solche „gebildete Leute" auf das aufmerksam machen, was jeder aufgeklärte und gebildete Mensch sich schämen muß nicht zu wissen, nämlich: daß das katholische Bekenntnis, das ich angenommen, der älteste und größte christliche Verein in der ganzen Welt sei; daß es sechsmal älter sei und (mehr denn) zehnmal so viele Mitglieder zähle, als die ganze echt lutherische Konfession; daß die katholische Religion durch alle Zeitalter die größten christlichen Charaktere und die ersten und berühmtesten Kirchenlehrer und Theologen aufzuweisen habe; daß es einzig die katholische Kirche sei, die unser Vaterland und beinahe die ganze christliche Welt bekehrt und civilisiert habe; daß gerade sie dasjenige Christentum sei, zu dem sich unsere Vorväter in Dänemark durch fünf bis sechs Jahrhunderte hindurch bekannt (und zu dem die civilisierteste Nation der Erde, das französische Volk, welches an der Spitze der Kultur und Politik der ganzen Welt stehe, noch heutigen Tages sich bekenne), daß das katholische Christentum keine kleine zusammengelaufene, unbedeutende Sekte, sondern die allergrößte Gemeinschaft auf Erden sei, die mehr als zweihundert Millionen Mitglieder zähle; daß die katholische Religion nicht eine Sammlung leerer, absurder Ceremonien und Gebräuche, sondern ein großes dogmatisches System mit der tiefsten Lebensphilosophie, mit der strengsten Logik und Konsequenz sei, vor dem sich bereits so viele der gelehrtesten und frömmsten protestantischen Theologen, namentlich in England gebeugt haben. — Aber die meisten, die mir mit den oben angeführten absurden Vorwürfen entgegentraten, waren zu selbstklug, um meine Erklärung anzuhören und wandten mir mit Eingebildetheit und Verachtung den Rücken."

Karup hatte früh geheiratet und konnte somit nicht als Priester für die heilige Kirche wirken. Als Laie hat er aber

nach Kräften für die katholische Kirche in Skandinavien gearbeitet. Mehreren von den dort wirkenden Missionären hat er mit Rat und That beigestanden, sie mit der nordischen Sprache und den nordischen Verhältnissen vertraut gemacht; wirkte teils als Lehrer bei der katholischen Schule zu Kopenhagen, teils als Sekretär bei der vom heiligen Vater im Jahre 1854 neu errichteten apostolischen Präfektur der Nordpolarländer; gab den wesentlichsten Impuls dazu, daß der seit mehr als zwölf Jahren für die katholischen Interessen in Skandinavien wirkende St. Anschariusverein gestiftet und die Kopenhagener katholische Kirchenzeitung gegründet ward; am meisten hat er aber durch seine Schriften die katholische Sache im Norden befördert.[1])

Mit der Abfassung eines katholischen Gesangbuches betraut, reiste er im Spätsommer 1855 nach Westfalen, hielt sich einige Zeit in ruhiger Zurückgezogenheit in Bockum auf, ging dann nach Münster, wo er im Jesuitenkloster Exercitien machte, und kehrte um Weihnachten nach Kopenhagen zurück. Journalistische Thätigkeit, mit seinem Bruder Julius Theodor gab er ein satirisch-politisches Wochenblatt „Stappen“ heraus, verflocht ihn in zahlreiche litterarische Fehden und Kämpfe, und zog ihm, der bei angeborener Neigung zur Polemik auch seine Gegner nicht schonte, viele Feinde auch in den höheren Kreisen zu. Die Zahl derselben wurde noch größer durch die social-politischen Vorträge, welche er im „Arbeiter-“ und im „Volksverein“ hielt, und in welchen er die Politik des damaligen Hallschen Ministeriums der schärfsten Beleuchtung unterzog. Da diese Vorträge vom Volke mit Begeisterung aufgenommen wurden, eröffnete er später (1860) einen Cyklus von Vorträgen, welche noch viel mehr Aufsehen erregten, ihn jedoch auch mit der Polizei in Konflikt

---

[1]) Sie sind im Anhange vollständig verzeichnet, doch hat Karup außerdem sehr vieles geschrieben, und zwar in verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens. Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften findet man im dänischen Original seiner Lebensgeschichte Seite 269—281, wo einhundertvierundsechzig Schriften, resp. Abhandlungen angeführt sind und zwar theologischen, juristischen, politisch-socialen, philosophischen, geschichtlich-geographischen und ästhetischen Inhalts. Eine Auswahl seiner poetischen Schriften erschien 1870 unter dem Titel: „Udvalgte poetiske Skrifter“ in 5 Bdchn.

brachten und in Prozesse verwickelten.[1]) Dies veranlaßte ihn, eine ihm im Jahre 1863 angebotene Anstellung als Inspektionsbeamter bei der Lebens- und Rentenversicherungsbank Imperiale anzunehmen und nach Dresden überzusiedeln. Diese seine neue Wirksamkeit nahm seine Zeit so vollauf in Anspruch, daß er seine litterarische Thätigkeit einstellen mußte, gleichwohl führte sie ihn auf einige Ideen, welche ins Werk gesetzt, gewiß der katholischen Kirche und ihren verschiedenen Instituten von großem Nutzen sein könnten.

Die eine Idee war die — durch die Lebensversicherung dem heiligen Vater eine dauernde materielle Hilfe zu schaffen. Er trug sich mit dem Gedanken, eine große, über die ganze Welt verbreitete „*Bruderschaft*" zu bilden, deren Mitglieder ihr Leben je nach ihrem Vermögensstande, zu gunsten des heiligen Vaters versichern sollten. Die durch den Tod der Mitglieder allmählich fällig werdenden versicherten Kapitalien sollten nun eine fortlaufende Geldquelle für den heiligen Stuhl abgeben, welche mit dem bisher gespendeten Peterspfennig verglichen, allerdings weit *ergiebiger und gesicherter* sein würde. Und insofern, als die fälligen Einzahlungen oder Prämien, sobald das versicherte Kapital nicht allzuhoch angesetzt wird, und der Eintritt der Betreffenden schon in den jüngeren Jahren erfolgt, in der That ziemlich gering erscheinen, — wäre eine Beteiligung an diesem Werke auch vielen ärmeren und mittellosen Gliedern der katholischen Kirche möglich. (Beispielshalber würde ein Mann, der mit dem dreißigsten Lebensjahre eintritt, und ein Kapital von hundert Gulden nach seinem Tode dem heiligen Stuhle überlassen will, nur den monatlichen Betrag von fünfzig Pfennigen zu entrichten haben.) Mancherlei Vorurteile, welche hie und da gegen die Lebensversicherung überhaupt noch herrschen, sowie nicht minder ein *gewisses Mißtrauen*, das sich infolge mannigfachen Mißbrauches von seiten einzelner Institute bei vielen gebildet hat, sind wohl Ursache, daß in Deutschland die angeregte Idee keinen Boden gefunden hat. In Frankreich ist

---

[1]) Eine Auswahl erschien auch im Druck unter dem Titel „Fünf volkstümliche Vorträge (Fem volkelige Foredrag)". Karup widmete sie dem König Friedrich VII.

sie teilweise insofern ins Werk gesetzt worden, als die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Le monde“ in Paris unter dem Titel: Das Werk des päpstlichen Patrimoniums — eine Abteilung für die Lebensversicherung zu gunsten des heiligen Vaters errichtet hat. Selbiges Unternehmen erhielt die Genehmigung und den Segen von seiten des letzteren und wurden demselben bereits am 14. Dezember 1867 die ersten in Frankreich gesammelten Policen zu Füßen gelegt.

Mit diesem Projekte stand in inniger Verbindung eine andere löbliche Idee, nämlich in Deutschland eine katholische Lebensversicherung und Ersparnisbank ins Leben zu rufen, d. h. ein Geldinstitut zu gründen, welches von gewissenhaften (katholischen) Männern in voller Übereinstimmung mit der Religion und Moral geleitet, einesteils den Katholiken eine Gelegenheit bieten könnte, ihre Gelder in gesicherter Weise nutzbringend anzulegen, anderenteils aber auch imstande wäre, den katholischen Interessen zu dienen und bei Gründung und Unterhaltung katholischer Institute behilflich zu sein.

Seine mannigfache Kenntnis und Erfahrung im Versicherungswesen hatte ihn überzeugt, daß solche Institute von großem socialen Einflusse seien und sowohl zum Vorteile als auch zum Nachteile der Gesellschaft gehandhabt werden können, zugleich aber auch die Einsicht verschafft, daß thatsächlich die meisten dieser Anstalten gegenwärtig nur dem modernen Industrialismus der Maurerei und des Judentums in die Hände arbeiten und vielfach die katholischen Interessen und Bestrebungen schädigen und beeinträchtigen. Er suchte also die Katholiken Deutschlands aus dieser Abhängigkeit zu befreien und durch die Gründung genannter Bank die Möglichkeit zu verschaffen — jederzeit Kapitalien ohne Schwierigkeit und wucherische Zinsen zu wahrhaft edlen Unternehmungen flüssig zu erhalten. Diese Idee fand größeren Anklang und es bildete sich zur Gründung einer derartigen Bank ein Komitee, welches im August 1868 einen vom Freiherrn Herrmann von und zu Brenken unterzeichneten Aufruf erließ, in dem der Zweck und Plan, sowie die Notwendigkeit und Nützlichkeit gedachten Unternehmens des weiteren ausgeführt wird.

Die litterarische Thätigkeit Karups vom Jahre 1863 an

beschränkte sich zumeist auf das Versicherungswesen und was mit demselben in Verbindung steht. So erschien im Jahre 1869 im Verlag bei Albert Fritsch in Leipzig eine Broschüre in deutscher Sprache: „Die Lebensversicherung auf den Todesfall im Kriege — Grundzüge zur Errichtung einer Versicherungsanstalt für Offiziere, Militärbeamte, Landwehrmänner und Feldwebel.“ — In demselben Jahre 1869 und dem darauf folgenden bei dem gleichen Verleger die ersten drei Abteilungen eines Werkes, das auf fünf Abteilungen projektiert war und den Titel führt: „Theoretisch-praktisches Handbuch der Lebensversicherung.“ Vom 1. Januar 1870 an hatte Karup auch die Redaktion des zu Leipzig erscheinenden „allgemeinen deutschen Lebensversicherungs-Korrespondenten“ übernommen und geleitet. — Mitten in diesen litterarischen und vielfach anstrengenden Arbeiten der letzteren Zeit überraschte ihn der Tod. Eine starke Erkältung, welche er sich auf einer Reise zugezogen und nicht besonders beachtet hatte, sowie die übermäßigen geistigen Anstrengungen während seines leidenden Zustandes hatten seine Gesundheit dermaßen erschüttert, daß er sich nicht mehr erholen sollte. Nach achtwöchentlichem Krankenlager, während welchem er die von Tag zu Tag zunehmenden Schmerzen in den inneren Organen der Lunge ꝛc. mit bewunderungswerter Geduld ertrug, endete er, nachdem er mehrmals mit den heiligen Sakramenten versehen worden, sein kurzes aber thatenreiches Leben am 18. April 1870, in einem Alter von einundvierzig Jahren acht Monaten und etlichen Tagen. Karup war ein Mann von offenem, ehrlichem Charakter, der die Wahrheit liebte und sie auch dann aussprach und zur Geltung brachte, wenn sie weniger bequem und angenehm war; infolge dieses Charakterzuges hatte er sich viele zu Gegnern und Feinden gemacht, und insbesondere in seiner Heimat sich in manche Unannehmlichkeit verwickelt. Obwohl es ihm in der Zeit seiner Ausbildung versagt war, die akademischen Studien durchzumachen, so besaß er doch — bei entschieden reicher Begabung, umfassende Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens, und es war ihm besonders eigen, mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit sich in eine bisher ihm fremde Branche einzuarbeiten. — Der katholischen Kirche blieb er von seinem Übertritt bis zu seinem Tode mit

Liebe und Überzeugung zugethan; gewissenhaft und eifrig unterzog er sich seinen religiösen Pflichten und beteiligte sich allzeit gern an den Werken christlicher Nächstenliebe. Echte Frömmigkeit und Religiosität blieb die Grundstimmung seines Inneren und sicherlich auch das treibende Agens bei allen seinen Handlungen. Wenn Männer von solcher Begabung und solchem Eifer für die gute Sache vor der Zeit hinweggenommen werden, so ist es wohl erlaubt zu vermuten, daß sie in Rücksicht auf sich selbst ihr Ziel erreicht haben, um als reife Frucht abgepflückt zu werden, und daß sie in Hinsicht ihrer Thätigkeit fürs große Ganze genug gethan haben, um den Lohn in einer besseren Welt zu ernten, und nun anderen das Feld ihrer Thätigkeit im großen Weinberge überlassen sollen. So nur dürfte die so oft sich wiederholende Thatsache zu erklären sein, daß gerade sehr begabte und für die gute Sache äußerst thätige Menschen mitten in ihrem besten Schaffen und Wirken den Schauplatz dieser Erde verlassen müssen. — Friede der Asche des Verstorbenen, Ehre seinem Andenken!

Die Karupschen Schriften,

welche katholische Tendenzen enthalten oder zur Förderung des Katholizismus im Norden verfaßt sind:

1. *Den hellige Nat.* (Die heilige Nacht.) Ein Weihnachtsgedicht in drei Gesängen. Kopenhagen 1848. — Dieses Gedicht gehört zur seraphischen Poesie der Klopstockschen Manier und besingt in Hexametern die Geburt des Gottmenschen. Obschon der Verfasser damals noch Protestant war, hat er die Mutter Gottes mit aller Ehrfurcht und Liebe besungen.

2. *En Aften i Klosterkirken.* (Ein Abend in der Klosterkirche.) Ein Gedicht. Kopenhagen 1849. — Während der Abendandacht in einer Klosterkirche erscheinen dem Dichter die allegorischen Genien: Glaube, Hoffnung und Liebe. Mit

dem tiefsten Schmerze schildern sie die religiöse Verkommenheit der jetzigen Zeit, sprechen aber zuletzt die Hoffnung aus, daß alle die jetzigen Dissonanzen in religiöser und kirchlicher Hinsicht sich einst in der schönsten Harmonie des Christentums auflösen sollen, indem Glaube, Hoffnung und Liebe über alle Leidenschaften der menschlichen Herzen siegen. (Mehrere spätere Ausgaben desselben.)

3. *Epistel til Nordens Mænd og Qvinder, asmt den Tridentinske Troesbekjendelse paa Latin og Dansk med Henviisning til den hellige Skrift.* (Epistel an die Männer und Frauen des Nordens mit dem Tridentinischen Glaubensbekenntnisse, lateinisch und dänisch, mit vielen Belegen aus der Heiligen Schrift.) Kopenhagen 1864. — In fünf Kapiteln schildert der Verfasser in einer poetischen Sprache die Verkommenheit der dänisch-lutherischen Kirche; die Gründung und Entfaltung der katholischen Kirche; die Einführung der katholischen Religion in Dänemark und dessen Größe, Macht und Siege, solange es an dieselben festhielt; die Kirchenumwälzungen in Dänemark und das Tridentinische Glaubensbekenntnis.

4. *Aabent Sendebrev til Dr. H. C. Rördam.* (Offenes Sendschreiben an Dr. H. N. Rördam. Kopenhagen 1854. Eine gründliche Widerlegung mehrerer von dem bekannten protestantischen Doktor Rördam gegen die katholische Kirche gerichteten Angriffe. Selbst die protestantische Kopenhagener Kirchenzeitung mußte dem Verfasser des „Sendschreibens“ gründliche Gelehrsamkeit beizollen.

5. *Luthers Dom om Pavedömmet.* (Luthers Urteil über das Papsttum.) Kopenhagen 1854. — Übersetzung eines in Köln 1738 erschienenen Werkes, worin die Lehrsätze der katholischen Kirche mit Stellen aus Luthers Schriften belegt und gutgeheißen sind. Karup hat sämtliche Citate mit den in der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen Originalschriften Luthers verglichen, resp. rektifiziert.

6. *Christi Kirke.* (Die Kirche Christi.) Ein episches Gedicht. Kopenhagen 1854. Schildert in ottave rime die katholische

Kirche und die Verbreitung des Glaubens in dem apostolischen Zeitalter.

7. *Glæde i Gud.* (Freude in Gott.) Ein Gedicht. Kopenhagen 1856, mehrmals ediert.

8. *Lovsynger Herren.* (Lobsinget dem Herrn!) Katholisches Gesangbuch. Kopenhagen 1857. Die meisten der in dieser autorisierten Sammlung aufgenommenen geistlichen Lieder sind von Karup. Unter den Übersetzungen der alten Kirchenhymnen zeichnet sich besonders das Stabat mater aus; unter den originalen Liedern das „zum heiligen Apostel des Nordens" und „die Litanei zur Mutter Gottes".

9. *Protestantismens Falskhed* (der Irrtum des Protestantismus). Eine Übersetzung des berühmten Werkes: „La fausseté du Protestantisme demontrée" von Malou, Bischof von Brügge, Kopenhagen 1859. — Diese auf die gebildete Welt berechnete Kontroversschrift hat Karup eingeleitet mit einem kurzen, aber treffenden Abriß der kirchlichen und religiösen Zustände in Skandinavien.

10. *Den katholske Kirke i Danmark, kirkehistoriske Skildringer* (die katholische Kirche in Dänemark, kirchenhistorische Schilderungen). Kopenhagen 1859. — Dieses Werk giebt eine wissenschaftliche, auf Quellenschriften und authentischer Aktenstücke beruhende Darstellung des Katholizismus in Dänemark. Die Reformationszeit ist besonders eingehend dargestellt. Eine französische Übersetzung ist bei Goemaere (Bruxelles 1861) und eine deutsche bei Aschendorff (Münster 1863) erschienen. Diese letzte giebt zugleich eine Darstellung von der katholischen Kirche in Dänemark von den Zeiten der Reformation bis auf unsere Tage. Eine Recension über das Werk erschien in der „allgemeinen Wiener Litteraturzeitung" 1864 Nr. 12 und spricht sich sehr anerkennend darüber aus.

11. *Napoleons Forhold til Italien* (Napoleons Verhältnis zu Italien). Ein politischer Leitartikel im dänischen Wochenblatte „Danemark" erschienen. (Vom katholischen Standpunkte aufgefaßt.) Kopenhagen 1859.

12. *Den italienske Nationalitets Sag* (über die italienische Nationalität). Zwei politische Leitartikel (im Interesse der Kirche und des Papsttums abgefaßt), erschienen im dänischen Wochenblatte „Danemark". Kopenhagen 1859.

13. *Besvarelse af nogle höist vigtige Spörgsmaal angaaende den hellige Skrift og den rette evangeliske Lære* (Antwort auf einige sehr wichtige Fragen, die Heilige Schrift und die rechten evangelischen Lehren betreffend). Kopenhagen 1859. Diese Fragen sind: 1) Hat Luther zuerst die Bibel in die Muttersprache übersetzt? 2) Verbietet die katholische Kirche den Laien die Bibel zu lesen? 3) Ist es wahr, daß die Katholiken die Heilige Schrift nicht mit gehöriger Ehrfurcht betrachten? 4) Ist es wahr, daß die Heilige Schrift in der katholischen Kirche verfälscht sei? 5) Ist es wahr, daß die katholische Bibel kanonische Bücher enthält, die erweislich unecht sind? 6) Wird das Christentum durch Bibelgesellschaften gefördert? 7) Kann die Lehre der schwedischen Staatskirche als die „wahre evangelische" bezeichnet werden? 8) Ist es die göttliche Absicht Jesu Christi gewesen, daß alle Menschen durch die Bibel seine heiligen Lehren kennen lernen sollen?

14. *Enten — Eller, og hvad deraf fölger* (Entweder — Oder und was daraus folgt). Kopenhagen 1859. Der Verfasser zeigt durch eine Kette von stringenten logischen Schlüssen, daß der Mensch, welcher die Bibel als Gotteswort anerkennt, notwendig Katholik sein muß.

15. *Luthers 100 Theser.* Hundert Citate aus Luthers Originalschriften in der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen, woraus zur Genüge hervorgeht, daß Luther Immoralität, Despotismus, Anarchie und die verderblichsten Maximen gepredigt hat. (Kopenhagen 1859.)

16. *Via crucis,* der Kreuzweg. Gebete und Lieder in dänischer Sprache. Kopenhagen 1860. Zweite Ausgabe 1863.

17. *Passionsandagt* (Passionsandachten) von Pater Crasset. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem einleitenden Vorworte versehen. Kopenhagen 1860. Dieses katholische An-

dachtsbuch wurde in der Übersetzung selbst von der protestantischen Presse gebührend empfohlen.

18. *Katholsk Katekismus* von Pater Deharbe. Übersetzung. Kopenhagen 1861. Für die Schuljugend bestimmt.

19. *J. Himlen som hernede* und *Jesu, Dig jeg elsker ene.* Zwei metrische Übersetzungen, zum Gebrauche bei den Bruderschaftsandachten zum heiligen Herzen Jesu. Kopenhagen 1862.

20. *Himmel og Helvede i Fornuftbelysning* (Himmel und Hölle in Vernunftbeleuchtung). Ein populärer Vortrag. Kopenhagen 1862. Diese Abhandlung beweist mit Vernunftgründen, daß das katholische Dogma von einer ewigen Belohnung, resp. ewigen Bestrafung, notwendig richtig sein muß.

21. *Appel til Stormagterne* (Appell an die Großmächte). Ein populärer Vortrag. Kopenhagen 1862. Der Verfasser zeigt in dieser Schrift, wie die großen Summen, die alljährlich für die europäische stehende Heeresmacht ausgegeben werden, für die Christianisierung und Civilisierung der siebenhundert Millionen Heiden der Erde angewendet werden sollten, um somit den weit größeren Teil der Menschheit für die zeitliche und ewige Erlösung zu retten.

22. *Universalgeographi med de vigtigste Momenter af Statistiken. En Haandbog for Skolen og Livet. Med 15 geographiske og statistike Tavler* (Universalgeographie, ein Handbuch für Schule und Leben, mit fünfzehn geographischen und statistischen Tabellen). Kopenhagen 1862. Dieses Werk ist wohl unter den skandinavischen Handbüchern, welche die Erdkunde systematisch darstellen, das vollständigste. Insbesondere sind die katholischen Zustände, die kirchlichen Institutionen u. s. w. berücksichtigt und überall mit Korrektheit und Vollständigkeit dargestellt.

23. *Ulædsket Kalk for Frimurere* (Mörtel für Freimaurer). Nach Professor Alban Stolz. Kopenhagen 1863. Der Verfasser hat übrigens auch in anderen kleineren Originalschriften die Freimaurerumtriebe im Norden beleuchtet.

24. *Underviisnings-Methodik* (Unterrichts-Methodik). Für den

Unterricht der Barmherzigen Schwestern zu Kopenhagen ausgearbeitet. Kopenhagen 1863.

25. *An Prof. Pater Roh.* Ein Gedicht zur Anerkennung seiner in Kopenhagen gehaltenen Konferenzen. In der Berlingske Staatszeitung erschienen. Kopenhagen 1863.

26. *Ved Biskoppen af Osnabrücks Visitats.* Zwei Gedichte. Kopenhagen 1863.

27. *Fuldstændig Lærebog i den katholske Religion* von Pater Deharbe (Vollständiges Lehrbuch der katholischen Religion). Übersetzung. Kopenhagen 1863. In der kurzgefaßten Kirchengeschichte dieses Werkes hat Karup die skandinavische Reformationsgeschichte sowie die neueste Geschichte der Kirche hinzugefügt.

August Friedrich Gfrörer,

Professor der Geschichte zu Freiburg.

August Friedrich Gfrörer wurde am 5. März 1803 zu Calw im Schwarzwalde in einer achtbaren Familie geboren. Seine Eltern, dem orthodoxen Luthertume angehörig, bestimmten ihn zeitig für den geistlichen Stand, für welchen er sich nach dem gehörigen Vorunterricht auf der Universität zu Tübingen vorbereitete. Er erwarb sich glänzende Kenntnisse in den Wissenschaften, aber die gelehrten Theologen, seine Lehrer, wußten ihm nicht einmal den Glauben an die geoffenbarte Religion beizubringen.

Nachdem er den Doktorgrad mit Auszeichnung erlangt hatte, gaben unvorhergesehene Umstände seiner Zukunft eine Richtung, auf welche er nicht gefaßt war, und die, obschon sie den Ansichten seiner Eltern widerstritt, um so mehr seinen eigenen glühendsten Wünschen entsprach. Unmittelbar nach seiner Promotion reiste er, im Jahre 1825, nach der Schweiz, hielt sich längere Zeit teils zu Lausanne, teils als Gesellschafter des berühmten Bonstetten zu Genf auf und durfte späterhin anderthalb Jahre, von 1827—1828, zu Rom inmitten alles des Merkwürdigen verweilen, was Wissenschaft und Kunst daselbst darbieten. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent der Theologie zu Tübingen, hierauf Stadtvikar in Stuttgart, eine Stellung, die ihm, der an die christliche Offenbarung nicht glaubte, begreiflicherweise nicht zusagte. Es kam daher sehr erwünscht, als ihm der König von Württemberg das Amt des dritten Bibliothekars an der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart mit dem Titel eines Professors verlieh. Damit war seine Laufbahn entschieden. Seine

neue Stellung gewährte ihm Mittel und Muße, seinen Lieblingsstudien, Geschichte und Litteratur, obliegen zu können, ohne ihn gleichzeitig zu nötigen, einen Glauben zu bekennen, den er als ein mixtum compositum unhaltbarer Behauptungen betrachtete.

Die erste Schrift, mit welcher er seinen Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn bezeichnete, bestand in einer Reihe von Aufsätzen über die Lage Europas, die er pseudonym als Ernst Freymund unter dem Titel: „Geschichte unserer Tage" (Stuttgart 1831—1832, 8 Bde.) veröffentlichte, und in welchen er sich vorzugsweise mit den für Belgien so überaus wichtigen Jahren 1830—1832 beschäftigte. Seine Hauptaufgabe aber, an deren Lösung er seine Jugend und seine immense Arbeitskraft einsetzte, auf die er mehrere Jahrzehnte hindurch die volle Spannkraft seines Geistes ununterbrochen gerichtet hielt, war eine kritische Untersuchung über das Wesen und die Bedeutung der Heiligen Schrift und des Christentums, nicht sowohl vom philosophischen als vom streng historischen Standpunkte aus. Die erste Frucht dieser Studien war sein Werk über Philo,[1]) einen jüdischen Theologen und gelehrten Schriftsteller, der zur Zeit Christi in Alexandrien lebte und in seinen Werken den jüdischen Offenbarungsglauben mit der griechischen Philosophie zu vereinbaren suchte, wodurch er einen nicht unbedeutenden Einfluß auf manche christliche Kirchenschriftsteller, namentlich Origenes, ausübte. Obschon Gfrörer mit der aufrichtigsten Gesinnung zu Werke ging, alles falsche Wissen und jenen hochmütigen Kritizismus verachtete, welche die damals herrschende Schule charakterisierten und auf die jüngere Choragen in erhöhter Potenz überkamen, so gelangte er doch zu Resultaten, die mit der christlichen Lehre nicht immer in Einklang stehen.

Dieses Werk nun, welches er selbst als Vorhalle seiner sieben Jahre später erschienenen „Geschichte des Urchristentums" betrachtet wissen wollte, erwarb ihm unter den Anhängern des vulgären Rationalismus, die ihn für einen Geist- und Gesinnungsgenossen des bekannten Strauß hielten, der wenige Jahre nachher (1835) sein berüchtigtes „Leben Jesu" veröffent-

---

[1]) Philo und die alexandrinische Theosophie. Stuttgart 1831.

lichte, einen gewissen Ruf, was ihn zu einer energischen Verwahrung gegen eine derartige Identifizierung veranlaßte. „Gewisse Leute," sagte er späterhin, „glaubten mir zu schmeicheln, wenn sie mir sagten, daß ich einer der Vorläufer dieses modernen Vorkämpfers negativer Wahrheit sei; es drängte mich, solche Zumutungen abzuweisen, andererseits gebot mir ein kräftiges Gefühl meiner Seele, das ich früher nicht kannte, die Liebe zum Christentum, die sich meiner durch die historischen Studien bemächtigt, den Behauptungen, welche Strauß mit viel Scharfsinn, aber ohne alle Kenntnis der Zeit, über welche er abspricht, aufgestellt hat, die meinigen entgegenzusetzen. Ich treffe zwar mit ihm in vielen Punkten zusammen, jedoch nur in Punkten, welche die Außenwerke der Burg betreffen, gleichsam zur Schule gehören. Sonst ist erstlich mein Weg oder die Art der Beweisführung völlig verschieden von dem seinigen. Er beruft sich auf Metaphysik und erkennt in den Sätzen der Hegelschen Schule ein ebenbürtiges Maß gewisser Dinge, die vor eintausendachthundert Jahren in Judäa geschehen sind, oder auch nur dort geschrieben wurden. Ich dagegen bin der Ansicht, daß man Jesum Christum und sein Werk nur aus genauer Kenntnis seines Zeitalters und vorzüglich auch aus sich selbst beurteilen müsse, ich berufe mich daher bloß auf Urkunden und Zeugnisse, und lege, nebenbei gesagt, auf die ganze nach-kantische deutsche Metaphysik einen geringen Wert, um nicht noch ein stärkeres Wort zu gebrauchen. Zweitens ist auch unser beiderseitiges Endergebnis himmelweit verschieden; das seinige ist der Zweifel oder geradezu die Verneinung, das meinige ein durch klare Beweise gestützter historischer Glaube an eine außerordentliche, wenn man will, übernatürliche Erscheinung; ein Glaube, der sich zwar auf ganz andere Gründe beruft, als die bisher gewohnten, auch vieles aufgiebt, was man seit Jahrhunderten hochheilig hielt, aber noch die Hauptsache festhält und zuletzt Empfindungen hervorruft, die im ganzen nicht verschieden sind von denen, welche von jeher eifrige, doch zugleich verständige Christen, gegenüber dem Stifter unserer Kirche fühlten."

Ein Verdienst aber nimmt er für das Buch von Strauß in Anspruch, daß nämlich durch dasselbe die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen hochheiligen Gegenstand hingelenkt ward,

den man früher bloß den Schulen überließ. Auch das große Publikum fühlte, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein handelte, und eine Menge Menschen, die sich sonst kaum um das Christentum gekümmert, nahmen Partei für das Erbteil der Väter, seitdem man sich nicht gescheut, zu behaupten: daß an all jenem Glauben kein wahres Wort sei. Hierzu trat bei vielen die Besorgnis, was wohl erfolgen müsse, wenn man dem Volke, selbst wenn sie ein Wahn wäre, die christliche Religion geraubt hätte. Auch Gfrörer hielt es für eine Pflicht selbst solcher, die etwa die gänzliche Unwahrheit des christlichen Glaubens bis zum höchsten Grade der Gewißheit erkannt hätten, ihre traurige Entdeckung für sich zu behalten und vor der Welt zu verschweigen, wobei er sich jedoch gegen die Annahme verwahrt, als meine er, sie sollten das, was sie innerlich als falsch erkannt, mit Scheingründen öffentlich verteidigen. „Ein anderes ist es," sagt er, „einen Wahn, der das Glück von Millionen ausmacht, nicht zu zerstören, ein anderes, denselben wider die eigene Überzeugung mit Flittergold herauszuputzen. Nur ersteres ist Pflicht. Denn das Christentum ist, wie jede andere Staatsreligion, nicht eine Frage der Schulen, an denen überhaupt nichts liegt, auch nicht der bloßen historischen Wahrheit, sondern sie ist im höchsten Grade ein Gegenstand des öffentlichen Wohles. Ich will nicht zum Gemüte sprechen, nicht von Zerstörung des Himmels von Gefühlen reden, in dem Unzählige sicher wohnten — wiewohl die Enttäuschung eines solchen beglückenden Irrtums gewiß ein verhaßtes Geschäft ist — ich beschränke mich auf die zwei großen Triebfedern aller bürgerlichen Ordnung: Hoffnung auf ein Jenseits und Furcht vor demselben, hinzudeuten. Wenn an dem Christentume nichts ist, wer wird dann die fürchterliche Lücke mit philosophischen Fünklein, mit Gleisnereien ausfüllen! Was hernach sein wird, weiß kein Mensch mehr, keiner glaubt an neue Beruhigungsmittel; die süße Brücke, die über den Abgrund geschlagen war, ist weggerissen; hohl gähnt da unten der Schlund unter unseren Füßen. Für sicher gilt hinfort, was wir hier erwerben, hier genießen und die Anweisungen auf eine bessere Zukunft, auf Ausgleichung in einem anderen Leben, mit denen man sonst selbstverschuldetes oder auch verhängtes Unglück tröstete, werden mit Hohn zurückgestoßen. Allerdings geschieht dies nicht

gleich im Anfang; die Eindrücke einer Religion, die achtzehn Jahrhunderte bestanden und von unseren Müttern auf uns vererbt wurde, haften noch im Herzen, wenn die Überzeugung von ihrer Wahrheit bereits aus den Köpfen gewichen ist. Aber das dauert nicht lange; in zwei, drei Generationen wird auch das Herz entfesselt. Welch ein schändliches, lasterhaftes, niederträchtiges, feiges Geschlecht wird es dann sein, dessen Leidenschaften dann kein übernatürlicher Zaum mehr fesselt, dessen besseren Trieb kein übernatürlicher Trieb mehr anfeuert, ein entartetes Volk, zur Sklavengeisel reif, die Beute des nächsten Eroberers; denn sie werden auch nicht mehr für die Selbständigkeit fechten wollen, nicht mehr vor dem Schlunde der Kanonen standhalten, weil ihnen das physische Leben das höchste aller Güter ist." Aus diesem Grunde, meint er, sei auch das römische Reich in Verwesung übergegangen und in die Hände der Barbaren gefallen, und darum würde das Schweigen selbst für den zur Pflicht, der die innere Unhaltbarkeit jenes Glaubens aufs schärfste erkannt hätte.

Wir haben bereits aus einzelnen Andeutungen wahrgenommen, wie wenig er von der Hegelschen Philosophie, die damals besonders in Preußen alles galt, sowie von der Art und Weise hielt, wie ihre Jünger sie wie auf alle und jede Wissenschaft, so auch auf die Religion anwandten. Indem er nun die Frage erörtert, ob es glaublich sei, daß bloßes Schweigen der Wissenschaft für die Länge ausreichen werde, übergießt er die übermütigen Schüler Hegels mit einer wahren Sturmflut von Ironie und Spott. „Es fehlt nicht an Wunderärzten," sagt er, „die ihre Dienste anbieten. Zuerst kommen die Metaphysiker, die heutigen Graeculi, zu den Staatsmännern herangeschlichen und sprechen: Die alte Volksreligion ist dahin, wer will es leugnen? aber verbindet euch mit uns, und gleich soll eine andere bessere, neuen und neuesten Zuschnittes fertig sein. Alsbald gehen sie an die Arbeit, brauen ein Ding zusammen aus lächerlichen, kauderwelschen Phrasen. Begriffe, für die man bisher deutsche Worte hatte, schaffen sie in neue griechische, lateinische, halbfranzösische; andere, zu deren Bezeichnung längst aufgenommene fremde Ausdrücke genügen, taufen sie ins Neudeutsche um. Was von ihren Behauptungen seine Richtigkeit

hat, das sind alltägliche, jedermann bekannte Wahrheiten, was darin neu ist, siecht an Unklarheit, selbst Dummheit. Unsinn ist das Ganze, doch hat's Methode, es ist nämlich ein System, das die Jungen anstaunen, weil sie es nicht verstehen. Und wenn man dem großen Wissenschafter vollends Einfluß auf die Anstellungen giebt, so wird seine neue Religion die Runde machen, wenigstens solange der Eigennutz der Beteiligten dabei seine Rechnung findet. Ja, was so ein Metaphysiker nicht alles kann." Schon Juvenal habe dies bezeugt,[1]) aber doch sei das Ganze faul, einmal, weil es hinter den Bergen auch Leute gebe, welche die geheimen Pläne errieten, wodurch das Spiel aufgedeckt werde, und dann, weil dann die Metaphysiker sich selbst das Gewerbe verdürben. „Kaum hat einer sein Glück gemacht, so erglühen andere Gleichgesinnte vor Neid, und versprechen es auf eigenen Wegen noch besser zu machen . . . Aber indem sie sich gegenseitig verleumden, ihre Blößen aufdecken, wird die ganze Zunft vor allem Volke stinkend." Da nun Gfrörer mit noch Millionen der Überzeugung war, daß ein so edler und reiner Glaube, wie das Christentum, unmöglich auf nichts hinauslaufen könne, so hielt er es für seine Pflicht, das, was er glaubte, gegen jedermann zu beweisen. Zu diesem Behufe schrieb er sein schon erwähntes Werk: „Geschichte des Urchristentums" (Stuttg. 1838, 3 Bde.), aus dessen Vorrede die bisher mitgeteilten Stellen entlehnt sind. In der ersten Abteilung, die den besonderen Titel: „Das Jahr des Heils" führt, sucht er ein möglichst getreues Bild der Zustände des Volkes zu geben, unter welchem Christus erstanden, und zwar aus den Quellen selbst, zu welchem Zwecke er alles las, was von rabbinischen Quellen, selbst in der Ursprache, aufzutreiben war. Die zweite Abteilung enthält seine Forschungen über den Ursprung, die Zusammensetzung

[1]) Grammaticus, Rhetor, Geometer, pictor, Aliptes,
Augur, Schoenobates, medicus, magus: omnia novit.
Graeculus exuriens in coelum, jusseris, ibit.
Sat. III, 76.

Rhetor, Maler, Alipt, Grammatiker und Geometer,
Augur, Arzt, Seiltänzer und Magier, alles versteht er,
Selbst den Himmel erklimmt, so du willst, ein hungerndes Griechlein.
(Haugwitz, Übers.)

und den Gehalt der drei ersten Evangelien, und ist betitelt: „Die heilige Sage", woraus sich schon auf das Ergebnis seiner Untersuchungen schließen läßt. Demnach sind jene aus der alten christlichen Sage entstanden und enthalten, diesem Ursprunge entsprechend, Wahrheit und Dichtung untereinander gemengt. „Manches," äußert er sich, „was rechtgläubigen Ohren sehr weh thun mag, kommt darin vor, aber ich durfte nur dem historischen Gewissen, nur dem unbeugsamen Sinne für die beglaubigte Geschichte folgen." In der dritten, „das Heiligtum und die Wahrheit" betitelten Abteilung endlich ist das Evangelium des heiligen Johannes Objekt seiner Darstellung, in welcher er den Beweis führt, daß der genannte Apostel Augenzeuge des von ihm Berichteten gewesen, daß er mithin Geschichte erzähle, und daß der christliche Glaube auf steinfestem Boden ruhe. „Die Persönlichkeit Jesu Christi erscheint in einem so glänzenden Lichte, daß das Auge des Beschauers von seinen Himmelsstrahlen geblendet wird. Etwas Ähnliches weist die Weltgeschichte nicht auf. Er ist kein bloßer Mensch, wenn man die Menschen nennt, welche von den alltäglichen Triebfedern, denen sonst jeder Sterbliche unterliegt, geleitet werden; er ist ein Gott, wenn man den so nennen will, der alle menschlichen Tugenden im höchsten Grade besitzt." (A. a. O. XX.)

Wie war Gfrörer zu diesem für ihn, dem durch das Studium der Theologie, wie wir wissen, der Offenbarungsglaube abhanden gekommen war, so überaus wichtigen Resultate gelangt? Lassen wir ihn selbst hierüber Auskunft geben. „Man hört viele Leute sagen: Ja, historisch solle man das Christentum untersuchen, aber der Prüfende solle einen frommen, gläubigen Sinn mitbringen. Ich habe mich wohl gehütet, diesen einfältigen, abgeschmackten Zirkel im Kreise zu begehen. Was ich zu meiner Untersuchung mitbringen zu müssen glaubte, war vor allem jene Logik, welche alle wahren Geschichtschreiber gebrauchen, und ohne welche man auch im bürgerlichen Leben nicht fortkommt; ferner dieser Logik gemäß jenes Mißtrauen gegen alle Angaben, ehe sie erwiesen sind, ein Mißtrauen, ohne welches der Historiker überall hintergangen zu werden Gefahr läuft. Nichts habe ich wissentlich für wahr angenommen, wenn nicht Urkunden, deren Echtheit unbezweifelbar, wenn nicht unver-

dächtige Zeugnisse dritter und vierter zusammenstimmten, oder die größte innere Wahrscheinlichkeit für jeweilige Fragen stritt." So hielt er Logik und historischen Sinn für hinreichende Waffen, um auf dem Boden des Christentums, wie auf jedem anderen, die Wirklichkeit der Dinge zu erforschen. Ein belgischer Gelehrter und naher Verwandter Gfrörers, Professor Paul Alberdingk Thijm in Löwen, äußert sich in einem trefflich geschriebenen Nekrologe (Revue catholique de Louvain, 1861), den er dem Angedenken des allzufrüh Dahingeschiedenen widmete, folgendermaßen: „Der Verstand, oder vielmehr jene Kraft der Seele, welche Cicero als Mens bezeichnet, und die nach ihm die Seele gänzlich beherrscht, leitete auch allein die seinige, oder mit Pascal zu reden: die Vernunft beherrschte ihn strenger als ein Herr.[1]) Andererseits schützte sie ihn auch gegen Intoleranz und Fanatismus. Er suchte keiner religiösen Partei den Sieg zu verschaffen, sah vielmehr bei seinen umfangreichen Studien von jeder vorgefaßten Meinung ab. So nahm er unter anderem aus Gründen, die ihm hinreichend erschienen, die Ansicht an, daß selbst bei Lebzeiten des Herrn ein unbestreitbarer Zwiespalt zwischen der Lehre desselben und der Johannes des Täufers bestanden hätte. Aber obschon er diese Thatsache und viele andere als positiv annahm, so folgte er bei der Betrachtung des Lebens Christi vom historischen Standpunkte aus gleichwohl nicht dem Beispiel derjenigen, die aus Widerspruchsgeist sich der Lehre des Christentums widersetzen. So bemühte er sich nicht, die Wunder des Herrn zu analysieren, um ihre Wahrscheinlichkeit anzufechten und sie auf physische Ursachen zurückzuführen, wie es rationalistische Theologen der Neuzeit beispielsweise mit der Auferstehung des Herrn versucht hatten; auch suchte er nicht den Glauben zu schmälern in Fragen, die er nicht mit dem Auge der historischen Kritik zu durchdringen vermochte. Deshalb atmen alle seine Worte eine Geradheit und Ehrlichkeit, welche selbst seine Gegner anerkannten."

Hatte er für die erste Abteilung seiner Geschichte des Urchristentums, ein Werk, auf das wir wegen seiner Folgewichtig-

---

[1]) La raison le commandait bien plus impérieusement qu'un maitre.

keit immer wieder zurückkommen, das rabbinische Altertum durchforscht, so waren es für die folgenden die Kirchenväter und Apokryphen, die er mit minutiösem Fleiße durchstudierte, und aus welchen sich ihm die eben mitgeteilten Resultate erschlossen, auf die wir sein damaliges Glaubensbekenntnis folgen lassen. Es heißt daselbst: „Ich habe es versucht, die erhabenste und wichtigste Frage, welche es derzeit giebt, aus dem griechischen Schulgezänke philosophischer Sekten auf den römischen Boden der Geschichte zurückzuführen. Ob mit Glück, das wird sich entscheiden . . . Nachdem das Christentum die Prüfung des kalten historischen Verstandes, dem ich mit Absicht jedes Gefühl fern hielt, siegreich überstanden, wird die hohe himmlische Gestalt, die uns am Schlusse entgegentritt, das Werk dieses Welterlösers, dieses übermenschlichen Geistes, der mit klarster Besonnenheit sein edles Blut für unser ganzes Geschlecht vergoß, mit erneuter Kraft auch an die Gemüter der Leser schlagen, wie es das Herz dessen, der vorliegende Schrift verfaßt hat, ergriff. Solange er Theologie auf der Universität studierte, ein Verächter des Neuen Testaments — ob bloß durch seine Schuld oder die Schuld derer, welche ihm durch ihre verkehrten Vorträge die Wissenschaft entleideten, will er hier nicht untersuchen — ist er auf dem mühsamen Wege historischer Studien ein Christ geworden." (A. a. O. XXVI.)

Die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, seine Geradheit und Gewissenhaftigkeit bestimmten denn auch die Stellung, die er, der bloß der Logik und Vernunft folgende Protestant, der katholischen Kirche gegenüber einnahm. Vielleicht hatte er schon während seines längeren Aufenthaltes in Rom Gelegenheit, althergebrachte Vorurteile abzustreifen. Wie er um die Zeit, als er das in Rede stehende Werk schrieb, über die katholische Kirche dachte, geht aus einigen Stellen der Vorrede hervor, in welchen er die beiden Kirchen zu ihrer Selbsterhaltung eigenen Mittel bespricht. „Man kann vieles," sagt er, „gegen den Protestantismus sagen, doch den Ruhm muß man den Reformatoren und ihren Nachfolgern lassen, daß sie es aufrichtig meinten, daß sie wirklich überzeugt waren, in dem Worte Gottes oder der Bibel göttliche Wahrheit zu besitzen. Und nun sollten wir, ihre Enkel, nach zehn Menschenaltern auf den Punkt zurückgeworfen

sein, ohne Überzeugung, ja mit dem geheimen Bewußtsein ihrer Falschheit, die Kirchenlehren, des Systems wegen, aufrecht zu erhalten. Ja, und erst mit welchen Mitteln? Mit solchen, die, mit denen des Katholizismus verglichen, weit zurückstehen. Das Papsttum hat seine glänzenden Ceremonien, die auch den Einsichtsvollen zu bestechen geeignet sind. Was haben wir denselben entgegenzusetzen? Nichts als die Predigt des Pfarrers; ist letzterer ein sehr eifriger, geschickter Mann, so geht es gut; ist er unfähig, lasterhaft, träg, so fallen seine Fehler auf die Kirche zurück. Denn nur durch die persönliche Fähigkeit einzelner Lehrer vertreten, leidet sie auch notwendig sehr stark durch die Unfähigkeit derselben. Das Papsttum hat zweitens den Adelsbrief eines grauen Alters aufzuweisen und kann mit gerechtem Stolze auf seine unerschütterliche Gestaltung — das beste Kennzeichen trefflicher Organisation — pochen. Wir haben nur einige Sekten, und sind wenigstens mit jenem Institute verglichen — von neuer Sippe. Weiter, welche prachtvolle Gliederung ist der römischen Kirche eigen! Eine lang aufsteigende Linie vom Mönche bis zum Statthalter Gottes, alle noch immer, trotz vieler Beschränkungen, in lebendigem Verkehre, meist von Einem Geiste beseelt. Freilich, der nagende Wurm der Zeit hat auch den Stuhl Petri nicht verschont; aber doch, wie viel steht noch, welche Kraft ist noch vorhanden! Haben sie sich nicht erst neulich erhoben wie Ein Mann, um in der Sache des Kölner Erzbischofs Eingriffe der weltlichen Gewalt abzuwehren, die ihnen nicht gefielen? Denkt hiervon, wie ihr wollt, aber selbst jene gestrengen Beamten, welche die protestantische Geistlichkeit wie ein willenloses Werkzeug zu behandeln gewohnt sind, mußten mit einem freilich kaum eingestandenen Gefühle von Achtung anerkennen, daß ihr Witz, ihr allzeit fertiges Kommandowort gegen solche Institute nicht ganz ausreichen will. Endlich, welche Laufbahn des Ehrgeizes bietet die römische Kirche dar: vom Kapuziner zum Bischof, zum Fürsten der Kirche oder Kardinal, zu der Tiara selbst! Welche historischen Erinnerungen stehen ihr zur Seite, wie viel große Männer sind schon auf jenem Stuhle gesessen, die, in der Hütte geboren, auf dem rauhen Pfade des Verdienstes bis auf die höchste Stufe hinanklommen und dann ihre Füße auf den Nacken der stolzen Feudalaristokratie des

Mittelalters setzen durften, ja sehr oft — und zwar manchmal zum wahren Wohle Europas — wirklich gesetzt haben! Wem ein solches Ziel winkt, der setzt sich natürlich (?) mit leichtem Mute über die Bedenklichkeiten der Dogmatik weg. Was kann der Protestantismus diesem Glanze, dieser Kraft entgegensetzen? Wir wollen lieber schweigen."

Im innersten Zusammenhange mit der Geschichte des Urchristentums steht die bald darauf erschienene Kirchengeschichte, in welcher er die Resultate seiner Forschungen einem größeren Publikum zugänglich zu machen suchte. Es spiegelt dieses Werk,[1] das leider unvollendet geblieben ist und nur bis auf Heinrich IV. reicht, die wichtigste Epoche der inneren Entwicklung Gfrörers selbst ab, den allmählichen Übergang zu immer positiveren religiösen Anschauungen, sowie zu immer größerer Achtung vor den Institutionen der katholischen Kirche. So weist er darin nach, daß der Ursprung der Hierarchie, welche die Protestanten erst im zweiten Jahrhundert nach Christus entstehen lassen wollen, auf die Apostelzeiten zurückreiche. „In der Jerusalemischen Muttergemeinde mitten unter den Aposteln aufgekeimt, ward das zarte Gewächs nach dem Falle der heiligen Stadt von den Judenchristen auf europäischen, auf römischen Boden verpflanzt, dort unter dem Einflusse der neuen Heimat und des lateinischen Genius europäischen Begriffen angepaßt, und trieb allmählich die kräftigsten Wurzeln, wurde zum großen, alles überdeckenden Baum ... Ohne die Hierarchie würde das Christentum wahrscheinlich nie, jedenfalls nicht so schnell und so vollständig über das römische Reich den Sieg errungen haben. Das sind gewiß keine geringen Dienste, die sich die Hierarchie um die ersten vier Jahrhunderte, um die Kirche erwarb. Auf andere, nicht minder wesentliche, kann sie sich in den Zeiten des Mittelalters berufen, auch darf sie sich rühmen, daß die edelsten Kirchenlehrer, Männer wie Augustin, die einen außerordentlichen Einfluß auf ihr Zeitalter, wie auf die kommenden Geschlechter übten, für die Hierarchie fühlten und für sie thätig waren, ohne Zweifel, weil sie ihre vom Drange der Dinge gebotene Notwendigkeit erkannten."

Nichts sei freilich unter den Protestanten gewöhnlicher, sagt

[1]) Allgemeine Kirchengeschichte, Bd. 1—4. (7 Teile. Stuttgart, 1841 f.)

er weiterhin, als Leute zu hören, welche hoch herab die Ereignisse meistern und durch sogenannte Ideen beweisen wollen, daß die Geschichte von Rechts wegen eigentlich ganz anders, nämlich so und so sich hätte entwickeln sollen; allein der historische Sinn, bemerkt er, wende sich mit Ekel von solchen Schwätzern ab, weil er die Überzeugung hege, daß die Dinge hier unten so gehen, wie sie eben gehen können. Damit wollte er sagen, daß es dem Geschichtschreiber nicht gezieme, protestantische Ansichten schon auf jene früheren Zeiten anzuwenden. Auch den Männern, die an der Spitze dieser Hierarchie standen, konnte er seine hohe Verehrung nicht versagen, man lese die betreffenden Abschnitte über den heiligen Augustinus, Ambrosius, Gregor d. Gr. u. s. w. Daß er mit dieser Anerkennung nicht prunken wollte, daß sie ihm vielmehr ganz aus dem Herzen kam, ergiebt sich aus seinen mündlichen Äußerungen. „Wie oft sprach er nicht," erzählt sein Schwiegersohn Alberdingk Thijm, „im Schoße seiner Familie mit einer wahren Sympathie von den großen Männern, die an der Spitze dieser Hierarchie standen. Noch heut' erinnern sich seine Witwe und seine Kinder des ungeteilten Enthusiasmus, mit welchem er ihnen stets von der großen Zahl jener Männer erzählte, die mit einer beinahe übermenschlichen Klarheit des Urteils und einer Überlegenheit des Geistes begabt waren, wie man sie vergeblich unter den Häretikern sucht und wie sie allein die katholische Kirche hervorgebracht hat."

Nicht geringere Anerkennung gewann ihm die Kirche des Mittelalters ab, und er konnte nicht umhin, der segensreichen Wirksamkeit des Klerus jener vielberufenen Zeit rühmend zu gedenken. „Viermal hat der germanische Klerus nach Zeiten der tiefsten Verwirrung, die stets durch die ungezügelte Ehrsucht der Kaiser herbeigeführt war, das Reich wiederherstellen helfen. Stets bot er die Hand zur Aufrichtung des Königtums, aber nicht eines willkürlichen, auf Waffengewalt gebauten, sondern eines gemäßigten, durch weise Gesetze und, man darf es kühn sagen, durch den Geist des Evangeliums beschränkten. Allein immer wieder durchbrach kaiserlicher Ehrgeiz den Damm. Trunken von der Macht, welche die enge Verbindung des Thrones mit dem Bistum geschaffen, hingerissen vom unseligen Schatten Karls des Großen, streckten die Nachfolger Ludwigs des Kindes,

Heinrichs II., Lothars, Rudolfs von Habsburg von neuem die Hand nach der Weltherrschaft aus, hoffend, daß der große Wurf ihnen besser gelingen werde, als ihren durch den Kampf mit Petri Stuhl und der Freiheit des Abendlandes zu Grunde gerichteten Vorgängern."

Das klingt freilich anders, als die entgegengesetzten Bestrebungen specifisch protestantischer Geschichtschreiber, die in ihrem vollständigen Mangel an Verständnis für die Idee und das Wesen des Papsttums und der Kirche, stets nur diese zum Sündenbock erlesen, während sie die fränkischen und schwäbischen Gewaltherrscher, die Salier und die Staufer, als tadellose Persönlichkeiten hinstellen, die nur von den boshaften Klerikalen auf jene Abwege, die trotz aller Schönfärberei nicht ganz hinweggeleugnet werden können, gedrängt wurden. Es läßt sich begreifen, daß es diesen Generalpächtern der exakten Geschichtswissenschaft unbequem war, daß einer aus ihrer Mitte sich so weit vergaß, sich zum Apologeten jener gehaßten Klerikalen herzugeben. Denn Gfrörer äußert sich hierüber folgendermaßen: „Nichts aber zeugt so augenfällig für den hohen Charakter der mittelalterlichen Kirche, als die Bahn, welche unser Klerus mit so großer Beharrlichkeit verfolgte. Sollte Christi Gesetz das Staatsleben durchdringen, so mußte es eine Körperschaft geben, welche die nötige Macht und den Willen besaß, einerseits durch Errichtung eines christlichen Königtums Ordnung zu schaffen und die Schwachen zu schützen, andererseits zu verhindern, daß eben dieses Königtum nicht zur Tyrannei werde und die Völker in einen Haufen von Drängern und eine rechtlose Masse unterdrückter Knechte auflöse. Die lateinische Kirche hat nach den eben genannten Regeln gehandelt, sie hat folglich ihren Beruf erprobt" (A. K. IV. 419). Aber er geht noch weiter und giebt sogar, horribile dictu! die Möglichkeit der Wunder auch für die nach-apostolischen Zeiten zu. „Einem Manne," sagt er, „der sich jahrelang mit Urkunden des christlichen Altertums beschäftigt, kann es nicht beigehen, leugnen zu wollen, daß die Gnadengaben, welche Jesus Christus seinen Jüngern verhieß, in der apostolischen Kirche fortdauerten, denn unzählige Zeugnisse liegen vor." Wenn er nun auch hinzusetzt, daß ihn bei jedem einzelnen Falle Zweifel beschlichen, ob die Berichte genau und voll-

ständig genug seien, weil die Phantasie in diesem Gebiete eine bedenkliche Herrschaft übe, so ist er hierbei nicht strenger und dubiöser als die Kirche selbst.

Noch vor der Kirchengeschichte hatte Gfrörer ein Werk veröffentlicht, das allgemeinen Beifall errang. Es ist dies sein Buch über Gustav Adolf, welches 1837 in starker Auflage erschien. Obgleich dasselbe anfänglich an großen Mängeln litt, indem es in seiner ersten Hälfte den Geist Schillerscher Geschichtsauffassung treu abspiegelt, während die andere auf selbständiger Forschung beruht, so daß das Ganze nach dem Ausdrucke eines Rezensenten einem ägyptischen Idol mit Tierkopf und Menschenleib gleicht, war doch schon nach acht Jahren eine zweite Auflage, welche durch Benützung von inzwischen neu erschlossenen Quellen ein ganz neues Buch geworden ist, erforderlich. Mit gewohnter Unparteilichkeit und Gerechtigkeit setzt er darin sowohl die Handlungsweise des Schwedenkönigs, den der heutige Protestantismus, wenigstens der deutsche, so gern im Schillerschen Geiste zum Glaubenshelden stempeln möchte, sowie die der katholischen Gegner desselben klar und bestimmt auseinander. So kam er denn zu dem Schlusse: „Daß Gustav Adolf nach der deutschen Kaiserkrone strebte, ist sonnenklar, auch finde ich die Bedenklichkeit derer lächerlich, welche zu des Königs Ruhme dieses Geheimnis unterdrücken möchten. Niemand hat Gustav nach Deutschland gerufen. Wie ein Räuber ist er in unser Reich eingebrochen. Nur durch eine große politische Wohlthat, nur dadurch, daß er unserer Nation ihre Einheit zurückgab, konnte er das schreiende, an Deutschland verübte Unrecht gut machen. Um einen solchen Preis hätten wir uns die Herrschaft des Fremdlings gefallen lassen können. Unsere Nation war damals noch nicht so dumm, als theologische Sudler sie darstellen, noch gemeint, sich einem hergelaufenen königlichen Abenteurer an den Kopf zu werfen ...“

Und wie gerecht beurteilt er den alten Helden Tilly, den trotz aller urkundlichen Gegenbeweise die protestantischen Geschichtschreiber für Schule und Haus noch immer als blutdürstigen Wüterich darzustellen sich nicht schämen, wodurch sie jedoch nur sich selbst als Fälscher und Lügner brandmarken. „Fanatischer Parteigeist hat, weil er dem Feldherrn nichts anhaben

konnte, den Menschen, besonders wegen Magdeburgs grausamer Eroberung, um Ehre und Nachruhm zu bringen gewetteifert. Tilly teilte den Haß und die Liebe seiner Kirche, gerade wie es damals die Protestanten auch thaten. Und ich fürchte, die Katholiken hatten damals mehr Grund, den Gegnern zu zürnen, als umgekehrt die Protestanten. Denn wer war es, der angeblich zum Schutze der Gewissen und der Freiheit, in der That aber um des Kaisers rechtlicher Obergewalt zu trotzen, die Fremden, die Dänen, die Engländer, die Schweden, die Franzosen ins Reich rief — die Evangelischen oder die Katholiken? Mußte nicht ein guter deutscher Patriot einer Partei fluchen, die das Erbteil der Ahnen den alten Feinden des Reiches preisgab? Tilly haßte die Lutherischen, aber sein Haß blieb menschlich ... Tilly weihte ein 73jähriges Leben der Tugend, darum gebührt ihm Nachruhm im Tode."[1])

Daß Gfrörer bei solchartiger Charakterisierung sich nicht durch eine Vorliebe für den Katholizismus leiten ließ, beweist seine echt protestantische Beurteilung des Jesuitenordens und des Verhältnisses desselben zum Hause Wasa. Den Haß, welchen der Schwedenkönig gegen diesen Orden hegte, scheint er in der Äußerung: „Zu blutig war ihre Wirksamkeit in seine und seines Hauses Geschichte verwoben," entschuldigen zu wollen. Allerdings ist die Geschichte des Hauses Wasa eine äußerst blutige. Wer da weiß, mit welchen Mitteln Gustav Wasa das Volk der Schweden um die ihm teure Religion seiner Vorfahren betrogen, und mit welchen Strömen von Blut er das neue Evangelium Luthers, das ihm den Reichtum der alten Kirche zur Verfügung stellte, befestigte, der wird in der Thronentsetzung des letzten Wasa durch dasselbe Volk das gerechte Walten einer rächenden Nemesis erkennen, die an dem Enkel die Blutschuld

---

[1]) Billig ist daher auf den Namen des blutigen Eroberers ein Verein getauft worden, dessen unverhohlen bekannter Zweck es ist, die katholischen Brüder zu „evangelisieren", und der infolgedessen mit der Revolution ein enges Bündnis geschlossen hat, so daß seine Sendboten sich jederzeit im Gefolge derselben befinden und ihr Schritt für Schritt folgen. Und diese Leute wagen es, bei jeder Gelegenheit die Katholiken des Mangels an Patriotismus zu bezichtigen, und von ihrer Sucht, Proselyten zu machen, zu sprechen! —

des Elternvaters bestrafte. Von einer blutigen Wirksamkeit der Jesuiten in Schweden aber berichtet die Geschichte nichts, man müßte denn die Greuelthaten Königs Karl IX. auf ihre Rechnung stellen, eine Art von historischer Taschenspielerei, wie sie bei nichtkatholischen Geschichtschreibern häufig genug vorkommt. Auch Gfrörer dürfte seine damalige Ansicht über den Jesuitenorden nachmals geändert haben.[1])

War es zu verwundern, wenn Gfrörer dafür, daß er als Protestant sich unterfangen, gegen landläufige Vorurteile und irrige Meinungen über die Entstehung und das Wesen der katholischen Kirche, ihre Großgeister und ihre Einrichtungen auf socialem und politischem Gebiete aufzutreten, wenn er dafür, daß er sich herausnahm, das Gute und Lobenswerte auch bei den Gegnern anzuerkennen, von der so liberalen und gerechten protestantischen Kritik nichts weniger als eine gerechte Würdigung seiner eigenen Leistungen erfuhr? Freilich lag die Besorgnis nahe, daß eine unparteiische, ehrliche Forschung, die weder nach links noch nach rechts blickte, sondern unbeirrt von Parteitrübung das Wahre suchte, auch noch weiter als zur bloß äußerlichen Anerkennung der katholischen Kirche führen möchte, wie denn auch katholischerseits dergleichen Vermutungen rücksichtlich Gfrörers ausgesprochen wurden. Wie seine litterarische Thätigkeit von seinen Zunftgenossen beurteilt ward, darüber giebt er in der Vorrede zum dritten Bande seiner Kirchengeschichte selbst Auskunft. „Seit ich als Schriftsteller aufgetreten bin,“ sagt er, „habe ich unter den Lesern warme Teilnehmer gefunden, aber von seiten der Akademiker, welche sich herausnehmen, über die deutsche Litteratur zu richten, nichts als Haß, Neid und Verfolgung erfahren. Ich sehe voraus, daß auch vorliegende beide Bände (Bd. 3, Teil 1—2) das Schicksal ihrer vorangegangenen Brüder teilen werden. Denn fürwahr, es kann den gelehrten Herren unmöglich gefallen, daß die Kirche unserer Väter unparteiisch beurteilt, daß gewisse Häupter, welche Dummheit oder Hochmut durchweg verächtlich zu behandeln beliebten, in ihrem Rechte anerkannt, daß endlich eine Menge Dinge vor-

---

[1]) Die vierte von Onno Klopp (1863) herausgegebene Auflage enthält obige Äußerung nicht.

gebracht werden, von welchen man bisher soviel als nichts wußte. Insbesondere bin ich auf den Vorwurf gefaßt, den eine solche Eule bereits zum voraus ausgesprochen hat: in meine Kirchengeschichte seien zu viel fremdartige Dinge, Politik u. dgl. hineingezogen. Auf die Beschuldigung dient folgendes zur Antwort: Die mittelalterliche Kirche war keine Magd, auch keine Metaphysikasterin, sondern sie war Beraterin, Ordnerin, Gesetzgeberin der Völker, und über die wichtigsten Angelegenheiten mußte ihre Stimme zuerst gehört werden . . ."

Gleichwohl hatte ihm sein Buch über Gustav Adolf großen Ruf verschafft. Von verschiedenen Seiten wurden ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht, die er aber aus Besorgnis, die Unabhängigkeit seiner Ansichten einzubüßen, sämtlich ablehnte. Den Ruf nach Freiburg aber als Nachfolger Rottecks auf dem Lehrstuhl der Geschichte nahm er um so lieber an, weil er dort mehr als irgend sonst in Deutschland jenes Kleinod wahren zu können glaubte. Diese Berufung an die katholische Universität verdankte er nicht zum geringen Teile der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die religiösen Fragen behandelte, und der Achtung, die er in allen seinen Schriften, zumal in seinem Gustav Adolf, für den heiligen Stuhl gezeigt hatte.[1])

Im Herbst 1846 eröffnete er seine Vorlesungen und veröffentlichte zwei Jahre später seine „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger" (Freiburg, 1848, 2 Bde.), in welcher es ihm zu „besonderem Troste" gereicht, daß es ihm vergönnt ward, „die hohe Bedeutung des mittelalterlichen, so schwer verleumdeten Klerus nachzuweisen, seine unsterblichen Verdienste um das Recht deutscher Nation und die Menschheit überhaupt zu beleuchten." Um die Zeit war er von seinen schwäbischen Landsleuten zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt worden und hielt sich anderthalb Jahre beständig in Frankfurt auf, während welcher Zeit ihn der nachmalige Professor der Geschichte zu Graz und Herausgeber seines litterarischen Nachlasses, Dr. J. B. Weiß, in seinem Lehramte vertrat. Mit voller Überzeugung hielt sich Gfrörer zur Partei der so-

---

[1]) Das dürfte ihm später im deutschen Musterstaate kaum zur Empfehlung gedient und zur Professur verholfen haben.

genannten Großdeutschen, d. h. derer, die ganz Deutschland ohne Ausschluß irgend eines deutschen Volksstammes unter einer Krone vereinigen wollten. „Er war überzeugt, daß das Glück und das Heil des Vaterlandes von der Wahl eines Mannes abhänge, der fähig wäre, das ganze Gebäude des Staates zu tragen; aber er zweifelte, daß derselbe wo anders als im Hause Habsburg gefunden werden könnte. Die Erinnerung an ein großes einiges Deutschland war an dasselbe geknüpft, und während des Mittelalters war es der Kaiser von Deutschland, der mehr als jeder andere europäische Fürst besonders berufen schien, das Christentum zu verteidigen“ (Thijm a. a. O.).

Die Möglichkeit einer politischen Freiheit Deutschlands aber beruhte nach seiner festen Überzeugung auf der religiösen Wiedervereinigung beider großen Religionsgemeinschaften, denn die Fortdauer zweier herrschenden Kirchen, die seit dreihundert Jahren einander feindselig entgegenstanden, würde das Gemeinwesen, so gut und vollkommen auch die politische Verkittung der Nation gelingen mag, unfehlbar zerrütten. Zu diesem Behufe machte er folgende Vorschläge:

„Se. Heiligkeit, der jetzt regierende Papst Pius IX., soll in seinem eigenen und seiner Nachfolger Namen denjenigen deutschen Protestanten, welche zum Rücktritt in die alte Nationalkirche geneigt sind gewähren:

1) das Abendmahl nach der im ersten Briefe Pauli an die Korinther beschriebenen Gestalt, also neben dem geweihten Brot den geweihten Kelch, gemäß dem altchristlichen Ritus;
2) förmliche und unwiderrufliche Gutheißung des Gebrauchs der deutschen Bibel, nebst Anordnung, daß von deutschen ausgezeichneten Theologen gemeinsam eine Übersetzung Alten und Neuen Testaments gefertigt werde, bei welcher die lutherische überall, wo sie sprachlich richtig, beibehalten werden muß;
3) Beschränkung der Ceremonien und des gottesdienstlichen Gebrauches der lateinischen Sprache auf ein Maß, das dem deutschen Charakter und unserer Erziehung angemessen ist;
4) sollen unsere Bischöfe ermächtigt und verpflichtet sein,

Wallfahrten, Ausstellung von wunderthätigen Heiligenbildern, Reliquien und dergleichen Dinge, welche den Protestanten widerwärtig erscheinen, abzuthun, überhaupt alles zu meiden, was Zwiespalt erregen könnte;

5) lebenslängliche Gewährleistung ihrer Ehen für alle Pfarrer protestantischen Bekenntnisses, die mit ihren Gemeinden übertreten;

6) bündige Zusicherung, daß nie Jesuiten, Redemptoristen, Liguorianer[1]) sich auf deutschem Boden niederlassen werden;

7) muß es der freien Wahl der Gläubigen überlassen bleiben, ob sie ihre Sünden insgeheim dem Priester oder nur vor Gott und ihrem Gewissen beichten und darauf die kirchliche Lossprechung empfangen wollen; mit anderen Worten, die protestantische Form der Beichte muß gleichberechtigt sein mit der katholischen Ohrenbeichte.

Den letzten Punkt, die Ohrenbeichte betreffend, so hielt sie Gfrörer zwar für eine echt christliche Anstalt, aber auch gleichzeitig für ein Haupthindernis der Vereinigung, und deshalb müsse sie, für die Protestanten wenigstens, beseitigt werden. Würde nun der Papst, was er auch ganz gut vermöge, die bezeichneten Punkte gewähren, so könnten die Protestanten mit Ehren übergehen.

Man sieht, Gfrörer war zu dieser Zeit vom protestantischen Sauerteige noch stark durchdrungen, trotzdem er, wie aus den angegebenen Sätzen hervorgeht, über viele Punkte der katholischen Glaubenslehren mit sich im reinen sein mußte, da er sie gar nicht erwähnt, so die Lehre von der Transsubstantiation, den Sakramenten u. s. w. Auch mit dem Cölibat, gegen den er noch in der Kirchengeschichte schwere Bedenken ausgesprochen hatte, scheint er sich ausgesöhnt zu haben, da er in den obigen Vorschlägen nur der Belassung der schon verehelichten Geistlichen das Wort spricht.

Was aber die Sache, die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen betrifft, so glauben wir überhaupt nicht, daß sie durch irgendwelche Konzession von seiten der katholischen Kirche erzielt

[1]) „Redemptoristen“ und „Liguorianer“ sind ein und dieselbe Kongregation. Die Redemptoristen verehren im heiligen Alfons von Liguori ihren Stifter.

werden, und wenn doch, daß sie Bestand haben würde. Nicht durch die noch so wohlgemeinten Bemühungen von Gelehrten, die das Maß dessen abwägen, was sie von den Heilswahrheiten aufgeben und annehmen möchten, als ob es sich hier um menschliche Dinge handelte, wird jenes große, von allen Katholiken heiß ersehnte Ziel erreicht werden. Darum sind auch die irenischen Bestrebungen des größten Geistes, den das deutsche Volk im siebzehnten Jahrhundert hervorgebracht, Leibnitz, sind die gleichartigen des Abtes von Lokkum und anderer erfolglos geblieben, obschon sie in eine äußerlich günstigere Zeit fielen. Denn noch bestanden Kaiser und Reich zu Recht, noch waren die religiösen Gegensätze zwischen Norden und Süden des deutschen Vaterlandes nicht so scharf ausgeprägt, als es seit Friedrich dem Großen der Fall ist, der zuerst Preußen als einen protestantischen Staat hinstellte, und noch hatte nicht eine liederliche, glaubensfeindliche Tagespresse das gesunde Gefühl des Volkes bis in die untersten Schichten hin vergiftet. Nein, wir erwarten nichts von gelehrten Vereinigungsversuchen, Einer allein kann hier helfen — Gott, und das allgemeine Gebet der Gläubigen. Doch wir kehren zu Gfrörer zurück.

Durch seine Studien war er zu der Überzeugung gelangt, daß der päpstliche Stuhl während aller Jahrhunderte seines Bestehens wohlthätig auf Deutschland eingewirkt habe und mit diesem großen Reiche durch enge Bande mystischer Art verbunden sei. Mit dem Sinken der Größe Deutschlands sei auch der päpstliche Stuhl gesunken, mit der Erhebung des ersteren werde auch dieser wieder erstarken. Das war der Gedanke, der alle seine politischen Meinungen durchdrang und leitete, die er in Frankfurt kundgab.

Um diese Zeit traf ein wichtiges Familienereignis. Seine Frau, deren religiöse Bedürfnisse im Protestantismus keine Befriedigung fanden, trat mit ihren Kindern in die katholische Kirche zurück. Sie suchte im Katholizismus besonders den Trost der heiligen Sakramente, welche, wie sie sah, die Gläubigen während ihres ganzen Lebens, von der zartesten Jugend bis zur Todesstunde noch tröstend und heiligend begleiten. Dann umschloß auch die Poesie des Kultus, der Gesang und die Gebete, zumal die für die Verstorbenen, eine wahrhafte Befriedi-

gung für ihr frommes und zartes Herz. Die religiösen Ansichten ihres Mannes hatten durchaus keinen Einfluß auf ihre Überzeugung, in welcher jener sie in keiner Weise störte, wie er auch ihrem Übertritte zur Kirche, der zu Straßburg erfolgte, wohin sie sich der Revolutionsstürme wegen zurückgezogen hatte, kein Hindernis in den Weg legte. Gfrörer selbst hielt sich ebendaselbst auf, bis die Revolution gedämpft war, worauf er nach Freiburg zurückkehrte, wo auch seine Stunde schlagen sollte.

Schon lange war er überzeugt, daß allein die katholische Kirche stets einen überaus gesunden Sinn in Lehren und Institutionen bekundet habe; daß sie stets ebensosehr für das materielle Wohl und die wahre Freiheit, wie für das ewige Heil der Völker besorgt gewesen sei, und daß sie durch die ihr von den Protestanten so oft zum Vorwurf gemachte Beharrlichkeit und ihre unerbittliche Logik einen mystischen Charakter, etwas Übernatürliches gewonnen habe, das die Vernunft nicht erklären kann. Zwar gab er noch nicht zu, daß der menschliche Geist allein nicht imstande wäre, eine Institution von so universeller Wichtigkeit und Weisheit zu schaffen, aber die Vereinigung so vieler und großer Eigenschaften zwang ihm eine immer größere Achtung vor der Kirche ab. Er erkannte immer klarer, wie die Kirche, obgleich zu jeder Zeit und von jeder Seite sowohl durch die geistigen Waffen der Häresie als die materielle Macht ihrer politischen Feinde angegriffen, gleichwohl immer siegreich aus dem Kampf hervorgegangen; wie das Papsttum, wenn es auch zuweilen durch zu große Nachsicht oder persönliche Schwäche seinen Einfluß und seine Freiheit aufs Spiel gesetzt, sich immer wieder glücklich emporgerafft habe. Er sah, daß es nach Zeiten des Verfalls sich glorreich wieder und mit größerer Kraft wie ein Phönix aus der Asche erhob und seinen Flug immer wieder hoch über die kleinlichen Leidenschaften der Menschen genommen, dem Adler gleich, der geradeswegs der Sonne zufliegt. So fühlte er sich endlich besiegt, indem er den glorreichen Triumph der weisesten und alle Kombinationen und Erfindungen des menschlichen Geistes überwältigenden Principien bewunderte; er beugte seine Vernunft vor diesem großen Phänomen und gab im Innersten seiner Seele der Überzeugung Raum, daß die Kirche allein der Hort der christlichen Wahrheit sei und allein

auch von ihrem göttlichen Meister das Recht und die Macht erhalten habe, die Grundsätze des Christentums festzustellen. Von nun an wartete er einen gelegenen Moment ab, um offen seine innigste Überzeugung zu bekennen, damit man seiner Konversion nicht unehrenhafte Beweggründe unterlege.

Dieser Moment trat bald ein. Der bekannte badische Kirchenstreit war ausgebrochen, weil dieselbe Regierung, die eben erst durch fremdes Einschreiten in ihre Rechte wieder eingesetzt worden war, jetzt im Bunde mit denselben Elementen, vor denen sie hatte flüchten müssen, die Kirche, der zwei Dritteile der Landesbewohner angehörten, der Staatsomnipotenz zu unterwerfen gedachte. Noch ist nicht vergessen, welche Behandlung dem greisen Oberhirten, Hermann von Vicari, Erzbischof von Freiburg, der für die Freiheit der Kirche einstand, zu teil wurde und wie die Priester, die sich pflichttreu um ihn scharten, in die Gefängnisse kamen. Da hielt Gfrörer den Augenblick für gekommen, wo er sich öffentlich als Sohn der bedrängten Kirche bekennen durfte, ohne sich übler Nachrede auszusetzen.

Am 27. November 1853, an demselben Tage, wo in allen katholischen Kirchen Badens der berühmte Hirtenbrief des ehrwürdigen Bekenners verlesen wurde, was beiläufig allen Priestern, die ihn vorlasen, Gefängnishaft zuzog, legte er in der St. Martinskirche zu Freiburg das katholische Glaubensbekenntnis ab. „Es war ein schöner Anblick,“ schreibt Alberdingk Thijm, „als dieser Mann mit den weißen Haaren, dem kräftigen Körperbau und furchtlos erhobenem Haupte, bereit, allen Widerwärtigkeiten zu trotzen, die ihm auf seinem Wege entgegentreten würden, die Kerze in der Hand am Fuße des Altars niederkniete, und als unter den Hallen des gotischen Gotteshauses seine kräftigen Worte erschallten, mit denen er die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, das tridentinische Glaubensbekenntnis las und alles widerrief, was er je gegen die Glaubenssätze der katholischen Kirche geschrieben hätte.“

Daß er Angriffe aller Art erfahren würde, darauf war er vorbereitet. Wie tief aber der Eindruck war, den sein Rücktritt unter seinen ehemaligen Glaubensgenossen erregte, beweist unter anderem die pöbelhafte Art und Weise, wie die bekannte Darmstädter „Evangelische Kirchenzeitung“ dieses Vorfalls erwähnte.

Als Kuriosum wollen wir die kurze Notiz, in welcher sich die wütendste Erbitterung bekundet, hier mitteilen: „Soeben kommt uns die erfreuliche (!) Nachricht zu, daß der berüchtigte (!!) Professor Gfrörer unter großem, absichtlich veranstalteten Eklat in den Schoß der römischen Kirche übergetreten ist. Wir gratulieren dem Protestantismus, von diesem Herrn nunmehr glücklich befreit zu sein, und wünschen von Herzen, daß noch einige Geistesverwandte ihm recht bald nachfolgen möchten. Der Protestantismus kann sich erst dann mit voller, neuer Kraft wieder erheben, wenn er von allen unreinen Elementen möglichst gesäubert ist." Solche Angriffe konnten aber weder den Mut des Neophyten noch seine Energie erschüttern, und er besiegte um so leichter seine Gegner, als er Papsttum und Kirche lediglich mit den Waffen der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes verteidigte, ohne daß er sich versucht gefühlt hätte, die Reize des Kultus zu schildern, dessen Schönheit er mit aller Kraft seiner Seele empfand und liebte. Bisweilen bedauerte er sogar, daß ihn während des heiligen Opfers mehr Bewunderung und Achtung als hingebende Demut beseele. „Wenn ich mich erhebe," sagte er, „um das Evangelium zu hören und dadurch erkläre, daß ich bereit bin seine Wahrheit mit meinem Blute zu verteidigen, oder wenn ich mich im Augenblick der Wandlung niederwerfe, dann sehe ich im Geiste alle Jahrhunderte der Geschichte und Verfolgung der Kirche vor meinen Augen vorüberziehen, und ich bin tief ergriffen bei dem Gedanken, daß keine Zeit, keine Hand, kein Umstand jemals die heilige Handlung des Opfers hat zerstören oder beseitigen können, das seit den Zeiten der Apostel unendlich oft ist dargebracht worden."

Ganz besonders mutete ihn der volkstümliche Charakter aller kirchlichen Institutionen an, die für alle Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft geeignet sind, indem sie einerseits dem Nachdenken des Philosophen die tiefsten Ideen, andererseits der Unschuld und dem Unglück Zuflucht und Trost darbieten. Sie erschienen ihm als das Großartigste, was der edelste und kühnste, über alle menschlichen Leidenschaften hoch erhabene Gesetzgeber, der tiefste und vernünftigste Geist jemals hätte ergrübeln können.

Seine Kirchengeschichte war nur bis zum Beginne der

Thätigkeit Hildebrands, des nachmaligen Papstes Gregor VII., gekommen. Die ungeheure, welthistorische Bedeutsamkeit dieses Mannes machte es ihm unmöglich, sein Wirken in dem engen Rahmen einer allgemeinen Geschichte abzugrenzen. Die Geschichte Gregors ist zugleich die Geschichte der ganzen damaligen Welt, und nur durch eine universalhistorische Auffassung kann das innerste Wesen des gewaltigen Kampfes zwischen Papst- und Kaisertum, der die ganze Menschheit vom Throne des Kaisers an bis in die Hütten der Armut herab mehr oder minder berührte, erschlossen werden. Diese riesige Aufgabe stellte sich Gfrörer und er hat sie auf würdige, ehrenvolle Weise gelöst. Durch sein Werk[1]) hat er sich ein dauerndes Denkmal gesetzt. „Es ist nicht die nackte, kalte Gelehrsamkeit," sagt ein kompetenter Beurteiler,[2]) die wir an ihm als etwas ganz Besonderes rühmen und bewundern, „es ist nicht der überaus reiche Schatz des Wissens, der uns Achtung und Staunen abzwingt, sondern der tiefe sittliche Ernst, welcher in demselben nach der klarsten Erkenntnis der Wahrheit ringt, das lebendige Durchdringen der geheimsten Regungen der Zeit, das sichtbare Hineinleben in entschwundene Zustände, das wahre Mitempfinden der geschilderten Verhältnisse, das ist es, was unser Geschichtswerk auf die eigentliche Höhe des Wissens erhebt." Es kann selbstredend nicht die Absicht sein, hier eine ausführliche Besprechung dieses Riesenwerkes zu bringen, seine Licht- und Schattenseiten zu erörtern rc.; wir haben es ja nicht sowohl mit dem Geschichtschreiber als dem Konvertiten zu thun, und können jenes Geschäft getrost den Beurteilern von Fach überlassen.

Vor der Geschichte Gregors hatte Gfrörer noch die unvollendet gebliebene „Urgeschichte des menschlichen Geschlechts" (Schaffh. 1855) veröffentlicht. In derselben hält der gelehrte Verfasser, da weder die Geschichtsforschung noch die Naturwissenschaften gegen die älteste Tradition der Menschheit, insbesondere gegen die biblische Urkunde, über die Entstehung und früheste Geschichte des Menschengeschlechts bis jetzt etwas Triftiges vorzubringen, und noch viel weniger Besseres an die

---

[1]) Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. (Schaffh. 1851 ff. 7 Bde.)
[2]) Hist.-polit. Bl. Bd. 47. S. 33.

Stelle derselben zu setzen wußte, an dem biblischen Berichte fest, und nimmt an, daß das Menschengeschlecht von einem Paare abstamme, das im Innern Asiens ins Leben gerufen ward. Alle Völker, und namentlich diejenigen, welche eine Rolle in der Welt gespielt, sind von da in ihre spätere Heimat ausgezogen.

Solche anstrengende, gewaltige Arbeiten hatten aber seine sonst urkräftige Gesundheit erschüttert. Um Genesung zu suchen reiste er nach Karlsbad, wo er im Alter von achtundfünfzig Jahren am 6. Juli 1861 der Welt und der Wissenschaft durch einen zu frühen Tod entrissen ward. In seinen letzten Augenblicken hatte er den Trost, daß er nur für die Wahrheit gearbeitet, nur die Freiheit der Kirche und den Ruhm seines Vaterlandes durch das Christentum verteidigt habe. Die Geschichte Gregors, von welcher er die letzten Bogen noch in Karlsbad korrigierte, führt das Motto: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. Und als er todesmatt den letzten Augenblick erwartete, und seine Tochter zu seinen Füßen hinkniete und ihm die geweihte Kerze in die Hand gab, sah sie, wie er zum letztenmal seine Augen öffnete und in Verzückung zum Himmel richtete; seine Stirn war ruhig und auf seinem Antlitz leuchtete eine Heiterkeit, als ob er in der Zuversicht des nahen Triumphes noch ausdrücken wollte, was seine ersterbenden Lippen nicht auszusprechen vermochten: „Christus ist Sieger, Christus ist König, Christus ist Herrscher“ (Thijm a. a. O.).

Sein litterarischer Nachlaß war sehr bedeutend, und hat Professor Weiß mehrere Werke[1]) aus demselben veröffentlicht. Gfrörer war ein Mann im echten Sinn des Wortes. „Von stolzer, glühender Vaterlandsliebe beseelt, brandmarkte er rücksichtslos die Urheber des Verfalls seines Vaterlandes, sei es im Mittelalter oder in der Neuzeit, ob sie Deutsche waren oder nicht. Die Originalität seiner Ideen, die Frische seiner Auffassung ließen ihn, den christlichen und deutschen Geschichtschreiber, das Bild vollenden, welches Tacitus, an welchen uns der Stil seiner Schriften erinnert, von der germanischen Race entwirft, indem er sagt: Die Deutschen sind ein ursprüngliches, reines und noch

[1]) Geschichte des 18. Jahrhunderts. (Schaffh. 1862—73. 4 Bde.) — Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter. (Schaffh. 1865—66. 2 Bde.) — Byzantinische Geschichten. (Graz 1872—74. 3 Bde.)

unverdorbenes Volk, das nur mit sich selbst verglichen werden kann." „Frei von aller Autoreneifersucht war er auch erhaben über den Parteigeist und sehr wenig nahm er sich Angriffe, direkte wie indirekte, zu Herzen. Er hatte die Überzeugung, den historischen Studien einen neuen Weg eröffnet zu haben, indem er mehr wie seine Vorgänger die Superiorität der Kirche über jede weltliche Institution und ihren ebenso allgemeinen wie wohlthätigen Einfluß auf alle Klassen und alle Stände der Gesellschaft aufzeigte. Es war ein neuer Gesichtspunkt, wenn er nachwies, wie die Politik Roms stets über seine Privatinteressen hinausgehende Ziele verfolgt. Er hat nachgewiesen, wie die Kirche in der Person des Papstes der Politik gewisser Fürsten, die sich besonders durch ihre beständigen Anstrengungen, den päpstlichen Stuhl zu unterdrücken, auszeichneten, immer die gesündeste Logik mit unveränderlicher Energie, eine unbeugsame Strenge gegen die Ungerechtigkeit mit einer himmlischen Milde gegen die Schwachen und Unglücklichen entgegensetzte . . . dann hatte er die Genugthuung, niemals auch nur einen Schritt von dem Wege gewichen zu sein, welchen ihm die einmal als die vernünftigsten erkannten Grundsätze vorschrieben. Und diese Überzeugung gab ihm Kraft und machte ihn seinen Gegnern furchtbar bis an das Ende seines nur allzu kurzen Lebens." So Alberdingk Thijm in der Revue catholique de Louvain 1861.

Von anderen Konvertiten des Jahres 1853 erwähnen wir noch folgende:

Graf Alexander Wrschowetz-Sekerka v. Sedzitz,

Kgl. Preuß. Hauptmann a. D.

Geboren am 22. Juni 1810 war er seit dem 3. Mai 1841 mit der katholischen Freiin Anna Serpes de la Fage vermählt. Er machte sich als Quellenfinder berühmt. Am 19. Juli 1887 starb er zu Schweidnitz.

Gräfin Bianca v. Schlabrendorf,

geb. Gräfin Pückler, Freiin von Grodiß, geboren am 4. Juli 1826, vermählte sie sich am 19. August 1844 mit Konstantin Grafen von Schlabrendorf, Erbherrn auf Stolz, Grochau und Giersdorf, Erb-Oberlandbaudirektor von Schlesien. Witwe seit 1. Januar 1858, starb sie selbst mit Hinterlassung zweier Töchter, der Gräfin Therese Harbuval und Chamaré und der Gräfin Anna Deym, am 25. Dezember 1870.

Gräfin Antonie von Seilern und Aspang,

geb. Freiin von Krosigk, geboren am 20. Oktober 1811, war sie am 20. Juni 1830 mit dem k. k. Kämmerer Joseph von Seilern und Aspang als dessen zweite Gemahlin in die Ehe getreten. Seit dem 19. März 1861 verwitwet, starb sie am 15. Juni 1877 zu Reichenhall.

August Christfreund,

evang. Pfarrer zu Oberroßbach in Nassau.

Obschon Familienvater und ohne alles eigenes Vermögen gab Christfreund seiner gewonnenen Überzeugung folgend sein Amt auf und trat im September 1853 zur katholischen Kirche zurück. Zu Münster ist er gestorben.

Othmar Würz

aus Zürich. Geboren 1831, kam er 1848 nach den Vereinigten Staaten, konvertierte 1853, wurde 1857 Priester. In den Benediktinerorden aufgenommen, wurde er Prior von St. Cloud (Pennsylvanien) und war zuletzt an der Mariä Himmelfahrtskirche zu St. Paul (Minnesota) thätig. Er starb daselbst am 8. Juni 1874.

Bernhard Martin Giese,

ehemal. protestantischer Geistlicher.

„Meine Lebenswege sind krumm und verworren," schreibt der Obengenannte an den Verfasser dieses Buches, „aber es hat sich an mir das Sprichwort erfüllt, daß Gott der Herr auch auf krummen Zeilen gerade zu schreiben weiß. Er wollte einen armen Sünder retten, eine müde gejagte Seele zur Ruhe bringen. Das ist das innerlichste Motiv meiner Konversion. Hier kann ich nur die äußeren Spuren der göttlichen Gnadenführungen andeuten."

„Ich bin am Tage Mariä Geburt, den 8. September 1816 in der Lutherstadt Wittenberg geboren. Meine Mutter sagte manchmal zu mir, ich hätte einen vornehmen Geburtstag, weil ich mit der Mutter Maria an demselben Tage geboren sei. Von dem schönen musikalischen Hochamt in Dresden, wo sie oft gewesen, erzählte sie zuweilen und äußerte: „sie hätte manchmal niederknieen mögen." Mein im Jahre 1828 als Bürgermeister der Stadt plötzlich verstorbener Vater war Freimaurer, Meister vom Stuhl, aber Kenner und Liebhaber geistlicher Musik. Ich erinnere mich noch, wie ich als sieben- bis achtjähriges Kind mit meinen älteren Geschwistern und dem Vater Stücke aus einer Messe, wahrscheinlich von Haydn, singen mußte. Noch leben die Worte suscipe deprecationem nostram und qui tollis peccata mundi nebst der Melodie in meinem Herzen als Klänge aus der ersten Jugendzeit und oft werde ich jetzt noch tief bewegt, wenn ich beim Gloria diese Worte singen höre. In Witten-

berg war und ist das kirchliche Leben noch sehr ausgeprägt; täglich fast ertönen die Glocken zu irgend einem Gottesdienst. Am Altar wird viel gesungen und gebetet und das Abendmahl wird alle Sonn- und Feiertage gereicht, die Predigten waren fast alle aus Einem Guß und Geist, positiv gläubig. Der tüchtigste Prediger war der 1853 verstorbene Dr. Heubner, erster Direktor des Predigerseminars, ein frommer Altlutheraner, dessen dogmatische Strenge durch innige Heilandsliebe gemildert wurde.

„Auf dem Wittenberger Gymnasium vorgebildet, wollte ich in Berlin 1835 Philologie studieren, aber Neander siegte über Böckh, ich wurde Theolog, ging 1837 nach Halle, wo namentlich Tholuk auf mich wirkte. In seinem Lesezirkel fehlte es auch nicht an einzelnen katholischen Zeitschriften, so z. B. wurde der „Katholik“ gehalten. Das waren die allerersten Anfänge meines Bekanntwerdens mit dem Katholizismus, freilich äußerst geringe. Nach bestandenem ersten Examen ging ich 1839 nach Wittenberg zurück, übte mich viel im Predigen, wurde 1840 Mitglied des Seminars und nach dem zweiten in Magdeburg bestandenen Examen bereits Oktober 1841 als Hilfsprediger in Wittenberg ordiniert — viel zu früh, innerlich unfertig und unreif! Hauptsächlich, um meine Braut heimführen zu können, bewarb ich mich um eine kleine, vom Direktorium zu vergebende Pfarrei, Arnsnesta a. d. schw. Elster, und erhielt sie. Nun sollte ich auf eigenen Füßen stehen und wirken, vom Reformationsfeste 1843 an! Weil aber mein Christentum nur Gefühls- und Phantasiesache war und auf keiner ethischen Grundlage ruhte, weil der alte, böse, ungebrochene Wille sich nicht vom Geiste des Herrn heiligen lassen wollte, entzog mir der gerechte Gott alsbald die Gnade des Glaubens, den ich von Wittenberg mitgebracht hatte, und ließ es geschehen, daß ich mich an die Ideen und Bestrebungen der „protestantischen Freunde“ z. B. Uhlichs, Wislizenus u. a. anschloß und in eitlem Thatendrange eine unselige Broschüre „Bekenntnisse eines Freigewordenen“ schrieb, infolge deren ich durch das Magdeburger Konsistorium und eine Bewegung innerhalb meiner Gemeinde genötigt wurde, mein Amt niederzulegen. Ich zog mit meiner beim alten Glauben verharrenden und mich vergebens zur Besonnenheit ermah-

nenden Gattin und zwei Kindern nach Halle a. d. Saale, nach Ostern 1846, und wurde bald darauf Prediger der dortigen deutsch-katholischen Gemeinde, die sich später, vermehrt durch den Zutritt ungläubiger Protestanten, eine „christlich vereinigte“ Gemeinde nannte und, an dem Gottesbegriff, an Gebet und Kultus in rationalistischer Weise festhaltend, sich von der völlig radikalen „freien“ Gemeinde des Wislizenus unterschied. Durch den Umgang mit diesem mir befreundeten und persönlich höchst ehrenwerten Manne wurde ich in den Kampf zwischen Deismus und Pantheismus immer tiefer hineingezogen und war nahe daran, Gott als anzubetendes Wesen völlig zu verlieren. Da hielt mich die ewige Liebe noch fest und wenn ich auch längst den Glauben an Christus als des lebendigen Gottes Sohn verloren hatte, so betete ich doch noch zuweilen zu Gott und ganz glaubenslos ließ mich die göttliche Gnade nicht werden — trotz aller Zweifel, Irrtümer und frevelhafter Bestrebungen. Da kam 1848! Aus dem Deutschkatholiken wurde ein Demokrat. Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo der Herr mit starker Hand und ausgestrecktem Arme mich wie einen „Brand aus dem Feuer“ riß. Im November 1848 hatte ich ein „Sturmlied“ veröffentlicht. 1849 wurde ich infolgedessen wegen Majestätsbeleidigung und Aufreizung zum Aufruhr zu dritthalbjährigem Festungsarrest verurteilt, den ich nach vierwöchentlichem Aufenthalt in einer Zelle des Halleschen Gerichtsgebäudes Anfang April in Magdeburg antrat. Der Jammer meiner Frau, die zwei Jahre vorher durch den Verlust zweier Kinder tiefgebeugt worden, ist nicht zu beschreiben. Sie zog mir später nach und durfte mich zweimal in der Woche auf einige Stunden in meiner Einsamkeit besuchen. Hier nun fand ich den Herrn Jesus Christus wieder oder vielmehr er fand das verirrte Schäflein und trug es auf seinen Schultern zur Herde zurück. Es war natürlich, daß ich mich an meine früheren Glaubensgenossen wandte, an Hauber, den zweiten Direktor des Predigerseminars Schmieder und andere. Durch Schmieder wurde ich mit Wichern bekannt, der mich auch selbst besuchte und mir versprach, sich für mich beim König zu verwenden. Und so fügte es Gott, daß ich nach achtzehnmonatlicher Haft Ende Juli 1850 unter der Bedingung begnadigt wurde, wenigstens zwei Jahre im Rauhen Hause

unter Wicherns Leitung ihm zu helfen und zu dienen und Preußen nicht zu betreten! — Gerade im Gefängnis trat mir die Gnade Gottes nicht nur mit seinem Wort, sondern auch mit seiner Kirche freundlich lockend entgegen. Vermöge einer seltsamen, noch aus der Zeit Friedrich Wilhelm III. stammenden, synkretistischen Weitherzigkeit war auf der Citadelle alternierend alle vierzehn Tage protestantischer Gottesdienst, dem auch die katholischen, und katholischer Gottesdienst, dem auch die protestantischen Gefangenen beiwohnten. Das Sängerchor, meist aus Kettenträgern bestehend, war dasselbe, führte nur verschiedene Gesänge aus. Da hörte ich zum erstenmal das O sanctissima von armen Baugefangenen! Es wurde eine stille Messe gelesen, während die Sänger ihre Lieder vortrugen. Ohne von dem Gang der heiligen Handlung etwas zu verstehen, habe ich da doch, ohne es zu wissen, segnende Eindrücke empfangen, die vorbereitend wirkten. Natürlich hörte ich auch die katholischen Predigten mit an, die rhetorisch niedriger standen als die protestantischen, aber seelsorgerlicher und herzlicher waren. Einen Tag vor meiner Begnadigung hörte ich von einem fremden Geistlichen — wahrscheinlich Jesuit — eine ungemein feurige, mich tief erschütternde Predigt über die Thränen des Herrn. So reiste ich, katholisch angehaucht, nach dem eine Stunde von Hamburg gelegenen Rauhen Hause ab, wo ich mit warmer, zarter Liebe aufgenommen wurde und in der Nähe der Anstalt mit den Meinigen eine kleine Wohnung bezog. In den ersten zwei Jahren betrug der Gehalt 200, in den beiden folgenden 300 Thaler, wozu der König einen großen Teil hergab. Im übrigen war ich auf mein infolge meiner Schicksale immer mehr zusammenschwindendes Vermögen angewiesen. Wichern strebte nach einer Johanniskirche der Zukunft und war, obschon lutherischer Christ, doch der katholischen Kirche nicht feindlich gesinnt. Er war ein Verehrer des seligen Kardinals Diepenbrock, dessen „Blumenstrauß" ein Lieblingsbuch im Rauhen Hause. Meine Beschäftigung bestand in der Mitarbeit an den „fliegenden Blättern a. d. R. H." und bald auch im Unterrichte der „Brüder." Täglich hatte ich von Amts wegen Gelegenheit aus dreißig bis fünfzig protestantischen Zeitschriften aller Art einen heimwehartigen Ruf nach verschiedenen einzelnen Einrichtungen und

Heilsmitteln der katholischen Kirche zu vernehmen. Namentlich übten die Artikel des „Halleschen Volksblatts" einen wesentlichen Einfluß auf mich aus. Wichern schrieb von seinen öfteren Reisen in Westfalen, Rheinland, Schlesien Briefe nach Hause, in welchen fast immer Hinweisungen auf einzelne Stücke in Kultus, Disciplin und Leben der Kirche vorkamen, die der Protestantismus schmerzlich entbehren müsse. Auch das wirkte auf meine Stimmung ein. Der Unterricht im Alten Testamente, den ich den Brüdern zu geben hatte, machte es mir klar, daß hier vieles sich finde, das mit der katholischen Kirche trefflich zusammenstimme. Wicherns Bibliothek wurde natürlich sofort von mir nach katholischen Büchern durchspäht. Ich fand eine Lebensbeschreibung von Heiligen mit schönen Bildern, die ich wohl ein Jahr zu Hause hatte. Das Leben Overbergs von Krabbe fesselte mich auch ungemein und gehört mit zu den Hauptmitteln meiner Rückkehr zur Kirche. Schon Ostern 1852, als die Nachricht von der Konversion Florencourts eintraf, der ein Freund Wicherns gewesen war (wie auch Dr. Julius), sagte ein Freund unter meinen Mitarbeitern halbscherzend zu mir: „Herr Giese, Herr Giese, ich fürchte, Sie werden auch noch einmal katholisch, Sie haben ganz die Anlage dazu." Diese Worte machten einen ungeheuren Eindruck auf mich, obschon ich mich desselben zu erwehren suchte. Der damals noch erst keimartig in meinem Herzen schlummernde Gedanke wurde immer wacher, lebendiger, reifer. Erst nur aus Neugier besuchte ich den katholischen Gottesdienst in Hamburg. Thränenströme waren die erste Wirkung des ersten Hochamtes, von dem ich nur die Worte des Pater noster verstehen konnte. Später ging ich öfter nach Hamburg und kehrte immer befriedigter, beseligter nach Hause zurück. Mich trieb zur Kirche hauptsächlich das Verlangen nach einem wirklichen Altardienste, der ohne Opfer nicht sein kann, und das Bedürfnis einer größeren Fülle von Heils- und Zuchtmitteln und einer festeren Unterstützung meiner sittlichen Kraft, als mir der Protestantismus auch in seiner korrektesten Gestalt gewähren konnte. In einer schweren Krankheit im Februar 1852 that ich das Gelübde, wenn ich und meine gerade in Wehen befindliche Frau genesen würden, wollte ich mich mit der Kirche recht

bekannt machen. Alles ging gut und nun mußte ich mein Gelübde erfüllen. Möhlers Symbolik und der Römische Katechismus wurden angeschafft; das Tridentinische Konzil hatte ich schon 1840 in Wittenberg als kaufmännische Makulatur gefunden.

Mit dem Tode Diepenbrocks starb auch Wicherns Neigung zur katholischen Kirche und infolge der Madiaischen Affaire, sowie meiner im Rauhen Hause bekannt gewordenen Tendenzen ward er immer mehr ein „bitterer Protestant". Er warnte mich vor den Anfechtungen des Satans und vor den Einflüsterungen der Eitelkeit und vermochte mich zu dem Versprechen, nicht mehr die katholische Kirche zu besuchen. Über dreiviertel Jahre kam ich nicht hinein. Endlich, August 1853, hielt ich's nicht länger aus; ich wendete mich an einen Hamburger katholischen Geistlichen und bat um Bücher. Man gab sie mir, war freundlich, aber zurückhaltend, ohne irgend welches Entgegenkommen und Hoffnungmachen. Im letzten Halbjahre gab ich gewissenshalber den Unterricht der Brüder auf, blieb aber, von Wichern noch in den letzten Stunden mit Bitten, Ermahnungen und Liebesbeweisen bestürmt, bis einen Monat vor meiner Konversion in Verbindung mit dem Rauhen Hause. Ich wäre dort als Lehrer der Brüder fest angestellt worden, wenn ich Protestant geblieben wäre. Meine Frau, erst sehr erschrocken, wurde der Kirche immer befreundeter, und wir konnten beide am 15. April 1854 am Karsamstag privatim bei Pastor Lommer das Glaubensbekenntnis ablegen. Wenige Tage darauf reisten wir nach Münster, an niemand empfohlen, völlig unbekannt. Es hat schwere Zeiten hier gegeben. Da mein immer kleiner werdendes Vermögen mir nur ein Dritteil meiner Existenz gewährte, so war ich auf milde Stiftungen und schriftstellerische Arbeiten angewiesen. Ich habe seit 1856 die Schriften von Conscience für die Aschendorffsche Buchhandlung übersetzt sowie einige französische Sachen,[1]) ein „Trostbüchlein für Kranke"[2]) ge-

[1]) So Lacordaires Leben von Montalembert, Münster 1862, und Die Verehrung der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, von Sauvart, Münster 1858.

[2]) Münster 1858.

schrieben, ich arbeite an dem hiesigen „Monatsblatt für Erziehung und Unterricht“ und erwerbe mir ein wenig durch Korrektur, während meine Frau einen kleinen, kümmerlich bestehenden Handel mit Kurzwaren hat. Sursum corda! Per aspera ad astra.“

Giese ist am 18. April 1873 gestorben.

Theodor v. Mohr,

Bundesstatthalter.

Geboren am 15. Mai 1794 zu Süs im Unter-Engadin als der Sohn des dortigen protestantischen Pfarrers Jakob Konradin v. Mohr, studierte Theodor v. Mohr (im Taufbuch heißt er Theodorius Konradin — auf seinen Schriften nannte er sich stets Theodor) zuerst Theologie, ging aber dann zur Jurisprudenz über. Erst in Süs, dann in Chur als Rechtsanwalt wirkend, bekleidete er auch schon zeitig verschiedene kommunale und kantonale Ämter und 1843 wurde er vom Großen Rate zum Bundesstatthalter für den Gotteshausbund erwählt. Damit aber endete auch seine politische Thätigkeit. Streng konservativ gesinnt sah er sich im Gegensatz zu den in der Schweiz zur Herrschaft gelangten Strömungen der Zeit und er zog sich alsbald zurück, um nur seinem Amte als Rechtsanwalt und historischen Studien obzuliegen, die von jeher eine große Anziehung für ihn hatten. Schon früher war er bei der Gründung der geschichtforschenden Gesellschaft von Graubünden (1826) und ebenso der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz (1840) beteiligt gewesen; der ersteren stand er fast ununterbrochen bis an seinen Tod, der letzteren im Jahre 1851 vor. Er leitete die Herausgabe des von der schweizerischen Gesellschaft ins Werk gesetzten Regestenwerkes (1851—1854) und bearbeitete die Regesten des Klosters Dissentis selbst. Er rief das Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden und einen damit verbundenen Codex diplomaticus ins Leben und gab dann unter seinem eigenen Namen je zwei Bände in den Jahren 1848—1853 heraus.

Immer war Theodor v. Mohr ein bekenntnistreuer protestantischer Christ gewesen, der sich seines Christentums nicht

schämte. Seine geschichtlichen Studien aber führten ihn an die Pforten der katholischen Kirche. „Diese Studien,“ sagen die Historisch-politischen Blätter, „waren es wohl, die ihm so manchen Blick in die Geschichte des Abfalls und die Art, wie er vorzüglich in den bündnerischen Thälern vor sich gegangen, geöffnet, ihm das Kalte, Herz- und Bodenlose des eidgenössischen Protestantismus und seiner politischen Tochter, des Radikalismus in der Schweiz, gezeigt und so allmählich seine Überzeugung bis zu dem entscheidenden Schritte gefördert.“ Auf einer Reise nach Zürich, wo er ärztliche Hilfe für seinen bedenklich gewordenen Gesundheitszustand suchte, bewirkte er eben dort seinen Übertritt zur katholischen Kirche. Nach Chur am 21. Mai zurückgekehrt, empfing er auf seinem Krankenlager aus den Händen des Bischofs Kaspar Karl v. Hohenbalken die Firmung und die Sterbesakramente. Ausgerüstet mit den Gnadenmitteln der katholischen Kirche harrte er nun dem Tode entgegen. Auf dem Totenbette beteuerte er noch, aus voller Überzeugung katholisch geworden zu sein. So starb er als Katholik am 1. Juni 1854.

Als sein Sohn Konradin in seinem Auftrage dem reformierten Pfarrer und Antistes von Chur die Anzeige von der erfolgten Konversion machte, konnte er diesem sagen: „Auf dem Totenbette wird man wohl nicht einem anderen Zuge als dem der vollen Überzeugung folgen.“

Am 4. Juni, einem Sonntag, fand unter zahlreichem Geleit die Beerdigung statt. Der berühmte Kapuziner P. Theodosius Florentini hielt die Trauerrede und hob hervor, daß er von dem Verstorbenen einige Tage vor seinem Tode autorisiert worden, am Begräbnistage öffentlich zu erklären, daß der Übertritt eine Folge langen und reiflichen Nachdenkens und folglich Sache der reinsten Überzeugung gewesen sei, eine Sache, die dem Herzen entsprossen, die sich nicht etwa durch Zureden und Zuthun von irgend jemand gemacht, die endlich ihm die Ruhe des Gemütes wieder geschenkt habe. (Leben und Wirken des P. Theodosius Florentini O. Cap. von C. F. Ingenbohl 1878, S. 33; G. von Wyß in der Allgem. deutschen Biographie, Bd. 22. S. 73, 74.

Maria v. Mohr, Tochter Theodors v. Mohr, war schon vor dem Vater ein Kind der katholischen Kirche geworden.

Gräfin Charlotte von Normann-Ehrenfels.

Geboren am 20. Januar 1824 vermählte sie sich am 8. Januar 1854 mit Vincenz Welser Grafen von Welsersheimb, k. k. Kämmerer und Oberlandesgerichtsrat zu Graz. Noch vor oder bald nach der Hochzeit fand ihr Übertritt zur katholischen Kirche statt. Ihrem Gatten, welcher am 4. August 1863 starb, folgte sie selbst am 12. März 1883 im Tode nach.

Graf Franz zu Stolberg-Wernigerode.

Geboren in Neudorf bei Reichenbach am 3. Juni 1815, war Graf Franz das neunte Kind seiner Eltern, des Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode und der Gräfin Agnes zu Stolberg-Stolberg, der ältesten, protestantisch gebliebenen Tochter Friedrich Leopolds. Sein Vater, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, war ein hochgebildeter und um seiner trefflichen Eigenschaften von den Freunden und Untergebenen — er war Regierungspräsident von Liegnitz — gleich hochgeachteter Mann, seine Mutter, eine in jeglicher Weise ausgezeichnete Frau, voll Einfalt des Herzens und kindlichen Glaubens,[1]) beide frei von religiösen Vorurteilen gegen Andersgläubige. Es läßt sich denken, daß die Erziehung der Kinder eine entsprechende war.

Graf Franz hat die Güte gehabt, uns über den Gang seiner religiösen Entwicklung die folgenden Mitteilungen zukommen zu lassen.

„Schon in meiner Kindheit hatte ich sehr entschiedene katholische Eindrücke, ohne — menschlich gesprochen — angeben zu können, woher sie kamen. Als ich zum Studium der Geschichte anlangte, welches einen großen Reiz für mich hatte, namentlich das des Mittelalters, war ich nicht ein enthusiastischer Bewunderer der Hohenstaufen, sondern der großen Päpste, mithin unbewußt Welfe, wie auch weiterhin für Luther ich mich nie habe begeistern können. Das katholische Bewußtsein schlummerte in mir; durch den Unterricht meiner Lehrer ist es weder geweckt,

[1]) Siehe über beide: Th. 1, S. 15. 46.

noch vernichtet worden. Auf der Ritter-Akademie in Liegnitz sollte ich für die Militärexercitien erzogen werden; ein sehr schweres Nervenfieber und die Folgen desselben hatten es aber physisch unmöglich gemacht; ich ging also nach Berlin, um auf der dortigen Universität Vorlesungen zu hören. Während der Zeit trat ein Ereignis ein, welches einen mächtigen Einfluß auf mich ausgeübt hat; es war die Gefangennehmung des Erzbischofs Klemens August; der Jubel über die meines Erachtens unerhörte That der Regierung verletzte mich auf das tiefste; die Sache — wies unwillkürlich mich darauf hin, mit den katholischen Verteidigungsschriften mich bekannt zu machen, dies führte mich überhaupt auf die Lektüre katholischer Schriftsteller; hierzu kam der Verkehr mit katholischen, innigst verehrten Mitgliedern meiner Familie, welche auch späterhin in treuester und fürbittender Teilnahme meiner religiösen Entwickelung gefolgt sind. Als ich Berlin verlassen hatte, übertrug mir mein Vater, welcher in höherem Staatsdienste sich befand, die Verwaltung seiner Güter. Opposition hat in keiner Weise in die Geschichte meiner Konversion hineingespielt; ich sah in meinen Eltern das Vorbild christlicher Zucht, Sitte und Charitas, von anderen seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens abgesehen, welche allen, die mit ihnen in nähere Berührung kamen, sie sehr teuer machten. So geriet ich aber in einen über alle Maßen gefährlichen Zustand, wo objektiv ich die Sachen richtig beurteilte, subjektiv aber ganz im unklaren war. Anders wurde es, als mein Vater im Jahre 1854 (Mai) starb (meine Mutter war schon sechs Jahre früher ihm vorausgegangen). An seinem Sterbebette hatte ich den tiefen Eindruck, daß es so nicht mehr fortgehen könne; ich verließ meine Heimat mit dem dunklen Gefühle, sie lange nicht und anders wieder zu sehen, und wandte instinktiv mich nach Tirol. Aber auch dort bedurfte es nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte unter den günstigsten religiösen Verhältnissen eines mich bis in die tiefsten Fasern ergreifenden Impulses, den Gott durch die von ihm begnadigte ekstatische Jungfrau Maria von Mörl mir werden ließ, um binnen wenig Stunden Zeit meine Pflicht mich klar erkennen, und den entscheidendenden Entschluß mich fassen zu lassen.

„Eigentümlich bleibt es, daß, nachdem ich überhaupt an dogmatischen Zweifeln nie zu leiden gehabt, z. B. die Rechtfertigungslehre, diesen rocher de bronce des Protestantismus, immer der katholischen Lehre konform aufgefaßt habe, mithin solche schwere Kämpfe anderer Konvertiten mir erspart worden sind, ich also längst kein Protestant mehr war, der letzte Entschluß mir entsetzlich hart angegangen ist. Aber nach dem Sturme folgte Stille und Frieden. Am 7. Dezember 1854 legte ich in der Pfarrkirche in Kaltern mein Glaubensbekenntnis ab, und empfing am 8. December (dem Tage, wo das Dogma der unbefleckten Empfängnis promulgiert wurde), zum erstenmal die heilige Kommunion.

„Was Hurter in „Geburt und Wiedergeburt“ über seine Konversion sagt, kann ich mit Recht auf mich anwenden: „ich habe nichts gesucht, sondern bin gesucht worden; ich habe die verschiedenartig auf mich einwirkenden Verhältnisse nicht ausgewählt, sondern sie sind mir entgegengetreten; ich habe wohl rufen gehört, aber ich meinte, nicht zu widerreden, möge genügen; ich habe nicht selbst dem Anklopfenden die Thür aufgemacht, er ist am Ende kraft seines Willens und seiner Macht durch dieselbe hineingetreten;“ und ich darf wohl hinzufügen in Erfüllung des schon für viele prophetischen Wortes: „in charitate perpetua dilexi te: ideo attraxi te, miserans. Jeremias XXXI, 3.“

Am 23. Oktober 1855 vermählte sich Graf Stolberg mit seiner Cousine, der Gräfin Klotilde Robiano, Tochter des Grafen Ludwig Robiano-Borsbeck, rühmlichst bekannt als unerschütterlicher Vorkämpfer der katholischen Wahrheit und kirchlichen Einheit in Belgien, und der Gräfin Amalie zu Stolberg-Stolberg, einer Tochter Friedrich Leopolds aus dessen zweiter Ehe. War er durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit ohne schwere Kämpfe in den Besitz der katholischen Wahrheit gelangt, so schenkte ihm Gott noch überdies in seiner erwählten Lebensgefährtin das Musterbild einer wahrhaft katholischen Frau, mit der er bis zum Jahre 1867 vorzugsweise in Tervueren bei Brüssel lebte. Durch das Hinscheiden der beim Tode seines Vaters noch lebenden zwei älteren Brüder ohne männliche Leibeserben kam er in den Besitz des Fideikommisses Peters-

waldau in Schlesien, wo er seitdem seinen ständigen Wohnsitz nahm, wiewohl er auch viel in der belgischen Heimat seiner Gemahlin weilte.

Am 7. Dezember 1888 starb er.

Er war erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses und Maltheserritter — jeder Zoll ein katholischer Edelmann.

Er hinterließ seine Gattin mit drei Söhnen und zwei Töchtern. Da der älteste der Söhne auf seine Rechte verzichtete, folgte der zweite, Graf Anton, dem Vater als Majoratsherr der Herrschaft Peterswaldau.

Wilhelm Volk,

preuß. geh. Regierungsrat in Erfurt.

Welchem katholischen Leser, der mit der Litteratur der letzten Decennien nur einigermaßen bekannt ist, wäre dieser Name unbekannt geblieben, der Name eines Mannes, der an Vielseitigkeit der Bildung und Reichtum des Wissens den Besten der Zeitgenossen nicht nachsteht, an Schaffungskraft aber die meisten derselben weitaus überragt? eines Mannes, der, wie er als (protestantischer) Laie specifisch-katholischen Fragen mit eben so scharf als kirchlich urteilendem Geiste gelöst, so als Dilettant, im Besitze fast aller Sprachen Europas, uns bald mit klassischen litterarhistorischen Darstellungen, bald mit trefflichen Übersetzungen tiefsinniger Schriftsteller des Auslandes beschenkt und in einer voluminösen Religionsbiographie eine wahrhaft unermeßliche Fülle des herrlichsten Materials zum Aufbau einer deutschen Kultur- und Litteraturgeschichte im katholischen Sinne geliefert hat?

Wilhelm Volk ist am 25. Januar 1804 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater Assessor beim französischen Koloniegericht war. Später erhielt derselbe amtliche Stellungen in Helmstädt, wiederum in Halberstadt und Magdeburg, wo er 1826 starb. Nachdem Wilhelm in seinem Geburtsorte, dann in Helmstädt, später aber wieder in Halberstadt und Magdeburg den nötigen Elementar- und Gymnasialunterricht erhalten, bezog er Ostern 1823 die Universität Göttingen, um daselbst dem Studium der Rechte obzuliegen. Dahin zog ihn nicht sowohl die Meinung, daselbst die tüchtigsten Rechtslehrer zu finden, als vielmehr der Wunsch, zu dem bekannten Litterarhistoriker

Bouterwek in nähere Beziehungen zu treten. Früh nämlich schon hatte sich bei ihm eine große Neigung zu litteraturgeschichtlichen Studien kundgegeben, und da waren es denn vor allen die darauf bezüglichen Werke des genannten Gelehrten, die ihm eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung eröffneten und ihm ganz besonders die Liebe zu den Litteraturen des Südens einflößten. Obiger Wunsch ging nun zwar nicht in Erfüllung, weil Bouterwek taub und dadurch für den persönlichen Umgang untauglich war, gleichwohl hat Volk diesem seinem Lehrer jederzeit ein dankbares Andenken bewahrt.

War nun auch für seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Georgia Augusta vortrefflich gesorgt, so war es um die religiöse Seite derselben um so schlechter bestellt. Die Gründe davon sind ausführlich in seinen „Geständnissen“ entwickelt. Vom Hause brachte er daher keine positive religiöse Vorbildung mit, und er selbst gesteht, „daß es ihm an der allein in einem christlichen Bewußtsein wahr und kräftig sich entfaltenden und sich selber klaren und gewissen sittlichen Grundlage gebrach und die menschliche Natur ihre Schwächen ohne erheblichen Widerstand von innen oft genug an ihm zur Schau trug.“ Die Vorträge der Professoren in Göttingen aber waren nicht geeignet, ihn für das Christentum zu begeistern. Sie waren im allgemeinen gewaltige Aufklärer. Der Professor des römischen Rechts, Hugo, der eine der Hauptleuchten unter denselben war, und an den Volk sich ganz besonders anschloß, lehrte ein Naturrecht, „in welchem auch nicht ein entfernter Anklang von christlicher Aufklärung und Empfindung zu hören war,“ indem er sich rühmte, von Vorurteilen jeglicher Art frei zu sein. Daher lag denn auch dem angehenden Juristen die christliche Religion und deren wissenschaftliche Auffassung ganz außerhalb seines Studienganges, und er selbst bekennt, während der fünf Semester, die er in Göttingen verlebte, niemals das Innere einer Kirche gesehen zu haben. „Das einzige,“ sagt er, „was ich von Gott und göttlichen Dingen vernahm, gelangte also auf dem Wege der Philosophie in mich. Diese Philosophie wußte nichts von Christo. Also erfuhr auch ich nichts von demselben.“ (Glaubenslehrjahre, S. 37.)

Dabei fühlte er sich unbefriedigt, fühlte er eine Leere in

sich, die ausgefüllt sein wollte, und es ist bemerkenswert, daß alle seine poetischen Versuche eine entschieden ethische oder religiöse Wendung nahmen. Überhaupt hatte er von der Würde der Dichtkunst eine hohe Meinung, so daß er die Darstellung des an das Fleischliche auch nur streifenden Liebesgefühls als eine Entweihung derselben betrachtete.

Nach Verlauf von dritthalb Jahren verließ Volk Göttingen, um seine Studien in Berlin zu beenden. Durch das Zusammentreffen mit zweien seiner nächsten Jugend- und Schulfreunde, von denen der eine Theologie studierte, kam er in einen Kreis, in welchem viel über Religion und Philosophie gesprochen wurde. Damals hörte er auch Hegels und Schleiermachers Vorlesungen, konnte sich jedoch mit dem von ihnen gelehrten Pantheismus nicht befreunden, so sehr ihn auch des letzteren Predigten durch ihre „dialektischen Zauberkünste“ anzogen. Um so mehr beschäftigte er sich in den Mußestunden mit der Poesie, besonders der dramatischen, und diese Beschäftigung übte eine entscheidenden Einfluß auf die Kultur seiner religiösen Empfindungen aus. War er durch seine fortgesetzte Beschäftigung mit der portugiesischen, spanischen Litteratur schon von vornherein für die romantische Poesie eingenommen, so entschied Schillers Jungfrau von Orleans, die er trefflich aufführen sah, den Sieg derselben in seinem Herzen.

Im Jahre 1826 wurde er Auskultator am Land- und Stadtgericht zu Magdeburg, machte drei Jahre nachher das Referendarexamen und ging später, da ihm die richterlichen Funktionen nicht zusagten, zur Verwaltung über. In Magdeburg, wo kein Schleiermacher seine Anziehungskraft auf ihn ausübte und seine Freunde ihm fehlten, empfand er zum Kirchenbesuche keine Neigung und vernachlässigte denselben über Jahr und Tag fast gänzlich. Da wurde er später durch die Lebhaftigkeit seines aus Berlin in die Heimat zurückgekehrten offenbarungsgläubigen theologischen Freundes immer stärker gegen den Rationalismus und außerkirchliche Religionsansichten eingenommen. „Seinen unabläßigen Anregungen verdanke ich es wohl hauptsächlich, daß ich für den Unterschied zwischen meinen bisherigen theoretischen und halbtoten Religionsansichten und dem Christentume einen immer schärferen Blick erhielt und dem

Christianismus immer geneigter ward. Wie niemand ein so eifriger Lehrer ist als der Lernende, welcher neu Empfangenes in der Frische des ersten Lebens auch schon in weitere Kreise zu verpflanzen sich Mühe giebt, so ließ mein Freund nicht ab, sein täglich zunehmendes Wachstum in christlicher Erkenntnis an mir zu erproben, und ich verdanke diesem gährenden Eifer manch goldenes Korn christlicher Weisheit." (Glaubenslehrjahre, S. 287.)

Um diese Zeit las er des nachmaligen Magdeburger Konsistorialrates K. H. Sack „Christliche Apologetik" mit großem Interesse. „Sie ist gewiß mit schuld," sagt Volk, „daß ich unter den pietistischen Anfechtungen, welche ich damals bestand, nicht in den gewöhnlichen so sehr verderblichen Irrtum gefallen bin, Wissenschaft und Kunst als irdische, eitle, dem Seelenheile verderbliche Dinge zu betrachten, sondern die gesunde Anschauung davon mir zu erhalten, zu kräftigen und dieselbe zu christlicher Klarheit zu fördern. Hier fand ich zum erstenmal in einem wissenschaftlichen Werke und noch dazu von einem Theologen, dem denkenden Vermögen des Menschen die richtige Stelle im Verhältnisse der Religion angewiesen und kam darüber selbst zu hellerem Bewußtsein. Es ward mir verständlich, wie in dem Umstande, daß das Christentum seine Bekenner eine Weisheit aus Offenbarung und Mitteilung Gottes lehrt, ein sicheres Mittel gegen die Überschätzung menschlicher Weisheit und namentlich der Philosophie geboten ist. Ich erkannte ihren Beruf, eine Begleiterin des religiösen Erkennens und Handelns, eine Vermittlerin zwischen dem religiösen Gefühl und Denken zu sein. Aber indem ich eine klarere Vorstellung davon gewann, daß der Philosophie ein Primat weder im Geiste noch im Gemüte des Menschen zuzugestehen sei, vermochte ich sie doch noch als eine der Vervollkommnung durch das christliche Leben selbst entgegengehende, die Harmonie des Inneren befördernde Ausbildnerin des betrachtenden und denkenden Vermögens anzusehen. Hieraus entwickelte sich bei mir die nachmals bis zu einem Bedürfnisse gesteigerte Ahnung, daß man frei wissenschaftlich zu forschen und zugleich christlich tief zu erkennen imstande sein müsse." (Glaubenslehrjahre, S. 403, 404.)

Dadurch aber, und noch mehr durch den Umgang mit seinem

Freunde, der sich inzwischen gänzlich dem Pietismus in die Arme geworfen hatte, nahm er allmählich eine Menge altkirchlicher Sätze in sein Bewußtsein auf, die ihn einer positiven Richtung immer entschiedener zuführten. Andererseits nahm infolge des andauernden Lesens seine Anschauungsweise eine ausgeprägt pietistische Färbung an. Zum Glück neutralisierte das herrliche Büchlein von der Nachfolge Christi, das er um diese Zeit zuerst und mit ungetrübtem Genusse las, in ihm die Einseitigkeit und Beschränktheit der pietistischen Anschauungsweise, und entkleidete sie ihrer Härten, während andererseits sein nicht zu ertötendes ästhetisches Gewissen und seine Schwärmerei für die romantische Poesie ihn vor dem Unsinne und den Abgeschmacktheiten bewahrten, womit so viele Pietisten ihre Sache einer großen Menge Verständiger und Wohlwollender wie geflissentlich zum Ekel machen. Aber er ging noch weiter, und suchte sich der traurigen Wirkungen und Zerrüttungen, welche der Pietismus oder vielmehr die Pietisterei bei unreifen Geistern hervorzubringen pflegt, dadurch zu erwehren, daß er dieselben lächerlich machte. „Ich sah wohl ein," äußert er sich, „wie manche Pietisten nur Scheinheilige waren, wie Eitelkeit und Eigennutz dieselben regierten, wie andere mit den Gegenständen ihrer Andacht nur eine Art geistlicher Unzucht trieben, wie halb und viertel gebildete Schwärmer sich und anderen mit Auslegung der Schrift und Prophezeien das Hirn verrückten und Heuchelei auf manche Weise dem Weltgeiste im Pietismus dienstbar ergeben war. Aus solchen Wahrnehmungen, die mich um so mehr empörten, als ich bei den wahrhaft gläubigen Anhängern des Pietismus gerade den Kern einer echtchristlichen Gesinnung verehren mußte, bildete sich eine satirische Verfolgungssucht in mir aus, welche sich dadurch Luft machte, daß ich zu meiner Privatvergnügung an der Abfassung eines fingierten Briefwechsels teilnahm,[1]) in welchem sich eine saubere Gesellschaft nur das Ihre suchender Scheinpietisten gegenseitige Eröffnungen machen, welche eine Einsicht in die boden-

[1]) Das Buch erschien unter dem Titel: Briefe frommer Männer des 19. Jahrhunderts, Magdeburg, 1881, und war in Gemeinschaft mit seinem Freunde Fr. W. Genthe abgefaßt.

lose Tiefe ihrer Unwissenheit, ihrer Heuchelei und ihres sonstigen sittlichen Schmutzes verstatten. Diese Beschäftigung war die Erleichterung, welche sich meine geistige Natur gegen die pietistischen Beklemmungen, in welche sie von außen her getrieben war, verschaffte und mittels deren sie den krankhaften Stoff, welcher leicht im Inneren Verwüstungen anrichten konnte, hinauswarf und ableitete." (Glaubenslehrjahre, S. 639. 640.)

Jedenfalls aber war er jetzt auf dem Standpunkte, daß er sich zu dem Eingange des Athanasianischen Symbolums bekennen konnte: „Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren gehen." Es kam nun darauf an, diesen echten christlichen Glauben ganz und rein kennen zu lernen. Hierzu aber bedurfte er notwendig einer Autorität als Führerin, als welche sich ihm natürlich einzig und allein die — Bibel darbot.

Er begann nun mit Eifer und Ausdauer dieselbe zu lesen, kam jedoch bald zur Erkenntnis, „daß die Heilige Schrift, wie sie vorliegt, in Form und Inhalt zumal für einen Laien nicht zureicht, um für einen lebendigen religiösen Glauben unmittelbar den Ausdruck abzugeben. Auch die gebrauchten Hilfsbücher, welche ich mit Nutzen nicht zu lesen verstand, halfen mir wenig weiter . . . Bei den Schwierigkeiten, denen ich auf jedem Schritte begegnete, war es mir unbegreiflich, wie sich die frommen Handwerker des pietistischen Kreises, mit dem ich durch meinen damals für diese Art von Frömmigkeit enthusiasmierten Freund C. in Berührung trat, in der Bibel zurechtfinden konnten. Noch rätselhafter aber erschien mir, wie sie es dahin brachten, sich aus dem Lesen der Heiligen Schrift die Gesamtheit der zum Heile notwendigen Lehren zu konstruieren." (Simeon, Bd. 1, 22. 25 f.)

In dieser Not fiel ihm ein, sich in den Bekenntnisschriften Rats zu erholen. „Da meine Vorfahren dem Luthertume angehört und weder meine Eltern, noch ich mich von demselben getrennt hatten, so mußte ich es ganz in der Ordnung finden, mich zunächst an die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche zu wenden, um zu erfahren, wie ich die Bibel glauben und verstehen solle. Merkwürdigerweise kam ich bei diesem Vorsatze zum allererstenmal zu dem specifischen Bewußtsein, daß

ich der Genosse einer bestimmten christlichen Konfession sei. An dieser Erscheinung habe ich einen Maßstab für die Größe und den Umfang, den der dogmatische, um nicht zu sagen: religiöse Indifferentismus in der Zeit, worein meine Jugendjahre fielen, erreicht haben mußte."

So studierte er nun die Augsburgische Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, Luthers kleinen und großen Katechismus u. s. w., und fand in ihnen das, wonach er ein so großes Bedürfnis gefühlt. „Ich hatte nun die Schranke," sagt er, „und die Bahn, in welcher sich mein Glauben und Denken über religiöse Dinge bewegen mußte, wenn ich ein echtes und wahres Mitglied der Glaubensgenossenschaft sein und bleiben wollte, in welcher ich mich, ich kann wohl sagen, ohne mein Zuthun befand. Bei meiner Konfirmation war, soweit ich mich dessen erinnere, die Auffassung sehr fern gewesen, daß ich mich dadurch mit Ausschluß anderer Glaubensgenossenschaften dem lutherischen Kirchentum für die Zeit meines Lebens obligat erklären wollte."

Freilich hatte der Rationalismus das gesetzliche und rechtliche Ansehen der symbolischen Bücher zerfressen und die Union der beiden protestantischen Kirchen den Indifferentismus dergestalt verbreitet und autorisiert, daß die zuständige Behörde nicht einmal die Kraft wieder erlangt hatte, einen glaubenslosen Geistlichen abzusetzen. „Ohne Symbol," so äußert sich Volk, „giebt es freilich keinen rechtlichen Grund, einem Geistlichen die Publikation irgend welcher Resultate seiner Bibelforschung zu untersagen. Wenn jeder einzelne den christlichen Glauben richtig und zuverlässig aus der Schrift abzuleiten vermag und solches darf, so kann niemandem verwehrt werden, wie es auf Tausenden von Kanzeln geschehen, zu lehren, wie er aus dem Neuen Testament herausgebracht, daß Christus weder Gott, noch Gottes Sohn im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, sondern ein gewöhnlicher Mensch, der noch dazu manche anstößige Besonderheiten an sich gehabt, daß ferner die ganze Lehre von der Person Christi gar nicht in den Kreis des Christlichreligiösen gehöre, daß bloß seine Predigten zu Predigttexten beizubehalten seien. Ein Recht, den Glauben und das Gewissen des Volkes vor derartigen öffentlichen Ärgernissen sicher zu stellen, haben die kirchlichen Behörden nur dann, wenn die Hauptgrundsätze der

Glaubensgenossenschaft, die sie beaufsichtigen, in einer bestimmten Form von der betreffenden Kirche festgestellt und allgemein anerkannt sind. Die Notwendigkeit eines solchen Symbols ergiebt sich aus dem Umstande, daß es noch keinem einzelnen Theologen hat glücken wollen, auch nur einen Glaubenssatz, geschweige denn ein ganzes System des christlichen Glaubens so zu fassen und auszudrücken, daß nicht mit Gründen widersprochen werden könnte. Nicht einmal das Palladium des Protestantismus, der formelle Grundsatz: „Die Heilige Schrift ist authentische und verbindliche Quelle des christlichen Glaubens," ist von den protestantischen Theologen ganz ins Reine und unzweifelhaft Gewisse gebracht und im einzelnen immer noch Gegenstand der Untersuchung, bis wie weit die Heilige Schrift als authentische und verbindliche Glaubensregel gelten solle. Das gepriesene unveräußerliche Recht der Glaubensfreiheit besteht ja eben auch für jeden Menschen darin, sich von keinem anderen Menschen etwas als Glaubenssache aufdringen zu lassen, wovon er nicht selbst überzeugt ist, mag es ein einzelner oder eine ganze Klasse von Menschen sein und mögen ihre Ansprüche auf objektive Wahrheit sich herschreiben, woher sie wollen." (Simeon, I. S. 71.)

Das Bedürfnis einer objektiv ausgesprochenen Übereinstimmung des öffentlich gelehrten und in Rede kommenden Glaubens fand er in den symbolischen Büchern auf eine ihm ganz zusagende Weise befriedigt. Er hatte nun eine Norm, an der er seine aus dem Lesen der Heiligen Schrift gewonnenen und noch zu gewinnenden Glaubensüberzeugungen korrigieren konnte. Ihm war ein Mittel in die Hand gegeben, wie er, auch ohne noch die Gnadengabe der Auslegung zu besitzen, deren Erlangung bekanntlich kein Akt der Willkür ist, die Heilige Schrift so verstehen konnte, wie sie von der Glaubensgenossenschaft, deren lebendiges und wahres Mitglied zu sein er aufrichtig beabsichtigte, ausgelegt wird und werden soll. Davon, daß er durch seinen bloßen warmen und engen Anschluß an die Symbole der evangelisch-lutherischen Kirche bereits bedeutend zu katholisieren begann, hatte er keine Ahnung.

Und doch war dem so, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ja die Symbole selbst auf durchaus katholischen Principien beruhen. „In der Augsburgischen Konfession und den derselben

auf dem Augsburger Reichstage gefolgten Ausgleichsverhandlungen war diese Trennung zwischen dem protestantischen Kirchentume und der alten Kirche auf ein unbedeutendes, kaum bemerkenswertes Minimum herabgesunken. Nun urteile man, welchen Eindruck ihre Lehrsätze und Artikel auf mich machen mußten! Hatte ich auf Schule und Universität mich, weil ich keine andere Richtung kannte und einen Einfluß auf mich üben sah, notgedrungen der rationalistischen Strömung überlassen, so war mir doch, so ungebärdig ich mich als Rationalist auch zeigen mochte, kaum die Haut von diesem Wasser genetzt. Ich war willig den Impulsen der Positivität gefolgt, sobald sie in ungesuchter Weise auf mich einzuwirken begannen. Mein Hunger nach festen Autoritäten außer mir, das mir eingepflanzte Legitimitätsprincip und die Einsicht der Notwendigkeit der Gefangennahme der willkürlich schaltenden Vernunft verleidete mir das Negieren, zu welchem ich mich auf jeglichem Schritte genötigt sah, wenn ich das Rationalisieren, wie es mir eingeschult und einakademisiert worden, fortsetzen wollte. Ich erkannte, daß die Rationalisten es nie zu einer besonderen kirchlichen Gemeinschaft zu bringen vermögen, und begriff, wie die auseinandergehenden Ansichten von Hunderttausenden von Individuen niemals unter einen Hut würden gebracht werden können. Der Konservatismus, welcher im Politischen weit früher und unverkennbarer durch alles Freiheitsgeschwätz, das um mich vernommen ward, und allen heidnischen Republikanismus, der uns in der Schule empfohlen worden, sich bei mir Bahn gebrochen, war meine eigentlichste Natur. Ich kam je länger desto mehr zu der Überzeugung, daß mein ganzes geistiges Dasein und Wirken auf einem angeborenen, eminent positiven und konservativen Princip beruhe, mit welchem keinerlei negierende Richtung auf die Dauer sich vertragen mochte. So war ich denn schon von Natur zu einem aufgeklärten Protestanten, wozu vor einem Menschenalter Kirche und Schule uns erziehen oder machen wollten, von Grund aus verdorben. Es heimelte mich daher der feste und sichere Boden, auf den mich die Verhandlungen des Augsburger Reichstages und die Augustana hinführten, gar gemütlich an. Ich war schon gewissermaßen de facto Katholik, als ich mich in diesen Glaubensbau begab und mich darin — wie ich meinte,

bis an mein seliges Ende — wohnlich einrichtete. Und doch fehlte mir, um es wirklich zu sein, nichts mehr und nichts weniger als Luthern, nämlich: der Wille dazu, weshalb ich denn doch eigentlich nichts anderes wurde, als was ich gerade war und daher blieb. Ich war zwar aus einem Christen von unbestimmter Färbung ein gläubiger Lutheraner geworden, aber doch ein Protestant geblieben, mithin eben doch kein Katholik geworden. Gleichwohl würde es mich nicht befremden, wenn ein Schenkel oder anderer Protestant vom negativen Kaliber, der diese Religionsbiographie liest, eine ähnliche Bemerkung hören lassen sollte, wie ersterer nach Hurters Konversion verlautbarte, indem er sagte: „Hurter war nie Protestant, sondern vom Anfange seines öffentlichen Wirkens an war seine Handlungsweise eine solche, die sich nur „aus seinem dämonischen Zuge zur katholischen Kirche“ verstehen läßt. Allerdings stellte ich, nachdem ich mit voller und freier Hingabe der Augsburgischen Konfession mich zugewendet, ein sehr unprotestantisches Gebaren dar. Ich suchte eine Ehre im unverrückten Festhalten am orthodox-lutherischen Lehrbegriffe und zeigte einen nur noch höher gesteigerten Widerwillen gegen alles, was dem Rationalismus auch nur von fern ähnlich sah. In religiöser Aus- und Abklärerei fand ich immer mehr nur eine ekelhafte und des Geistes unwürdige Thätigkeit, der ich mit aller konservativen Zähigkeit und orthodoxen Stabilität in den Weg trat, wo irgend sie auf mich zukommen wollte.“ (Simeon, I. S. 111, 112.)

Diese seine theologischen Studien wurden Ende 1831 durch litterar-historische und belletristische Arbeiten sowie durch die Vorbereitung zum dritten Examen auf mehrere Jahre unterbrochen. Als Frucht der ersteren erschienen im folgenden Jahre der erste Band seiner von Genthe herausgegebenen italienischen Litteraturgeschichte[1]) und eine Sammlung Novellen unter dem Titel „See-Anemonen (Eisleben 1832), gleichfalls von Genthe herausgegeben. Erstere wurde im allgemeinen mit großem Beifall aufgenommen und von den damaligen Hauptträgern der Kritik sehr günstig beurteilt, obschon er die so günstige Gelegenheit,

[1]) Handbuch der Geschichte der italienischen Litteratur, erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke, Bd. 1, Magdeb., 1832. Bd. 2, 1831.

darin auf Papst und Kirche, Mönche und Klerisei zu schimpfen, unbenützt hatte vorübergehen lassen.

Um sich in den theoretischen Wissenschaften wieder zu orientieren, begab sich unser Referendarius nach Berlin und hörte daselbst im Sommersemester 1832 und im darauffolgenden Wintersemester noch einmal die fünf unentbehrlichsten kameralistischen Kollegien. Während dieser Zeit verkehrte er täglich mit seinem Göttinger Universitätsfreunde und damaligen außerordentlichen Professor an der Berliner Universität, Georg Phillips und dessen geist- und gemütsvoller Gattin, die beide schon vor mehreren Jahren sich zur katholischen Kirche bekehrt hatten. In dem Hause dieses schon damals sich eines großen Rufes erfreuenden Mannes lernte er viele und sehr eifrige Katholiken kennen, wie sich denn auch die Unterhaltung meist um Katholisches drehte. Über diesen Verkehr äußert sich Volk: „Ich war der beständige Opponent und suchte die Errungenschaften meiner Studien in den symbolischen Büchern auszubeuten, um daraus, je nachdem die Umstände danach angethan waren, Angriffs- oder Verteidigungswaffen gegen meine katholischen Gegner hervorzuholen. Ich erinnere mich nicht, daß ich in den wichtigen dogmatischen Punkten nachgegeben hatte. Dagegen mußte ich häufig nicht minder zu meinem Verdrusse als zu meiner Verwunderung die Entdeckung machen, daß ich über das, was die katholische Kirche lehrt und über die Einrichtungen derselben von meinen Quellen falsch berichtet oder irre geführt worden war. Auch verschiedene Geschichtsfälschungen wurden mir im Laufe unserer fast täglichen Disputationen aufgedeckt, welche mich von der Unparteilichkeit der protestantischen Geschichtschreiber, welche dergleichen zum Nachteile der katholischen Kirche für bare historische Münze ausgaben, keine günstige Meinung fassen ließen. Als Historiker vom Fach hatte mein Freund jederzeit, wo ich auf solchen Geschäftslügen herumritt, um dem Katholizismus etwas anzuhaben, Material und Quellen zur Hand, vor denen ich, mit meinen Behauptungen geschlagen, das Feld verlassen mußte. Die Folge davon war, daß ich das historisch-politische Streitzeug, womit ich in unseren Glaubensfehden und Zänkereien auf dem Kampfplatze debütierte, mit einigem Mißtrauen handhabte. Es war mir verdrießlich, meine historische Gelehrsamkeit

so schmählich unterliegen zu sehen. Bei der mir angeborenen Hartnäckigkeit ergab ich mich nicht eher, als bis ich ohne den Vorwurf absichtlichen Leugnens oder Lügens meine Behauptungen nicht weiter treiben konnte. Besonders große Augen machten zu meinen zuversichtlichen antikatholischen, historischen Behauptungen und Anschauungen ein paar junge gelehrte Franzosen, welche für längere Zeit ihren Aufenthalt in Berlin genommen hatten, ein Paar Vendéer, welche in Kirche und Staat den konservativen Standpunkt unverrückt festhielten.

„Einen geborenen Katholiken, welcher scharf und richtig zu denken vermag, muß eine solche Versessenheit auf die eingepauckte Protestanterei in Dingen, welche nicht durch die Brille einer dogmatischen Befangenheit, sondern im Lichte der historischen Wahrheit angesehen sein wollen, wahrhaft verwunderlich erscheinen, zumal wenn sie mit der Tenacität geübt wird, wie ich es gewohnt war. Es verging fast kein Tag, wo nicht irgend eines der vielen geschichtlichen Vorurteile, die ich zu Tage brachte, auf dem Amboß der Geschichte mit dem Hammer historischer Thatsachen zerarbeitet ward. Das Heilsame hatten meine ungezählten Niederlagen, daß ich an den mir nachgewiesenen Verunstaltungen, welche die protestantische Historiographie sich so vielfach zur Beschönigung von so manchem, das angeblich in kirchenverbessernder Absicht geschehen sein sollte, erlaubte, den tendenziösen Charakter kennen lernte." (Simeon, I. S. 235, 236.)

Trotzdem hielt er mit einer „fast lutherischen Hartnäckigkeit" wenigstens an den Dogmen fest, welche zum Teil doch erst aus den von ihm als falsch erkannten Darstellungen der Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche ihre historischen Berechtigungen schöpften, so daß, als er nach glücklich bestandenem Assessor-Examen nach Hause reiste, Phillips sich fast aller Hoffnung entschlug, daß die vielen Belehrungen und Berichtigungen, die er ihm und seinen Freunden verdankte, Erhebliches geleistet hätten. Das war aber nicht der Fall. „Gestand ich auch vor Katholiken nicht ein, daß diese Belehrungen einen nicht unbedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatten, so wußte ich doch Protestanten gegenüber gar vieles an den Einrichtungen unseres Kirchenwesens und auch an den Lehren zu rügen. Etwas hatte ich denn doch aus dem Durchlesen des

Katechismus Romanus gelernt, den mir mein Freund, der Konvertit, gegeben, um mich zu überzeugen, wie die katholische Kirche einen ganz anderen Glauben vorschreibe, als derjenige, dem sie nach protestantischen Darstellungen huldigen solle."

Solche Eindrücke müssen denn doch auch merklich gewesen sein, da sie seinem intimen Freunde, dem Landpfarrer, als er nach dem ersten in Berlin verlebten Semester mit ihm zusammenkam, sehr unangenehm auffielen, daher sich dieser bewogen fand, mit Rücksicht auf Volks Umgang mit Phillips und dessen Freunden, ihn dringend zu bitten, ja nicht wieder nach Berlin zu gehen und auch keine katholischen Bücher mehr zu lesen.

Diese katholischen Anknüpfungspunkte hörten jedoch bald auf, da Phillips noch in demselben Jahre einen Ruf nach München annahm, auch viele anderweitigen Beschäftigungen, amtliche sowohl wie litterarische — Volk hatte noch den zweiten Band der italienischen Litteraturgeschichte zu vollenden — so wie ein länger als zweijähriger Brautstand ihn von der Beschäftigung mit katholischer Lektüre abhielten.

Im Jahre 1836 verheiratete sich Volk mit einer Pastorstochter, Karoline Hausbrand, und reiste bald darauf mit seiner jungen Frau nach Bayern, wohin ihn teils die Sehnsucht nach den Bergen, teils der Wunsch riefen, mit seinen Münchener Freunden wieder zusammen zu sein. Das Wiedersehen mit der Familie Phillips war sehr herzlich, und die junge Frau schloß sich auf das innigste an die ältere Freundin an. Nur erst der Tod konnte das Freundschaftsband, das die beiden geist- und gemütvollen Frauen aneinander kettete, trennen.

Volk machte in München sehr interessante Bekanntschaften, so mit J. Görres und Klemens Brentano, die ihn beide mächtig anzogen, um so mehr, als ihr ganzes Wesen und Sein so völlig verschieden war von dem, was im protestantischen Deutschland über sie geschrieben ward. Beide bedeutende Männer, mit denen er bei wiederholtem Aufenthalt in München oftmals zusammenkam, erhielten ihm bis zu ihrem Tode ein freundliches Wohlwollen, welches Görres späterhin durch seine herrliche Einführung von Volks trefflicher spanischen Litteraturgeschichte bethätigte. Auch Möhler, Döllinger, der jüngere Görres u. a. bedeutende Männer aus dem Münchener Kreise lernte er kennen und schätzen.

Als er im Jahre darauf mit seiner Frau wieder nach München kam, erhielt er durch Brentano genauen Aufschluß über die gottselige Katharina Emmerich, bei der Brentano mehrere Jahre geweilt hatte, während ihn Görres, von dessen Mystik soeben der zweite Band erschienen und von Volk mit ungemeinem Interesse gelesen worden war, mit einer ekstatischen Tirolerin, Fräulein Maria von Mörl in Kaltern, bekannt machte. Konnte er sich auch auf seinem, bei aller Empfänglichkeit für katholisches Wesen dogmatisch doch spezifisch protestantischen Standpunkte mit Görres Ansichten über Maria von Mörl nicht einverstanden erklären, so war ihm doch die Thatsache so ergreifend und bedeutend, daß er sich selbst zu einer Reise nach Kaltern entschloß.

„Kaum acht Tage darauf," so berichtet er hierüber, „stand ich, durch einen Brief Brentanos an Frau von Schasser (der mütterlichen Freundin Mariens), eingeführt, mit meiner Frau am Lager dieser Ekstatischen und hatte einen großen Teil der Erscheinungen in handgreiflichster Nähe vor meinen Augen, welche in der bloßen Erzählung schon mein Staunen in unaussprechlicher Weise erregt hatten. Der eine Tag in Kaltern, die Bekanntschaft mit Frau von Schasser, Pater Capistran, Mariens Beichtvater, und mit dieser selbst bewirkte mehr, als das monatelange Studium gelehrter Folianten über die Mystik. Die helle, mit Ohr und Auge getrunkene Wirklichkeit erzeugt denn doch eine ganz andere Sättigung und Befriedigung des Wissensdurstes, als alle Bücherstudien oder mündlichen Relationen. Ich hatte sie nun geatmet, jene Atmosphäre von Wahrheit, die nach Görres Äußerung um Maria von Mörl her liegt. Alles, was ich hörte und sah, schloß jeden Verdacht von Täuschung aus. Die Gewalt der Wahrheit und Wirklichkeit ergriff mich so, daß ich sofort einen gleichsam unbezwinglichen Trieb empfand, gleich dem Apostel Johannes, „was ich gehört, was ich mit meinen Augen gesehen, was ich geschaut, was meine Hände betastet," zu verkündigen. Ich konnte ja nun den Zweiflern und Leugnern mit Christo entgegnen: „Wahrlich, wahrlich, wir reden, was wir wissen, und wir bezeugen, was wir gesehen haben." Daß mein Zeugnis ebenfalls nicht würde angenommen werden, kümmerte mich nicht. Der Drang des Bezeugens verschlang alle Bedenklichkeiten. Völlig unerfahren in dem Gebiete, das ich erst so

kurz betreten, empfand ich aber das Bedürfnis, mich mit dem, was darin bisher hervorgetreten und beobachtet worden und was die Wissenschaft dazu gesagt hatte, genau bekannt zu machen. Dazu nun leitete mich Görres Mystik, welche ich nach unserer Heimkehr gründlich zu betreiben begann. Mit dem Studium der religiösen Mystik reichte ich bald nicht aus, sondern schritt im Laufe der Zeit zu der natürlichen und dämonisch gewirkten fort."

Jahrelang gab er sich diesen Beschäftigungen hin, deren Erfolg weiterhin mitgeteilt werden wird. Gegen Görres aber gewann er eine Verehrung, die immer höher stieg, je mehr seine Kenntnis von dessen Schriften sich erweiterte. „Was mir einst mit Bouterwek begegnet war, den ich über eine einzelne Litteraturerscheinung zu Rate gezogen, und der mein Interesse auf die ganze Litteraturgeschichte gelenkt, indem ich über den einzelnen Fall hinausging und mich dem Studium seiner ganzen Lehre widmete, das wiederholte sich jetzt mit Görres. Sein Bericht über Maria von Mörl machte mich begierig nach dem Inhalte der übrigen Abschnitte seiner Mystik, und so wandte ich mich diesem ganzen Zweige der Theologie zu, welcher in dem Buche der protestantischen Gottesgelahrtheit fast nur weiße Blätter aufzuweisen hat. Von der Mystik ging ich zu anderen Schriften des gewaltigen Mannes über, der mir immer mehr unter der Gestalt eines der gottbegeisterten Seher des Alten Bundes erschien." (Simeon, I. S. 318, 319.)

Die Idee, die Görres großartigem Werke über die Mystik zu Grunde lag, „einen bereits bekannt gewesenen, aber seit der Empörung gegen die Kirche von der Wissenschaft fast gänzlich aufgegebenen Weg wieder aufzudecken und zu restaurieren," begeisterte Volk. Görres ging nämlich „von der unbestrittenen Thatsache aus, daß dem Ideale, welches Christus aufgestellt, seine Heiligen am nächsten gekommen und diese mit den, der Heiligkeit von jenen bei seinem Scheiden in Aussicht gestellten Gaben begnadigt worden. Zwar kann kein Heiliger alles darstellen, was in dem vollkommenen und höchsten Ideale Christus enthalten ist, aber in jedem kommt irgend welche bestimmte Kraft zur schönsten Verklärung, zuweilen auch mehrere. Darum wird durch das Leben der Heiligen ein Zeugnis von der Wahr-

heit des Lebens Christi und seiner Verheißungen abgelegt. Durch die Geschichte der Heiligen nun verfolgt Görres den vielgestaltig, aber immer lebendig und schön bildsamen Geist der christlichen Religion. Durch den Lauf der christlichen Jahrhunderte zeigt er an den Heiligen, wie in ihrem Chore keine Fähigkeit, welche den Menschen adelt, vermißt wird. Alle den Menschen verherrlichende Offenbarung höheren Denkens, Wollens, Thuns findet sich hier zusammen.“ Aus dem Leben der Heiligen las Görres die Wege heraus, auf welchen sie zum höchsten Gipfel ihrer bestimmungsmäßigen Ausbildung gelangt sind, erörterte, sonderte und ordnete sie, indem er mit scharfem Urteil jeder Erscheinung in seinem Systeme die gehörige Stelle anwies. „Dabei wußte er aus der unermeßlichen Fülle seines Wissens das über alles menschliche Wissen Hinausliegende zu erläutern und begreiflich zu machen.“

Das Riesenwerk dieses Riesengeistes in der Hand betrat Volk das Gebiet der Mystik, die ihm anfänglich wie ein dunkles Labyrinth erschien. „Es ist kein leichtes Geschäft, sich mit Görres in die Tiefen hinabzulassen und zu den Höhen sich zu erheben, zu welchen der Gang seiner Erörterungen führt. Meine früheren Beschäftigungen mit Kunst und Wissenschaft und die Pflege meines Interesses für dieselben hatten in mir immer eine heimliche Abneigung gegen die Lehre der Symbole des Luthertums vom Urstande des Menschen, vom Falle desselben und von seinen Folgen rege erhalten. Die Ausgestaltung dieser Abneigung zu einem wissentlichen und schließlich auch gewollten Gegensatze wider jene Lehre und noch mehr gegen Luthers eigene, dieselbe noch weit überbietenden Ansichten, ward durch meine mehrjährige Beschäftigung mit der Mystik und die eigenen Untersuchungen ihrer Erscheinungen, sowie durch das Ergebnis dessen, wozu die Heiligen auf den erhabenen Pfaden, welche sie gewandelt waren, gelangten, nur gefördert.“ „Die bewundernswürdigen, erhabenen Ziele und Erfolge, welche von zahllos vielen Heiligen nachgewiesen sind, und die ich beim Studium der Mystik mit staunender Verehrung kennen lernte, liefern den handgreiflichsten Beweis von der Unrichtigkeit der Auffassung, welche die Reformatoren von den Folgen des Sündenfalles sich gebildet hatten. Weil man die vernichtende Kraft der Millionen von Thatsachen

aus dem Gebiete der Mystik protestantischerseits nicht ertragen konnte, hielt man es für geraten, dieses gesamte weite Gebiet ganz bequem zu ignorieren und die palpabelsten Thatsachen tot zu schweigen. Freilich war von katholischer Seite durch wissenschaftliche Vernachlässigung dieser vielen Thatsachen und der christlichen Anthropologie hierzu leider erfolgreich mitgewirkt worden. Die katholische wissenschaftliche Theologie schien sich den Protestanten gegenüber der Beschäftigung mit der Mystik gleichsam zu schämen. Selbst die Herausgeber der Legenden der Heiligen und die Biographen derselben wurden sehr sparsam und kleinlaut in Mitteilung der mystischen Thatsachen und Bezüge, welche im Leben der von ihnen vorgeführten Heiligen vorgekommen waren. Das Geheimnisvolle ist darin oft durch einen fatalen Rationalismus überfärbt und abgeblaßt. Nachdem mir aber die Fülle dieser Thatsachen geöffnet worden, befestigte sich bei Musterung und Prüfung des unermeßlichen Materiales auch bei mir die Ansicht immer mehr, daß nur die Anschauung, welche die katholische Kirche über den Urstand des Menschen und die Veränderung desselben durch den Sündenfall lehrt, die richtige sein könne, die in den Symbolen der lutherischen Kirche vorgetragene aber durchaus unhaltbar sei.“ (Simeon, I. S. 324—330.)

Diese katholische Ansicht fand er „am schärfsten, deutlichsten und gründlichsten“ in Möhlers Symbolik, die er jetzt erst mit vollem Verständnis studierte, erörtert und dargelegt. Durch Möhler erkannte er, „wie widernatürlich es sei, dem Menschen nach dem Sündenfalle nur noch die Freiheit zum Sündigen und bloß die Fähigkeit, nur noch Böses, aber auch nichts als Böses zu thun, zuzugestehen. Der Mensch würde dann geradezu aus einem Ebenbilde Gottes ein Ebenbild des Teufels geworden sein.“ (Simeon, I. S. 332.)

Daß der Verkehr mit einem ausgewählten Kreise hervorragender Menschen, wie sie damals in München den Vereinigungspunkt des engeren, geistigen katholischen Lebens bildeten, einen großen Eindruck auf Volk und seine Frau machen mußte, ist wohl begreiflich, gleichwohl war er von einer besonderen Sympathie für die katholische Lehre so weit entfernt, daß er nach seiner Rückkehr wieder täglich eine Predigt von Luther,

sowie protestantische Erbauungsschriften las. Von katholischen Schriften fiel ihm nur ein in holländischer Sprache geschriebenes altes Buch vom Jahre 1687, het collegieboek, in die Hände. Es war dies eine Art Katechismus, der insofern wohlthuend auf ihn wirkte, daß er keine Andeutung von Feindseligkeit gegen Andersgläubige enthielt. „Dieses habe ich in größerem oder minderen Maße," sagt er, „auch nachmals beim Lesen anderer katholischer Katechismen und Lehrbücher gefunden . . . Ich habe in keinem Religionsbuche oder Katechismus der Katholiken solche feindselige Ausfälle auf die Irr- und Andersgläubigen gefunden, als in dem großen Katechismus Luthers, den Schmalkaldischen Artikeln, dem Heidelberger Katechismus und anderen Lehrbüchern, die eine Art kanonisches Ansehen unter den gläubigen Protestanten genießen. Die Katholiken üben die Liebe, welche alle anderen Tugenden krönt, in diesem Stücke weit reichlicher und mit mehr Hingebung, als die protestantisch christlichen Brüder." (Simeon, I. S. 130.)

Überhaupt war er von der so verschrieenen katholischen Intoleranz nicht viel gewahr worden, wie er denn nach seiner Konversion auch bekennt. „Bei dieser Gelegenheit muß ich, der ich einundfünfzig Jahre lang außer der Kirche gestanden habe, zwanzig Jahre hindurch vor meinem Eintritte in dieselbe fast ebensoviel mit Katholiken als Protestanten verkehrt habe, und seit einem Lustrum vorzugsweise mit Katholiken umgehe, der Wahrheit gemäß bezeugen, daß ich auf seiten der Katholiken einen weit größeren Glimpf, und beim etwaigen Hervortreten ihres Widerwillens gegen den Irrglauben und seine Anhänger eine weit mindere Leidenschaftlichkeit gefunden habe, als auf der Seite der Gegner. In ausschließlich katholischen Gesellschaften habe ich der Protestanten kaum erwähnen, geschweige ihnen feindselig in der Rede begegnen hören."

Auffallend war ihm fernerhin die so allgemeine Unwissenheit der protestantischen Geistlichen rücksichtlich der katholischen Glaubenslehren, gegenüber der Kenntnis der den Protestantismus unterscheidenden Lehren, die er bei katholischen Geistlichen nicht bloß, sondern auch bei vielen Laien, selbst der unteren Stände, wahrnahm. „Auf die Gefahr hin, selbst intolerant zu erscheinen, darf ich hier nicht verschweigen, daß ich einfache

katholische Landpfarrer weit klarer und heller über die Lehren der Protestanten habe Auskunft geben hören als verschiedene protestantische Konsistorialräte, welche Kandidaten in der Dogmen- und Kirchengeschichte zu examinieren hatten. Ich, der Laie, bin selbst bisweilen erstaunt gewesen über die Defekte, welche ich im kirchenhistorischen Wissen solcher Herren, namentlich in der so wichtigen Patristik, angetroffen habe ... Der Vernachlässigung des fruchtbaren Studiums der Kirchenväter ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß diese Herren Gottesgelehrten glattweg den Ursprung einer Menge von katholischen Lehren ins Mittelalter und auf Rechnung päpstlicher Willkür setzen, welche die Väter der ersten Jahrhunderte schon ganz deutlich vortrugen. Diese Unwissenheit ist keine Sünde und kann aus vielerlei Ursachen bei einem protestantischen Geistlichen verzeihlich sein, welcher zumal auf dem Lande von einer zahlreichen Kinderschar umgeben, die er selber unterrichten muß, und bei der Zeit, die er der Familie widmen muß, zu solchem Studium wohl selten die Zeit, auch nicht die erforderliche sprachliche Übung mehr behält. Es soll deshalb auf eine solche entschuldbare Unkunde mit nichten der Stein des Tadels hiermit geworfen werden. Nein, nur das will ich rügen, daß Leute, welchen die nötigen Kenntnisse fehlen, sich zu Richtern und Tadlern von Dingen aufwerfen, die über den Horizont ihres Wissens weit hinausliegen." (Simeon, I. S. 355.)

Schon im folgenden Jahre empfanden Volk und seine Frau die Sehnsucht nach dem Süden, und so fanden sie sich im August 1837 wieder im trauten Freundeskreise in München, von wo aus sie durch Tirol nach Oberitalien reisten. Nach der Rückkehr verarbeitete Volk die in sein Reisetagebuch niedergelegten Reiseeindrücke zu einem ausführlichen Werke in Briefform, das zwar äußerer Verhältnisse wegen nicht in den Druck kam, dessen Ausarbeitung aber für ihn selbst von größter Wichtigkeit war. Durch die Studien und das Nachdenken über so viele religiöse und kirchliche Punkte war er zum ernsten und bewußten Bruche mit der ganzen Kette von Vorurteilen gelangt, welche ihm durch die von Jugend auf genährte und zur anderen Natur gewordene protestantische Anschauungsweise eingeimpft waren. Zu diesem Resultat trugen einerseits die im Umgange mit seinen katholi-

schen Freunden aufgenommenen Belehrungen, andererseits die Beobachtung der Kölner Ereignisse und die eifrige Lektüre der damals gegründeten Historisch-polischen Blätter bei.

Mittlerweile war er im Frühjahr 1838 als Rat an das Regierungskollegium nach Erfurt versetzt worden. Um diese Zeit hatte Görres im „Athanasius" sein gewaltiges Wort für den heiligmäßigen Klemens August von Köln erschallen lassen und die Herzen aller deutschen Katholiken mächtig wach gerüttelt. Das Buch rief eine ungewöhnliche Aufregung auch unter den Gegnern und eine wahre Sturmflut von Gegenschriften hervor, unter denen die des Generalsuperintendenten Bretschneider in Gotha, eines Rationalisten vom gewöhnlichsten Schlage, sich eines großen Beifalls unter seinen Glaubens- und Gesinnungsgenossen erfreute. Es ist dies der berüchtigte „Freiherr von Sandau", ein fades Machwerk, das jetzt längst vergessen ist, damals aber, wo alles willkommen geheißen ward, was gegen den frommen Erzbischof und die von ihm vertretene Kirche auch aus der stümperhaftesten Feder kam, sich großen Beifalls erfreute und selbst allerhöchsten Ortes in der Weise protegiert ward, daß man eine große Anzahl Exemplare aufkaufen und verteilen ließ. Der „Freiherr von Sandau", für welchen die Novellenform gewählt wurde, um ihn schmackhafter zu machen, sollte die Katholiken mit den damals im preußischen Staate mit so großem Aufwande von Gewalt zur Geltung gebrachten Staatsmaximen versöhnen. In Volk wurde durch die Armseligkeit und Dürftigkeit des Bretschneiderschen Meisterwerks die Lust rege, den Verfasser desselben für seine Anmaßlichkeit zu züchtigen, und so geißelte er denselben in zwei von Geist und Witz sprudelnden, allerdings mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung anonym erschienenen Schriften,[1]) die großes Aufsehen und viel böses Blut machten, und von deren einer die Autorschaft keinem Geringeren als dem Prinzen Johann, dem nachmaligen Könige von Sachsen, zugeschrieben wurde, so daß der Minister von Lindenau sich bemüßigt fand, öffentlich hiergegen Verwahrung einzulegen.

Fast gleichzeitig mit diesen polemischen Schriften arbeitete

---

[1]) „Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik." (Leipz., 1839) und „Anti-Bretschneider". (München, 1840.)

Volk an einer Übersetzung der Bekenntnisse des heiligen Augustin, die im Jahre 1840 zu Arnsberg erschien. Außerdem setzte er seine mystischen Studien unausgesetzt fort, vertiefte sich aber ganz besonders in einen Gegenstand, der für die katholische Kirche von der einschneidendsten Wichtigkeit ist, wir meinen den Cölibat. Schon früher hatte er diesem Institute der Kirche, das von jeher die Zielscheibe der wütendsten Angriffe seitens der unsauberen Geister gewesen, die in ihrer groben Sinnlichkeit die himmlische Idee der Jungfräulichkeit nicht zu fassen vermögen, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die Beschäftigung mit Augustinus und besonders dessen Schrift über die heilige Jungfräulichkeit, andererseits die in den badenschen Kammern über diesen Gegenstand gepflogenen Debatten, in denen sich der Katholik Rotteck und andere gleichen Schlages zu Rittern einiger unwürdigen, von Fleischeslust und Sinnenkitzel getriebenen katholischen Priester aufwarfen, sowie endlich die Lektüre der hierauf bezüglichen Schriften, führten ihn wieder darauf zurück.

Eine Frucht dieser Studien war sein Buch: „Der Cölibat" (Regensburg 1841), welches er selbst für das Gehaltvollste seiner Werke erachtet und das in der That zu dem Besten gehört, was überhaupt über diesen Gegenstand geschrieben worden. Die Form der Darstellung ist in dieser Schrift fast vernachlässigt. Es herrscht in der Darstellung eine solche Ungezwungenheit und Derbheit, eine solche Ungeniertheit des Ausdruckes, daß er selbst in der Einleitung für den Grobianismus, dem er gehuldigt, um Verzeihung bittet. „Auf der anderen Seite," so läßt sich ein Recensent in den Historisch-politischen Blättern aus, „giebt aber diese Zwanglosigkeit dem Werke einen gewissen Reiz, und wenn man sieht, wie der Verfasser sich zu den erhabensten Anschauungen christlicher Wahrheiten zu erheben vermag, wie ihm der Sinn offen ist für Würdigung der strengsten, die innerste Gesinnung durchdringenden, christlichen Ascetik und wie hoch er bei aller Unbefangenheit in der Beobachtung menschlicher Fehlbarkeit die sittlich-religiösen Anforderungen an den Menschen stellt, so dient jene Ungeschminktheit dazu, dem Ausdrucke dieser Wahrheiten desto größere Kraft der Überzeugung zu verleihen. Dabei zeigt sich überall ein Gedankenreichtum von originaler Frische, verbunden mit vielseitiger Belesenheit und positiven

Kenntnissen und belebt durch mannigfaltige praktische Erfahrungen, so daß die Schrift nicht bloß dem ernsten Forscher vielfachen Stoff zum Nachdenken, sondern großenteils auch dem flüchtigen Leser, der überhaupt nur für den Gegenstand der Untersuchung einiges Interesse hat, unterhaltende Belehrung gewährt.“

Das Buch ist in drei Abschnitte geteilt. Der erste enthält die Geschichte des Grundsatzes der Ehelosigkeit; es wird dargethan, wie zu allen Zeiten und unter allen Völkern vom verschiedensten Kulturstande und den verschiedenartigsten Religionsvorstellungen sich deutliche Spuren einer besonderen Verehrung der unverletzten Jungfräulichkeit, selbst bei vorherrschendem Sittenverderbnis zeigen. Der zweite Abschnitt erörtert die Gründe für und wider den Cölibat im allgemeinen, der dritte endlich beleuchtet den Cölibat der Geistlichen nach allen religiösen und sittlichen, kirchlichen und weltlichen Rücksichten, auf dem Grunde des christlichen Glaubens ruhend, Geschichte und Erfahrung überall beachtend, fern von Einseitigkeit und Befangenheit in lebendigster Darstellung. Er ist, wie der wichtigste, so auch wohl der gelungenste Teil des Buches. Schön ist, wie sich Volk über die Genesis der Reformation äußert. Er sagt: „Wäre der reine Geist des christlichen Lebens nicht infolge der Nichtswürdigkeit so vieler Seelsorger aus der Gemeinde gewichen gewesen, wäre nur die Hälfte des Klerus mit der christlichen Liebe erfüllt, von der christlichen Klarheit erleuchtet gewesen, womit z. B. Thomas von Kempis begnadigt war, so würden die menschlicherweise ewig beklagenswerten, gewaltsamen Katastrophen, welche in der Geschichte den Namen „Reformation“ führen, gar nicht haben eintreten können, und hätten weder Anlaß noch Stoff gefunden, auch keine Quelle mehr gehabt. — So mußte durch Zulassung des nun drei Jahrhunderte lang genährten Zwiespalts in der christlichen Kirche, deren Wesen gerade mit in die Einheit zu setzen ist, dieselbe durch ihren eigenen Schaden die Größe der Schmach kennen lernen, in welche die Sünde der Menschen, und namentlich der Geistlichen, sie gestürzt hatte, um dadurch den Pfad ihrer in bessere Beleuchtung getretenen Bestimmung wieder aufzufinden. Der Reformatoren Beginnen aber, welche die Kirche reformieren wollten, ehe sie selbst sich

reformieren und einen höheren Standpunkt gewinnen mochten, ist dadurch gekrönt, daß ihre Theorie von einer unsichtbaren Kirche auf eine Art realisiert wird, die wohl nicht in ihrer Absicht lag. Denn wenn es mit der Entfernung vom alten Glauben in der Negation positiven Inhalts der Religion so fortgeht, wie bisher, dann wird man im Protestantismus mit der Zeit von einer Kirche nichts mehr sehen, und der Prozeß der Unsichtbarmachung wird dann als vollendet anzusehen sein." — Der Raum verbietet uns, auf dieses treffliche Werk, das einen dauernden Wert besitzt, noch specieller einzugehen.

Wir haben bereits mehrfach auf die eingehenden Studien hingewiesen, die Volk über die Mystik gemacht. Der Besuch in Kaltern bei Maria von Mörl hatte diesen Studien zunächst eine bestimmte Richtung zugewiesen: die Ekstase. Die Ergebnisse derselben legte er in seiner Schrift: „Die Tiroler ekstatischen Jungfrauen, Leitsterne in die dunklen Gebiete der Mystik" (2 Bände, Regensburg 1843) nieder. Dieses Buch, das zwar gleichfalls anonym erschien, als dessen Verfasser aber Volk bekannt ward, erregte in den liberalen Blättern einen Sturm der Entrüstung und Verspottung gegen den Autor; Lügen und Verleumdungen über seinen Charakter und Lebenswandel regneten von allen Seiten herab, denn es war unerhört, daß ein Protestant, ein königlich preußischer Regierungsrat es über sich nahm, die Görressche Mystik und die Jesuiten zu verteidigen, an Luther Mängel zu finden und sogar die Verehrung der Reliquien zu rechtfertigen. Dieses Attentat auf die reine Vernunft des 19. Jahrhunderts wurde daher nach Gebühr als eine Erscheinung der dicksten wissenschaftlichen Ignoranz und des krassesten Aberglaubens gebrandmarkt, er selbst aber als ein „Renegat" der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Der öffentliche Skandal erregte sogar die Aufmerksamkeit des Staatsministeriums und er wurde amtlich veranlaßt, sich über die Autorschaft, sowie über seine angebliche Konversion auszulassen. Auf seine desfallsige schriftliche Erklärung erhielt er zwar niemals einen Bescheid, erfuhr aber doch durch dritte Hand, daß jene ins Staatsministerium gekommen sei, und daß man es daselbst am geratensten gefunden habe, ihn an seiner bisherigen Stelle vergessen zu lassen. Eine Beförderung also im Staats-

dienste war ihm in dem paritätischen Staate Preußen schon damals benommen.

Noch vor dem Erscheinen dieser letzten Schrift hatte Volk eine Reise nach München, Salzburg, Tirol und in die Schweiz gemacht und nach seiner Rückkehr einzelne Aufsätze über religiöse Fragen für die Historisch-politischen Blätter gearbeitet. Inzwischen war aus verschiedenen Anlässen, besonders durch die Lektüre eines französischen Werkes über die spanische Poesie die alte Neigung zu dieser Litteratur mit Macht wieder hervorgetreten, und er beschloß, seine von ihm schon früher begonnene und nachmals unterbrochene Bearbeitung eines Handbuches der spanischen Litteratur, das sich an die italienische Litteratur hätte anschließen sollen, aber nach verändertem Plane, wieder aufzunehmen. Das Bedürfnis nach einem solchen Werke war unleugbar vorhanden, da die bisherigen Darsteller der spanischen Litteratur fast sämtlich Protestanten waren, denen das Verständnis derselben, ganz besonders des älteren Teiles, der einen so durchaus katholischen Charakter trägt, daß er ohne denselben gar nicht zu denken wäre, auch beim besten Willen schwer, wenn nicht ganz unmöglich sein mußte, wie dies schon Bouterwek gezeigt. Er selbst aber war durch seine langjährigen theologischen Studien sowie seine anhaltende Beschäftigung mit dem Katholizismus gewiß ganz besonders zu dieser Arbeit befähigt. Der Mangel an litterarischen Hilfsmitteln aber bewog ihn, sein Werk nur bis an die Grenze der modernen Zeit zu führen, auch war es gerade die ältere kastilianische Litteratur, die bisher am meisten war vernachlässigt worden und in welcher eben der kirchliche Einfluß eine so große Rolle spielte. Zudem mußte ihm, dem alten Verehrer der Romantik, gerade das spanische Mittelalter und eine Beschäftigung mit demselben vorzugsweise zusagen, und endlich wollte er aus einer „Art capriccio“ zeigen, wie auch ohne die Reformation eine im Gebiet des Geistes so herrliche Erscheinung wie die spanische Litteratur auf ihrem Kulminationspunkte, welchen sie mit der Reformation gleichzeitig fast erreicht hatte, zustande kommen konnte.

Das Werk erschien, mit einer einleitenden herrlichen Abhandlung von Görres versehen, im Jahre 1846 zu Mainz unter dem Titel: „Darstellung der spanischen Litteratur im Mittelalter“

in zwei ziemlich umfangreichen Bänden. Dasselbe fand eine allgemein anerkennende Beurteilung und verdiente sie auch, nicht bloß wegen der sorgfältigen Forschung, sondern auch wegen der lichtvollen Anordnung des Stoffes und der klaren, lebendigen, äußerst fesselnden Darstellung. Daß das Buch von echt katholischem Geiste durchweht und belebt war, wurde ihm seiner sonstigen Vorzüge wegen von protestantischen Kritikern nachgesehen, von katholischen zum Verdienste angerechnet. Einer der gründlichsten Kenner der spanischen, beziehentlich der altkastilianischen Litteratur, der schon 1862 dahingeschiedene Konvertit Dr. Nikolaus Heinrich Julius in Hamburg, nennt ihn in den Nachträgen zu seiner Übersetzung von George Ticknors „History of Spanish Literature" „einen, hoffentlich nur, weil die Erscheinung seines schönen Werkes gerade in die Gährungszeit gefallen ist, viel zu wenig gekannten und beachteten Schriftsteller, den ich gern auch öffentlich, wie er es verdiente, hier bei seinem wahren Namen nennen möchte. Bewundernswert ist es, in seinem Werke zu sehen, wie dieser, manche litterarische Hilfsmittel an seinem Wohnorte entbehrende Forscher, gleichsam divinierend, gar oft das Wesen und die Umstände des Ganges der spanischen Litteratur richtiger erkannt hat, als mancher reicher Ausgerüstete vor und nach ihm. Vermutlich weil er, gleich dem eben so gelehrten als innigen, zu früh verstorbenen F. W. Valentin Schmidt,[1]) im Besitze des Schlüssels zur tieferen Erkenntnis und Einsicht der Zustände war, die, auf dem Felsengrunde des Christentums und des katholischen Glaubens ruhend, nur auf diesem Wege vollständig ergründet, richtig gewürdigt und bei Betrachtung der Geschichte menschlicher Bildung im rechten Lichte angeschaut werden können." (A. a. O. Bd. 2, S. 662 f.)

Während des Arbeitens an diesem Werke, das Volk unter

[1]) Valentin Schmidt, Professor der romanischen Litteratur an der Universität in Berlin, starb, bevor er seine Konversion, die er dem Minister Altenstein als bevorstehend angezeigt hatte, ausführen konnte, an der Cholera am 12. Oktober 1831, vierundvierzig Jahre alt. Der Minister hatte ihn durch alle möglichen Vorstellungen von seinem Vorhaben abzubringen gesucht, und da er dies nicht vermochte, sich wenigstens das Versprechen geben lassen, da es ja keine Eile habe, noch zwei Monate mit der Ausführung seines Schrittes zu warten. Die Cholera ließ ihm keine Zeit mehr.

dem seitdem beibehaltenen Namen Ludwig Clarus veröffentlichte, reiste er im Sommer 1843 mit seiner Frau wieder nach dem geliebten Süden. In München, wo er bedeutende Männer, wie Ringseis, Haneberg, die beiden Ketteler u. a. kennen lernte, während er die früheren Beziehungen zu Döllinger und anderen früher gewonnenen Bekannten wieder erneuerte, machte auch das Walten der Barmherzigen Schwestern, das er in dem dasigen Krankenhause zu beobachten Gelegenheit fand, einen tiefen Eindruck auf ihn. Doch hatte er die katholische Nächstenliebe, die Charitas, nicht hier zuerst erkannt, sie war schon früher nahe an ihn herangetreten, und zwar in Gestalt einer geistreichen, feingebildeten, kindlichfrommen Dame, der Frau des ihm befreundeten Münchener Universitätsprofessors Arndts, die dem die Wahrheit Suchenden die rechte Richtung zu geben sich bemühte. Volk hat in seinem „Simeon" eine Reihe von Auszügen aus Briefen dieser Frau mitgeteilt, die von der Tiefe ihres Geistes und ihrer echt katholischen Frömmigkeit ein glänzendes Zeugnis ablegen. Was hat doch deise Frau für Volks Seelenheil teils selbst gebetet, teils auch andere für ihn beten lassen! Wer erinnert sich hierbei nicht an Hurter, für den seinerzeit so vielfach gebetet ward, nicht bloß von einzelnen, sondern von ganzen Klostergenossenschaften? Doch hören wir Volk selbst: „Ich bin in diesem Schöpfen (aus dem Briefwechsel mit der in Rede stehenden Dame) absichtlich so kopiös gewesen, um von der liebenswürdigen Zähigkeit der katholischen Charitas ein durchaus dem wirklichen Leben entnommenes Beispiel zu geben. Welche jahrelang fortgesetzte Mühe hat sich diese mitleidige Seele nicht gegeben, in den mannigfachsten Variationen dem Thema ihrer Sehnsucht, mich noch als Genossen ihres Glaubens zu sehen, einen eindringlichen, aber schonenden Ausdruck zu verleihen? Nicht Erfolglosigkeit, nicht Ausweichungen und abwehrende Entgegnungen vermochten ihren liebevollen Eifer zu mindern, zu erkalten. Die Regungen, wie die Äußerungen dieser von mir so wenig verdienten, so übel gelohnten Charitas stellten sich völlig in jenen Kreis, dessen Radien alle im Mittelpunkte der Vervollkommnung zusammenlaufen, von wo aus sie auf den Träger, wie auf den Empfänger als Lichtstrahlen zurücklaufen. Diese Charitas, die geheimnisvoll aus den Tiefen des mit Christo

geeinigten Lebens emporquillt, kennt so wenig Stillstand als Grenzen und Form der Erscheinung. Sie zeigte hier alle die Eigenschaften, welche der heilige Paulus ihr nachrühmt, wenn er sagt: Die Liebe ist geduldig, ist gütig; die Liebe beneidet nicht, sie handelt nicht unbescheiden, ist nicht aufgeblasen. Sie ist nicht ehrgeizig; sie ist nicht selbstsüchtig; sie läßt sich nicht erbittern; sie denkt nichts Arges. Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit. Sie erträgt alles; sie glaubt alles; sie hofft alles; sie duldet alles. Alles will diese Charitas durch sich mit Christo in Verbindung bringen. Diese Charitas war in meiner Freundin der wahre Lebensausdruck, die verklärte Lebenskraft der katholischen Kirche. Was sie im Gebete aus göttlicher Fülle geschöpft, verbreitete sie in die Ferne und suchte es dem abwesenden Freunde zuzuwenden. Ist es nicht die reinste und duftigste Blüte dieser Charitas, die Gedanken des Heils, die Regungen des Herzens, die Handlungen des Lebens, durch die der Christ der göttlichen Gnade sich würdiger zu machen hofft, auf den irrenden Nächsten zu übertragen, sich selbst mit der That zu begnügen, diesem die Frucht zuzuwenden und hiermit die Gesinnung unseres im Himmel verherrlichten Hauptes gegen uns in einem, wenn auch schwachen Abbilde wiederzugeben? Diese Charitas bot andere, die mich gar nicht kannten, auf, ihr beizustehen in den liebreichen Bemühungen um mein Seelenheil. Alle diese Gebete, alle diese Mementos, welche die darum Angegangenen mir widmeten, waren wiederum hervorgegangen aus den lautersten Regungen jener Charitas. Nicht davon gingen alle diese vereinigten Liebesthätigkeiten aus, daß die Kirche meiner, sondern daß ich der Kirche bedürfe. Man würde irren, wenn man glaubte, nur die hier näher herbeigezogene Freundin sei die einzige mir bekannte Persönlichkeit gewesen, welche durch kirchliche und außerkirchliche Mittel daran gearbeitet habe, um von Gott die Gnade meines Heils zu erflehen." (Simeon, II. S. 170. 171.)

Von München reisten Volk und seine Frau nach Tirol und dann durch das Salzburgische, wo er zum zweitenmal das so reizend gelegene Aigen, das nachmals der Schauplatz seines sowohl wie seiner Frau wichtigsten Lebensaktes werden sollte, besuchte, durch das Salzkammergut nach Wien. Alle auf dieser

Reise empfangenen katholischen Eindrücke und Anregungen brachten ihn aber im wesentlichen nicht weiter, ebensowenig die zu Hause fortgesetzte Beschäftigung mit katholischen oder doch katholisierenden Schriften, obschon man ihn des Kryptokatholizismus beschuldigte. „Ich machte jetzt recht gründlich die nachmals unzählig oft wiederholte Erfahrung, wie der Protestantismus allerdings die freie Forschung in Glaubenssachen in seinem Paniere führt, aber den unerläßlichen Vorbehalt in petto behält, daß der Freiforschende durchaus sich nicht gelüsten lasse, Katholisches als Errungenschaft aus diesem Forschen heimzubringen. Weit protestantischer wird es gefunden, wenn man auf Grund gleicher Berechtigung, als die Reformatoren sich genommen, das Werk weiter führt und, wie sie sie mit einigen Grundlehren gethan, so auch allen anderen Lehren der Kirche nachthut und dieselben, vom Anfange des Symbolums zu dessen Ende vorschreitend, allmählich durch seine Erklärungen modifiziert oder gänzlich aufhebt. Es ist also mit der Berechtigung, auf eigene Hand und nach eigenem Gutdünken und Ermessen in der Heiligen Schrift und sonst nach der göttlichen Offenbarung sich umzusehen, ein gar eigenes Ding.“ (Simeon, II. 204.)

Trotz dieser bitteren Erfahrungen und trotz der Erkenntnis des schreienden Unrechts, das man protestantischerseits der Kirche that, einer Erkenntnis, die ihn anregte, für dieselbe als Apologet aufzutreten, beharrte er gleichwohl in der Vorstellung, daß es, um seinen mit den Lehren der katholischen Kirche so sehr übereinstimmenden Überzeugungen treu bleiben zu können, eines Konfessionswechsels gar nicht bedürfe, und so setzte er seine sonntäglichen Kirchenbesuche unbeirrt fort, obwohl er wußte, daß man ihn als Heuchler betrachte. Ja, er steifte sich erst recht in seinem Entschlusse, seine äußerliche konfessionelle Stellung zu behaupten, als er wahrnahm, daß den Hetzereien, die er zu bestehen hatte, nur die Absicht zu Grunde lag, ihn zu einem entscheidenden Schritte zu drängen.

In dieser Stimmung unternahm er im Spätsommer 1844 eine Reise nach Schweden, und verarbeitete die auf derselben gemachten Beobachtungen und Wahrnehmungen zu einem Werke,[1])

[1]) Es erschien unter dem Titel: Schweden sonst und jetzt, geschildert in Briefen auf einer Reise von L. Clarus. (Mainz 1847, 2 Bde.)

das durch die darin niedergelegten, sorgfältigen Forschungen über die Geschichte und Litteratur dieses Landes einen bleibenden Wert besitzt und das Interesse des unbefangenen Lesers von Anfang bis zu Ende wach und rege erhält. Auch fand es vielseitige Anerkennung, nicht bloß in den katholischen Interessen gewidmeten Zeitschriften. Die Brockhausschen „Blätter für litterarische Unterhaltung" brachten eine ausführliche, durch mehrere Nummern laufende Besprechung nebst Auszügen, und obschon der Recensent in dem Verfasser „einen zweifellos noch sehr jungen, für seine (die katholische) Kirche enthusiasmierten Mann" erkennt, kann er doch nicht umhin, die Vorzüge des Buches anzuerkennen. Nicht minder günstig spricht sich der Referent der Historisch-politischen Blätter, der Land und Leute in Schweden aus eigener Anschauung kennt, über Volks Buch aus. „Sein Zweck ist nicht gewesen," sagt derselbe, „etwas Effektvolles zu schreiben, wie es bei manchem Touristen in verschiedener Manier der Fall gewesen ist. Wir finden in dem Reiseberichte weniger Schilderungen als Versuche zu belehren und zu unterrichten, welche uns in einem Punkte besonders (Kirche und Religion betreffend) von sehr großer Wichtigkeit zu sein scheinen." Doch sei auch die Landschaft nicht so stiefmütterlich bedacht, daß der Reisende nicht an bedeutenden Stellen gezeigt hätte, wie er ihren Charakter richtig verstanden.[1]) Die Nachweisungen, die Volk über die Reformation und ihre Einwirkungen zunächst auf die Wissenschaft bringt, sind charakteristisch. „Bis zur Einführung der Reformation in Schweden entwickelte sich auf der Universität zu Upsala ein reges wissenschaftliches Leben und Treiben. Allein, nachdem die neue Lehre Eingang gefunden, verschwanden alle Spuren geistiger Thätigkeit auf dieser Hochschule, welche namentlich von 1538—72 ganz gefeiert zu haben scheint. Mit dem Katholizismus war die Gelehrsamkeit gleichsam abhanden gekommen. Die Jugend hatte nicht Lust zu studieren, und an lutherischen Lehrern war gänzlicher Mangel. Gustav Wasa fand nicht einmal taugliche Lehrer für seine Söhne im Lande und

[1]) Professor Daniel brachte im zweiten Bande seiner unvergleichlichen Geographie, wo er über Schweden handelt, ein längeres Citat aus Volks Buche.

mußte dergleichen aus Deutschland verschreiben. Solchen Erfolg hatte auf die wissenschaftliche Bildung in Schweden die Reformation, welche man als ein durchgreifendes Licht zur Überwindung der Finsternisse der früheren Zeiten zu lobpreisen beflissen gewesen ist." Ein ganz besonderer Vorzug des Werkes ist die darin enthaltene Geschichte der dramatischen Poesie in Schweden, welche als der erste vollständige Versuch derart im Deutschen anzusehen ist.

Als eine Frucht dieser schwedischen Reise ist die Übersetzung von des jung verstorbenen schwedischen Dichters Stagnelius ausgezeichnetem, von christlichem Geiste durchdrungenen Trauerspiel: „Die Märtyrer" anzusehen, die viele Jahre später (1853) in Regensburg erschien.

Kaum war er von der Reise zurückgekehrt, als der Rongeskandal losging. Schon lange hatten ihn die ungereimten Bemerkungen über die Ausstellungen des heiligen Rockes und die Wallfahrten nach Trier verdrossen, Ronges Schmähbrief verhalf seinem Unwillen zum Ausbruch. Er hatte in Berlin die Gewerbeausstellung, in welcher Tausende von Wallfahrern die Erzeugnisse menschlichen Kunstfleißes anstaunten, besucht und unwillkürlich eine Vergleichung zwischen ihr und der in Trier angestellt. „Die religiöse Schaustellung in Trier wird als eine Vorbedeutung finsterer Zeiten verwünscht. Man entblödete sich nicht, den Tausenden, welche bei derselben Erhebung suchten und fanden, zu denen hochgebildete Mitglieder der ersten Familien aller deutschen Länder gehörten, vorzuwerfen, daß sie die Ehrfurcht, welche wir Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuwendeten, einem Werke, das Menschenhände gefertigt, und vergaß gänzlich, daß man Ähnliches an der Art und Weise aussetzen müsse, mit welcher viele Augen die Berliner Gewerbeausstellung ansahen, im Triumphe der Industrie, einem bloßen Menschenwerke, den im Menschen verborgenen Gott anbeteten." [1])

---

[1]) Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier (Münster 1845). Interessant genug ist es, daß Ronge sich kurz zuvor brieflich an Wolf gewendet hatte, mit der Bitte, ihm bei Errichtung einer „deutsch-kathol. Gemeinde" in Erfurt behilflich zu sein. Wolfs Antwort bestand in der Veröffentlichung obiger Schrift, deren Einfluß es

Volk führte diese Vergleichung weiter aus in einer kleinen Schrift, die er über diesen Gegenstand und den Rongespektakel veröffentlichte. Daß dieser letztere den ernst gläubigen Mann, der ihn sofort in seiner ganzen Hohlheit und Erbärmlichkeit erkannte, anwidern mußte, ist begreiflich. Der Erfolg sprach für ihn. „Die Kirche sah zum eigenen Heile, wenn auch mit schwerem Schmerze um den Verlust so mancher Seele, diese faulen Glieder sich abstoßen, welche die Cirkulation ihres ewigen Lebenssaftes nicht weiter in sich zulassen wollten. Ihren Geruch zum Tode trugen diese abgefaulten Bestandteile auf den Boden des Protestantismus über, auf dem sie schmarotzend eine Art Scheinexistenz fortführten, wie die Vampyre in Ungarn durch Blutaussaugen an Lebenden im Grabe ein der Verwesung noch längere Zeit widerstehendes Scheinleben führen."

Die in Döllingers großartigem Werke über die Reformation angetroffene Universalität erregte in Volk die Idee der Irenik. Gefördert ward diese durch Leibnitz, dessen Systema theologicum und sein Verhältnis zum katholischen Glauben — ihm jetzt in die Hände fiel. Der Umstand, daß dieser große Mann, der doch, wie obiges Werk bezeugt, dem Kirchenglauben zu huldigen ganz bereit war, sich auch äußerlich vom protestantischen Gottesdienste und Kultus fernhielt, gleichwohl nicht als anerkanntes Glied dieser Kirche starb, ebensowenig wie der gleich ihm denkende Molanus, wie Hugo Grotius u. a., gab dem bedächtigen Volk gar sehr viel zu denken und bestärkte ihn in seinem Temporisieren, obschon er den Grund jener Erscheinung wohl erkannte. „Weit entfernt," sagt er, „von dem Dünkel, auf Ähnlichkeiten mit jenen Geistesheroen Jagd machen zu wollen, glaube ich doch, durch gegenwärtige Religionsbiographie schon bedeutende Streiflichter auf den Zustand solcher Seelen geworfen zu haben, welche zwischen Thür und Angel in Bezug auf Katholizismus und Protestantismus stecken. Ein anderes Menschenkind hat kaum eine Ahnung von den Seelenzuständen, welche eine solche Wechseljagd auf der Grenze zweier Reviere zur Folge hat. Es ist gar leicht, einem Menschen nachzusagen, derselbe katholisiere. Allein

---

wohl zu verdanken sein dürfte, daß sich ein Rongesches Konventikel in Erfurt nicht halten konnte.

von jener Erregung, welche die Seele im Schwanken zwischen religiösen Gegensätzen erhält, eine deutliche Vorstellung zu fassen, ist dagegen desto schwerer. Der Schlüssel zu dem Rätsel, daß solche Katholisierende bei aller Wahrheitsliebe, bei aller Anerkennung der katholischen Lehren und aller Zustimmung zu den bei weitem meisten derselben doch nicht zum Eintritt in die Kirche gelangten, daß ihre Logik bei aller Schärfe den schweren Fehler beging, der notwendigen Konsequenz der Zugeständnisse aus dem Wege zu gehen, ist aber schließlich in nichts anderem zu suchen, als im Ungehorsam gegen eine Anstalt, die sie doch nicht umhin können als eine göttliche anzuerkennen. Dieser neben aller sonst vielleicht im reichen Maße vorhandenen Demut bestehende Geistesstolz treibt sie, in den Unvollkommenheiten, welche von der zeitlichen, irdischen, menschlichen Erscheinung der Kirche unzertrennlich sind, einen Anker gegen die Strömung zu suchen, welche sie mittels der Regeln des gesunden Denkens und der Gnade, die ihnen hell genug strahlte, in den Hafen der allein beseligenden Kirche führen mußte. Mit den aus der äußeren Erscheinung entnommenen Gründen traten sie dem Einwirken des Wesens der Kirche, als göttlicher Anstalt, auf ihre Seelen entgegen und starben so vielfach im Bereiche des Irrtums, welcher die Wahrheit als ein Ergebnis des subjektiven Forschens betrachtet und dieselbe aus den Händen ihrer privilegierten Hüterin nur erst empfangen möchte, wenn sie auf den Wegen menschlicher Weisheit plausibel geworden." (Simeon, III. S. 82.) Aus diesem Grunde blieb denn auch Hurters Konversion und die Lektüre von dessen hierüber erschienenen Schrift, so sehr sie ihn fesselte, gleichwohl fruchtlos für Volk, insofern sie ihn eben nicht in seinen Ansichten wankend zu machen vermochte.

Eine lange Reihe von Jahren hatte er sich so mit religiösen Dingen beschäftigt, da fühlte er das Bedürfnis, gewissermaßen eine Revision dieser Beschäftigung vorzunehmen, um sich über den Erfolg derselben klar zu werden und sich des Ergebnisses zu versichern. Das Ergebnis derselben war eine Art Religionsbiographie, deren erste Abteilung bis zu den Universitätsjahren ging und unter dem Titel: „Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung" (Mainz 1846) erschien. Das Buch machte Aufsehen

und erwarb dem Verfasser großen Beifall selbst von seiten des Kultusministers Eichhorn. August Reichensperger nannte dasselbe eine „quintessenzierte Sitten- und Kulturgeschichte Deutschlands in den letzten fünfzig Jahren, reflektiert im Leben des Verfassers". „Die unbefangenste Aufrichtigkeit und der durchdringendste Scharfblick vereinigen sich hier, um ein Bild zu entwerfen, welches freilich mit den prunkhaften Schönfärbereien unserer Aufkläricht und Fortschrittshelden in grellem Kontraste steht, dafür jedoch das Verdienst der Wahrheit vor denselben voraus haben dürfte. Indem der Verfasser die Hand an die Wunden legt, aus denen die Gegenwart blutet, und dieselben sondiert, deutet er aber auch gleichzeitig auf die Heilmittel hin, welche sie zu schließen und den Zustand der Gesundheit wieder herbeizuführen geeignet sind. Insbesondere ist es das Unterrichtswesen und zwar sowohl der Unterricht in den Wissenschaften, als in der Religion, welches hier in allen seinen Beziehungen beleuchtet wird ... Besonders treffend und beherzigenswert erscheint das, was über die Einrichtung des Religionsunterrichtes in den öffentlichen Schulen, die klassischen Studien, das Bibellesen, den Humanismus, die Reformation und deren Verhältnis zum Schulwesen gesagt ist, sowie ferner die Charakteristik des sogenannten goldenen Zeitalters der deutschen Litteratur und die Schlußabhandlung über den Einfluß des Theaters auf religiöse Bildung ... Möge die Fortsetzung der „Geständnisse" nicht allzu lange auf sich warten lassen." Eine solche sollte nach dem Willen Volks auch bald folgen, er arbeitete fleißig daran und schrieb seiner erwähnten Münchener Freundin: „Den zweiten Teil werden Sie nächstens erscheinen sehen; derselbe führt aber die Sache noch nicht zu Ende. Den dritten Teil werde ich nur schreiben, wenn ich katholisch bin." „Diese Äußerung war kein Scherz," sagt er, „noch weniger aber ein vorsätzliches Wort, sondern ein Aperçu, ein unmittelbares, weder durch Nachdenken, noch durch Lesen oder Überlieferung erzeugtes Innewerden, oder, wenn man will, eine Ahnung. Solche isolierte Intuitionen, momentane Geistesblitze, die, ohne zum klaren Selbstbewußtsein zu gelangen, unentwickelt und unverfolgt vorüberschnellen, kommen weit öfter vor, als man denkt. Sie bleiben nur unbeachtet. So war es auch bei mir. Denn wie starke Sympathien ich auch damals bereits

für die katholische Anschauungsweise der Dinge in und über der Welt empfand, so sehr ich vielen Lehren der Kirche Beifall gab und dies in mehr als einer Schrift öffentlich bekannt hatte, so wenig dachte ich damals im Ernste daran, daß jene Sympathien und dieser Beifall je in den Schoß der Kirche würden führen können."

Die Märzereignisse des Jahres 1848 und die darauf folgenden politischen Verhältnisse verzögerten das Erscheinen des zweiten Bandes der Religionsbiographie, der erst im Jahre 1851 unter dem Titel: „Glaubenslehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen" zu Münster erschien. Obwohl über vierzig Bogen stark geht dieser Band doch nur einige Jahre über sein akademisches Triennium hinaus, fesselt aber gleichwohl durch die unendliche Fülle des darin verarbeiteten Materials aus den Gebieten der Philosophie, Theologie, Poesie und Geschichte. Darüber konnte kein Zweifel herrschen, wohl aber über den religiösen Standpunkt des Verfassers und dessen kirchliche Zukunft. Der Recensent im „Centralblatt" fand schon den Titel bezeichnend. „Nicht die Lehrjahre eines Protestanten," sagt er, „sondern die eines im Protestantismus erzogenen Christen haben wir vor uns, eines Mannes, der schon jetzt in allen wesentlichen Stücken dem Katholizismus anzugehören scheint und den die Konsequenz der Dinge und des Lebens auch in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückführen dürfte." Dagegen urteilte ein katholischer Pfarrer, nachdem er das Buch sorgfältig gelesen, „der Verfasser sei ein richtiger Protestant und alles Katholisierens ungeachtet von einer wirklichen Konversion gar weit entfernt." Letzterer hatte unzweifelhaft recht, denn Volk war, als er das Buch veröffentlichte, eigentlich um nichts weiter gekommen, als da er es zu schreiben begann, und obschon ihn die Welt mit Gewalt zu einem heimlichen Katholiken machte, war er von dem Willen, der katholischen Kirche anzugehören, noch weit entfernt. Er war auf dem unglücklichen Standpunkt angelangt, wo ihm das, was der Protestantismus an positiver Lehre bot, nicht genügte, noch verbürgt erschien, und dessen, was der Katholizismus lieferte, ihm zu viel war. Aber auch der Recensent des „Centralblattes" hatte recht, denn er erkannte richtig, daß der Verfasser sich bereits so viel Katholisches angeeignet habe, wie ein protestantisches Bewußtsein nicht vertragen

könne, und er schloß, da ein Stillstand auf der Bahn, welche jener eingeschlagen, kaum möglich sei, der Glaubenslehrling werde nächstens Gesell beim Katholizismus werden.

Doch wir haben, um den Faden nicht zu unterbrechen, der Zeit vorgegriffen, und müssen einige Jahre zurückgehen. Nach dem Erscheinen der „Geständnisse" beschäftigte sich Volk besonders viel mit den Schriften des heiligen Augustinus, wodurch er immer mehr zu der Überzeugung gelangte, daß die Lehre der katholischen Kirche noch heute die nämliche ist, welche die Apostel von Christo erhalten und ihren Nachfolgern übergeben haben, und daß keine andere Religionsgesellschaft diesen apostolischen Charakter aufweisen könne. Diese Erkenntnis würde ihn schon damals in die Kirche haben führen müssen, wenn er nicht eine tiefere Einwirkung selbst, wenn auch unbewußt, abgewehrt hätte. Auch seine eingehenden Beschäftigungen mit der Litteratur für und wider das Lesen der Bibel, als deren Früchte wir außer einigen Übersetzungen kleinerer Schriften besonders die des ausgezeichneten Werkes[1]) des nachmaligen (am 23. März 1864 verstorbenen) Bischofs Malou von Brügge hervorheben, mit Bartholomäus Holzhauser[2]) und den herrlichen Schriften der heiligen Theresia von Jesu,[3]) die er zum erstenmal vollständig aus dem spanischen Originale dem deutschen Publikum vorlegte, so dankenswerte Erfolge sie auch nach sich zogen, gaben ihm keine Anregung, sich der Einwirkung der göttlichen Gnade zugänglicher zu machen. Wohl ist er sich späterhin des Grundes dieser auffallenden Erscheinung bewußt geworden. „Mein Fehler war," sagt er, „ich suchte nur Erkenntnis der göttlichen Dinge, vergegenwärtigte mir aber nicht, daß die Wahrheit, die ich suchte, auch eine den Willen frei machende Kraft habe und daher eine Mitwirkung des Willens erforderlich sei, um sich diesen Segen der Wahrheit und der Erkenntnis in göttlichen Dingen anzueignen. Ohne Reinigung des Willens erhalten wir nun einmal keine volle Erleuchtung auf übersinnlichen Gebieten und über höhere Wahrheiten. Alle natürlichen Tugenden und alle wohlgeordnete Pflege derselben, welche nicht ausschließlich

---

[1]) Das Lesen der Bibel in den Landessprachen 2c. (2 Bde., Rgsb. 1848.)
[2]) Barth. Holzhausers Lebensgesch. u. Gesichte 2c. (2 Bde., Rgsb. 1849.)
[3]) Werke der heiligen Theresia 2c. (5 Bde., Regensb. 1851—55.)

die Ehre und das Wohlgefallen Gottes zum Ziele hat, enthalten aber jene unerläßliche Reinigung noch nicht . . . Deshalb blieben alle meine Errungenschaften auf dem Gebiet katholischer Wahrheit immer nur ein ziemlich loses und unorganisches Aggregat interessanter erhabener Kenntnisse, welche mehr den Geist fesselten, als das Herz rührten und zum Heile vorbereiteten. So blieb es durch meine Schuld noch jahrelang mit mir. Gott ließ dies zu. Er zwingt niemand, seinen selbstgewählten eigenwilligen Standpunkt aufzugeben. Denn dazu hat der Mensch seine Freiheit, dies aus eigener Wahl zu thun. Die Fehlerhaftigkeit eines solchen Standpunktes vermag aber jeder einzusehen, der guten Willens ist." (Simeon, III. S. 140.)

Nach einer im Jahre 1850 wiederholten Reise nach Bayern, auf welcher er auch nach Oberammergau kam und der Aufführung des berühmten Passionsspiels beiwohnte,[1]) erkrankte er Anfang 1851 und war dem Grabe nahe. Erst im August hatte er sich so weit erholt, daß er wieder sein Amt versehen konnte. Nach seiner Genesung nahm er seine litterarischen Arbeiten wieder auf, und zwar war es das Leben der heiligen Geschwister Maria, Martha und Lazarus, das er nach einem französischen, aus einer zu Oxford aufgefundenen Handschrift von Hrabanus Maurus bearbeiteten Werke für deutsche Leser zugänglich machte. Dieses Buch[2]) hat nicht bloß seinen entschiedenen Wert in ascetischer Beziehung, sondern ist auch von wissenschaftlicher Bedeutung, da es eine möglichst wortgetreue Übersetzung des so lange verborgenen Werkes des berühmten Erzbischofs von Mainz mit möglichster Beibehaltung des Originaltones enthält. Außerdem beschäftigte er sich mit der „Geheimnisvollen Stadt Gottes" der spanischen Klarissin Maria von Agreda,[3]) den Schriften der heiligen Hildegard[4]) u. s. w.

[1]) Dieser Reise verdanken wir die beste und anschaulichste Schrift über diese berühmten Aufführungen: „Das Passionsspiel zu Oberammergau." (Erfurt 1857, 2. Aufl. München 1860.)

[2]) Geschichte des Lebens, der Reliquien und des Kultus der heiligen Geschwister Magdalena, Martha und Lazarus 2c. (Regensb. 1852.)

[3]) Die geheimnisreiche Stadt Gottes 2c. der seligen Klosterjungfrau Maria von Agreda. (Regensb. 1852.)

[4]) Briefe der heiligen Hildegard samt dem Leben der Heiligen Disibodus und Rupert. (Regensb. 1854.)

Die Sehnsucht nach Süddeutschland führte ihn und seine Frau im Herbste 1853 wieder nach München, wo der Tod und andere Umstände schon bedeutende Lücken in den alten Freundeskreis gerissen hatten, und von da nach dem herrlichen Aigen bei Salzburg, wo sein Freund Phillips ein kleines Landhaus bewohnte. Volk und seine Frau blieben einige Zeit daselbst wohnen. In Salzburg machte er die Bekanntschaft eines auch als Tonkünstler berühmten Franziskaners, des P. Peter Singer, eines nach jeder Richtung hochgebildeten Mannes, der ihn geistig so anregte, daß er auch nach seiner Rückkehr nach Erfurt einen dauernden Briefwechsel mit ihm unterhielt. In diesen Briefen finden sich die Sympathien für die katholische Kirche zwar schon in wärmerem Tone ausgedrückt, aber er findet den Übertritt doch noch bedenklich, weil er nicht wisse, „ob dieser Hang zum Katholizismus, den er in sich spüre, der wahre, oder nicht vielmehr eine Vorspiegelung des Teufels sei, welcher ihn nur hinein haben wolle, um nachher mit des Zweifels Marter über ihn herzufallen, daß er nicht das Rechte erwählt.“ In einem Testamentsentwurf, den er um diese Zeit niederschrieb, sagt er: „Alle Kräfte meines Glaubens ziehen mich dem katholischen Dogma zu, wie solches im römischen Katechismus und im tridentinischen Konzil niedergelegt worden. Gleichwohl fühle ich noch keinen göttlichen Antrieb, äußerlich der Glaubensgenossenschaft der römischen Kirche beizutreten. Ich halte, solange ich nicht unzweifelhaft durch Gott mich in die katholische Kirche getrieben fühle, den Hinübertritt für bedenklich.“

Gleichwohl konnte er sich dem Reize, den die Einwirkung des P. Singer auf ihn, und noch mehr auf seine Frau, die im Herzen schon längst katholisch war, wie aus ihren Aufzeichnungen hervorgeht, ausübte, nicht entziehen, und beide beabsichtigten im folgenden Jahre wieder mit demselben zusammenzukommen. Die Cholera jedoch, die zu der Zeit im Salzburgischen und dem angrenzenden Bayerischen herrschte, gab ihrem Reiseziel eine andere Richtung, und so reisten sie nach der Schweiz, und von da durch Schwaben nach der Heimat zurück. Auf einer im Frühjahr 1855 nach Schwaben unternommenen Reise traf Volk in Frankfurt den Bischof Ketteler von Mainz, den er 1843 in München kennen gelernt hatte, und welcher ihn am folgenden Tage bei

sich empfing. Volk sprach sich dem Kirchenfürsten gegenüber offen über seine religiöse Verfassung aus. Dieser scharf blickende Mann, der einige von Volks Schriften gelesen hatte und das Eigentümliche des Falles bald erkannte, machte ihm bemerklich, daß es eine eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist sei und unvermeidlich ins Verderben stürzen müsse, wenn man einerseits die Wahrheit bekenne und doch andererseits wieder nicht bekenne, da es dem Menschen nicht frei stehe, die Offenbarung für eine bloße Schulmeinung zu halten, der man nach Gutdünken und soweit man wolle, beipflichten möge oder nicht.

Da Volk nach seiner gewohnten Weise eine Menge Gründe vorbrachte, so sagte der Bischof, dessen Ernst im Laufe des Gespräches an Strenge und Kälte zugenommen hatte, ihm endlich: „Er wisse keinen besseren Rat für ihn, als daß er es machen möge, wie der berühmte anglikanische Theologe William Palmer, der vor zwei Monaten, während seiner (des Bischofs) Anwesenheit in Rom konvertiert habe. Auch dieser habe zu keinem Entschlusse kommen können. Da gab ihm einer der Kardinäle, an den er empfohlen war, den Rat, sich nur acht Tage an den Exercitien zu beteiligen, die in einem Kloster von Priestern der Gesellschaft Jesu gehalten wurden."

Wir können die Art und Weise dieser Exercitien als bekannt voraussetzen. William Palmer folgte dem ihm gegebenen Rate und legte schon am vierten Tage der Übungen das Glaubensbekenntnis der römisch-katholischen Kirche ab (28. Febr. 1855).

Obgleich Volk dem hochwürdigsten Bischof in keinem Punkte nachgegeben hatte, war er doch, wie er zugesteht, von dem Ernste der Sache, der noch niemals von solcher Autorität angewendet und, so ganz auf ihn persönlich gerichtet, ihm entgegengetreten war, tief ergriffen, wo nicht erschüttert. Ohne Zweifel war es infolge dieser Unterredung, daß er bald nach seiner Rückkehr die Untersuchungen über die katholische Lehre des Konziliums von Trient von Jesuiten-Pater Nampon zur Hand nahm, um auf einmal zu übersehen, was von einem Katholiken zu glauben verlangt werde. Dieses Buch war zu diesem Zwecke ganz vortrefflich geeignet, allein er wurde durch eine in Erfurt stattfindende Kirchenvisitation, welcher eine bedeutende Anzahl Prediger beiwohnten und deren einer sein Absteigequartier bei ihm

nahm, in der Lektüre unterbrochen. Er überließ sich diesem Strudel gleichsam neu erwachenden Lebens gern einen Augenblick, doch verzog sich dieser mehr erkünstelte Affekt bald wieder, und nachdem die Erbauung verraucht war, die Spannung nachgelassen und das gewöhnliche Leben sein Phlegma wieder angenommen hatte, war alles aufgesogen wie ein blinkender Morgentau in der Wärme des Tages.

Inzwischen brach die Cholera auch in Erfurt aus, und Frau Volk wurde von einem sehr heftigen Anfall ergriffen. Dem Tode nahe machte sie das Gelöbnis, im Falle der Genesung ihrer Überzeugung zu folgen und katholisch zu werden.[1]) Sie genas gegen aller Erwarten, und nun, es war im September 1855, drang sie selbst, die Abreise nach Salzburg zu beschleunigen. In Aigen, wo sie wieder Wohnung nahmen, fanden sie die Phillipssche Familie noch in der Sommerfrische, und bald war der Verkehr mit dem Franziskanerkloster, speciell mit P. Singer, im vollen Gange. Frau Volk vertraute ihre Absicht, hier in die katholische Kirche zu treten, ihrer Freundin sofort an, eine Absicht, von der ihr Mann jetzt die erste Kunde erhielt. Er pries sie im Herzen glücklich, daß sie so unvermutet und tapfer einen Entschluß gefaßt, zu dem er es nach zwanzigjähriger Vorbereitung noch nicht hatte bringen können. An seine eigene Konversion dachte er dabei nicht im entferntesten. Er gab seiner Frau die gewünschte Erlaubnis, und ganz objektiv, als ob die Sache ihn nur wenig persönlich anginge, verhandelte er mit dem Pfarrer in Aigen über die Erteilung des Unterrichts im katholischen Glauben, als wenn er ihm nur einen fremden Schüler zuzuweisen hätte. Auf die ihm von seiten einiger befreundeten Patres und des Phillipsschen Ehepaares gemachten Anmutungen, dem tapferen Beispiele seiner Frau zu folgen, wußte er nur den fast trotzigen Bescheid, wie er ja eigentlich längst kein Protestant mehr sei und abwarten wolle, wie dieser Zwiespalt sich lösen werde, ohne eigenwillig mitzuwirken, da er des höheren Willens hinsichtlich der Lösung noch nicht im mindesten gewiß sei. Gleich-

[1]) Sie hat diese ihre inneren Erlebnisse selbst in einem Tagebuche hinterlegt, das von ihrem Manne später teilweise ergänzt herausgegeben wurde. Es ist das lieblich anmutende Büchlein: „Aus dem Leben einer Konvertitin". (Schaffhausen 1858.)

wohl zeigte er sich im Laufe der fortgesetzten religiösen Unterhaltungen über die gewöhnlichen Hindernisse der Konversion so leicht hinwegdenkend, daß der gute P. Peter sein Erstaunen über eine so seltsame religiöse Position nicht verhehlen konnte, und gelegentlich einer Bemerkung Volks, wie er so manches im Interesse der katholischen Kirche geschrieben und dabei selbst Materien (die Mystik) offen behandelt habe, vor deren Angriff selbst Katholiken in der Regel eine absonderliche Scheu tragen, und welche selbst der gefeierte Möhler möglichst umging, erwiderte, er (Volk) „komme ihm mit seiner Schriftstellerei für die katholische Kirche vor wie ein Mann, der Mühen, Kosten, Reisen und Verdrießlichkeiten nicht scheue, um für eine Feuer-Assekuranz-Anstalt Propaganda zu machen. Unter Anpreisung der richtigen Grundsätze unterlasse er es aber, selber Versicherung zu nehmen und habe dann, wenn er einmal abbrenne, bei allen seinen Verdiensten um die Anstalt von derselben keine Entschädigung zu erwarten.“

Indessen verlangte ihn „herzlich nach irgend einem Ausgange“. Da fielen ihm die vom Bischof von Mainz empfohlenen Exercitien ein, und er bat seinen Freund P. Peter, ihm in dieser Sache behilflich zu sein. Der P. Guardian erlaubte ihm, dieselben im Franziskanerkloster halten zu dürfen.

„Es war,“ sagt er, „als ob in den geweihten Mauern, in denen ich weilte, und wo selbst für meine ärmliche Zelle von dem Reichtum der Symbole etwas abgefallen war und mich umgab, mir das Verständnis dieser kirchlichen Symbolik näher träte und da, wo ich es nicht faßte, Schauer heiliger Ahnungen das Fehlende ergänzten.“ Das unvergleichliche Büchlein von der „Nachfolge Christi“ sollte endlich den Ausschlag vermitteln. Wie oft hatte er es nicht schon gelesen, wie oft nicht Trost und Ruhe daraus geschöpft! Es zeigt, wo allein die Wahrheit. Und wozu hatte er sich in das Kloster einschließen lassen, wenn nicht, um die Wahrheit zu finden? Er kniete hin vor dem Kruzifix auf seinem Betpulte und sprach mit Thomas: „Mein Gott, hilf mir aus meiner Trübsal, denn Menschenhilfe ist eitel. Wem soll ich glauben, o Herr! Wem anders, als dir? Du bist die Wahrheit, die nicht trügt, noch betrogen werden kann.“ Mit bis dahin nicht gekannter Innigkeit und Dringlichkeit bat er

Gott um Erleuchtung über die christliche Wahrheit und über die Frage: ob dieselbe ausschließlich und in ihrer ganzen Fülle wirklich nur in der katholischen Kirche gefunden werden könne?

„Niemals," fährt er fort, „ist mit mächtigerem Aufgebote ihrer Kräfte meine Seele Gott entgegengetreten, nie mit so unabweislicher Zudringlichkeit und zähem Bestehen auf Gewährung dem Allerhöchsten genaht und hat mit solchem Eifer um Erhörung geworben. Dieser Gebetskampf hatte den heißesten Punkt erreicht, als es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel. Mit einem Male ward mir mit der unzweifelhaftesten Evidenz klar, daß es einzig und allein an meinem Willen des Bekenntnisses gefehlt. Es kam mir sogleich auch das Verständnis dessen, was der Herr Bischof von Ketteler und mein lieber Pater mir vom demütigen Gehorsam und Glauben gesagt. Es ward mir erst jetzt vollkommen klar, wie der Glaube auf menschlicher Seite eine Tugend ist, zu der aber der freie Wille unerläßliche Bedingung ist. Zu meiner tiefen Beschämung erkannte ich, wie ich doch eigentlich bisher nur jener modernen und modigen Abneigung gehuldigt, mir über die tiefsten Gründe des eigenen Meinens und Handelns klar zu werden und unabweisbaren Folgerungen unerschrocken ins Auge zu blicken." — Er erkannte, daß er ein — Feigling gewesen. (Simeon, III. S. 393.)

Volk kehrte nach Aigen zurück, ohne dem P. Peter eine unumwundene Erklärung abgegeben zu haben, wenn auch dieser seelenkundige Mann die Wahrheit erriet. Auch seiner Frau vermochte er seine Umwandlung noch nicht gleich mitzuteilen. Am anderen Tage, am Feste der heiligen Theresia, war eine Fahrt nach Berchtesgaden verabredet, zu welcher sie die Patres in Salzburg abholten. An diesem Morgen besiegelte er den unwiderruflichen Entschluß, an der Seite seiner Gattin in die das gesuchte Heil verbürgende Gemeinschaft der heiligen katholischen Kirche einzutreten. „Warum sollte ich mich," fragt er, „nun nicht dem frommen Glauben hingeben, die heilige Theresia habe durch ihre wirksame Fürbitte wesentlich zu meiner Konversion beigetragen? War ich doch, bevor der Entschluß sich unumstößlich in mir befestigte, der Heiligen mit meinen Gedanken so nahe gewesen und hatte mein Anliegen ihrer liebenden Fürsorge so dringend empfohlen!" In Salzburg teilte er

seinen Entschluß dem P. Peter mit, den er schon nicht mehr überraschte; unterwegs ward auch seine Frau davon unterrichtet. Wie glücklich war sie! Nur noch sechzig Stunden fehlten zu der Zeit, wo seine Frau das Glaubensbekenntnis ablegen sollte, und dieser so kurze Zeitraum war für eine vollständige Unterweisung allerdings zu kurz. Doch kannte ihn der Pfarrer von Aigen schon von 1853 her, und er getraute sich den Mangel eines förmlichen Unterrichtes verantworten zu können. Volk las nochmals den Regensburger Katechismus, nach welchem seine Frau unterrichtet war, aufmerksamst durch und konnte dem Pfarrer mit gutem Gewissen versichern, alles in demselben als Inhalt des Glaubens der Kirche Dargestellte mit der Kirche zu glauben.

Am 18. Oktober 1855 traten Volk und seine Frau Karoline in die Gemeinschaft der heiligen Mutter Kirche ein. Ihre sechzehnjährige Tochter Maria folgte erst ein Jahr später den Eltern in die Kirche nach. Waren auch diese, wie leicht begreiflich, von dem Wunsche beseelt, ihr einziges heißgeliebtes Kind desselben Glückes teilhaftig zu sehen, dessen sie selbst genossen, so vermieden sie es doch mit ängstlicher Sorgfalt, irgend welchen Einfluß auf sie auszuüben. Maria war in einer protestantischen Pension gewesen und mußte nach wie vor dem protestantischen Gottesdienst beiwohnen. Mit ruhiger Objektivität beobachtete Volk das Auftauchen und den Verlauf des unausbleiblichen Geistes- und Seelenkampfes seines Kindes; es sollte selber prüfen, ringen, streiten und dann die erkämpfte Perle um so mehr schätzen und lieben. Und so kam es denn auch. Am 17. August 1856 ward sie in der überfüllten Kirche von Aigen in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen. Das sonst so äußerst schüchterne Mädchen legte mit mutiger Freudigkeit das Glaubensbekenntnis ab. Die Freude, welche Volk über den Schritt seiner Tochter empfand, sollte gar bald durch Leiden bezahlt werden. Denn schon zwei Jahre später verlor er durch den Tod seine geliebte, durch Gaben des Geistes wie des Herzens gleich ausgezeichnete Gattin, in demselben Jahre 1858, in welchem er nach zweiunddreißigjähriger Dienstzeit wegen seines Schrittes gegen seinen Willen zum Eintreten in den Ruhestand (mit der Hälfte seines Gehaltes als Pension) gedrängt

ward.[1]) Das durch seinen Übertritt in die Kirche erlangte innere Glück, die Ruhe und Zufriedenheit entschädigte ihn reichlich für die Anfechtungen der Welt. Jetzt konnte er auch, wie er divinatorisch an seine Münchener Freundin, die seitdem auch dahingeschiedene Frau Professor Arndts, geschrieben hatte, an die Ausarbeitung des dritten Teiles seiner Religionsbiographie gehen. Und dieser nun liegt vor uns in dem vielbesprochenen umfangreichen Werke: „Simeon, Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers von L. Clarus“ (3 Bde., Schaffh. 1862—63).

Es ist schwer, über ein so umfang- und inhaltreiches Werk in Kürze zu sprechen. Wir wissen in dem ganzen Gebiete der Konversionslitteratur, und wir meinen diese gründlich zu kennen, außer Hurters berühmtem Buche, kein zweites, das diesem an die Seite zu setzen wäre. Es ist nicht eine Darstellung bloß persönlicher Erlebnisse und persönlicher Erfahrungen; wie in einem Spiegel reflektieren sich hier alle Zeiterscheinungen und Zeitverhältnisse. Nichts entgeht dem Auge des „christlichen Forschers“, Personen und Zustände, theologische und philosophische

---

[1]) Zur Charakteristik preußischer Paritätsverhältnisse mag der Umstand dienen, daß Volk, als er dritthalb Jahre nach seiner Konversion quiesciert ward, unter anderem auch zu hören bekam, „daß er durch jene Konversion amtlich in eine schiefe Stellung geraten sei.“ Als einige Jahre später zwei katholische außerordentliche Professoren der Medizin an der Universität zu Bonn, die lange vergeblich auf Beförderung warteten, sich der protestantischen Kirche anschlossen, wurden sie bald darauf zu ordentlichen Professoren ernannt, vermutlich deshalb, weil sie durch ihre Apostasie „in eine gerade Stellung“ gekommen. Volk wurde bei einer Unterredung über seinen Rücktritt zur Kirche vom Oberpräsidenten der Provinz die Eröffnung gemacht, „daß ein Katholik kein guter Preuße sein könne,“ obschon der Umstand, daß Volk seit Jahren das vollkommen schwarz-weiße, durch und durch preußische Volksblatt „der alte Fritz“ herausgab, seine Meinung speciell in Bezug auf diesen hätte korrigieren müssen. Selbst daß Volk zu einer Zeit, wo Österreich und Preußen politisch gespannt waren, im Österreichischen und nicht in Preußen konvertiert habe, wurde ihm von diesem hohen Beamten als eine Art Illoyalität zum Vorwurf gemacht. Ist das nicht köstlich? — Man hat (in der Kreuzzeitung) die Wahrhaftigkeit dieser Angaben in Zweifel zu ziehen gesucht, wohlweislich erst nach dem Tode Volks, welcher sie Schreiber dieses selbst wiederholt schriftlich wie mündlich mitgeteilt hat.

Systeme, Geschichte und Poesie, sie alle werden von dem Standpunkte konservativ-christlicher Anschauung in den Bereich der Besprechung gezogen. Um nur einiges herauszuheben, so gehört seine Schilderung Brentanos entschieden zu dem Besten, was über diesen wundersamen Menschen und Dichter überhaupt geschrieben worden; ist die Darstellung der irenischen Bestrebungen Leibnitzs' die eingehendste, die es giebt, ein kleines Meisterwerk für sich; ist das, was er über den großen Görres, über Ringseis, über den ganzen Kreis der damaligen Münchener Notabilitäten im Reiche des Geistes mitteilt, eine köstliche Fundgrube für den künftigen Kulturhistoriker.

Wenn der freundliche Leser rekapituliert, was wir bisher über Volks litterarische Thätigkeit mitgeteilt, so wird er sicher mit uns die energische Produktionskraft des Mannes bewundern, und dennoch sind wir noch lange nicht damit zu Ende.[1]) An seine bereits genannten Arbeiten aus dem Gebiete der Mystik und Hagiologie schließen sich noch zahlreiche andere an, unter denen wir die Offenbarungen der heiligen Brigitta, das Leben des heiligen Antonius, des heiligen Franz von Sales, der heiligen Franziska von Chantal, der heiligen Mothilde, hervorheben.[2]) Zahlreiche Übersetzungen aus dem Spanischen (Caballero)

[1]) Das in Kehreins Biographisch-litterarischem Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller (Zürich 1868), Bd. 2, S. 224 abgedruckte Verzeichnis seiner Schriften enthält 71 Nummern, worunter fast die Hälfte Originalarbeiten, das übrige sind Übersetzungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen. Daß bei einer so erstaunlichen Produktivität nicht jede einzelne Leistung den Stempel der Vollkommenheit aufweisen kann, ist begreiflich, und namentlich sind seine Übersetzungen vom Vorwurfe der Flüchtigkeit teilweise nicht ganz freizusprechen. Als Rechtfertigungsgrund wollen wir angeben, daß das Honorar derselben in der Regel schon im voraus für irgend eine bedürftige Wohlthätigkeitsanstalt, für irgend einen frommen Zweck bestimmt war, und da von allen Seiten bei ihm, dessen Freigebigkeit und Mildthätigkeit bekannt war, angeklopft ward, so beflügelte der Drang zu helfen seine Feder, und er saß oft wochenlang Tag für Tag 12—15 Stunden am Schreibtische, um eine begonnene Arbeit zu vollenden, so daß man buchstäblich von ihm sagen konnte: er arbeitete im Schweiße seines Angesichtes.

[2]) Leben und Offenbarungen der heiligen Brigitta, 4 Bde. (Regensburg 1856.) — Grundzüge der christlichen Mystik im Leben des heiligen Einsiedlers Antonius. (Münster 1855.) — Leben des heiligen Franz von

und Französischen, aus dem Dänischen und Schwedischen, aus dem Italienischen und Portugiesischen; ein Originalroman „Caupolican“, polemische und historische Schriften,[1]) die in rascher Folge, wenn auch schon früher bearbeitet, veröffentlicht wurden, zeugen von der wahrhaft erstaunenswerten Produktivität und Vielseitigkeit des trefflichen Mannes, dessen Leben und Entwicklungsgang wir im vorstehenden nach seinen eigenen Mitteilungen zu schildern bemüht gewesen.

Eins noch müssen wir betonen — seine unausgesetzten irenischen Bestrebungen. Man hat, selbst von befreundeter Seite, die hin und wieder in seiner Religionsbiographie durchblitzende Polemik getadelt. Mit Unrecht, sowohl in Bezug auf die Sache als auf Volk selbst. Wir möchten den Historiker sehen — und wer Erlebnisse aus dem eigenen Leben mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse mitteilt, ist ein solcher — der, selbst auf einem entschiedenen politisch-religiösen Standpunkte stehend, mit vornehmerer Ruhe rein objektiv Zeit und Zustände beurteilte.

Volk hatte sich schon als Protestant der geschmähten und gelästerten Kirche angenommen und war wiederholt für sie in die Schranken getreten, nun er nach langem Ringen ihr Sohn geworden, konnte er den Kampf nicht aufgeben für die gerechte Sache; und er durfte ihn um so weniger aufgeben, als er wie wenige das nötige Rüstzeug besaß. Eine reiche umfassende Gelehrsamkeit, unterstützt von einem scharfen, durchdringenden, logisch durchgebildeten Verstande; eine einschneidende Logik, gewandte Dialektik, ätzende Salze und unverwüstlicher Humor, das waren die Waffen, die ihn zu einem gefährlichen Gegner machten. Und dennoch war er Ireniker von ganzer Seele — auch der „Simeon“ dient durchaus diesem Zwecke — und wie

Sales, 2 Bde. (Schaffh. 1860.) — Leben der heiligen Johanna Franziska von Chantal. (Schaffh. 1861.) — Lebensbeschreibungen der ersten Mütter und Schwestern des Ordens von der Heimsuchung Marias. (2 Bde., Schaffh. 1861.) — Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno. Ein Stück deutscher Geschichte. (Quedl. 1867.)

[1]) Die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger. (Innsbruck 1864.) Herzog Wilhelm von Aquitanien. (Münster 1865.) „Das Tridentinische Glaubensbekenntnis, durch die Heilige Schrift, die Vernunft und die Geschichte erläutert und nachgewiesen.“ (2 Bde. Schaffh. 1865 ff.)

er den Erfurter Unionstag mit Freude begrüßt, so ward er auch fernerhin nicht müde, an dem großen Werke der Versöhnung zu arbeiten. Fast alle Schriften, die nach seiner Konversion erschienen, tragen einen mehr irenischen Charakter an sich und bezwecken vorwaltend die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionsgesellschaften durch allgemeine Rückkehr zur katholischen Kirche. An diesem großen und heiligen Werke zu arbeiten, hatte er sich zur Aufgabe für sein noch übriges Leben gestellt; spät war er in die Kirche eingetreten, um so größer war nun sein Eifer, für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden zu wirken; beschäftigte ihn doch noch auf dem Sterbelager der Gedanke, daß er spät angefangen habe, dem Herrn in der Wahrheit zu dienen, und daß noch vieles nachzuholen sei. Daß bei diesem glühenden Eifer für die Kirche auch die Polemik zu ihrem Rechte kam, ist aus der Natur der Sache begreiflich. Wie er aber auch diese im echt christlichen Geiste auffaßte, davon giebt eine Äußerung in einer seiner kleineren Schriften einen genügenden Beleg: „Eine richtige konfessionelle Kontroverse und Polemik," sagt er, „soll die Getrennten in der Wahrheit eins machen. Beide Teile wollen die Wahrheit." Von diesem Standpunkte aus will denn auch seine Art zu polemisieren betrachtet sein, und wenn er, wie in früheren Jahren dem hausbackenen Rationalisten Bretschneider, „verwitterten Andenkens", so in letzter Zeit den Kirchenhistoriker Hase in Jena mit schonungsloser Kritik an den Pranger stellte, so geschah dies lediglich deshalb, weil sie beide durch den Ton ihrer Schriften gezeigt hatten,[1]) daß sie eine würdige, große Polemik zu führen nicht fähig waren, und vielmehr ihrem leidenschaftlichen Hasse gegen die katholische Kirche Ausdruck verleihen, als auf eine Versöhnung hinarbeiten wollten. „Die Polemik, wie Hase dieselbe getrieben, kann, wo sie Glauben findet, nur auf Täuschung der Unwissenden hinauslaufen, und die Trennung zwischen der Kirche und den von ihr geschiedenen Glaubensgenossenschaften lediglich verschärfen."

Wie er aber der Wahrheit lediglich um ihrer selbst willen gefolgt war, so war er auch von der Notwendigkeit derselben

[1]) Ersterer in „Frhr. v Sandau" und „Heinrich und Antonio", Schriften, deren bereits oben gedacht worden ist; letzterer in seinem „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche".

für alle Menschen zu ihrer wahren, zeitlichen und ewigen Wohlfahrt durchdrungen. Und wie er sein höchstes Glück im Schoße der Kirche gefunden, so fühlte er die Pflicht gebieterisch an sich herantreten, nach Kräften zu wirken, möglichst viele desselben Glückes teilhaftig zu machen. Je schwerer die Kämpfe gewesen waren, die er selbst erlebt und durchgekämpft, um so nachsichtiger war sein Urteil über Andersgläubige und um so energischer sein Streben, ihnen den Weg zu bahnen, die Vorurteile zu zerstreuen und die Rückkehr leichter zu machen.

Aber auch in anderer Weise diente er der katholischen Sache, durch sein praktisches Leben, und es würde das Bild, das wir hier vor unseren Lesern entrollt, eines Glanzpunktes ermangeln, wollten wir jetzt, da wir nicht mehr fürchten müssen, seine Bescheidenheit zu verletzen, nicht wenigstens in Kürze das berühren, was er in dieser Weise zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seiner Kirche auf Erden gethan.

„Volk bildete," heißt es in einem nach seinem Tode von jüngerer Freundeshand ihm gesetzten Denkmal, „so recht eigentlich das Centrum der Katholiken Erfurts. Ohne ihn ward kein Unternehmen gemeinnütziger Natur angefangen, an ihm fand jeder gute Zweck sofortige und kräftige Unterstützung. Besonders verdient hat er sich um die katholische Bevölkerung unserer Stadt und ihrer Interessen noch durch den katholischen Männerverein gemacht, dessen Gründung sein Werk ist. Hier sammelte er als Präsident der Gesellschaft die katholischen Kräfte und begeisterte sie durch belehrende und anregende Vorträge für ihre religiösen Interessen."

Der katholische Gesellenverein in Erfurt ist ebenfalls sein eigenstes Werk; in dem Gesellenhause, zu dessen Ankauf und Einrichtung er einen Hauptbeitrag gegeben, nahm er mit seiner Tochter Maria selbst Wohnung, um das Ganze zu leiten, denn es war auch damit eine Anstalt für verwahrloste Knaben verbunden. Auch dieses Werk hat er letztwillig noch bedacht, wie er auch das Witwen-Siechhaus an der Krämpferstraße, das er im Leben unterhielt, durch ein Legat von 4000 Thalern fundierte. Der Plan zur Gründung und das Statut des katholischen Lehrlingsvereins ist aus seinem Herzen und aus seiner Feder erflossen. Sein Lieblingswerk aber bildete die Gründung einer

Mission zu Ranis (Kreis Ziegenrück), wofür er jahrelang schrieb, sammelte, sparte und sich selbst Opfer auferlegte. Nachdem er ein Grundstück gekauft, baute er ein stattliches Kirchlein, das seinem Namenspatron, dem heiligen Wilhelm, und der heiligen Elisabeth geweiht ward, und für welches sein Landsmann und Jugendfreund, Professor Steinbrück in Berlin, das Altarbild — die genannten Heiligen zu den Füßen Marias betend — malte. Auch ein Pfarrhaus nebst Garten konnte dem Missionär, der leider erst nach Volks Tode eintraf, überwiesen werden; die Mission selbst fundierte er durch ein Legat von 4000 Thalern. Aber nicht bloß für die Katholiken Erfurts und seiner Umgebung war er sorgsam bedacht; wo immer er das Bedürfnis erkannte, da trat er helfend ein, soweit seine Mittel reichten.[1]) Von seiner verborgenen Wohlthätigkeit an einzelne Arme und verarmte Familien zu reden, nehmen wir Abstand; die allgemeine Trauer, von der nicht allein die katholische Bevölkerung Erfurts ergriffen ward, als sich am Abend des 17. März 1869 die Kunde verbreitete: „Der Geheimrat ist gestorben,“ ist das redendste Zeugnis.

Nachdem seine Frau gestorben, leitete seine geliebte Tochter sein Hauswesen; aus kindlicher Liebe unterdrückte sie lange Zeit die immer mächtiger hervortretende Sehnsucht, in ein Kloster zu treten; allein Volk brachte mit Ergebung auch dieses letzte schmerzhafte Opfer, und Maria nahm den Schleier im Kloster der Salesianerinnen zu Mülheim an der Möhne. Auf einer Reise dorthin erkältete sich Volk, der seit Jahren an einem organischen Herzübel litt; es bildete sich Wassersucht aus, an welcher er am oben gedachten Tage starb. War er für sein katholisches Wirken hier auf Erden durch die Liebe und Hochschätzung seiner Glaubensbrüder, durch die Anerkennung, die ihm der heilige Vater Pius IX. durch Übersendung des Gregoriusordens zu teil werden ließ, belohnt worden, so wird ihm auch, so dürfen wir hoffen, der bessere Lohn im Himmel nicht entgehen. Sein Andenken wird gesegnet bleiben.

---

[1]) Der Pfarrei in Quedlinburg z. B. schenkte er zur Erbauung eines Pfarrhauses das Manuskript zu seiner „heiligen Mathilde“, und war selbst für Verbreitung des Buches thätig. Seine Freunde mußten helfen.

Graf Hermann von der Schulenburg

(Haus Emden im Magdeburgischen), geb. 8. August 1829, Sohn des im Jahre 1860 verstorbenen Generals v. d. Sch., war preußischer Offizier, studierte nach seiner Konversion zu Mainz katholische Theologie und trat daselbst in den Kapuzinerorden, nachdem er die zahlreichen Hindernisse, die sich diesem seinem Berufe entgegenstellten, mit seltener Energie überwunden hatte. Doch wurde er bald darauf kränklich und seiner Gesundheit wegen von den Oberen nach Ehrenbreitstein gesandt, wo er leider schon am 6. April 1865 starb. Auf seinem Sterbelager sang er noch aus vollem Herzen ein Te Deum laudamus. Man hat von ihm: „Des seligen Laurentius von Brundusium Leben (Mainz 1863).“

Dr. Friedrich Ludwig Freiherr v. Bernhard,

ehem. Professor der Rechte und Ministerial-Referent in München.

Aus einer infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes geflüchteten französischen Familie (Bernard) stammend, ward Fr. L. Bernhard zu Düsseldorf im Jahre 1801 geboren, der Sohn eines ausgezeichneten Industriellen, der sich um die Hebung der deutschen Industrie wesentliche Verdienste erworben hat. Er studierte in Heidelberg, Berlin, Erlangen und Göttingen die Rechte, und erwarb sich 1823 in Landshut die juristische Doktorwürde. 1826 habilitierte er sich in München für deutsches Recht, machte sich als Schriftsteller in seinem Fache bekannt, und ward 1830 von König Ludwig in den Freiherrnstand erhoben, 1832 ordentlicher Professor des deutschen Rechts und bald darauf auch Referent im Ministerium des Inneren. In dieser letzteren Stellung leitete er, unterstützt von dem späteren Minister Freiherrn v. d. Pfordten, namentlich umfassende Vorarbeiten für ein neues Gemeindegesetz, das zwar im Entwurfe vollendet, aber nicht mehr vor die Kammern gebracht wurde. Diese Arbeit hat er mit großer Vorliebe und mit Rücksicht auf alle älteren und neueren in- und ausländischen Quellen in mehrere Foliobände in Steindruck umfassenden Vorträgen durchgeführt.

Überhäufter Privatangelegenheiten halber nahm er 1844 seine Entlassung aus dem Staatsdienst und lebte seitdem zu Augsburg, auch abwechselnd auf dem Lande oder bei dem Oheim seiner Frau, dem unvergeßlichen Freiherrn Joseph v. Laßberg, auf der alten Meersburg sich aufhaltend; seit 1854 lebte er wieder in München.

Aus seiner Liebe für die Gesamtheit germanistischer Studien ging bei ihm auch die zur deutschen Kunst hervor, zu deren Förderung er 1831 im Verein mit Friedrich Hoffstadt, dem gelehrten Erforscher der Gesetze des Spitzbogenstiles (gest. 7. September 1846 als Appellationsgerichtsrat zu Aschaffenburg) und Heinrich Hofstetter (gest. 1875 als Bischof von Passau) die Gesellschaft für deutsche Altertumskunde „zu den drei Schilden" (nach den angeblichen Dürer-Wappen) genannt, in einem eigens hierfür erkauften Häuschen in der jetzt sogenannten Schwanthalerstraße stiftete. Diese Gesellschaft, an der sich auch der Begründer des Germanischen Museums Freiherr Hans v. Aufseß, der Kunsthistoriker Friedrich Beck und viele Künstler wie Schlotthauer, Graf Pocci u. a. m. eifrig beteiligten, ging 1838 in den Historischen Verein für Oberbayern auf. Hyacinth Holland hat das interessante Treiben in diesem Verein in der Allgem. Deutschen Biographie, Bd. 26, S. 334—335, s. v. Pocci geschildert.

Im Jahr 1848 gründete er zu Augsburg mit dem Freiherrn Ernst v. Linden und Ludwig Schönchen einen politischen Verein, der durch seine Publikationen die Monarchie zu festigen und dem Konstitutionalismus den germanischen Inhalt zu wahren suchte. 1855 trat er zu Sigmaringen in den Schoß der katholischen Kirche zurück. In einer kleinen Schrift: „Theophanie" [Ein kirchlich politisches Bekenntnis aus Anlaß von Friedrich Becks „Theophanie"] (Regensb. 1857), sind die Gründe dieses Schrittes niedergelegt, der so ganz aus der politischen Anschauungsweise des Verfassers hervorging. Es heißt darin:

„Die Deutschen sind das Volk Gottes im Neuen Bunde, allerdings in anderem Sinne, als ein solches im Alten Bunde gedacht werden konnte, aber doch als der Kirche zunächst verbunden und ihrem Schutze geweiht, die Mitte und den Kern jener Einheit und jenes Strahlenkreises bildend, welche der christliche Geist damals unter den Nationen und Reichen der Erde herstellte und verbreitete.

„Es kann uns niemand entgegnen, daß alle dahin gehörigen nationalen Züge in dem großen Gemälde der christlichen Zeit nicht noch besonders aufzunehmen seien und zu dem Totaleindruck ganz wesentlich nicht erforderlich seien. Denn die

Nationalität der Deutschen ist der Focus der Bildung durch das Christentum. Die Römer nahmen dieses zwar auf, aber das römische Wesen entsprach ihm nicht. Es wurde darum von der Vorsehung gefügt, daß die Römerherrschaft vor dem Sturme der Europa überflutenden germanischen Völker zusammensank, weil das deutsche Wesen der christlichen Entfaltung den am meisten geeigenschafteten Grund darbot. Auf diesem Grunde erhob sich die ganze Hoheit der mittelalterlichen Gestaltung und überfloß, von Deutschland ausgehend, alle Reiche Europas, die in der Kirche und dem ihr verbundenen Kaisertum das Centrum alles Lichts und aller Kultur auf Erden erblickten. Selbst der Kampf des Kaisertums gegen das Papsttum ist so geartet, daß daraus erhellt, wie notwendig der deutsche Organismus durch die Kirche begründet werden soll, damit er sich seiner Anlage gemäß entfalte. Nicht minder aber ergiebt sich dadurch, daß das Deutsche Reich und die weltlichen Institutionen der Deutschen den Kern und die Krone des politischen Baues der ganzen Welt sind, welche durch das Reich mit der Kirche vereinigt sein soll, wenn auch die Kirche über alle Nationalität steht. Was die anderen Nationen (mögen sie sich auch als die ersten der Welt ansehen) von diesen germanischen Einrichtungen und Elementen auf sich zu übertragen vermochten und in sich aufgenommen haben, das allein giebt ihnen ihre Bedeutung für die Zukunft. Darum ist allerdings die „Neuzeit“ ein Stadium des Verfalls. Denn der europäische Organismus ist nicht mehr ein auf christlichem und auf deutschem Grund erbauter, vielmehr wird seine Stelle von eben so abstrakten als unwahren Staatsbegriffen eingenommen. Der deutsche Inhalt ist aus den Vorstellungen, Sitten und Einrichtungen, insbesondere aus den Staatsgebilden, schon großenteils verschwunden und verschwindet mehr und mehr. Es wäre die höchste Angelegenheit der Lenker der Staaten, was von jenem Inhalt noch vorhanden ist, zu retten, und ihn aus seinen Principien, durch Wiederbelebung der noch immer vorhandenen nationalen Anlage, wieder herzustellen …

„Die Gewähr für das Wiederaufleben deutscher Nationalität und deutscher Staatseinrichtungen liegt lediglich in der Rückkehr der von der Kirche getrennten Teile Deutschlands. Die Grundzüge der katholischen Kirchenverfassung

entsprechen dem germanischen Princip, und wenn auch in Deutschland wirklich die kirchliche Revolution die nationalen Elemente in größerem Umfange unversehrt zu lassen schien, als die politische, so liegt dies immer nur darin, daß die Vernichtung der Glaubenseinheit der Deutschen zunächst den Strom des abstrakten und negativen romanischen Wesens bloß in den romanischen Ländern entfesselte, während derselbe zuvor auch dort von den deutschen Elementen in seine Ufer und Schranken gebannt gewesen war. Die französische Revolution hat aber ihren Ursprung in dieser Abschwächung des deutschen Elementes, von welchem im Mittelalter auch die Verfassungen der romanischen Völker durchdrungen waren . . .

„Das Geistes- und Empfindungsleben des Mittelalters durchdrang alle äußere Wirklichkeit mit christlichem Sinn und christlicher Kraft. Die höchsten Gedanken des Menschengeistes stiegen zu einer so hohen Region der Klarheit empor, daß sie nur der geoffenbarten Wahrheit begegnen konnten, und nur einzelne Abirrende konnten den Pfad einer Philosophie betreten, deren Wege abwärts führen. Wollte dem Altertum der Vorzug vindiciert werden, das menschlich Schöne und Edle sei ihm eigen, während es vor der Strenge des christlichen Begriffes erstorben sei und den Zauber seiner irdischen Erscheinung verloren habe, so wird doch dieses gewiß nicht entfernt zugegeben werden, wo der Wert der christlichen Poesie, des christlichen Lebens und der christlichen Verfassungsformen des Mittelalters nur irgend verstanden wird. Alles echte Geistes-, Kunst- und Staatsleben ist hervorgeleitet aus den durch das Innere der Kirche fließenden Strömen der Wahrheit, welche unvergleichlich reichlicheren und höheren Stoff zu künstlerischen und poetischen Bildungen darbieten, als das Altertum.

„Der Anteil jedes Menschen an seiner Entsündigung und seinem Seelenheil zeigt die wundervollste Harmonie und Einheit mit jener Mitwirkung, welche Gott der Menschheit an dem das ganze Geschlecht umfassenden Erlösungswerk zugewiesen hat. Persönlich erscheint uns diese Mitwirkung in Maria, der Mutter Gottes, demjenigen Gliede der Menschheit, das zum heiligen Gefäße der persönlichen Vereinigung Gottes mit der Menschheit, um diese zu erlösen, erwählt war. Es war diese

von seiten Marias ein Werk ihres freien Entschlusses, wodurch sie an der Erlösung Anteil nimmt und die ganze Menschheit bei dem Erlösungswerke vertritt, in höchster Stufe entsprechend dem Verdienste des einzelnen Christen, der sein Heil wirkt nach seinem Vermögen.

„Nach dem Ratschlusse der unergründlichen Barmherzigkeit Gottes sollte das nach seinem Ebenbilde geschaffene Geschlecht, welches der Schlange folgend, von Gott abgefallen war, zu seiner Würde wieder erhoben werden, indem es, die Gnade erfassend, sich vom Falle erheben sollte. Gottes eingeborener Sohn, der, um die Menschheit zu erlösen, Mensch wurde, und zu dem hierzu erwählten menschlichen Geschöpfe in ein Kindesverhältnis trat, bewies dadurch der Menschheit, für die er litt und starb, welchen Anteil sie und überdies für alle Maria an dem Werke der Erlösung als Ausfluß ihrer Freiheit haben sollte.

„Hierauf beruhen die Vorstellungen des Katholizismus von der Macht der seligsten Jungfrau, von dem Schutze, von der Vertretung, wie von der allvermögenden Fürbitte, welche uns von ihr zu teil werden. Es ist daher der Marienkultus die Feier jener von dem Geschöpfe, d. h. von dem unter allen am höchsten begnadigten Geschöpfe zu unserer Erlösung vollbrachten, von Gott hierzu als notwendig erheischten That. Gott will das Gebet jedes Christen nicht nur hören, sondern auch erhören zu dessen Heil. Um viel mehr das Gebet derjenigen, welche er zum Heile der ganzen Menschheit zu seiner Mutter erkor. Wie tief ist nicht nur schon hierdurch die Lehre von der Fürbitte Marias begründet, und von ihrer Verehrung und Anrufung, wenn nicht die Fürbitte und Anrufung derselben schon auf dem göttlichen Gebot der Liebe aller Mitmenschen beruhte. Und was ist die höchste Aufgabe der Liebe anderes als Zusammen- und Füreinanderwirken in den höchsten Bestrebungen und im Verhältnisse zu Gott, — also auch füreinander zu beten, und am allermeisten diejenige um ihre Fürbitte bei Gott zu bitten, die Gott so ausdrücklich hierzu erwählt und berufen hat. Sinn, Gefühl und richtige Schlußfolgerung überzeugen uns, daß dasselbe, was von dem obersten Gliede der nach ihrem Heile ringenden Menschheit gilt, in untergeordneter Weise auch von denjenigen zu sagen ist, welchen eine vorzügliche Stufe der Heiligkeit

zukommt, indem auch ihre Fürbitte im Verein mit unserem Gebet uns desto höhere Gnaden zu erwirken imstande ist, und daß es daher ratsam ist, auch ihre Fürbitte anzurufen. Der heilige Augustinus sagt von den Heiligen: „Sie leuchten weit herrlicher als der Glanz unserer körperlichen Sonne; sie haben im Anschauen Gottes die Fülle aller Güter und können allen, die sie anrufen, mächtig zu Hilfe kommen . . .“ Damit aber der einzelne in der Wahl nicht irre gehe, hat die Kirche diejenigen bezeichnet, welche sie, ohne andere damit in ihrem Werte zurückzusetzen, ausdrücklich als Heilige erkennt. Wie kurzsichtig ist es, welcher Rückgang in der christlichen Erkenntnis, welcher Widerspruch gegen die Schrift, gegen die Vernunft und gegen sich selbst, in solcher Fürbitte und Anrufung, durch welche die Führungen des Herrn verherrlicht werden, eine Schmälerung des Verdienstes Christi zu erblicken!

„War die Menschheit seit dem Sündenfalle in einer stets abwärts und tieferem Verderben zuführenden Richtung, so war die Umkehr und die Wiederkehr der Gnade nach der Sündflut eben so augenscheinlich und die Führung zu dem vielfach vorherverkündeten Heil unzweifelhaft. Aber es wäre gegen die Schrift, gegen die im Gewissen unwiderstehlich sich aussprechende Stimme, gegen die Vernunft, und wäre Blindheit gegen die Liebe Gottes, wenn wir nicht erkennen würden, wie Gottes gnädiger Wille es fügte, daß das nach Gottes Ebenbild erschaffene Wesen nach der Gnade ringend durch seine von der Gnade erweckte Kraft an der Erhebung aus dem Sündenfalle seinen Anteil freier Mitwirkung haben soll. Das Leben der Kirche ist nach der einen Seite von dieser Wirkung erfüllt, vorzugsweise durch das Verdienst und die Verehrung der Heiligen. Die Spitze des Heiligendienstes aber ist die Anrufung der Vertreterin aller Gläubigen, der Mutter Gottes. Sie ist das auserwählte, ohne Sünde empfangene Geschöpf, dem die höchste Fülle göttlicher Gnaden zu teil ward, indem sie gewürdigt ward (und die Menschheit in ihr), in vollendeter Vereinigung mit der Gottheit am Erlösungswerke als Vertreterin aller Anteil zu haben, und zwar durch einen Akt ihres freien Entschlusses, durch ihr Verdienst.

„Diese Mitwirkung ist aber nicht nur eine einmalige, son-

dern sie dauert fort durch alle Zeiten. Um diese Mitwirkung und Hilfe wird auch unaufhörlich von den Gläubigen gebetet. Das Bewußtsein des unaufhörlichen Beistandes, den die seligste Jungfrau auf ihre Bitten den Christen gewährt, findet seinen Ausdruck im Gebet des Rosenkranzes. Dabei ist stets der Ausspruch des heiligen Franz von Assisi in Betrachtung zu ziehen, welcher sagt: „Was heißt aber die Andacht zur allerseligsten Jungfrau anders, als sie in Gott und Gott in ihr verehren, so daß Gott immer das letzte Ziel unserer Andacht und Verehrung ist?" Dieses ist die eine hauptsächliche Seite des inneren Lebens der Kirche. Die andere und höhere aber ist der Opfertod des eingeborenen Sohnes Gottes. Dieser Opfertod wird unaufhörlich bis ans Ende der Zeiten in unblutiger Weise in der Kirche wiederholt.

„Seitdem das halbe Deutschland sich von der höchsten Autorität (der der Kirche) losgesagt hat, ist zusehends das Ansehen und die Würde des deutschen Kaisertums, welches von der Kirche ausgegangen war, zusammengesunken. Es haben sich von da an die Staaten der Peripherie Europas, insbesondere Frankreich, über das Kaisertum zu erheben gesucht — und mit Erfolg! Aber diese auf Kosten des Reiches zunehmende Macht trug in dieser Beziehung den Charakter der Usurpation und absolutistischen Überhebung.

„Diese Richtung gegen die geheiligten Grundlagen aller christlichen Regentengewalt führte endlich auch in der weltlichen Sphäre zu jener Umwälzung, deren ursächlicher Zusammenhang mit dem Abfall von der Kirche wahrlich nicht schwer zu erkennen ist.

„So ist nun auch die Autorität der weltlichen Macht auf schwankenden Grund gestellt, teils unmittelbar auf den Boden der Revolution, teils in die Lage, stets auf den Kampf gegen die Revolution gefaßt zu sein. Denn leider leben wir in der Revolution, deren Stadien wir teils durchlaufen, teils noch zu erwarten haben. Um aber zum Abschluß der Revolution zu gelangen, ist die Wiederherstellung der germanischen Fürstengewalt, des deutschen Organismus der Stände und Korporationen, sowie des Reiches unerläßlich, und zu dieser Wiederherstellung ist notwendig, daß die von der Kirche getrennte Hälfte

Deutschlands zu ihr zurückkehre. Nur durch diese Erneuerung der Einheit im Glauben kann Deutschland die Kraft eines Selbstbewußtseins und seiner centralen Bedeutung in und über Europa wiedergegeben werden. Dann werden auch die erstorben scheinenden deutschen Staatselemente zu neuem Leben gedeihen und sich belebend über die durch die Revolution verheerten Länder ergießen.

„Damit wird sich dann das große Resultat verbinden, daß die europäische Civilisation die seit dem Mittelalter verlorene Grundlage wieder gewinnt. Diese Grundlage ist aber die Kirche. Die Reformation hatte die unselige Folge, daß seitdem die geistige Kraft des katholischen Deutschlands in dem Bestreben aufging, auf dem kirchlichen Standpunkte zu beharren und in dem Widerstand gegen die hereinströmende Flut des Protestantismus. Seit der Reformation finden wir durch zwei Jahrhunderte das deutsche Geistesleben sehr getrübt. Es ist unbegreiflich, stets von einer Erfrischung desselben durch Luther hören zu müssen. Vielmehr ist der traurigste Verfall von ihm an zu datieren. Was immer für ein Verdienst an der deutschen Bibelübersetzung ihm zukommen mag — so wie er schrieb, so schrieben zu seiner Zeit auch andere, und so schrieb man bis auf seine Zeit. Aber die Zerrüttung aller klaren und feststehenden Begriffe hat seit ihm auch die Sprache verwildern lassen, bis sie aus dieser Verwilderung sich in die Grazie des Haarbeutels rettete. Das Verdienst, unsere Sprache und Litteratur aus so trostloser Versunkenheit erhoben zu haben, gebührt nun allerdings den Protestanten . . .

„Allein wir können nicht sagen, daß die neue Glanzperiode unserer Litteratur jenen Boden wieder gewonnen habe, welchen sie seit der Reformation verlassen hatte, den der nationalen und christlich-religiösen Begeisterung. Die Richtung ist eine abstrakt-ästhetische, humanistisch-philanthropisch-philosophische, sittlich nicht befriedigend, nach der religiösen Seite vorwaltend protestantisch . . .“

v. Bernhard zeigt nun, zu welch höherem Grade der Vollkommenheit die Blütezeit unserer deutschen Litteratur, die in Schiller und Goethe kulminierte, gelangt wäre, wenn sie von religiöser und vaterländischer Grundlage aus sich entwickelt

hätte. Er fragt nun: „Aber warum war im katholischen Deutschland die Poesie so ganz dahingewelkt?“ Und er antwortet: „Man kann es diesem nicht zum Vorwurf machen. Man hat selbst keinen Grund, in Abrede zu stellen, daß, wenn der Abfall unterblieben wäre, eine höhere Entfaltung bereits erreicht sein würde. Für die Kirche war die Trennung der deutschen Protestanten ein schweres Leid, für Deutschland ein vitales. Darum konnte zunächst ein neuer Aufschwung der deutschen Litteratur nur auf solcher Grundlage stattfinden, wie sie im letzten Jahrhundert unter den Protestanten aufblühte. Unter den Katholiken hätte er einen anderen Ausgangspunkt haben müssen. Doch ging hier vor allem das Bedürfnis dahin, die Gebrechen zu heilen, welche die Trennung von der Kirche möglich machten, abgesehen davon, daß hier das germanische Bewußtsein leiden mußte unter dem nunmehr näheren Verhältnis zu den romanischen Ländern, welche ebenfalls der Kirche treu geblieben waren. Scheinbar wurde sogar das deutsche Element von den Protestanten mehr gepflegt als von den Katholiken und zu einer Blüte gebracht, wodurch der Protestantismus einen großen Vorzug vor dem Katholizismus zu gewinnen schien.

„Demungeachtet hat der Protestantismus das nationale Lebensprincip tief verkümmert, und alles, was im Bereich der Kunst oder Litteratur von ihm erstrebt wird, kann dem gerechten Vorwurfe einer dürftigen Auffassung und eines beschränkt-modernen Gesichtskreises nicht entgehen, wo es nicht zum Born des rein katholischen Zeitalters sich flüchtet. Daher ist dem seine Wunden heilenden Katholizismus jedenfalls vorbehalten, dereinst eine weit höhere Blüte der deutschen Litteratur hervorzurufen in dem zur Glaubenseinheit zurückgekehrten Deutschland, in dem alsdann gewiß Dichter entstehen, welche Dante, Calderon und Shakespeare überragen.“

Mit der zurückgekehrten Glaubenseinheit aber, so führt er weiter aus, werde auch die Revolution ihren Abschluß haben, und das Deutsche Reich in alter Herrlichkeit wieder erstehen. Auch die Lösung der socialen Frage könne nur dann erst auf befriedigende Weise gefunden werden.

Bei solchen Anschauungen, die ja älter waren als die Schrift, in der sie niederlegt waren, wäre ein Verharren im

Protestantismus ein Widerspruch mit sich selbst gewesen, und da viel Zeit und Nachdenken erforderlich ist, bevor sie in Fleisch und Blut übergehen, so ist Bernhard schon katholisch gewesen, lange bevor er es formell ward.

Freiherr v. Bernhard war in erster Ehe mit einer Gräfin v. Froberg-Montjoie vermählt, welche frühzeitig starb. Er verheiratete sich zum zweitenmal mit Wilhelmine Freiin v. Laßberg, einer Nichte des berühmten Freiherrn v. Laßberg auf der Meersburg. Ihr Bruder Maximilian Freiherr v. Laßberg war mit Ida Freiin v. Stein zu Nord- und Ostheim vermählt, die im Jahre 1850 zur Kirche zurückgekehrt war. Deren noch protestantische Schwester Elisabeth Maria war mit Rudolf v. Sydow, damals Regierungspräsidenten in Sigmaringen, verheiratet. Diese verwandtschaftlichen Verhältnisse erklären, wie es kam, daß Freiherr v. Bernhard seinen Übertritt zur katholischen Kirche zu Sigmaringen in der Hauskapelle des Herrn v. Sydow vollzog.

Freiherr v. Bernhard hatte aus erster Ehe eine Tochter Elisabeth, die am 24. September 1834 zu Münster geboren ward; aus zweiter Ehe einen Sohn Heinrich, der in die bayerische Armee eintrat, und eine Tochter Thekla, die 1845 geboren war und 1864 Ehrendame der Prinzessin Margareta von Parma wurde, mit welcher sie gleichzeitig im Sacré Coeur war erzogen worden.

Der obengenannte Herr v. Sydow lebte im Winter 1859 mit seiner Gemahlin zu Berlin. Bei ihnen weilte zum Besuch Freiherrn v. Bernhards Tochter Elisabeth. Hier lernte dieselbe Hermann v. Mallinkrodt kennen und am 23. August 1860 führte er sie als seine Gattin heim.

Freiherr v. Bernhard starb am 24. Januar 1871. Seine Tochter Elisabeth v. Mallinkrodt folgte ihm am 7. September 1872 zu Nordborchen nach nur fünftägigem Krankenlager in die Ewigkeit nach. Mallinkrodt vermählte sich darauf am 11. Februar 1874 mit ihrer Stiefschwester Thekla in der Sankt Bonifaciuskirche zu München, starb aber schon am 26. Mai desselben Jahres zum größten Schmerz des mit unbeschreiblicher Liebe an seinem Vorkämpfer hängenden katholischen Deutschlands. Die Witwe entsagte der Welt und wurde Ordensdensfrau im Sacré Coeur.

Außer der bereits genannten Schrift „Theophanie“ hat Freiherr v. Bernhard noch die folgenden Schriften veröffentlicht:

„Vom Eidesantrang über fremde Handlungen“ (Landshut 1823); „Über die Restauration des deutschen Rechts, insbesondere in Beziehung auf das Grundeigentum“ (Münch. 1829); „Das deutsche Landrecht (ebd. 1830); „Grundriß des bayerischen Landrechts“ (ebd. 1837); „Die zwei Schwerter Gottes auf Erden“ (Erl. 1847); „Über die Verlegung des Reichstages nach Augsburg“ (Münch. 1848); „Die wahre Grundlage des europäischen Friedens, in Bezug auf die orientalische Angelegenheit“ (Augsb. 1854); „Die geistliche Universalmonarchie und die weltliche Herrschaft des Papstes (pseudonym Friedrich von der Garben, nach einem Vorfahren des Verfassers von mütterlicher Seite)“ (Münch. 1861); „Rom und Deutschland, Meditationen über das Kaisertum und die Beendigung des dermaligen Zwischenreichs“ (ebd. 1862); „Die österreichische Politik im Streite mit Dänemark“ (ebd. 1864).

Freiherr Ludwig v. Hammerstein.

Geboren am 1. September 1832 zu Gesmold im Kreise Melle, Regierungsbezirk Osnabrück, als jüngster Sohn des Gutsherrn Freiherrn Friedrich v. Hammerstein, den er leider schon am 11. Februar 1837 verlor, blieb Ludwig v. Hammerstein bis zu seinem dreizehnten Jahre unter der Obhut der Mutter im väterlichen Schloß. In Gesmold ist eine katholische Kirche, der damalige katholische Pastor verkehrte freundlich mit der Gutsherrschaft, die katholischen Einwohner waren derselben treu ergeben. Doch hatte dies keinen wesentlichen Einfluß auf die religiöse Richtung des Knaben. „Nur insofern," sagt er, „blieb die Berührung mit Katholiken vielleicht nicht ohne Wirkung, als ich in denselben gewöhnliche Menschen von Fleisch und Blut erblickte und in der katholischen Kirche nicht eben jenes Gespenst sah, für welches sie vielfach von Protestanten gehalten wird. Anders freilich dachte ich über die Jesuiten. Denn ich hatte gelegentlich zugehört, als man Eugen Sues „Ewigen Juden" las, und hatte da erfahren, daß die Jesuiten Erbschleicherei, Giftmord und andere abscheuliche Dinge trieben, überhaupt die abgefeimtesten Heuchler seien. Soll ich meine kindliche Religionsphilosophie aus jener Zeit kurz zusammenfassen, so mochte sie etwa dahin lauten: Das Christentum ist die wahre Religion, welcher man angehören muß. Es hatten sich indes seit mehreren Jahrhunderten vielfache Mißbräuche in dasselbe eingeschlichen, daher sagten gottbegeisterte Männer, wie Luther und Calvin, sich von der alten Kirche los und führten das Christentum zur Reinheit des Evangeliums und der ersten christlichen Jahrhunderte zurück; namentlich Luther hat hierin das Rechte getroffen. Die katholische Kirche mag immerhin den Vorrang des Alters haben und, einer alten

Kloster- oder Burgruine gleich, ihren Beschauer durch manches Romantische fesseln; aber das reinste Christentum ist eben doch im Protestantismus zu finden, und ihm gehören daher vorzugsweise die gebildeteren Stände und die Gelehrtenwelt an; ihm gehört auch die Zukunft."

Im Herbst 1844 bezog er das lutherische Ratsgymnasium in Osnabrück und durfte gleich in die Tertia eintreten. Wohnung fand er im Hause eines lutherischen Predigers. Als er einst im Theater Gutzkows Uriel Acosta sah und in demselben Spinoza und seinen Pantheismus verherrlichen hörte, wurde dies ihm zu einer heftigen Versuchung gegen seinen Glauben an Gott. Er überwand dieselbe, indem er seine Gedanken schriftlich fixierend also argumentierte: „Die Welt existiert, muß also von jemand erschaffen sein: also giebt es ein Wesen, welches sie erschaffen und mit all der Weisheit und Liebe geordnet hat, die ich in derselben erblicke; es giebt also außer der Welt noch ein höheres Wesen, dem auch ich mein Dasein verdanke, und dieses Wesen nenne ich Gott." Der in diesem geistigen Kämpfen errungene Sieg brachte ihm Frieden und einen besonderen Eifer, Gott durch das Gebet zu dienen und nach seinen Geboten zu leben.

Der Vorbereitungsunterricht auf die Konfirmation, den ihm sein etwas zum Rationalismus neigender Pensionsgeber erteilte, brachte ihm wohl die Überzeugung von der Falschheit der katholischen Lehren, wie sie ihm eben dargestellt wurden, aber keineswegs die Überzeugung von der ausschließlichen Wahrheit des Luthertums. Er vermochte nicht, sich bedingungslos auf dasselbe zu verpflichten. Er behielt sich das Recht der freien Forschung vor und beruhigte sein Gewissen, indem er sich sagte: „Ich verpflichte mich auf das Christentum im allgemeinen und auf das Luthertum im besonderen; auf letzteres selbstverständlich indes nur, weil ich es, einstweilen wenigstens, für den richtigsten Ausdruck des ersteren halte, deshalb auch so, daß ich im Falle eines Widerspruchs, den ich allerdings jetzt nicht sehe und nicht für wahrscheinlich halte, dem Christentum vor dem Luthertum den Vorzug gebe. So kann ich mit Recht die von mir geforderte Verpflichtung verstehen und so darf ich sie übernehmen."

Die wissenschaftlichen Bestrebungen des jungen Gymnasiasten gingen weit über das Ziel seiner Schule hinaus. Hatte er zuerst Mathematik mit einer wahren Leidenschaft getrieben — er dachte sogar eine Zeit lang ernstlich daran, der Baukunst sich zu widmen, — so war es später die Geschichte, die er zu seinem Hauptstudium machte. Die Vorliebe für das Historische beeinflußte auch seine religiöse Richtung. „Ich wollte kein Christentum, welches ein jeder sich nach seinem Gutdünken zurechtmodelte, sondern das objektive, das von Christus gebrachte, das von den Aposteln gepredigte, das von den ersten Christen bekannte Christentum; ich wollte es in seiner ganzen Reinheit."

Tiefen Eindruck machten auf ihn zwei Aussprüche des heiligen Augustinus, die er in dem Religionslehrbuch von Petri fand, das in den oberen Klassen gebraucht wurde: „Der Glaube geht dem Verständnis voraus; ich verstehe nicht, um zu glauben, sondern ich glaube, um zu verstehen." — „Du hast uns, o Gott, für dich erschaffen und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in dir."

Nach glücklich überstandener Maturitätsprüfung bezog Hammerstein die Universität Heidelberg, um nach dem Wunsche seiner Angehörigen Jurisprudenz zu studieren. Zu den „Wohlthaten", die ihm eine Jugendbekannte seiner Mutter, an die sie ihn empfohlen hatte, in Heidelberg erwies, gehörte, daß sie ihn auf Stift Neuburg bei Frau Sophie Schlosser[1]) (Rat Schlosser war wenige Monate vorher gestorben) einführte. „Frau Rat Schlosser," erzählt H. „gehörte wohl zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit; es lag etwas Ehrfurchtgebietendes, doch zugleich etwas Vertrauenerweckendes und Anziehendes in ihrem Wesen; man fühlte, daß sie auf den verschiedensten geistigen Gebieten heimisch war . . . Ein geselliger Kreis, wie der auf Stift Neuburg, war mir durchaus neu. Mit verschiedenen Protestanten war ich zusammengekommen, und kam ich auch später zusammen, welche in künstlerischer oder wissenschaftlicher Hinsicht anziehend wirkten; aber ich fand häufig, daß solche Männer dem Christentum fernstanden. Umgekehrt lernte ich pietistische Kreise kennen, welche in hergebrachter Terminologie von religiösen Dingen recht andächtig sprachen; aber ich fand sie meist geistig unbedeutend und

[1]) Siehe Teil I., S. 321 ff.

wenig anregend. Dabei beobachtete ich ferner, daß Protestanten von einiger Bedeutung selten in ihren religiösen Ansichten übereinstimmten, daher nicht wohl die Bestandteile für ein harmonisches, geselliges Zusammenleben bilden konnten. Hier dagegen fand ich einen ganzen Kreis hervorragender Persönlichkeiten, gleich unwandelbar am Christentum festhaltend, ja in ihm lebend und webend und doch zugleich voll Sinn für Kunst und Wissenschaft, und alles das in vollster geistiger Harmonie untereinander. Die Religion beherrschte nicht bloß die einzelnen, sondern auch das Ganze. Man war vielleicht im interessantesten Gespräche begriffen — da läutete es zum Ave Maria, und alles schweigt und betet, augenscheinlich in aufrichtigster Andacht; nur wir beiden jungen Protestanten (Hammerstein und ein ihm in Heidelberg bekannt gewordener Mitstudent) saßen dabei, ohne zu beten, aber ich muß gestehen, ich ward merkwürdig ergriffen von dieser schönen Vereinigung wahrer, kindlicher Frömmigkeit und hoher geistiger Bildung."

Besonders zog es Hammerstein an, daß er nie ein verletzendes Wort gegen den Protestantismus in diesem Hause vernahm und niemand je den Versuch machte, ihn zum Katholizismus herbeizuziehen. Noch überzeugt, die Katholiken glaubten wirklich, „durch äußerlich, in welcher Absicht auch immer verrichtete sogenannte gute Werke, wie Fasten und Almosengeben, ex opere operato" gerechtfertigt zu werden, war es ihm rätselhaft, wie so ausgezeichnete Menschen, wie der Neuburger Kreis, sich mit solcher Lehre abfinden konnten, aber," sagt er, „ich durfte solchen Persönlichkeiten meine hohe Achtung nicht versagen, und um ihretwillen mußte ich auch die Kirche achten, welcher sie mit so aufrichtiger Liebe und Überzeugung ergeben waren; ich konnte von dieser Kirche nicht in jenen verächtlichen Ausdrücken reden, wie es von Protestanten nicht selten geschieht. Dabei hatte der wohlthuende Friede, welchen ich auf Stift Neuburg wahrnahm, mein Herz gewonnen, und mit einer Art von Heimweh wanderten später noch oft meine Gedanken dorthin." Gleichwohl konnte er noch am Ende seines Heidelberger Aufenthaltes sagen: „Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch katholisch werden kann, allein schon wegen der Lehre von der Rechtfertigung durch gute Werke."

Im Oktober 1852 bezog er die Universität München. Von ungefähr sah er auf dem Lesezimmer ein Buch mit dem Titel „Möhler, Symbolik“. Meinend, es handle sich um Kunstsymbolik, ließ er sich das Buch geben. Nun sah er, es sei theologischen Inhalts und handle über die Kontroverspunkte. Er hatte bis jetzt darüber von katholischer Seite noch nichts gelesen. Er gedachte des „Audiatur et altera pars“. „Möglich,“ so erzählt er, „wäre es ja — bei diesem Gedanken war es mir, als wankte der Boden unter meinen Füßen — möglich wäre es ja, daß du und mit dir das ganze Luthertum auf dem Irrwege und die Katholiken im Recht wären . . . Was ist also zu thun? Ich muß sehen, wer recht hat; Möhler oder Luther! Entweder muß ich mir klar und bestimmt Rechenschaft geben, daß und worin Möhler irrt; oder wenn das unmöglich ist, wenn Möhler recht haben sollte, dann — ja dann — muß ich katholisch werden und offen und ehrlich vor der Welt bekennen, wovon ich im Herzen überzeugt bin! Ein drittes giebt es nicht. Es war dieser ganze Gedankengang das Werk weniger Augenblicke. Aber es waren Augenblicke der furchtbarsten Aufregung, Augenblicke, von denen ich fühlte, daß sie für meine ganze Zukunft entscheidend sein werden.“

Er suchte in dem Buche die Lehre von der Rechtfertigung auf und er fand, daß die wirkliche katholische Lehre über dieselbe ganz anders lautet, als man sie ihm bisher dargestellt. „Ich hatte bisher gehört,“ so schreibt er, „die katholische Kirche schmälere die Verdienste Christi, indem sie lehre, wir könnten durch unsere eigenen Werke Gerechtigkeit erlangen. Und was finde ich? Daß die katholische Kirche lehrt, unser ganzes Heilswerk sei aufgebaut auf den Verdiensten Christi, auf dem Kreuzestod Christi! Ich hatte bisher gehört, die katholische Kirche sei, wenn nicht in den Pelagianismus, so doch in den Semipelagianismus geraten, nach welchem wenigstens der Anfang des Heilsgeschäftes von uns ausgehen könne, ohne die zuvorkommende Gnade Christi. Und was finde ich? Schon Jahrhunderte vor dem Auftreten Luthers hatte die Kirche Pelagianismus und Semipelagianismus feierlich verworfen und gelehrt, wir vermöchten in unserem Heilsgeschäft nichts, auch gar nichts ohne die Gnade Christi. — Ich hatte bisher gedacht, die katholische Kirche unterschätze den Glau-

ben und Luther erst habe denselben wieder auf den Leuchter gestellt. Und was finde ich? Daß die katholische Kirche zu allen Zeiten mit dem heiligen Paulus gelehrt: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“

Mit Hilfe Möhlers bekam er ein vollkommenes Verständnis für den wahren Inhalt der katholischen Lehre von der Rechtfertigung und von dem Verhältnis des Glaubens und der guten Werke zu derselben. „Für mich aber fiel mit der Erkenntnis der wahren Sachlage jene Stütze, welche mein ganzes Luthertum eigentlich getragen. Denn ich war nicht Protestant, bloß um zu protestieren; ich war vielmehr Protestant, weil ich das gläubige, kirchliche Christentum wollte. Und wie ich das Auftreten Luthers gegen das bestehende Kirchentum nur deshalb und so weit für berechtigt hielt, als ich glaubte, die alte Kirche habe das Christentum in seinen wesentlichsten Lehren gefälscht: so erschien mir dieses Auftreten — damit aber auch mein eigener Protestantismus — als unberechtigt, sobald sich herausstellte, daß diese Annahme eine irrige war.“ Das Studium der anderen Kontroverspunkte in Möhlers Werke konnte diese Eindrücke nur vertiefen, das sich daran anschließende Studium der protestantischen symbolischen Bücher wie die gegen Möhlers Symbolik erschienenen Schriften vermochten sie nicht mehr zu entkräften. „Hiermit lag dann vor meinen Augen das positive, das gläubige Luthertum in Trümmern ... mir, der ich im Luthertum das positive, das reine, unverfälschte Christentum gesucht, war dasselbe nach solchen Entdeckungen für immer eine abgethane Sache. Die katholische Kirche dagegen stand in nie geahnter Größe vor meinen Augen; denn wie makellos mußte ihre Lehre sein, wenn ihre Feinde, um sie zu bekämpfen, zu solchen Entstellungen, zu solch grundlosen und absurden Behauptungen schreiten mußten. Ich zweifelte kaum mehr, daß sie die echte Kirche Christi, die rechtmäßige Lehrerin aller Völker sei.“

Dennoch wollte er sich nicht übereilen und „um alles Blendwerk zu vermeiden“, ging er Ostern 1853 nach Göttingen, um dort „fern von allem katholischen Wesen längere Zeit hindurch vollständig protestantische Luft einzuatmen“. Er setzte aber auch in Göttingen seine Religionsstudien fort, studierte sogar die Summa des heiligen Thomas von Aquin, so daß nicht nur sein

Entschluß zu konvertieren sich befestigte, sondern auch selbst das Verlangen in ihm rege wurde, sich als Katholik dem geistlichen Stande zu widmen. In den Herbstferien eröffnete er seiner Familie seinen Entschluß, katholisch zu werden. Begreiflicherweise fand er allseitigen Widerstand, doch konnte man von ihm nichts weiter erlangen, als einen Aufschub zu noch eingehenderer Prüfung. Darauf ging er wenn auch schweren Herzens ein, weil er einen Bruch mit seiner Familie durchaus zu vermeiden wünschte. Er sollte also zuerst sein juristisches Examen absolvieren. Nach Göttingen zurückgekehrt, wurde er mit protestantischen Professoren der Theologie in Beziehung gebracht, die jedoch ihn zu beeinflußen nicht vermochten. Studien über die orientalischen Kirchen veranlaßten ihn besonders, die katholische Lehre vom Primat des Papstes und seines unfehlbaren Lehramtes bis zu voller Klarheit eingehend zu studieren. Er erkannte, die wahre Kirche Christi sei dort zu suchen, wo der Nachfolger des Petrus ist.

In Göttingen mit seinen religiösen Anschauungen alleinstehend, kam er in sehr trübe Stimmung. „Alles war gegen mich; ich erschien mir fast wie einer, den seine ganze Umgebung als gemütskrank ansieht. Man behandelt ihn mit Liebe und Schonung, aber bei allen ist es ausgemacht, daß seine Anschauungen eine Art fixer Ideen sind. Kirchen besuchte ich nicht; die katholische nicht, weil ich äußerlich noch nicht zu ihr gehörte; die protestantische nicht, weil ich im Herzen längst sie verlassen hatte.“ Besser wurde es, als man ihn mit einem holsteinischen Studenten bekannt machte, der, ohne daß man es ahnte, selbst Konversionsgedanken in sich trug und Aussprache ermöglichte.

Endlich legte er in Hannover seine juristische Staatsprüfung ab und wurde alsbald als Auditor beim Amtsgericht zu Lüneburg angestellt. Vier Monate später, als die von der Familie verlangte Prüfungszeit abgelaufen war, nahm er Urlaub und reiste nach Mainz, wo der obenerwähnte holsteinische Studienfreund im Seminar sich auf den Priesterstand vorbereitete. Seine Stimmung war aber keineswegs freudig. Er hatte für die Reise einen ganz schwarzen Anzug gewählt, „als ginge es zum Tode“. Als er in das Seminar kam und dort gerade die Seminaristen in langer Reihe an sich vorüberziehen sah, „bäumte

sich in ihm der alte Protestant auf: Also zu diesen Schwarzen willst du dich begeben? vielleicht gar einer von ihnen werden?" Nur einen Augenblick währte diese Versuchung, denn sie schwand, als sein Freund aus jenen Reihen auf ihn hocherfreut zukam und ihn begrüßte. Dieser[1]) geleitete ihn alsbald in das Haus des Bischofs Emanuel v. Ketteler, der ihn mit Liebe empfing, ihm Wohnung in seinem Hause anbot und ihn dem Domdekan Dr. Heinrich zum Unterricht übergab. Hammerstein war schon so gut unterrichtet, daß es eines langdauernden Unterrichts nicht bedurfte, vielmehr einer ascetischen, praktischen Vorbereitung. Diese wurde ihm durch die geistlichen Übungen des heiligen Ignatius zu teil.

Am 24. oder 25. Mai 1855 legte er das Glaubensbekenntnis ab. „Es war mir, als könnte ich endlich einmal frei aufatmen, als habe ich nun Boden unter den Füßen, als sei mir eine centnerschwere Last vom Herzen genommen."

Es folgte die erste Beichte, die erste Kommunion, endlich am zweiten Pfingsttage — 28. Mai — die heilige Firmung. „Ich schwamm jetzt wahrhaft in einem Strom von Wonne und Freude!"

Nach einem Besuche bei seiner Familie, die sich erst allmählich mit seiner Konversion aussöhnte, begab er sich nach Lüneburg zurück. Da er nicht, wie man erwartet hatte, „als halber Eremit mit gesenktem Kopf und düsterer Miene erschien," so kam man ihm, wie er sagt, im allgemeinen mit aufrichtiger Herzlichkeit entgegen. Nach etwa zwei Jahren wurde er an das Obergericht nach Hameln und später von da nach Hannover versetzt. Im Mai 1859 machte er sein Assessorexamen und nun folgte er seinem langgenährten Wunsche, Priester zu werden und zwar als Jesuit. Am 31. Mai 1859 trat er zu Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Nach Beendigung seiner Noviziatszeit wurde er zum Zweck des Studiums der Philosophie erst nach Aachen, dann im Mai 1863 nach Maria Laach gesendet, als diese einstige Benediktinerabtei in die Hände

---

[1]) Er hieß Heinrich Oland. Bald darauf verließ er das Seminar, ohne Priester geworden zu sein, und starb wenige Jahre später in seiner Heimat zu Eutin.

der Gesellschaft Jesu gekommen war. Dann folgte noch ein vierjähriges Studium der Theologie und am 13. September 1868 wurde er zum Priester geweiht. Späterhin von seinen Oberen mit der Professur des Kirchenrechts in ihrer Ordenslehranstalt betraut und zum Mitarbeiter an den eben gegründeten „Stimmen aus Maria Laach“ besonders für juristische Artikel bestimmt, genoß er nicht lange mehr das stille Glück des Aufenthalts am Laacher See. Wie seine Ordensbrüder trieb auch ihn der Kulturkampf aus seinem deutschen Vaterlande hinaus und er begab sich Ende 1872 nach Ditton Hall in der Nähe von Liverpool in England, später, als seine Kränklichkeit ihn für wissenschaftliche Thätigkeit weniger geeignet erscheinen ließ, nach Bournemouth als Seelsorger in einem Kloster französischer Ordensfrauen. Im Herbst 1875 schickte man ihn nach Tervueren in Belgien, wo sich damals die Redaktion der Laacher Stimmen befand, im Frühjahr 1878, als sein Nervenleiden sich wieder eingefunden, auf zwei Jahre nach Dänemark. Ende September 1880 kam er nach Aalbeck unweit Valkenburg in Holland, wo er unter dem Titel: „Erinnerungen eines alten Lutheraners“ seine Selbstbiographie schrieb, die uns zum Führer diente. Dieselbe hat seitdem schon vier Auflagen erlebt, gewiß eine trostreiche Entschädigung, die er für nicht ausgebliebene Angriffe erfuhr. Ferner schrieb er hier „Kirche und Staat vom Standpunkt des Rechtes aus“ (deutsch und lateinisch), und „Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres mit besonderer Rücksicht auf religiöse Genossenschaften“, 2 Bde. (2. Aufl. 1892.) Noch während er hieran arbeitete, verlegte er seinen Wohnsitz nach Trier, wo er seitdem im Kloster der Barmherzigen Brüder still und zurückgezogen lebt und eine überaus reiche und gesegnete schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Außer zahlreichen Aufsätzen für die Stimmen aus Maria Laach und verschiedenen Beiträgen zu den „katholischen Flugschriften“ der Germania erwähnen wir noch: „Edgar oder Vom Atheismus zur vollen Wahrheit“ (8. Aufl. 1894); „Die Gegner Edgars und ihre Leistungen“ (2. Aufl. 1887); „Meister Breckmann, wie er wieder zum Glauben kam und aufhörte, Socialdemokrat zu sein“ (3. Aufl. 1894); „Winfried oder das sociale Wirken der Kirche“ (4. Aufl. 1895); „Begründung des Glaubens“ (1. Teil: Gottesbeweise und mo-

derner Atheismus, 4. Aufl. 1894; 2. Teil: Das Christentum und seine Gegner; 3. Teil: Katholizismus und Protestantismus, 2. Aufl. 1896); „Sonn- und Festtagslesungen für die gebildete Welt“; „Charakterbilder aus dem Leben der Kirche“; „Kontroverskatechismus“; „Das Glück, katholisch zu sein“; „Das Kirchenjahr. Unterweisungen zur häuslichen Andacht“, 1899, u. a. m.

Gott allein weiß, wie vielen Seelen diese Schriften, deren viele auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden, zur Erkenntnis der religiösen Wahrheit geholfen haben.

Ein Verwandter P. Ludwigs v. Hammerstein, Freiherr Helge v. Hammerstein, wird ebenfalls als Konvertit bezeichnet. Geboren am 18. September 1833, wurde er von seinem Oheim, der österreichischer General war und mit einer katholischen Gräfin Salis in kinderloser Ehe lebte, adoptiert. So wurde Helge katholisch erzogen; der gothaische Kalender bezeichnet ihn als „katholisch seit 1848“. Er war k. k. Kämmerer und Rittmeister, in erster Ehe mit Anna Gräfin zu Stolberg-Stolberg a. d. H. Söder, in zweiter mit Sophie Gräfin zu Stolberg-Stolberg a. d. H. Westheim vermählt und ist am 16. April 1893 auf seinem Gute Sitzenthal bei Loosdorf in Niederösterreich gestorben.

Baronin Elisabeth v. Grotthuß.

Geboren zu Dürben in Kurland am 29. Oktober 1820 und erzogen in Petersburg, wo ihr Vater in russischen Diensten stand, hatte sie das Unglück, einer Augenkrankheit zu verfallen, die allmählich trotz aller ärztlichen Bemühungen zur völligen Erblindung führte. Da sie, wie sie selbst sagt, ihre Augen „abgöttisch liebte", fiel sie in dieser schweren Heimsuchung oft der größten Trostlosigkeit anheim. Gegen Gott murrte sie nicht. Als sie aber eines Tages in der Erwartung ihrer Erblindung ganz verzagt war, warf sie sich auf die Kniee und zum erstenmal flehte sie die heilige Jungfrau an, ihre Fürsprecherin bei ihrem göttlichen Sohne zu werden. Sie fühlte sich getröstet und wiederholt richtete sie ihre Bitten an die Mutter Gottes, bis ihr Bedenken aufstiegen, ob sie damit nicht die Treue gegen ihre Religion verletze, die solche Anrufung Marias und der Heiligen verpöne. Sie unterließ es nun.

Dies trug sich in Dresden zu, wo sie ihrer Augenkrankheit wegen mit ihrer Mutter sich aufhielt. Sie hatte im Verkehr mit frommen Katholiken Interesse für die katholische Kirche mehr und mehr gewonnen, doch lag es ihr ganz fern, an eine Konversion zu denken, durch welche sie sich in Widerspruch mit ihrem Konfirmationsversprechen zu setzen geglaubt hätte. Sie fing sogar an, Latein zu lernen, um die Kirchenväter im Urtext lesen zu können. Andere Protestanten wurden aber besorgt um sie und brachten sie mit einem protestantischen Geistlichen in Verbindung, der ihr „die katholischen Tendenzen heraustreiben" sollte. So wenig seine Unterweisungen auf sie Eindruck machten, gehorchte sie ihm doch, als er verlangte, sie solle

die Muttergottes-Medaille, die ihr eine polnische Dame geschenkt hatte, nicht ferner tragen, noch auch die Heiligen weiter anrufen. Er ängstigte sie auch damit, daß er ihr vorredete, sie werde, falls sie katholisch werde, auf dem Sterbebette arge Gewissensbisse zu erleiden haben. Eine sehr indiskrete Äußerung machte ihn aber endlich unmöglich und er stellte daher selbst die Besuche im Hause der Baronesse ein.

Um diese Zeit lernte sie die Familie Stolberg aus Brauna kennen, die den Winter in Dresden zubrachte. Der Hausgeistliche, Herr Kulas, der später in den Jesuitenorden trat, erteilte den Kindern lateinischen Unterricht und Baronesse Elisabeth nahm an diesem mit großer Freude teil. Das führte aber auch zu religiösen Gesprächen; sie eröffnete ihm ihr Herz, wie unglücklich sie sei, da sie weder katholisch noch protestantisch sich fühle. Weinend rief sie aus: „O, wüßte ich nur, wo die Wahrheit sich befindet!“ Er sagte, sie möge die heilige Jungfrau anrufen und die Wahrheit würde ihr klar werden. Die heilige Jungfrau anrufen? das durfte sie ja nicht und that es auch nicht.

Im Februar 1855 hatte die Mutter das Unglück, auf der Straße zu fallen und sich das linke Bein zu brechen. Mit der Mutter leidend, fühlte sie sich wieder gedrängt, die Fürbitte der heiligen Jungfrau anzurufen, und abermals widerstand sie der Anregung. Einmal versuchte sie doch, das Ave Maria zu beten, allein sie brachte die ihr sonst bekannten Worte nicht zusammen. Da war es ihr, als habe sich Maria, weil sie ja sie so oft verleugnet hatte, von ihr abgewendet. Mit diesem Kummer ging sie zu Bett. Es träumte ihr, ihr Kanarienvogel singe — das Ave Maria. Beim Erwachen wußte sie wieder das Gebet und nun gebrauchte sie es täglich ohne Bedenken.

P. Kulas war nach längerer Abwesenheit wieder nach Dresden zurückgekommen und auf den Wunsch der kranken Baronin kam er in ihr Haus. Elisabeth benützte seine wiederholten Besuche, um ihre Kenntnis von der katholischen Kirche so weit zu vertiefen, daß sie sich mit Hilfe geeigneter Lektüre allein weiter unterrichten konnte. Bald war sie so weit mit sich fertig, daß nur noch der formelle Übertritt zur katholischen Kirche fehlte. Als sie mit ihrer Mutter das böhmische Bad Teplitz besuchte, begab sie sich mit derselben nach Mariaschein und erlangte dort

am 25. Juni — 1855 — endlich das heißersehnte Glück, vor dem Gnadenbild der Mutter Gottes das katholische Glaubensbekenntnis ablegen zu dürfen. Es war P. Prinz S. J., der sie in die Kirche aufnahm und ihr die heiligen Sakramente spendete.

Als späterhin ihre Mutter nach Rußland zurückkehrte, blieb Baronin Elisabeth in Deutschland zurück, zumeist in der Nähe der ihr befreundeten Gräfin Kuefstein, der Gemahlin des damaligen österreichischen Gesandten zu Dresden. Sie folgte auch dieser 1856 nach Wien, wo sie nunmehr bis an ihr Lebensende verblieb.

Mit dem Jahre 1867 trat Elisabeth von Grotthuß als Schriftstellerin auf. Mit Hilfe ihres Sekretärs verfaßte die blinde Dame eine lange Reihe von Novellen und Erzählungen, die in dem Litteratur-Kalender von Keiter (1894) und Kürschner (1895) verzeichnet sind. Als eine ihrer letzten Schriften gab sie 1893 zu Augsburg unter dem Titel „Meine Bekehrung“ die Geschichte ihrer Konversion heraus, aus der wir obige Notizen geschöpft haben. Sie schließt dieselbe mit dem Ausdruck der Freude und des Jubels. Als sie nach ihrer Konversion und ihrer ersten Kommunion in Mariaschein den Wagen zur Abfahrt bestieg, rief sie ganz laut dem Kutscher zu: „Ich habe mein katholisches Glaubensbekenntnis abgelegt, bin katholisch geworden;“ als sie in ihre Wohnung gelangte, rief sie den Personen aus dem Hause entgegen: „Ich bin katholisch!“ „Denselben Jubelruf stieß ich aus,“ erzählt sie weiter, „als ich nach mehreren Wochen bei der Familie Stolberg in Brauna anlangte; und auch jetzt (1893) wiederhole ich glücklich und tiefbewegt: Gott sei ewig gelobt und gepriesen, ich bin katholisch.“

Im Januar 1896 starb sie zu Wien.

In dem folgenden Jahre 1856 konvertierte in Schlesien der

Graf Georg Henckel v. Donnersmarck.

Aus der katholischen Linie dieser uralten Familie stammend, am 8. August 1825 in einer Mischehe geboren, seine Mutter war protestantisch, ward auch Graf Georg (geb. 1825) protestantisch erzogen, studierte die Rechte und übernahm später das väterliche Gut Kaulwitz in Schlesien. Er war in erster Ehe seit dem 9. Oktober 1854 mit der katholischen Gräfin Erna von Frankenberg und Ludwigsdorf vermählt, die er aber schon am 26. Oktober 1855 verlor. Am 22. März 1856 trat er zur katholischen Kirche zurück. Zum zweitenmal trat er in die Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin Eleonora am 18. November 1856. Mit Hinterlassung zweier Töchter und eines Sohnes starb er schon am 23. November 1882. Seine verehrungswürdige Gemahlin folgte ihm am 24. Juni 1898 zu Bad Landeck im Tode nach.

Siegmund Henrici,

ehemaliger protestantischer Pfarrer in Götzenhain.

Der Rücktritt dieses dem strengen Luthertum angehörigen Geistlichen hat seiner Zeit viel Aufsehen gemacht und ist von seinen früheren Glaubensgenossen nicht bald verwunden worden.[1]) Auf unsere Bitte hat uns derselbe über den Gang seiner Entwicklung die folgenden Mitteilungen gemacht.

„Ich bin im Jahre 1823, den 13. August, zu Rimbach im hessischen Odenwalde geboren. Mein Vater war Arzt und seiner Konfession nach Lutheraner; meine Mutter stammte aus einer strengkatholischen Familie.

Meine früheste Jugend anlangend, so waren es für mich immer die glücklichsten Tage, wenn mich meine Mutter in die katholische Kirche nach Mördenbach mitnahm. Da saß ich ganz Auge und Ohr in dem Kirchenstuhle; alles ergriff mich mit wundersamer Gewalt, daß ich kaum zu atmen wagte; aber was hätte ich darum gegeben, wenn ich am Altare bei den Meßdienern hätte knieen dürfen! Ich führe das an, weil diese Kirchgänge nebst den Gebeten meiner Mutter wohl mit zu jenen Mitteln gehört haben mögen, durch welche mich Gott — siebenundzwanzig Jahre später — seiner heiligen Kirche zuführte.

Von meinem achten bis vierzehnten Jahre war ich im Pensionate eines reformierten resp. echt rationalistischen Pfarrers; von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre besuchte ich das im gleichen Geiste geleitete Gymnasium zu Darmstadt; vom Jahre 1841 bis Herbst 1844 saß ich in Gießen zu den Füßen eines Credner, Knobel, Fritzsche, Hillebrand u. a., was Wunder,

---

[1]) Siehe die Schrift des hessischen Pfarrers Baist über das Wormser Lutherdenkmal.

wenn ich als Rationalist vom reinsten Wasser, halb ungläubig — halb irrgläubig, das Seminar zu Friedberg bezog?

Hier aber wurde ich in meiner Theologie mächtig erschüttert, und durch Gottes Erbarmen folgte ein Umschwung zum positiven Christentum. Den ersten Anstoß hierzu gab der Umstand, daß ich als Kandidat dem Volke in der Burgkirche predigen mußte von den Wundern des Sohnes Gottes, welche Wunder mir mehr als zweifelhaft waren, und welcher „Gottessohn" für mich nur einen moralischen Sinn hatte. Das machte mich unruhig, zumal einer meiner damaligen Freunde mir zu verstehen gab, in Friedberg müsse man die Wunder Jesu predigen, das sei einmal so hergebracht. So, ich kann es nicht anders ausdrücken, predigte ich mich in den Glauben an Jesum und seine Wunder hinein, und zu Hilfe kam mir dabei der Umgang mit pietistischen Laien und Kandidaten, welche aus Halle kamen mit mehr oder weniger positiv christlicher Gläubigkeit. Von allen Seiten in die Enge getrieben, machte ich mich an das Studium der Schleiermacherschen Glaubenslehre, las Tag und Nacht pietistische Schriften und — was wohl entscheidend war — fing an, ernstlich zu beten. Ich war Pietist.

So verließ ich nach anderthalb Jahren das Predigerseminar mit dem Zeugnis: „Der christologischen Richtung angehörend", und machte mein Staatsexamen in Darmstadt mit der Note Ia. Um mich zu beschäftigen, übernahm ich mehrere Lehrfächer an einem seiner „gläubigen Färbung" wegen in der lichtfreundlichen Residenz eben nicht sehr beliebten Knabeninstitut, und wurde nebenher der Bruder Redner und Bibelausleger in pietistischen Konventikeln in der Stadt und auf dem Lande. Letzterem Umstande hatte ich es wohl zu danken, daß die Kirchenbehörde mich im Jahre 1847 in die Seelsorge nach Oberhessen berief und als Vikar in Großenlinden anstellte. Allein meines Bleibens war daselbst nicht allzulange. Meine geistesverwandten Freunde, die wie ich um Gießen herum im Amte standen, hatten sich mit mir zum Kampf auf Leben und Tod mit dem Rationalismus verbunden. Volksversammlungen, Konferenzen zu Gießen, Marburg und anderen Orten, Erweckungen in unseren Gemeinden, die Herausgabe eines „lutherischen Kirchenblattes" — das alles war in den Augen des Oberkonsistoriums denn doch zu stark,

und nach einem Kampfe mit dem Herrn Superintendenten zu Gießen wegen des badischen Katechismus erhielt ich ein Dekret als Pfarrverwalter nach meiner nachherigen Pfarrei Götzenhain.

In diese Zeit nun fällt mein Übergang vom Pietismus zum strengen Luthertum. Von diesem letzteren, wie ich es im Umgang mit streng lutherischen Freunden mir angeeignet, und wie es in der v. Harleß herausgegebenen „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ seinen Ausdruck fand, genauer jedoch noch von Rudelbach und Guericke präcisiert wurde und in dem Gemeindewesen der separierten Lutheraner in Nassau und Preußen Fleisch und Blut annahm, ist der Übergang zur katholischen Kirche insofern allerdings leichter, als von dieser Sorte Lutheraner die großen Dogmen des Christentums von der Trinität, der Gottheit Jesu, der Erlösung der Welt durch das Opfer des Gottmenschen, der realen Gegenwart des Erlösers im heiligen Abendmahl, der Bibel als Gottes Wort, geglaubt und ehrlich bekannt werden. Allein auch gerade in dem Umstande, daß Luther aus seinem großen Schiffbruch diese „Hauptartikel“, wie er sie nennt, gerettet und seinen Anhängern treu überliefert hat, liegt die Gefahr, mit eben diesen Hauptartikeln, als zum Seligwerden hinreichend, sich zu begnügen. Dies war auch bei mir der Fall bis zum Jahre 1853. Bis dahin hielt ich das „Lutherische Sion“ für die Kirche, die uralte von „Babel und Rom“ gesonderte Kirche des Herrn, rein wie er, im Wort und heiligen Sakrament. Für diesen Glauben, hätte es sein müssen, wäre ich damals gestorben.

Aber gerade in dieser Zeit vollblütigen Luthertums legte Gott Hand an, um mein Idol zu stürzen und an die Stelle der Menschenkirche seine Gotteskirche zu setzen. Die Übergangszeit vom strengen Luthertum zum Katholizismus fällt in Wirklichkeit in die Jahre 1853—1856.

Wenn Sie mich fragen, was mich in jenen ruhelosen, stürmischen Jahren auf den Gedanken brachte, mich der katholischen Kirche zu nähern, so geschah dies weniger, weil das Oberkonsistorium in seinem rationalistischen Eifer jeden Schritt, den wir thaten, um lutherisches Wesen in Schule und Kirche zur Geltung zu bringen, mit Maßregeln und Rügen beantwortete, als vielmehr, weil in meiner seelsorglichen Thätigkeit jener Gedanke

mir wahrhaft aufgedrängt wurde. Dieses war der Fall, als sogenannte „Erweckte" zu mir kamen, um „Privatbeichte" abzulegen, und in ihrer Gewissensbedrängnis geradezu verlangten: „ich sollte ihnen die Sünden vergeben" und „Gnade" verschaffen, damit sie imstande wären, in Anfechtung und Versuchung zu siegen, da ihr Gebet nicht ausreiche.

Da stand ich nun vor jener brennendsten aller Fragen, die in der Seele eines Prädikanten entstehen kann, vor jener Frage, welche Vilmar auf einer Konferenz uns in das Gewissen geworfen, vor der Frage: „Habe ich die Gewalt, die Sünden zu vergeben? Wer gab sie mir? Wo wurde sie mir rechtskräftig erteilt?" Daß man als Seelsorger diese Gewalt haben müsse, das wurde mir jetzt furchtbar klar; denn wenn man sie nicht hat, so kann man den Seelen nicht helfen, und dann ist alle Seelsorge hohl und eitel und ungenügend. Von da ab dachte ich darauf, selbst einmal zu beichten, und das war nun die nächste Veranlassung, das Bußsakrament der Kirche, „den Beichtstuhl der Römischen", mir genau zu besehen, ob denn hier in Wahrheit zu suchen und zu finden, was mir und anderen vonnöten. Das führte mich bald weiter zu dem Studium der katholischen Glaubenslehre und Moral. Gott allein weiß, was ich damals durchgemacht, aber, und er sei dafür gepriesen! ich kam doch durch und heraus aus diesem Meer voll peinigender Ungewißheiten, Zweifel und Irrtümer. Noch gedenke ich mit Jubel der Zeit, da die Schriften Tertullians, besonders seine Praescriptiones, mir klar machten, daß die römische Kirche die christliche Kirche sei, und ein Irenäus mir diese Wahrheit in das vollste Licht stellte. Wie war ich da auf dem Sprunge, hinzueilen zur glorreichen Kirche von Rom, mit welcher alle übereinstimmen müssen, qui sunt undique fideles!

Mit dem Studium Tertullians und Irenäus' war ich wie von selbst auf den Boden der Tradition gestellt, was mein Urteil über die Kirche der Reformation frei zu machen geeignet war und eine mächtige Einwirkung auf mein Denken und Erkennen ausübte.

Weiter gebracht wurde ich auf dem Wege zur katholischen Kirche durch die nicht mehr zu leugnende Thatsache, daß trotz allen Eifers, trotz der Anwendung aller ordnungsmäßig in der

lutherischen Konfession sich darbietenden Heilsmittel, und trotz aller sonstigen gewöhnlicher und außergewöhnlicher Experimente, zu denen ich in der peinlichsten Ratlosigkeit oft meine Zuflucht nahm, meine Pfarrkinder geradeso wie ich selbst auf dem Wege der Heiligung nicht vorwärts kamen; daß die aus der reinen Lehre Luthers und den von ihm uns überkommenen Sakramenten herausfließenden Wirkungen nicht imstande waren, vor Rückfall in Sünden und Laster zu bewahren und die schreienden Gewissen zur Ruhe zu bringen. Warum beim besten Willen und entschlossenem Ringen und Beten und Glauben und Beicht- und Abendmahlsgängen — dieses Resultat? Fehlt es am Ende doch an jenen Gnaden, welche die katholische Kirche besitzen muß, da es ihr ja gelingt, Heilige zu erziehen? Diese und andere ähnliche Fragen erhoben sich Tag und Nacht in meiner Seele, erfüllten mich mit Angst, Unruhe und schrecklicher Ungewißheit, und ließen sich absolut nicht abfertigen mit jenen landläufigen Trostgründen, wie sie aus der lutherischen Sola-fides-Theorie genommen werden. Wer kann den Schmerz ausreden, welcher die Seele ergreift, wenn sie glaubt, „das Blut Jesu Christi macht rein von allen Sünden“, und das Faktum liegt vor Augen, daß sie unrein ist, und trotz allen Glaubens nicht einmal von schweren Sünden rein! Das ist für einen, der seine Seele wirklich retten will, mit der Zeit nicht zum Aushalten. So war es, Gott sei Dank! tausendmal Dank! mir am Ende unmöglich geworden, mich zu beruhigen angesichts des Zustandes meiner Gemeinde und meines eigenen Herzens. Das half mächtig mit zu meiner Umkehr zur katholischen Kirche: es erschütterte die lutherische Rechtfertigungslehre mit allem, was drum und dran hängt, und das ist nicht mehr und nicht weniger als das ganze Luthertum.

Der dritte Beistand, den mir Gott sandte, um mich zu seiner Kirche zu führen, war, ja, wer sollte es meinen? der Lutheraner aller Lutheraner, der Pastor Löhe im Bayernland. Mit Heißhunger verschlang ich seine Schriften, um mich hieb- und stichfest zu machen gegen alles, was dem strengen Luthertum feind war, ihm Repristination, Gemachtheit und Lebensunfähigkeit vorwarf. Ich studierte diese Schriften, seine „drei Bücher von der Kirche“, seine „Aphorismen über die neutesta-

mentlichen Ämter"; ich nahm seine „Agenda" zur Hand und gebrauchte sie beim Gottesdienst, und wenn ich jetzt auf jene Zeit zurückschaue und die Veränderungen bedenke, welche nach und nach in meinen Anschauungen stattfanden, so bleibt mir nur das Geständnis: Vater Löhe hat mir so viele „romanisierende, katholisierende" Elemente beigebracht, als er bewußt oder unbewußt nur vermochte! Dafür sei ihm heute nochmals Dank gesagt! Seine „Magnete" für die lutherische Kirche, sie thaten an mir die Wirkung, daß ich mich mehr und mehr um die katholische Kirche kümmerte, nach ihrem Wesen mich umschaute, und auf allen mir zu Gebote stehenden Kanälen in ihr Inneres zu dringen bemüht war. Wenn ich Löhe doch nur dankbar mich erweisen könnte dadurch, daß ich ihn mit Hilfe aller Heiligen aus seiner Kirche in die Kirche Gottes hinüberbeten könnte! denn hier, nicht dort ist sein Platz.[1])

In diese Zeiten nun fielen die Missionen der Jesuiten. Die Patres predigten zu Bensheim an der Bergstraße, und in meiner Nähe zu Frankfurt a. M. Alles schrieb über diese „Erz- und Todfeinde des reinen Evangeliums". Ich wollte sie sehen und hören. So ging ich nach Bensheim und hörte den Pater Anderledy über die Barmherzigkeit Gottes predigen. Er nahm seine Worte aus dem göttlichen Herzen Jesu. Ich hörte die Patres in Frankfurt; sie predigten über das Gebet, die Nachfolge Jesu Christi, mit einer Meisterschaft und mit einem Seeleneifer, daß ich überzeugt war: das sind keine Todfeinde des Evangeliums, und wenn sie alle so sind, diese Jesuiten, dann steht nichts im Wege, sie zu lieben. Von meinen Vorurteilen gegen die Söhne Loyolas geheilt, las ich nachträglich das Werk des Professors Buß über den Jesuitenorden und ward dadurch nicht wenig gefördert. Was mir aber ganz besonders weiter half, das war mein Briefwechsel mit dem damaligen Professor der Philosophie am Mainzer Seminar, dem jetzigen Jesuiten P. Wagner, dermalen in Ostindien.[2]) Wir hatten als Studenten

---

[1]) Löhe starb 1872.

[2]) P. Karl Wagner, geb. 1821 zu Mainz, trat 1855 in die Gesellschaft Jesu ein und wurde, da er ein ausgezeichneter Architekt war, 1867 nach Ostindien geschickt, um den Bau eines großen Jesuitenkollegiums zu leiten. Er starb leider schon 1869 in Bombay.

in Gießen die Klinge gemessen, und waren von der Mensur hinweg Arm in Arm als Freunde für immer heimgegangen. Damals hatte ich ihm einen versetzt. Jetzt sollte die Reihe an mich kommen, die Schärfe seines Schwertes zu fühlen. Der neue Kampf war ehrlich und männlich. Obschon ich voll Trotz, aber des Sieges nicht ganz sicher, angriff, hatte ich den besten Willen, zur Ehre Gottes mich von der Wahrheit, aber auch nur von der Wahrheit besiegen zu lassen. So kam es denn, wie Gott gewollt. Ich wurde in aller Liebe und einer mir jetzt verständlichen Ruhe aus allen meinen Positionen hinausgeschlagen. Mein Schwert war immer zu kurz und zu schwach gegenüber seinen langausgeholten wuchtigen Streichen. Als ich endlich in meinem letzten Briefe die Frage stellte: was wohl eine Wohnung in Mainz koste? gab er die etwas triumphierende Antwort, er freue sich über meinen gescheiten, hausbackenen Brief. Der alte Thomas, der die Kirche ansah wie ein Reisender, der hinter jedem Busch einen Räuber wittert, war ziemlich geheilt. Dennoch widerstrebte ich noch und hatte neue Kämpfe zu bestehen mit der Trägheit, mit der Behaglichkeit. Entsetzlicher Wunsch, selbst einen Punkt zu finden, wo die Kirche verwundbar sei, nur um bei den alten, guten lieben Freunden bleiben zu können, und bei den Fleischtöpfen Ägyptens! Daher neues Studium katholischer Schriften, so Möhlers, Klees, Wisemans, Beckedorffs u. a. Alles vergebens. Da sandte mir ein protestantischer Buchhändler aus Frankfurt Perrones Werk: „Der Protestantismus und die Glaubensregel“. Ich hatte das Buch nicht bestellt, aber als ich es gelesen und wieder gelesen, da machte ich es zu mit den Worten: „Ja, der Mann hat recht: Rom oder der Tod!“ Das alles waren Stimmen aus dem Tabernakel: Veni! Veni! Ich aber zögerte, ließ mich zurückhalten von lieben Freunden und menschlichen Rücksichten, obschon ich mehr und mehr von Unruhe gequält ward, bis Gott selbst mir aus meiner Not half. Ich lag todkrank am Nervenfieber danieder, das ich mir am Krankenbette meiner Pfarrkinder geholt hatte. Da wollte der Arzt mich aufgeben, wenn kein Schweiß käme. Ich hörte das. Will sehen, sagte ich zu mir, ob es mit der Fürbitte Marias so ist, wie die katholische Kirche lehrt, ob sie die „Helferin der Christen“, ob sie im Himmel

mich hört, wenn ich sie anrufe auf Erden. So fing ich denn an, das Ave Maria zu beten! Und ich hatte es dreimal kaum gebetet, als sich ein Schweiß einstellte, so gewaltig, daß ich wie im Wasser gebadet war, und meine Genesung sofort begann. Von da an kam kein Zweifel mehr in mein Herz über die Gebenedeite unter den Weibern. Eines Tages hatte ich in der Abendstunde mit meinem seligen Mütterlein den Rosenkranz gebetet. Meine Mutter betete vor, und ich sprach das: „Heilige Maria, Mutter Gottes! bitte für uns arme Sünder ꝛc.“ Als der Rosenkranz beendet, erklärte ich meiner Mutter, daß es nun Zeit sei, mein Amt niederzulegen. Sie war es zufrieden. Ich schrieb nach Mainz an den Domkapitular Dr. Heinrich, an welchen mich Wagner vor seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu gewiesen. Die Antwort lautete: „Es ist Zeit! Veni!“ Sofort legte ich meine schriftliche Erklärung bezüglich meines Rücktrittes von meinem Amte in die Hände meines damaligen Dekans. Der mir wohlgesinnte Mann gab mir traurig, aber mich begreifend, die Hand. Am folgenden Tage, dem Kreuzerhöhungsfeste des Jahres 1856, hielt ich meine letzte Predigt, und gab meiner Gemeinde die Gründe an, welche mich bestimmten, das Amt eines Pfarrers in der protestantischen Landeskirche niederzulegen. Lautes Weinen der Pfarrkinder unterbrach mich, und als nun gar am Abend die alten Leute kamen mit den kleinen Kindern an der Hand, und mich zu bleiben baten, „sie wollten ja alles glauben, was ich ihnen predige“, da wäre ich sicher geblieben, wäre es möglich gewesen. Ich erhielt die erbetene Entlassung, zog nun mit meiner Mutter nach Mainz, wo ich im Oktober 1856 in die katholische Kirche aufgenommen ward. Nachdem ich das Seminar besucht, erhielt ich im Dezember 1857 die Priesterweihe, und war nun da, wo Herz und Geist fanden, wessen sie begehrten! wo ich meine Seele retten konnte, als ein Kind und Priester der Kirche Gottes.“

Herr Henrici veröffentlichte nach seiner Konversion eine kleine Schrift,[1]) in welcher er seinen früheren Glaubensgenossen die Gründe auseinandersetzte, die ihn bewogen, aus dem Prote-

[1]) Offenes Sendschreiben an seine protestantischen Freunde von Siegmund Henrici, 2. Aufl., Mainz bei Kirchheim 1857.

stantismus auszuscheiden. Wir glauben, auf dieselben nicht eingehen zu sollen, da sie im wesentlichen nichts Neues bieten. Doch ergiebt sich daraus, daß auch er dem gewöhnlichen Konvertitenschicksal nicht entgangen ist. Er sagt: „. . . Nicht Rom treibt mich zum Schreiben. Aber wer sonst? Ihr, meine protestantischen Freunde, seid es selbst. Vor und nach meiner Heimkehr in Jesu Christi Kirche hattet ihr die Freundlichkeit, mich in zahlreichen Zuschriften vor diesem Schritte zu warnen und mir Vorsicht anzuraten. Diese Briefe will ich, soweit ich kann, in diesem offenen Sendschreiben beantworten . . . Euere Briefe nun sind Kinder sehr verschiedener Geister und Stimmungen. Ungleichartig ist deshalb auch ihr Inhalt und Gehalt. Doch lassen sich dieselben in zwei Hälften teilen. In den Briefen der einen Hälfte redet eine böse, bittere Liebe mit mir. In diesen Briefen wird Gericht über mich gehalten. Ich werde nach kurzem Prozeß zur Hölle verdammt, indem man meinem Schritte so ziemlich die schlechtesten Beweggründe unterschiebt. Da schreiben die einen, ich sei aus „teuflischem Hochmut" katholisch geworden. Die anderen lassen mich „aus der evangelischen Einfalt gefallen" sein, und drohen mir mit dem „Mühlsteine", weil ich der „Gemeinde der Heiligen" und den „Schwachgläubigen" Ärgernis gäbe. Drittens belastet ihr mich mit „Verachtung des guten Hirten, weil ich die Stimme meiner bisherigen Brüder im Glauben nicht beachte". Viertens wird hier behauptet, „der Satan habe mich bezaubert, daß ich der Wahrheit nicht gehorche". Die Fünften schelten mich einen „Meineidigen", und schreiben mir gar, sie wollten den Herrn bitten, daß er mir Tag und Nacht keine Ruhe ließe, wie Kain u. s. w. Nun, ich werde diese Ausfälle auf meine Person in aller Stille hinnehmen und kein Wort erwidern. Ich bin ja, wie ihr wisset, an derlei Behandlung so ziemlich gewöhnt worden in Tagen, da ich es mit Gegnern zu thun hatte . . . Die andere Hälfte der von trauter Freundeshand mir zugekommenen Briefe sind der Erguß liebender Herzen, die voll rührender Sorge um mich sind, weil sie fürchten, ich könnte später in Gewissesnot kommen, da ich nicht finden würde, was ich suchte; und die, wenn sie auch meinen Schritt nicht billigen, mir doch das alte Zutrauen schenken, daß ich, was ich gethan, aus Überzeugung gethan."

Nicht diese Ausfälle gegen sich will er in seiner Schrift widerlegen. „Die Dinge verschlagen nichts. Andere sind es. Einmal nämlich ist mir aus eueren Briefen die vollste Überzeugung erwachsen, daß ihr nicht wisset, nicht ahnet, welch drohender Gefahr ihr im Protestantismus ausgesetzt seid. Denn wenn ihr den wahren Zustand euerer religiösen Genossenschaft einer rücksichtslosen Prüfung unterworfen hättet; wenn ihr im Angesichte Gottes an den Probiersteinen des Heiligtums das, was ihr euere Kirche nennt, streichet: sicher, dann müsset ihr meinen Austritt aus derselben mehr als „erklärlich“ finden. So aber sehet ihr den verderbenschwangeren, gottwidrigen Zustand eueres Standortes noch nicht, oder doch noch nicht so, wie er in der That ist. Deshalb nur könnet ihr mir vorwerfen, ich hätte mit meinem Austritt ein „Unrecht“ oder ein „Ärgernis“ begangen; meinet ihr, meine Gründe, welche mich zum Ausscheiden bestimmten, seien sicherlich „ungenügende“; und könnet wähnen, ich würde bald eine „Jugendverirrung“ zu bereuen haben. Dies in das Auge gefaßt, ist es vorerst meine Pflicht, in kürzester Weise euch kundzuthun, was mich bewogen hat, aus dem Protestantismus auszuscheiden, und was mit einem Male dieses Ausscheiden mir so gewaltig zur Gewissenssache machte, daß ich ohne die schwerste Versündigung weder Prediger noch Mitglied des Protestantismus mehr sein und bleiben konnte. Gott gebe, daß ich es zum Segen thue.“

Herr Henrici ist als katholischer Pfarrer zu Ebersheim in Hessen am 21. Oktober 1884 gestorben. 1867 gab er zu Mainz „Sieben Fastenpredigten“ heraus.

Adolf Mussafia,[1])

Professor der romanischen Philologie an der Universität zu Wien.

Ein Sohn des Rabbiners J. A. Mussafia in Spalato, geboren daselbst am 15. Februar 1834, besuchte Adolf das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1852 die Universität Wien, um daselbst Medizin zu studieren. Doch beschäftigte er sich vielmehr mit den romanischen Sprachen und deren Litteratur, für die er frühzeitig ein besonderes Interesse hegte. Im Jahre 1855/56 unterrichtete er die Gymnasial-Lehramtskandidaten, die später an kaiserlichen Lehranstalten in italienischer Sprache thätig sein sollten, in italienischer Sprache und Litteratur. Auch docierte er schon damals im Auftrage des Ministeriums an der Universität, allerdings ohne Honorar. Um diese Zeit scheint Mussafia zur katholischen Kirche übergetreten zu sein. Im November 1860 ward er zum außerordentlichen, im Mai 1867 zum ordentlichen Professor der romanischen Philologie an der Wiener Universität ernannt, und damit war die erste Lehrkanzel dieser Art in Österreich errichtet. Gleichzeitig erhielt er eine Anstellung bei der Kaiserlichen Hofbibliothek, und wurde 1867 von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitgliede der philosophisch-historischen Klasse erwählt. Außerdem wurde er Mitglied der Königlichen Kommission zur Herausgabe altitalienischer Handschriften zu Bologna, sowie Mitglied des Vorstandes der Dante-Gesellschaft.

Mussafia ist ein außerordentlich fleißiger und produktiver Schriftsteller. Die Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie

---

[1]) Siehe Konstantin von Wurzbachs Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich, Bd. 19, S. 475.

enthalten zahlreiche Abhandlungen von ihm, desgleichen das „Jahrbuch für romanische und englische Litteratur", sowie zahlreiche andere Zeitschriften und Journale; die meisten davon sind auch in Sonderabdrücken erschienen, wie die „Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprache (1862)"; „Zu den altfranzösischen Gedichten der Markusbibliothek in Venedig (1863)"; „Monumenti antichi di dialetti italiani (1864)"; „Altfranzösische Gedichte aus venetianischen Handschriften (1864)"; „Beiträge zur Kreszentiasage (1866)"; „Beiträge zur Litteratur der sieben weisen Meister (1868)"; „Darstellung des Altmailändischen nach Bonvesin (1868)"; „Beiträge zur Kunde der norditalischen Mundarten im 15. Jahrhundert (1873)"; „die katalonische metrische Version der sieben weisen Meister 1876 u. s. w." Aus neuerer Zeit: „Altfranzösische Prosalegenden [mit Gartner] (1895)"; „Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden (1898)". Von seiner „Italienischen Sprachlehre" in Regeln und Beispielen erschien 1895 bereits die 24. Auflage.

Mussafia ist k. k. Hofrat und ist noch (1899) thätig im akademischen Lehramt.

Gustav Thomas,

Theologe.

Einer handschriftlichen Selbstbiographie des Konvertiten entnehmen wir folgendes: „Ich bin zu Comadswaldau, Kreis Trebnitz, wo mein Vater Lehrer und Kantor war, am 11. Januar 1833 geboren. Als mein Vater wegen seines Augenleidens nach vierzigjähriger Thätigkeit auf sein Lehramt verzichtete, zogen wir 1840 nach Hundsfeld bei Breslau. Nachdem ich hier drei Jahre die Elementarschule besucht hatte, wurde ich zugleich mit einem Vetter für zwei Jahre dem protestantischen Pastor Schroeder zu Kaiserswalden im Regierungsbezirk Liegnitz zur Erziehung übergeben. Dieser mein nunmehriger Lehrer war ein Rationalist, schwur auf Ronge und bemühte sich, auch mir seine verkehrten Ansichten beizubringen und mich mit Haß gegen die katholische Kirche zu erfüllen. Doch wie groß die Barmherzigkeit Gottes ist und wie wahr es ist, daß Gott keinen der Seinigen verloren gehen läßt, dafür bin ich selbst ein Beispiel. Als ich zwölf Jahre alt in das Maria-Magdalena-Gymnasium zu Breslau eintrat, wurde ich der Pflege einer frommen katholischen Frau anvertraut. Wenn dieselbe am Sonntag die Predigt gehört hatte, pflegte sie mit mir über das Gehörte zu disputieren und bemühte sich, mir zu beweisen, in welch großem Irrtum sich Ronge befinde. Eingedenk der von Pastor Schroeder empfangenen Belehrung verhielt ich mich ihren Worten gegenüber durchaus ablehnend, als ich aber sah, wie diese Frau im Vertrauen auf Gott die heftigsten körperlichen Schmerzen mit größter Geduld ertrug und wie sie für alle Menschen jedes

Glaubens, mit denen sie verkehrte, so große Liebe hatte, wie ich sie unter Protestanten nicht gefunden, erwachte doch in mir das Verlangen, eine genauere Kenntnis von der Religion zu erlangen, gegen welche mir von Kindheit auf eine gewisse Verachtung oder vielmehr Haß beigebracht worden war. Ich begann nun auch die Kathedrale zu besuchen und den Predigten des Domprediger Förster beizuwohnen, so daß meine Eltern, als sie davon Kenntnis erhielten, sehr ungehalten waren, mich der Obhut einer streng lutherischen Familie übergaben und mir den Umgang mit jener katholischen Frau untersagten. Da ich aber doch nicht aufhörte, mich mit dem Forschen nach Wahrheit abzumühen, drohte mir mein Vater, er werde mich zu einem Handwerker geben, wenn ich nicht aufhörte, über Dinge zu grübeln, die ich doch noch nicht verstehen könnte. Dies erschreckte mich und um den Eltern den schuldigen Gehorsam zu leisten, nahm ich mir vor, nun mit dem größten Fleiß mich dem Gymnasialstudium hinzugeben. Was meinem Vater im Leben Sorge bereitet hatte, drückte ihn auch noch im Sterben, so daß er die Mutter wiederholt beschwor, doch niemals zuzugeben, daß ich vom lutherischen Glauben abfiele. Das merkte sich meine Mutter so wohl, daß, so oft ich sie bat, doch mir nicht zu verwehren, die Religion offen zu bekennen, der ich bereits ganz ergeben war, sie mich der größten Impietät gegen den Vater beschuldigte. Wenn auch dieses mich nicht weiter ängstigte, so war es mir doch nicht gleichgültig, daß meine Mutter, so oft ich ihr erklärte, ich sei überzeugt, daß außer der Kirche kein Heil sei, immer auf mehrere Tage erkrankte.

1853 bezog ich nach bestandenem Abiturientenexamen die Universität Breslau und wurde bei der evangelisch-theologischen Fakultät inskribiert. Obschon ich durch zwei Jahre die theologischen Vorlesungen fleißig besuchte, wurden doch die Zweifel, die mich von Kindheit auf beschäftigt hatten, nicht beseitigt, vielmehr, da nicht selten die Professoren gerade in den wichtigsten Dingen einander widersprachen und der eine lehrte, was der andere verwarf, noch vermehrt. Ja, mit Ausnahme des Alten Testamentes wurden mir die theologischen Disciplinen völlig verleidet, so daß ich mich ganz auf das Studium der orientalischen Wissenschaften warf. Einige Freunde, denen ich

mitteilte, wie ich im theologischen Studium das Glück und den Frieden nicht finden könne, den ich nötig hätte, rieten mir nach Halle zu gehen, um dort bei Professor Müller seine sehr gerühmten dogmatischen Vorlesungen zu hören. So ging ich 1855 (zum Winter) nach Halle, aber bald folgte der hohen Meinung, die ich von diesem Professor hatte, die Enttäuschung. Er suchte die Lehren der Lutheraner und der Reformierten zu vereinigen und so war seine Dogmatik weder lutherisch noch reformiert; die Lehren der katholischen Kirche behandelte er nur verächtlich, brachte jedoch gegen sie weder aus der Heiligen Schrift noch aus der Kirchengeschichte geschöpfte Gründe vor. In jener Zeit machte Döllingers Werk: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen" auf mich einen tiefen Eindruck. Als ich einiges hieraus meinen Commilitonen mitteilte und diese nichts gegen die Wahrheit von Döllingers Mitteilungeu vorzubringen wußten, wandten sie sich an den berühmten Professor Tholuck, der das Neue Testament interpretierte mit der Bitte, ihnen Argumente an die Hand zu geben. Tholuck mahnte mich, ihm meine Zweifel auseinanderzusetzen. Aber die Disputationen, die ich ofmals mit ihm auf Spaziergängen hatte, bekräftigten nur meine Überzeugung, daß der Protestantismus die wahre Religion nicht sei.

Darum kehrte ich 1856 nach Breslau zurück und überzeugt, man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen, bat ich den Professor Dr. Reinkens, mich in die katholische Kirche aufzunehmen. Derselbe unterrichtete mich nach dem Grundsatze: „Keine Liebe zur Religion ohne Erkenntnis" zunächst über die Punkte, welche mir noch Schwierigkeiten machten und schrieb mir vor, wie ich in Zukunft mein Leben einrichten müsse. Hierauf legte ich in der Domkirche das Glaubensbekenntnis ab. Diesem Manne muß ich es insbesondere danken, daß ich die so lange gesuchte Ruhe des Geistes endlich gefunden habe."

Thomas ließ sich nun am 18. Oktober 1856 bei der katholisch-theologischen Fakultät inskribieren und studierte bei derselben noch durch vier Semester. Im September 1858 trat er in das Klerikalseminar zu Breslau und empfing am 2. Juli 1859 die Priesterweihe. Er wurde in der Seelsorge als Kaplan in Schwiebus, Greiffenberg und Liebenthal angestellt, 1872 als

Pfarrer in Spandau investiert und 1882 von da auf seinen Wunsch nach Groß-Nossen, Kreis Münsterberg, versetzt, wo er am 25. April 1892 gestorben ist.

Über sein in die schwerste Kulturkampfzeit fallendes Wirken zu Spandau siehe F. Kohstall, Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde zu Spandau. Berlin 1898, S. 70 f.

Albert Dieffenbach,

Pfarrverwalter zu Vietzenbach in Hessen.

Albert Dieffenbach war zu Friedberg in der Wetterau etwa um das Jahr 1832 geboren. Sein Vater Johann Philipp Dieffenbach war damals (1832) Rektor der „Augustinerschule" zu Friedberg. Nach deren 1836 erfolgten Auflösung übernahm er die Leitung der sogenannten „Musterschule" in Friedberg und 1849 die Direktion der neugegründeten Realschule, die er bis zu seinem Tode am 25. Oktober 1860 behielt. Er war ein Freund lokalgeschichtlicher Forschungen; in religiöser Hinsicht war er durch und durch Rationalist, was ihn jedoch nicht abhielt, seinen Sohn Theologie studieren zu lassen. Derselbe machte seine Studien zu Gießen und im Predigerseminar seiner Vaterstadt, ward nach bestandenem Staatsexamen eine Zeit lang Vikar bei einem Pfarrer in Oberhessen und kam dann als Pfarrverwalter nach Vietzenbach in der Provinz Starkenburg. Nicht lange jedoch blieb er in dieser Stellung, schon 1856 schied er aus derselben, um sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Ein genauer Freund Dieffenbachs, der in dessen Nachbarschaft damals als protestantischer Geistlicher wirkte und sich fast gleichzeitig mit diesem der katholischen Kirche zuwendete, schreibt über ihn: „Eine hohe, kräftige Gestalt, mit blauen Augen, aus denen Gutmütigkeit herausschaute, die aber auch Blitze schleuderten; in seiner Sprachweise derb, aber offen und ohne Falsch; eine reich begabte Natur, aber ungezähmt, voll Mut und Entschlossenheit — so war Dieffenbach, als ich ihn 1855 kennen lernte. Er sprach sich gegen mich als „Lutheraner" aus, der von Rationalismus und Unionsdoktrin nichts wissen

wollte. Darüber freute ich mich natürlich, allein da ich zu jener Zeit schon stark „romanisierte", sah ich mich bald mit meinem nachbarlichen Herrn Amtsbruder in Disputationen verwickelt, die sich um Kirche, Amtsgewalt, Rechtfertigung und die Heiligen drehten, unseren freundschaftlichen Umgang jedoch nicht störten; ein gutes Omen, daß auf einen ehrlichen Streit ein fröhlicher Sieg kommen werde. So war es auch. D. wurde in seinem Protestantismus und Lutheranismus erschüttert, und begab sich an das Studium katholischer Werke, und zwar mit einer Energie und mit einem Erfolge, die staunenswert waren. Tertullian wurde der Mann seiner Verehrung und Liebe. Die Werke Wisemans ergriffen ihn mächtig. Dabei betete er zu Gott um Gnade unter Thränen, die ich über seine Wangen herabstürzen sah. Als er einstmals zu Frankfurt den verstorbenen Beda Weber gesprochen, und dieser originelle, schlagfertige Soldat der Kirche in seiner biderben Art ihm klar gemacht hatte, daß die sogenannte protestantische Kirche absolut keine Kirche, sondern „ein Ameisenhaufen voll Widersprüche und aller nur möglichen häretischen Meinungen" sei, da kam D. zu mir und erklärte mit aller Bestimmtheit: „Ich werde jetzt katholisch!" Gesagt — gethan. Er ließ sich von mir, dem Zaudernden, nicht zurückhalten, ging nach Mainz und konvertierte daselbst (1856).

„Er that wohl daran, denn Gott läßt sich nicht immer finden, wenn und wo die Leichtgläubigen es wähnen. Welche Freude jubelten seine Briefe, die er von Mainz an mich schrieb. Ja, er hatte gefunden, was er suchte — Frieden für sein armes Herz, Frieden mit Gott. Und wenn gallsüchtige, skandalliebende Skribler des Protestantismus die Frage stellen, was wohl Albert Dieffenbach bewogen hätte, aus der hessischen Landeskirche in die katholische Kirche zu treten, so kann ihnen mit bestem Gewissen die Antwort gegeben werden, daß ihn vor allem sein glühendes Verlangen nach der Absolution der Kirche Gottes zuführte. Ja, als er bei ernster, tiefer Einkehr in seine Seele die Beschaffenheit seines Herzens erkannte, erkannte, was zur Rettung seiner Seele jetzt absolut geschehen mußte, da brach er alle Bande, die ihn umschlungen hielten und zurückhalten wollten, und eilte in jene Kirche, welche in Wahrheit die Sünder mit Gott versöhnen kann, und imstande ist, jene Gnaden zu

verleihen, die man eben haben muß, um nicht mehr in das alte knechtische Joch zurückzusinken.

„Nun trat an Dieffenbach die Notwendigkeit heran, einen Beruf zu erwählen. Das war eine für meinen verstorbenen Freund sehr ernste Sache, welche ihm viele Sorgen machte. Priester zu werden hatte er wohl Neigung, und wäre er es geworden, so waren viele Verlegenheiten beseitigt. Aber Dieffenbach war ein ehrlicher, redlicher Mann, und als er nach ernster Prüfung erkannte, daß er nicht mit ganzem Herzen einen Stand wählen könnte, in welchem die evangelischen Räte zur Geltung kommen müssen — da war auch sein Entschluß bald gefaßt. Er ging abermals auf die Universität Gießen, und studierte nun Medizin. In drei Jahren war er so weit, daß er zum Doktor promoviert werden konnte. Er wurde nun Militärarzt, starb aber schon nach wenigen Jahren 1865 zu Worms, wohlversehen mit den heiligen Sakramenten. So war ihm die Hauptaufgabe seines Lebens geglückt und er hatte seine Seele gerettet. Deo gratias!“

Dr. Wilhelm Martens,

Docent an der Universität zu Berlin.

„Herr Dr. Wilhelm Martens, Regens des Klerikalseminars von Pelplin (Diöcese Kulm in Westpreußen), a. D., gegenwärtig in Klosterwald bei Ottobeuren (Bayern)," hat seine autobiographische Konversionsgeschichte für die Konvertitenbilder freundlichst zur Verfügung gestellt.

„Geboren wurde ich am 30. Januar 1831 in Danzig. Mein Vater damals Justizkommissarius, starb 1877 als Geh. Justizrat; meine Mutter, geborene v. Groddeck lebte bis zum Jahre 1860.

Der in den niederen und mittleren Klassen des protestantischen Gymnasiums meiner Vaterstadt erteilte Religionsunterricht war weder ansprechend noch eindringlich: von einer pastoralen Einwirkung des Religionslehrers, etwa zum Behufe der Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste zeigte sich nicht die geringste Spur. Als ich im Jahre 1845 in die Sekunda versetzt wurde, glaubte ich bereits nicht mehr an die geoffenbarten Grundlehren des Christentums. Zu einem solchen Abfall wirkte mit der damalige Ronge-Schwindel, während dessen nicht nur die katholische Kirche mit Spott und Hohn überhäuft wurde, sondern auch die Negation übernatürlicher Glaubenswahrheiten überhaupt zum guten Ton gehörte. Ein Teil meiner Mitschüler schwärmte für Heine und dessen Unglauben: und wenn ich auch selbst nie ein specieller Verehrer von Heine gewesen bin und wenig von seinen Schriften las, so war es mir doch ganz bequem, in den Ton meiner Bekannten einzustimmen;

wir waren einig darüber, daß jeder positive Kirchenglaube als verrotteter Kram zu verwerfen sei. Seitdem besuchte ich den protestantischen Gottesdienst nicht, während ich früher von Zeit zu Zeit mit meiner unvergeßlichen Mutter den Predigten des Konsistorialrats Dr. Bresler († 1860) in der St. Marienkirche beigewohnt hatte.

So war ich in der Periode des beginnenden Jünglingsalters ohne festen religiös-sittlichen Halt. Zu meinem Heile fesselte mich aber eine gnädige Fügung an die Poesien Josephs v. Eichendorff. Der gemütvolle Ton und die lieblichen Naturschilderungen des Dichters machten auf mein Herz einen sehr wohlthuenden Eindruck. Ich bekenne gern, daß Eichendorff meinem Gemüte damals eine bessere Richtung gegeben hat: aus Dankbarkeit gegen ihn habe ich später bei der Firmung den Namen Joseph angenommen. Die Erwägung nun, daß mein Lieblingsdichter katholisch, und zwar ein eifriger und konsequenter Katholik sei, stimmte mich milder gegen die katholische Kirche (wie auch die ersten Schritte Pius IX. von mir mit Begeisterung aufgenommen wurden). Und wenn ich auch im jugendlich-thörichten Übermut meinte, daß ein „starker Geist" nicht an einem beschränkten Konfessionsglauben haften dürfe, so entwickelte sich doch unvermerkt aus jener poetischen Stimmung eine Vorliebe für katholische Institute und Kultusformen. Die Gedichte v. Eichendorff in der Tasche, habe ich öfters allein die Umgebung Danzigs durchstreift; als ich erfuhr, daß in der Pfarrkirche zu Oliva zum Vespergottesdienst ein Kirchenlied meines teuren Eichendorff („o Maria, meine Liebe") gesungen würde, betrat ich an manchem Sonntagnachmittag das schöne Gotteshaus.

Während ich mich in einer solchen Gemütsverfassung befand, nahm ich teil an dem Unterricht, der auf die sogenannte Konfirmation oder Einsegnung vorbereiten sollte. Der damalige Diakonus, später Archidiakonus an der Sankt Marienkirche, Dr. Höpfner († 1868), ein Mann, dessen ich stets mit Hochachtung und Liebe eingedenk sein werde, gab sich alle Mühe, uns Konfirmanden die „evangelischen" Lehren lieb und wert zu machen. Ich nehme aber keinen Anstand, zu versichern, daß jener Unterricht auf mich keinen Einfluß gewinnen konnte. Die

Digitized by Google

geheimnisvollen christlichen Grundwahrheiten waren einerseits für mich ein überwundener Standpunkt: andererseits mißfiel mir die fortgesetzte Polemik gegen die katholische Kirche. Bei mir selbst dachte ich dann wohl: „so schlimm, wie der Prediger sagt, wird es mit der katholischen Kirche, in der ein Mann wie Eichendorff sich glücklich fühlt, wohl nicht stehen. Und mag die katholische Kirche auch manche Irrtümer und Schroffheiten haben, wie armselig und kahl ist der protestantische Gottesdienst gegen die Schönheit und Fülle der katholischen Kultusformen!" Kein Wunder, daß ich bei solchen Gefühlen mich an der Konfirmations- und ersten Abendmahlsfeier nicht nur nicht erbaute, sondern bei diesen Akten geradezu inneren Widerwillen empfand.

Im Frühjahre 1849 bestand ich das Abiturientenexamen und bezog die Universität Berlin, um Jura zu studieren. In der großen Stadt fühlte ich mich, getrennt von den Eltern und Verwandten, oft recht einsam: so kam es, daß sich zuweilen die Sehnsucht nach einem Verkehr mit Gott regte. Das Gebet, welches ich schon lange ganz unterlassen hatte, übte ich wieder, namentlich des Morgens und des Abends, auch bediente ich mich dabei des Kreuzzeichens, weil mir diese Form angemessen und würdig zu sein schien. Von Berlin begab ich mich nach Bonn. Am Rhein hätte ich Gelegenheit gehabt, den katholischen Glauben genauer kennen zu lernen, aber meine damalige Disposition war für religiöse Eindrücke nicht besonders zugänglich. Eine studentische Verbindung nahm mein Interesse vollständig in Anspruch. Obwohl in der betreffenden Societät recht brave und liebenswürdige Jünglinge sich befanden, so gedenke ich doch nicht gern mehr an die Bonner Erlebnisse, weil ich von Ostern 1850 bis Ostern 1851 mit der Zeit und mit dem Gelde oft sträflich umgegangen bin. Nicht ohne Mühe riß ich mich von dem Studententreiben los und siedelte Ostern 1851 nach Halle über, um in stiller Zurückgezogenheit den Disciplinen der Rechtswissenschaft obzuliegen. In Halle erhielt meine Abneigung gegen die specifisch-protestantische Orthodoxie, welche sich seit dem Konfirmationsunterrichte festgesetzt hatte, neue Nahrung. Ich sah auf die Professoren Tholuck, Julius Müller, Guericke u. a. wegen ihrer theologischen Richtung mit Geringschätzung herab, und hob im Umgange mit Studierenden meine Aufgeklärtheit in reli-

giösen Dingen sehr scharf hervor. Dagegen imponierte mir der konsequent ausgebildete Organismus der katholischen Hierarchie, den mir die kirchenrechtlichen Lektionen des Professors Wasserschleben zur Anschauung brachten, während die gediegenen, oft freilich mit Bitterkeit versetzten Vorträge des Professors Pernice über öffentliches Recht mich überzeugten, daß der vulgäre politische Liberalismus haltlos sei. Ich verließ Halle Ostern 1852 als Doktor beider Rechte mit konservativen politischen Tendenzen und mit Achtung gegen den Geist, der die katholische Kirchenverfassung gegründet und ausgebildet hatte.

Die nächsten Jahre (Ostern 1852 bis Michaelis 1854) benutzte ich in Danzig dazu, um mich auf die künftige Doktion der Rechtswissenschaft an einer Universität vorzubereiten. Mit den Meinigen geriet ich wegen des beginnenden strengeren Konservativismus bisweilen in Kollision, auch urgierten sie, daß ich alles Katholische mit zu großer Nachsicht, ja Parteilichkeit beurteile. In der That, ich wollte konservativ sein und der katholischen Kirche gerecht werden; aber noch immer fehlte mir die positive christliche Grundanschauung. Je mehr mich aber das flache Raisonnement, welches man so häufig in socialen Zirkeln über konfessionelle Angelegenheiten vernimmt, anwiderte, desto mehr wurde es mir Bedürfnis, meinem Hin- und Herschwanken ein Ende zu machen. Ich nahm die Bibel, die ich jahrelang keines Blickes gewürdigt, wieder zur Hand, und las das Neue Testament mit großer Befriedigung. Die biblischen Lehren erschienen mir völlig annehmbar und auch an den Wundern nahm ich keinen Anstoß. Als ich darauf Michaelis 1854 Danzig verließ, um mich in Berlin zu habilitieren, war ich bereits vollkommen von den Grundwahrheiten des Christentums überzeugt, hatte auch in der letzten Zeit schon wieder an Seite meiner geliebten Mutter einige Predigten in der St. Marienkirche angehört.

In Berlin wurde ich, wie ich aufrichtig versichern kann, ein eifriger und regelmäßiger Kirchengänger; nicht bloß am Sonntagsgottesdienst nahm ich teil, sondern wohnte auch öfters Bibelstunden bei, welche an Wochentagen abgehalten wurden. Mit Freuden bekenne ich, daß mir damals die Kanzelvorträge der General-Superintendenten Hoffmann und Büchsel und der Domprediger Snethlage und v. Hengstenberg, sowie die Bibel-

erklärungen der Prediger Müllensiefen und Kober wohlgethan und nicht selten zur Erbauung gereicht haben. Um kundzugeben, daß ich auf die kirchliche Gemeinschaft Wert lege, empfing ich im Berliner Dome einigemal das Abendmahl. Aber nicht lange sollte ich mich eines ruhigen Besitzes religiöser Erkenntnis erfreuen; äußere Verhältnisse traten an mich heran und geboten mir, meinem allgemein-gläubigen Standpunkte eine schärfere konfessionelle Begrenzung zu geben. Im Jahre 1855 entbrannte der Streit zwischen Bunsen und Stahl über das Wesen und die Form der Kirche; die „Zeichen der Zeit" waren das Signal zu einem heftigen und erbitterten Federkriege zwischen den orthodox-symbolischen und liberal-rationalistischen Richtungen des Protestantismus. Diese litterarischen Kämpfe berührten mich, der ich vor kurzem erst zum Glauben an die Trinität und Gottheit Christi gelangt war, sehr unangenehm: in der Sache selbst neigte ich mehr zu Stahl hin; denn mit dem Rationalismus wollte ich schlechterdings nichts zu schaffen haben. Die damals in der Presse erörterten Fragen über Kirchenverfassung und Kirchenzucht beschäftigten mich immer mehr, ich konnte mir nicht verhehlen, daß mein Interesse für das Römische Recht, welches ich seit Ostern 1855 als Privatdocent an der Universität tradierte, abnahm. Mein Entschluß war gefaßt. Ich wollte mich dem Kirchenrecht widmen, zunächst, um in den Wirren der damaligen Kämpfe einen festen Boden zu gewinnen, dann aber auch, um der Richtung, die sich mir wissenschaftlich als die berechtigte dargestellt haben würde, mit allen Kräften zu dienen. Etwa im Frühjahre 1856 wandte ich mich an den Professor und Oberkonsistorialrat Richter und machte ihn mit meinem Vorhaben, das Kirchenrecht speciell zu traktieren, bekannt. Da Richter nicht mehr zu den Lebenden gehört, so darf ich mich über das, was damals zwischen uns vorging, ganz offen und unbefangen äußern. Richter konnte nicht umhin, mir anzudeuten, daß ich mich bei dem Studium des protestantischen Kirchenrechts auf ein dorniges Gebiet begebe. „Sie haben," sagte er, „die Wahl zwischen zwei sich schroff gegenüberstehenden Standpunkten, dem Stahlschen und dem, welchen ich vertrete." Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, sondern bat ihn bei einem späteren Besuche, mir bei der Feststellung

eines kanonistischen Themas mit seinem Rate behilflich zu sein. Als ich dabei die Frage aufwarf, ob es vielleicht zweckmäßig sei, zu untersuchen, welche kirchenrechtliche Bedeutung die Augsburgische Konfession für die Reformierten habe, entgegnete Richter fast gereizt: „Sie mögen das Thema auffassen und behandeln, wie Sie wollen, Sie werden es doch keiner Partei recht machen!" Offenbar war Richter, schon längst von körperlichen Leiden heimgesucht, verstimmt durch die polemischen Erörterungen jener Tage. Ich selbst aber hatte sehr guten Mut und erklärte meinem väterlichen Freunde, daß ich den ursprünglichen Plan nicht fallen ließe. Richter empfahl mir darauf ein sorgfältiges Studium der katholischen Dogmatik zur Vorbereitung auf das Kirchenrecht. „Soll ich vielleicht Möhlers Symbolik zur Hand nehmen?" fragte ich. „Nein," entgegnete Richter und fügte die mich befremdenden Worte hinzu: „aus leicht begreiflichen Gründen." (Sollte er vielleicht gemeint haben, daß mich Möhlers Darstellung von der lutherischen Lehre abwendig machen könnte?) Im Verlauf der Unterredung sagte Richter etwa folgendes: „Studieren Sie den Perrone, der ist ein Theologe, der das Römische Dogma darstellt, so kraß und derb wie es ist."

Die Ratschläge Richters (der mir viele Freundlichkeit erwiesen hat, und dem ich stets ein dankbares Andenken bewahren werde) waren für mich entscheidend. Ich ließ Möhlers Symbolik ganz aus dem Spiele und schaffte mir die Praelectiones Theologicae von Perrone (kleinere Ausgabe in vier Bänden) an. Perrone machte anfangs auf mich keinen günstigen Eindruck. Die einförmige Methode bei der Widerlegung der antikatholischen Einwände behagte mir wenig. Die oft heftigen und maßlosen Angriffe gegen die Reformatoren stießen mich ab und trugen dazu bei, mein lutherisches Bewußtsein zu wecken. Als ich den ersten Teil durchgearbeitet hatte, dachte ich bei mir, daß dergleichen Darstellungen keineswegs imstande wären, die Rechtmäßigkeit des petrinischen Primats zu erweisen. Bei anderen Materien mußte ich den Deduktionen und Erläuterungen des Dogmatikers, wenn auch widerwillig, recht geben. Ich geriet in eine gewisse Unruhe; um derselben ledig zu werden, las ich mit ungestümer Hast in der Bibel, fühlte aber, daß die Lektüre mancher Stellen mich ganz eigentümlich berührte.

Unter den Büchern, die mir Richter für meinen Zweck empfohlen hatte, befand sich auch die Symbolik von Marheineke. Diese Schrift führte mir zuerst in aller Schärfe die Kluft vor, welche in der Lehre von dem Verhältnis des menschlichen Willens zur göttlichen Gnade zwischen den orthodoxen und rationalistischen Fraktionen des Protestantismus besteht. Für die rationalistischen Doktrinen besaß ich nicht die mindeste Sympathie, aber andererseits mußte ich mir sagen: „Bei aller Bibelgläubigkeit kannst du dir doch, ohne ein Heuchler zu werden, die orthodoxe Lehre von dem servum arbitrium nicht anquälen!" Das Gefühl des Unbehagens verschwand aber wieder; ich blieb Stahlianer, und vertrat einmal im Sommer des Jahres 1856, als ich mit dem mir befreundeten Prediger Dr. Lisco (dem Älteren) eine Unterredung hatte, mit vieler Lebhaftigkeit den symbolischen Standpunkt. „Wir müssen," sagte ich, „um nicht den Boden zu verlieren, unverbrüchlich festhalten an der Augsburgischen Konfession; bedarf die Konfession der Korrektur oder der Ergänzung, dann mag eine kompetente Synode zusammentreten und das Nötige veranlassen, aber ohne Symbol können wir nicht existieren." Den alten Herrn schien meine symbolische Schärfe zu verletzen, er sagte im Verlauf des Gespräches: „Wer die Symbole mit solcher Energie betont, der ist schon halbkatholisch;" eine Äußerung, die mich allerdings einigermaßen frappierte.

Ende Juli reiste ich nach Danzig, um die Ferien bei den Meinigen zuzubringen. Sowie ich in Berlin niemals den Kirchenbesuch versäumt hatte, so blieb ich dieser Übung auch in der Heimat treu und hielt mich ausschließlich an Prediger der ausgeprägtesten Orthodoxie. Mein Vater besaß damals einen Landsitz in Strieß bei Danzig. Dort verlebte ich glückliche Tage. Vormittag wurde Perrones Dogmatik traktiert (denn ich hatte mir vorgenommen, dieses Buch ganz durchzuarbeiten, obwohl manche Partien gar nicht nach meinem Geschmacke waren); am Nachmittag machte ich teils allein, teils mit meinem Schwager, Dr. Friedrich Strehlke „(derselbe war damals Gymnasiallehrer in Danzig, wurde später Gymnasialdirektor in Marienburg und Thorn und starb, nachdem er schon seit Jahren in den Ruhestand getreten war, im Jahre 1896)" Spaziergänge. In den

letzten Tagen des August beschäftigte ich mich mit dem vierten Teil de sacramentis. Schon bei dem Nachweise der Realität des Firmungssakramentes wurde mir eigen zu Mute; als ich aber am Vormittage des 29. August an den Traktat von der heiligen Messe kam — da leuchtete mir das göttliche Licht mit blendender Klarheit. Unmöglich konnte ich leugnen, daß die gewaltige Weissagung Malachias 1, V. 11 von dem einen reinen Speiseopfer in der katholischen Kirche erfüllt sei. Dieses prophetische Wort brach endlich den letzten Widerstand, der sich noch vorhin gegen die Auseinandersetzungen des Dogmatikers geregt hatte; mich durchschauerte die Erkenntnis, daß die katholische Kirche die wahre sei, und hinsinkend auf die Kniee gelobte ich mit Thränen, die katholische Wahrheit zu bekennen.

Einige Tage nach dieser für mich ewig denkwürdigen Gnadenzeit eröffnete ich meinen Eltern, daß ich an dem Protestantismus Schiffbruch gelitten habe und katholisch werden müsse. Es gab eine erschütternde Scene! Die Mutter seufzte tief auf, der Vater wurde unwillig, beruhigte sich aber mit der Hoffnung, daß mein Entschluß nur das Erzeugnis einer vorübergehenden Erregung sei und klarerer Einsicht Platz machen werde. Ich versprach meinerseits, den betreffenden Plan vorderhand geheim zu halten und mit Katholiken in keine Beziehung zu treten, erklärte mich auch bereit, mit lutherischen Theologen über das katholische Dogma Diskussionen anzuknüpfen. Der Vater schlug mir in letzterer Rücksicht den damals in Danzig wohnhaften, einige Jahre später in Stuttgart verstorbenen Dr. Theodor Kniewel vor.

Kniewel, der etwa im Jahre 1846 aus der preußischen Unionskirche austrat und sein Archidiakonat zu St. Maria mit einer Predigerstelle bei der altlutherischen Gemeinde vertauschte, war ein eifriger und gelehrter, auch als Schriftsteller bekannter Mann. Als Knabe hatte ich einmal wegen einer musikalischen Angelegenheit seinen Rat erbeten, seitdem war ich mit ihm weiter nicht in Berührung gekommen. Bei meinem Besuche im September 1856 teilte ich ihm direkt mit, was mich zu ihm geführt habe. Die Unterredung begann; ohne sich zelotischer oder extremer Ausdrücke zu bedienen, bekämpfte Kniewel besonders die katholische Lehre von der Anrufung der Heiligen und die Spendung der Kommunion unter einer Gestalt. In einem Punkte

aber waren wir einig, nämlich in der Verwerfung der preußischen Union; ausdrücklich hob Kniewel hervor, daß es allerdings in der **Union** nicht zum Aushalten sei. Aber noch mehr: ich fand, daß Kniewel nicht so feindlich gegen die katholische Kirche gesinnt sei, als ich mir vorgestellt hatte. Denn er sagte: „ich reiche jedem gläubigen Katholiken die Hand, wenn er die Erlösung durch Christum gebührend bekennt;" ja, er gebrauchte sogar folgende Worte: „Luther sei verflucht, wenn nur Christus besteht."

Der Eindruck, den ich aus jenem Kolloquium von Kniewel gewann, war im allgemeinen ein günstiger, und ich gedenke an ihn noch jetzt in Liebe. Kniewel galt seiner Zeit in Danzig als ein „verschrobener Mucker" oder „gefährlicher Heuchler", man hat namentlich seinen Übertritt zu den Altlutheranern sehr gehässig beurteilt. Ich aber gestehe offen, wäre mir im August 1856 **nicht** die Erkenntnis der katholischen Wahrheit zu teil geworden, so hätte ich mich in Gemäßheit der bisherigen Entwicklung meiner Ansichten wahrscheinlich von der Union, als einem die Symbole in Frage stellenden Institute abgewandt und wäre Mitglied der altlutherischen Sekte geworden.

Übrigens scheint Kniewel rücksichtlich meiner vertraulichen Eröffnungen nicht das erforderliche Stillschweigen bewahrt zu haben. Denn als das Wintersemester in Berlin begonnen hatte, ließ mich Richter zu sich einladen und machte mir eine Mitteilung, die mich um so mehr überraschte, als von den Meinigen und mir mein Konversionsentschluß bisher ganz geheim gehalten war. Richter sagt mir nämlich: „ich habe von Breslau aus gehört, daß Sie katholisch werden wollen, und zugleich ist dabei von gewisser Seite mein Name in einer sehr übelwollenden Weise hineingezogen worden!" Ohne Zweifel hatte Kniewel seinen Breslauer Freunden (Breslau ist ja der Sitz der altlutherischen Oberbehörde!) eine mich betreffende Nachricht zugehen lassen. Daß Richter ohne und gegen meinen Willen infolge jener Indiskretion Unannehmlichkeiten erfahren, that mir weh, im übrigen konnte ich nicht leugnen, daß allerdings die mir empfohlene Dogmatik von Perrone schließlich eine Wirkung geäußert, die ich beim Beginne der Lektüre nicht vorausgesehen hatte und voraussehen konnte.

Mittlerweile wurde mir von den Eltern, welche wahrnah-

men, daß meine Neigung für die katholische Kirche unverändert bleibe, gestattet, auch anderen Personen meinen Konversionsplan mitzuteilen. Einen sehr überraschenden Eindruck machte mein Vorhaben auf eine der orthodox-lutherischen Richtung zugewandte Dame, in deren Hause ich verkehrte. Sie war fest davon durchdrungen, daß Überredungen katholischer Freunde und Einflüsterungen katholischer Priester mich auf eine falsche Bahn gebracht hätten; daß man ohne alle persönlichen Beziehungen (solche fehlten bei mir in der That gänzlich) nur auf dem Wege des Studiums und des Forschens zur katholischen Kirche gelangen könne, — das erschien der guten Frau unbegreiflich. In ihrem redlichen Eifer vermittelte sie es, daß ich mit dem General-Superintendenten und Hofprediger Hoffmann eine Unterredung einging. Ebenso diskutierte ich auf Wunsch eines anderen Freundes mit dem Hofprediger Lisco dem Jüngeren (dem Sohne des vorhin genannten Dr. Lisco), einem Anhänger der Schleiermacher-Sydowschen Richtung. Dergleichen Gespräche, die mich in dem katholischen Bekenntnis durchaus nicht wankend machten, gaben mir Gelegenheit, den gewaltigen Kontrast zwischen protestantischer Orthodoxie und Rationalismus zu beachten, und in der That trotz aller gemeinsamen Negation des Primats, der Messe u. s. f. besteht zwischen jenen beiden Richtungen gar kein Anknüpfungspunkt.

Seit Oktober 1856 nahm ich nicht mehr teil an dem protestantischen Gottesdienst, besuchte vielmehr die katholische St. Hedwigskirche. Noch jetzt entsinne ich mich ganz deutlich, wie schwer es mir bei den ersten Malen wurde, an die Wandlung in der heiligen Messe zu glauben, obwohl ich bereits die Lehrauktorität der Kirche anerkannte. Nachdem ich dann während des ersten Quartals des Jahres 1857 von dem damaligen Probst zu St. Hedwig, späteren Bischof von Trier, Dr. Pelldram, († 1867), war unterrichtet worden, legte ich in die Hände dieses vortrefflichen Mannes am 19. März das Glaubensbekenntnis ab.

Schon bald, oder eigentlich unmittelbar nach der mir im August 1856 gewordenen Erleuchtung regte sich in meinem Herzen der Wunsch, Geistlicher zu werden. Der Vater gab seine Zustimmung, und so zeigte ich denn der juristischen Fakultät der Universität meinen Verzicht auf die bisher ausgeübte venia

legendi an und verabschiedete mich von den Meinigen in Danzig. Ostern 1857 begann ich in Münster das theologische Studium, nach Ablauf dreier Jahre wurde ich April 1860 zum Dr. theologiae promoviert.

Der ungünstige Eindruck, den mein Konfessionswechsel anfangs auf die Eltern gemacht hatte, schwand allmählich: sie überzeugten sich auch bei Gelegenheit eines Besuchs im Jahre 1858, daß ich glücklich sei, und gerade mein Glück, und nur mein Glück war das Ziel ihrer elterlichen Wünsche! Leider habe ich nach Vollendung der theologischen Studien meine teure Mutter nicht mehr wieder gesehen. Sie starb zwei Tage nach meiner Promotion; während ich, nichts Schlimmes ahnend, mich aufmachte, um bei einem Freunde in Paderborn von den Anstrengungen der letzten Tage auszuruhen, lag sie im Todeskampfe. Ihr Andenken bleibt im Segen! Anfangs war es meine Absicht, in Münster ordiniert zu werden, aber infolge der Trauerkunde eilte ich zu meinem Vater. Etwa vier Wochen nach dem Hinscheiden der Mutter (Pfingsten 1860), empfing ich in Anwesenheit meines Vaters, meiner Schwester und meines Schwagers in Pelplin die Priesterweihe, und las vor denselben am nächsten Tage meine erste heilige Messe."

So weit die schöne Autobiographie unseres Konvertiten, der wir noch folgendes beizufügen haben:

Im Juli nach seiner Ordination wurde Dr. Martens als Vikar in Oliva angestellt, doch schon am 20. September desselben Jahres 1860 erfolgte seine Ernennung zum Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am bischöflichen Klerikalseminar zu Pelplin. „Alle früheren Theologiestudierenden des Klerikalseminars," schreibt uns einer aus ihnen, „welche bei Dr. Martens Vorlesungen in der Kirchengeschichte und im Kirchenrechte gehört haben, sind demselben noch heute als ihrem Lehrer für diesen anregenden, klaren, lebendigen Vortrag dankbar. Mögen auch einzelne Diskurse dem einen oder anderen nicht gefallen haben, wo das politische, beziehungsweise kirchenpolitische Gebiet berührt wurde, zumal in der Zeit, wo das Nationalitätsprincip sich geltend machte auch in den Mauern des Priesterseminars, so herrschte doch in den sechziger Jahren bei Polen wie bei Deutschen im Klerikalseminar nur Eine Stimme

über die scharf gegliederten, übersichtlichen und anziehenden kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Vorlesungen."

„Vor allem werden die Priester, welche Martens' Vorlesungen gehört haben, oder ihm sonst näher getreten sind in der Zeit ihrer theologischen Studien, stets dafür dankbar sein, daß er:

1) sie bereits ein Decennium vorher, ehe der Glaubenssatz von der Infallibilität des Papstes ausgesprochen wurde, in diese Materie derartig gründlich und ex professo eingeführt hat, daß kaum einer von den Martensschen Zuhörern in den siebziger Jahren Zweifel oder Bedenken bezüglich des promulgierten Glaubenssatzes, der vielen ein Prüfstein geworden, gehabt hat;

2) sich um die Verbreitung der im Klerikalseminar damals noch weniger geübten Herz-Jesu-Andacht verdient gemacht und die Einschreibung einzelner Kleriker in die Herz-Jesu-Bruderschaft bei der St. Ludgerikirche vermittelt hat;

3) entschiedener wie mancher anderer unserer sonst gut gesinnten Lehrer im Seminar die Standespflichten des Priesters betont hat. Wenn dieser sich entschlossen und trotz der mehr als dreißig Jahre seines Priestertums und trotz nicht leichter Verhältnisse es durchgeführt hat, stets die Tonsur zu tragen, oder wenn jener das Breviergebet als eine Pflicht erachtet hat, die neben anderen recht schweren und großen Pflichten noch fortbestehen kann und soll, so führt er diese seine Auffassung zu nicht geringem Teil auf die Martensschen kirchenrechtlichen und kirchengeschichtlichen Darlegungen (auch in besonderen Exkursen) zurück. Heute werden ja manche dieser Dinge anders beurteilt als vor circa vierzig Jahren; um so mehr verdient Anerkennung, wer auch vor vierzig Jahren nicht zurückschreckte, die Dinge mit dem rechten Namen zu bezeichnen und das kirchliche Gesetz in der That als „Legem pone mihi Domine!" hinzustellen" . . .

Martens half auch gern seelsorglich aus, predigte und hörte Beichte. Im September 1868 wurde er zum Regens des Seminars ernannt und er stand demselben bis 1873 vor. Er zog sich dann in seine Vaterstadt Danzig zurück, im Herbst 1882 nach Oliva, wo er eine Villa sich erworben hatte, und lebte ganz der Wissenschaft und der Musik. Täglich machte er den weiten Weg zur Pfarrkirche, um die heilige Messe zu lesen.

Seine Forschungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte bewegen sich hauptsächlich um die Zeit der Entstehung des Kirchenstaates. Er schrieb u. a.: Beziehungen zwischen Kirche und Staat (1877); Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Großen (1881); Neue Erörterungen darüber (1882); die Besetzung des päpstlichen Stuhles unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV. (1887); Gregor VII., sein Leben und Wirken, 2 Bände (1894); Beleuchtung der neuesten Kontroversen über die römische Frage unter Pippin und Karl dem Großen (1898). Wenn manche Resultate seinen historischen Studien und manche seiner kirchenpolitischen Ansichten beanstandet wurden, so berühren dieselben doch den Glauben nicht und ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen.

1895 verkaufte Martens seine Villa in Oliva und zog sich in das Kloster der Englischen Fräulein zu Klosterwald bei Ottobeuren, Diöcese Augsburg zurück. Dort wird er den Schwestern seine geistlichen Dienste leisten und lebt, wie wir hören, nur den Werken der Frömmigkeit.

Maximilian Lange,

ehemals evangelischer Pastor in Loslau.

Zu Ratibor in Oberschlesien als Sohn eines Zoll- und Accise-Einnehmers am 11. März 1807 geboren und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, bezog Maximilian Lange am 23. Mai 1829 die Universität Breslau, um protestantische Theologie zu studieren. Nachdem er seine Studien absolviert hatte, erlangte er, wir wissen nicht wann, die evangelische Pfarrstelle zu Loslau, auf die er jedoch nach einer Reihe von Jahren resignierte. Sein wiederholt, zuletzt am 13. August 1855 eingereichtes Entlassungsgesuch wurde von dem Konsistorium am 22. August dahin beschieden, daß er zum 1. April des nächsten Jahres aus seinem Pfarramt sollte entlassen werden. Was ihn bewogen, seine Stelle aufzugeben, das hat er in einem Schreiben an den Fürstbischof Dr. Förster zu Breslau am 29. Juni 1857 auseinandergesetzt. Es heißt darin:

„Bereits seit einer Reihe von Jahren, nachdem ich mich nach und nach über mehrere äußere sowohl als innere Differenzpunkte der beiden gegenüberstehenden Kirchen, der katholischen und evangelischen, genauer unterrichtet hatte und namhafte Vorzüge der ersteren vor der letzteren, ohne mir irgend welchen Zwang anthun zu dürfen, notwendig anerkennen mußte, so fühlte ich mich in meiner Stellung als evangelischer Geistlicher nichts weniger als zufrieden, indem mir weder die Verfassung noch der äußere Gottesdienst, noch auch die Glaubenslehre derselben zusagen wollten. Während die katholische Kirche seit den frühesten Zeiten sich einer festen, harmonisch geordneten Verfassung unter

einem geistlichen Oberhaupte erfreut, zufolge deren sich ein besonders kräftiges Leben und eine unerschütterliche Wirksamkeit nach allen Seiten hin äußert, und sie gegen alle Angriffe von außen her sichert, hat sich die evangelische Kirche bei aller Mühe und Anstrengung unter ihrem weltlichen Oberhaupte seit Jahrhunderten bis zur Gegenwart noch nicht eine kräftige, selbständige, überall gleichmäßig durchgeführte Kirchenverfassung geben können, wodurch sich deren Ohnmacht und Unsicherheit auf eine recht in die Augen fallende Weise der katholischen Kirche gegenüber dokumentiert. Der äußere Gottesdienst der evangelischen Kirche sprach mich wie unzählige andere evangelische Glaubensgenossen nicht an, da er bei seiner großen Einförmigkeit und Kälte weder Geist noch Herz zu echter Erbauung und Andacht anzuregen und zu erwärmen vermag. Die Glaubenslehre befriedigte mich ebensowenig; sie erschien mir meist unsicher und gezwungen, weil häufig vom Grunde der Schrift abweichend, ja sichtbar willkürlich und mannigfach von den Lehrern in den dogmatischen Systemen aufgefaßt und dargestellt. Daher ist fast nirgends genaue Übereinstimmung in den Grundlehren des Christentums wahrnehmbar, ohne welche jedoch jene notwendige Einheit in Sachen des Glaubens durchaus nicht zu bestehen vermag; welcher Umstand die natürliche Veranlassung ward zu jener traurigen Zersplitterung der evangelischen Kirche in zahllose Sekten, und welcher eben keine sichere Bürgschaft dafür abgeben dürfte, daß des Herrn Wort: es werde demnächst ein Hirt und eine Herde werden, von dieser Kirche aus in Erfüllung gehen werde. Der Gottesdienst dagegen, wie er in der katholischen Kirche besteht, wirkte stets wohlthätig auf mich ein, denn er ist nicht nur nach meinem, sondern nach dem Urteile sehr vieler Protestanten weit eindringlicher, wirksamer auf Geist und Gemüt und wahrhaft erhebend; die ehrwürdige Feierlichkeit desselben, die Mannigfaltigkeit heiliger, seit den frühesten Zeiten des Christentums bestehenden Gebräuche, die tiefe Andacht der Gläubigen, erfüllt jeden gefühlvollen Christen gleichsam unwiderstehlich mit inniger Ehrfurcht. Die Glaubenslehre ist einfach ansprechend, ungezwungen und klar auf die Heilige Schrift und Überlieferung gegründet, ohne rätselhafte, zweifelvolle Deutung derselben, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in ihrer Auslegung unverändert

geblieben und der sichtbar größere Reichtum Geist und Herz ergreifender, heilsamer, nützlicher Lehren, Gebräuche und Anstalten in der katholischen Kirche verleihen ihr unverkennbare Vorzüge vor der ihr gegenüberstehenden evangelischen, welche deren Gründer aus bloßem Eigensinn und Oppositionsgeist nicht würdigen wollend mit Unrecht verworfen hatte. Diese kurzen Andeutungen, sowie die aus der Bekanntschaft mit der Geschichte der Entstehung der christlichen Kirche gewonnene Überzeugung, daß die katholische Kirche offenbar die Anstalt sei, von Gott dazu ausersehen, und von seinem heiligen Geiste geleitet, die Lehre Jesu Christi in unverfälschter Reinheit zu bewahren und, gegen Irrtum geschützt, der Nachwelt den wahren Sinn derselben zu überliefern; deshalb auch in ihr allein der wahre Glaube und der rechte Gottesdienst bestehe: diese feste Überzeugung hat den Entschluß in mir zur Reife gebracht, aus der evangelischen in die katholische Kirche zurückzutreten und in derselben nach Maßgabe der mir von Gott verliehenen Kräfte als Priester zu wirken."

Wie nun Lange weiter gebeten, geschah es. Er wurde in die katholische Kirche aufgenommen, einer Prüfung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse unterworfen und im September desselben Jahres in das Priesterseminar zu Breslau aufgenommen. Er war nun fünfzig Jahre alt; da er niemals verheiratet gewesen, stellten sich auch seinen Entschlüssen keinerlei Familienbande entgegen.

Am 12. Juni 1858 wurde er, wie er ersehnt, zum katholischen Priester geweiht. Im folgenden September erhielt er seine erste Anstellung als Hilfsgeistlicher zu Schalkowitz bei Oppeln und am 28. September des folgenden Jahres wurde er als Lokalkaplan nach Lugnian bei Königshuld versetzt. Auf dieser recht gering dotierten Dorfstation ist der immer bescheidene, anspruchslose Mann bis ans Lebensende geblieben. Am 12. November 1886 ist er gestorben.

Kaspar Philipp Pfingsten,

protest. Pfarrer zu Vörde.

Geboren am 18. Oktober 1818 zu Herdecke, Regierungsbezirk Arnsberg, machte Pfingsten seine Gymnasialstudien in Dortmund und trat dann in das theologische Studium ein. Er wurde protestantischer Pfarrer zu Ende, ganz nahe an seinem Geburtsort, zeichnete sich als Kanzelredner aus und galt für einen strenggläubigen Mann. Von Ende kam er 1847 auf die Pfarrei Vörde, die ebenso wie Herdecke und Ende im Kreise Hagen liegt. Um sich ganz seinen Amtspflichten zu widmen, blieb er ehelos. Beten und Studieren waren seine Freude. Als Mitglied eines theologischen Lesevereins erhielt er eines Tages Möhlers Symbolik, das berühmte Buch, das so vielen Konvertiten den Weg zur Kirche gezeigt hat. Es gab auch ihm eine andere Erkenntnis der katholischen Lehre als er sie bisher gehabt; er studierte mit Interesse weiter, auch andere katholische Bücher. Zuerst war es die katholische Lehre vom Fegfeuer, dann die von der Anrufung der Heiligen, die ihm klar wurden, und er begann für die Verstorbenen zu beten und die allerseligste Jungfrau anzurufen. Seine Anschauungen vom heiligen Abendmahl wurden ganz katholisch und er benützte eifrig das vierte Buch der Nachfolge Christi, das von demselben handelt, um sich auf den Empfang des Abendmahls vorzubereiten. Weil sein Einkommen, wenigstens zum Teil, auf alten Meßstiftungen beruhte, glaubte er den um das kirchliche Suffragium gebrachten armen Seelen einen Ersatz zu bieten, wenn er sich die Abtötung auflegte, die sonntägliche Liturgie nüchtern zu feiern und dies für sie aufopferte. Überhaupt fastete er viel.

Seine katholisierenden Anschauungen blieben nicht verborgen. Sie verrieten sich auch in seinen Predigten; das zog ihm eine Untersuchung und amtliche Vermahnung zu. Er kam aber nun auch zur Überzeugung, daß Christus ein besonderes Priestertum eingesetzt habe und das allgemeine Priestertum zur Feier und Spendung des Abendmahls weder berechtige noch befähige, und nun sah er, daß er sich dorthin begeben müsse, wo das besondere von Christo eingesetzte Priestertum sei, zur katholischen Kirche.

So legte Pfingsten nun sein Amt nieder, begab sich nach Bonn, um theologischen Studien obzuliegen, dann aber nach Berlin und ließ sich hier durch den damaligen Propst von St. Hedwig, Leopold Pelldram, in die katholische Kirche aufnehmen. Mehr noch, er wollte, durch Freunde ermuntert, katholischer Priester werden und er wurde es. Er trat in das Seminar von Paderborn und nach glänzend bestandenem Examen ließ ihn Bischof Konrad Martin von Paderborn zum Priestertum zu; er erteilte ihm am 20. August 1861 im Dom zu Paderborn die Priesterweihe. Pfingsten war nun schon dreiundvierzig Jahre alt. Es wurde ihm die Pfarrei Eickel bei Bochum, als dieselbe erledigt war, übertragen, und er verwaltete sie mit allem Eifer, bis sich eine Abnahme seiner Kräfte kundgab, die ihn zwang, auf die Pfarrei zu verzichten. Er nahm dann seinen Aufenthalt in Rolandseck, in Bonn, zuletzt in Erpel am Rhein. Hier ist er am 1. August 1881 eines ruhigen sanften Todes gestorben.

Vor seinem Ende gab er den Auftrag, man möge nach seinem Tode allen mitteilen, daß er auch nicht im geringsten an irgend einer katholischen Glaubenswahrheit gezweifelt, und daß er nur aus voller Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche konvertiert sei. Er war ja fest im katholischen Glauben, auch als andere, katholisch Geborene, wankten und Schiffbruch litten. Als Dr. Rebbert zur Zeit des vatikanischen Konzils ihn in Rolandseck besuchte und das Gespräch auf die damals noch nicht entschiedene Frage der päpstlichen Infallibilität brachte, wie auf die von manchen ausgesprochene Ansicht, es würden Konvertiten sich an dieser Lehre stoßen, da antwortete er: „Nichts ist mir klarer und selbstverständlicher, als daß das oberste Lehramt des Papstes unfehlbar sein muß; deshalb bin ich ja auch katholisch geworden, um auf dem Felsen Petri fest

zu stehen. Wäre der Papst nicht unfehlbar, so wäre das zum Lutherischwerden."[1]) Daher auch seine Freude, als die Definition des Dogmas erfolgte, „weil jetzt die Scheidung der Geister vor sich gehen müsse." In der That, die Geister schieden sich und auch manche Konvertiten, wenn auch verhältnismäßig nur verschwindend wenige, gingen der Kirche verloren. Dementsprechend lautet auch das Urteil eines Priesters aus Herdecke, Pfingstens Geburtsort: Pfarrer Pfingsten gehörte als Katholik und Priester der Kirche mit Leib und Seele. In den Glauben und Geist des Katholizismus hat er sich tief hineingelebt. Katholische Dogmen, welche dem Protestantismus ein Dorn im Auge sind, fanden an ihm einen freudigen Bekenner und geistreichen Verteidiger. Kirchliche Gebräuche, Segnungen und Ceremonien verfocht er mit dem Eifer einer heiligen Theresia. Tief war sein Wissen, staunenswert seine Kenntnisse der Heiligen Schrift nach ihrem Wortlaute und ihrem Sinne, unschuldig sein Wandel, liebevoll gegen alle sein Herz, schonend seine Rede, mild sein Urteil, dabei war er ein Mann des Gebetes und des Erbarmens. Mit den Armen teilte er gern seine mehr und mehr zusammenschmelzende Habe.

Der Ehrendomherr und Dechant Lammertz aus Bonn, der schon vor Pfingstens Übertritt ihm als treuer Berater zur Seite gestanden, schrieb über ihn: „Pfingsten war ein Mann des Gebetes schon als protestantischer Prediger; die Fasten in der Advents- und vierzigtägigen Fastenzeit hat er — als Prediger — mit einer Mahlzeit am Abende gehalten, wie er gefunden, daß es in der alten Kirche geschehen. Die Wahrheit hat er mit Entschiedenheit gesucht, und wo er sie gefunden, nicht allein freimütig bekannt, sondern auch aus ganzem Herzen und mit zarter Gewissenhaftigkeit ihr gedient. Die heilige Kirche war ihm Gottes heiliges Werk auf Erden; er fand sie in der Heiligen Schrift geweissagt und vorbedeutet und ist sie der Hauptgegenstand

[1]) Ähnlich antwortete Franz Graf v. Stolberg-Wernigerode (siehe S. 151 dem Schreiber dieser Zeilen — es war nach der Definition — auf die Äußerung, manche Konvertiten könnten wohl schwere Anfechtung haben: „O nein, was mich betrifft, wenn ich nicht schon katholisch wäre, so würde ich es jetzt erst recht werden."

seiner exegetischen Studien. Er hat betend studiert bis zu seinem seligen Ende."

Seine irdische Habe vermachte er dem Bonifacius-Verein. In der Gemeinde, in welcher er zuletzt gelebt, hinterließ er das Andenken eines Mannes „von tiefer Frömmigkeit, großer Liebe zu den Armen und echt priesterlichem Leben".

(Siehe Rebbert, Rückkehr zur Mutter I, Paderborn 1890.)

Dr. Georg Blackert,

ehem. Pfarrer zu Alt-Morschen, Hessen.

Georg Blackert wurde am 10. Oktober 1808 zu Hundelshausen in Kurhessen von reformierten, gläubigen Eltern geboren und von diesen und seinen Lehrern christlich erzogen. Er besuchte das Gymnasium zu Hersfeld und nach Absolvierung desselben bezog er die Universität Marburg, zum Studium der Theologie und Philologie. 1832 wurde er Rektor der Stadtschule in Waldkappel und 1835 Gymnasiallehrer in Marburg. 1837 promovierte er als Doktor der Philosophie daselbst.

In einem Fragment, das sich von einer leider von Blackert selbst wieder vernichteten Konversionsschrift erhalten hat, in der Vorrede, berichtet er uns von dem Umfange seiner Studien, welche alle, gewiß ohne es selbst zu merken, ihm Führer zur Kirche wurden: „Studium der Bibel, der Sprachen und der Geschichte waren es abwechselnd und schließlich vereint, welche die Einkehr in die katholische Kirche bewirkten ... Zu Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, die ich von Jugend auf eifrigst betrieben, gesellte sich früh als Hauptstudium das Altdeutsche, das mir das Mittelalter erschloß ... Die Lektüre der griechischen Väter und Liturgien lenkte meinen Blick auf die alte Kirche. Daneben widmete ich mich anderen orientalischen Sprachen, mit Vorliebe jedoch dem Sanskrit und Zend. Zuletzt beschäftigte und fesselte mich Spaniens Sprache und Litteratur." Daß aber diese Studien ihm den Weg zur Wahrheit eröffneten, verdankte er seiner Übung des Gebetes. So oft er späterhin seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß so viele bedeutende Historiker trotz ihrer Forschungen die religiöse Wahrheit nicht fanden, betonte er, daß sie nicht neben ihren Studien auch beteten, oder nicht

anhaltend und genug beteten, was doch schon Plato als unerläßlich erklärt habe, um in den Besitz der Wahrheit zu gelangen. Über seine kirchliche Stellung war er, obwohl doch eigentlich Theologe, aus naheliegenden Gründen sich nicht klar. „Ich wußte nur, daß ich reformiert war, also Calvinist? Nein! Also Zwinglianer? Nein! Nicht schweizerisch reformiert, auch nicht holländisch oder sonstwie; ich war kurhessisch reformiert. Welcher der Reformatoren hat denn aber diesem Kinde seine Physiognomie gegeben? Nicht einer der Reformatoren allein, sondern mehrere und obendrein verschiedene. Wie einst Poseidon und Athene um Athens Besitz stritten, so stritten sich im Herbst 1529 die sächsischen und schweizerischen Apostel und Volksbeglücker um das Land, das die Mitte Deutschlands einnimmt. Zwingli und Luther schieden im bittersten Zwiste. Endlich entschied sich der Gelehrte für den Gelehrten, Moritz für Calvin, aber doch nicht so ausschließlich, daß dem französischen Calvin der deutsche Luther hätte gänzlich weichen müssen. Es war ja auch billig, daß die zwei Wittenberger Reformatoren als Dispensegebühren das Bürgerrecht erhielten, und damit zugleich das Recht, das Land mit ihren Kindern zu bevölkern. Die reformierte Religion meines Geburtslandes ist also eine durchaus eigenartige; unser Geschichtsprofessor auf der Landesuniversität sagte: Unsere Lehre sei im ganzen lutherisch, unsere Verfassung aber calvinisch."

Es läßt sich annehmen, daß Blackert als Freund Vilmars, des bekannten Litteraturhistorikers, welcher das Marburger Gymnasium als Direktor leitete, im allgemeinen schon damals auch dessen konservativ-gläubige Meinungen geteilt habe. Im Jahre 1840 trat ein ihn nahe berührender Todesfall ein, und der Mangel an geistlichem Troste seitens der reformierten Prediger machte sich auf das schmerzhafteste bei dieser Gelegenheit fühlbar. Da wurde die Frage, wie in der katholischen Kirche für Kranke und Sterbende gesorgt werde, für ihn ein Anlaß, die Institutionen dieser Kirche genauer kennen zu lernen. Ein großes Interesse erweckten ihm die bedeutenden Männer, welche seit Anfang des Jahrhunderts dem Protestantismus entsagt haben und in die katholische Kirche zurückgetreten sind. Dieselben wirkten auf seine Geistesrichtung in hohem Maße ein, wenn sie ihn auch noch nicht dazu brachten, ihnen nachzufolgen. Wie weit er so

im Laufe einiger Jahre in seinen religiösen Ansichten und Überzeugungen gelangt war, davon giebt seine im Jahre 1847 anonym erschienene Schrift: „Konvertiten und ihre Gegner“ Auskunft. Es enthält dieselbe einen Schatz geistreicher Gedanken und treffender Urteile über berühmt gewordene Konvertiten, wie Hurter, Richter, Graf Stolberg, Adam Müller, Friedrich v. Schlegel, Jarcke, Phillips u. a., und giebt auch über die durch jene Übertritte hervorgerufenen Kontroversen interessante, oft scharf einschneidende Aufschlüsse. In diesem Buche[1]) giebt er sich als einen entschiedenen Gegner des Protestantismus kund, was er sich auch beiläufig gar nicht zum Vorwurfe macht. Er sagt im Vorwort: „Aller liebevolle Eifer für die protestantische Religion und Kirche muß, wenn er klar und aufrichtig ist, zugleich mit einem heiligen und gerechten Zorn gegen dieselbe verbunden sein. Und beim Lichte betrachtet, ist es doch eigentlich immer so in unserer evangelischen Kirche gewesen. Zumal aber die Gegenwart kann keine drei sachkundigen und ehrlichen Protestanten aufweisen, welche gegen die Lehre, die Liturgie, die Seelsorge, die Verfassung, überhaupt gegen Inneres und Äußeres ihrer Kirche nichts Erhebliches einzuwenden hätten. Reden wir Protestanten, Laien oder Geistliche (zu welchen letzteren der Herausgeber vorliegender Bekenntnisse gehört), von unserer Kirche unter uns, so sind die Klagen über den Verfall derselben und über die unstreitbare Hilflosigkeit, demselben zu steuern, noch weit eindringender, als sie irgend je in Büchern könnten erhoben werden.“

Blackert hatte viel Verkehr mit katholischen Geistlichen, was ihn wohlthätig beeinflußte, wenn auch nicht katholisch machte. Er setzte damals noch seine Hoffnung auf eine Zukunftskirche, welche die Gegensätze versöhnen und alle befriedigen sollte. 1847 wurde er nach Rinteln versetzt. Das Jahr 1848 stellte auch ihm politische Aufgaben. Man übertrug ihm von konservativer Seite die Redaktion des Schaumburger Volksblattes. Die Politik mag seinem religiösen Fortschreiten hinderlich gewesen sein, denn er übernahm allerdings infolge eines wahrscheinlich der Überarbeitung zuzuschreibenden Nervenleidens, auf ärztlichen

[1]) Konvertiten und ihre Gegner. Briefe und Bekenntnisse über protestantische, katholische und deutschkatholische Zustände. Paderborn 1847.

Rat hin, der Landaufenthalt vorschrieb, die protestantische Pfarrei Altmorschen, Kreis Melsungen. Dahin zog er mit seiner Familie. Er war verheiratet mit Johanna Waubke, zu Vacha im Weimarschen geboren, Tochter eines Arztes und auf das lutherische Bekenntnis konfirmiert. Sie hatte ihm fünf Kinder geschenkt.

Blackert fühlte sich im Predigeramt nicht wohl. Es mußte ihn ja notwendig oft genug in schwere Konflikte mit seinen nach der katholischen Kirche hinneigenden Überzeugungen bringen. Er arbeitete in Vilmarschem Geiste. Die einen seiner Pfarrkinder haben es ihm ja innig gedankt, daß „sie durch ihn erst gelernt hätten, was Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. s. w. bedeuteten und wer der Herr Christus sei und was erfordert werde, um in Wahrheit ein Christ zu heißen; andere dagegen forderten von ihm anderes und sagten: Predigen Sie uns doch, wie wir es gern haben.“

Das that er nun nicht, denn er glaubte doch an die Gottheit Christi und zog die Konsequenzen daraus. Auch die, daß wer an die Gottheit Christi glaube, doch nicht der „Mutter Gottes“, die das Werkzeug seiner Menschwerdung gewesen, gleichgültig oder gar feindlich gegenüber stehen könne. In seinem protestantischen Pfarrhaus war eine warme Marienverehrung einheimisch. Öfters im Jahre kamen in das Dorf katholische Sängerfamilien. Diese wurden dann sofort in das Pfarrhaus gerufen und mußten da für eine reichliche Gabe ihre Marienlieder singen, je mehr desto besser. Blackert schrieb auch späterhin seine und seiner Frau Konversion der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zu, die er in seinen Kämpfen so innig angerufen: „Nur das Gebet, obenan das memorare, o piissima virgo Maria, förderten bei meiner Frau und mir das bittersüße Ereignis unserer Heimkehr in das alte, schöne Mutterhaus der katholischen Kirche . . . wie später nur das Pater noster in engster Verbindung mit dem Ave Maria . . . Mater Dei, ora pro nobis über alle Leiden und Unglücksfälle im Familienleben wie über alle Anfeindungen der Irrgläubigen und Namenkatholiken hinweggeholfen hat.“

Blackert hatte schwere Seelenkämpfe zu bestehen, bis der Entschluß, in die katholische Kirche zurückzukehren, endlich unabwendbar war. Bisweilen sprach er nachmals von der Folter,

die ihn der Weg und besonders der letzte Schritt in die Kirche gekostet. Zuletzt peinigte ihn gar noch die Furcht, er könne, nachdem er diesen letzten, entscheidenden Schritt gethan, sich enttäuscht sehen. Dann handelte es sich um seine und seiner Familie Zukunft, um das tägliche Brot. Er mußte das der göttlichen Vorsehung überlassen. So reichte er denn seine Resignation auf die Pfarrei ein.

Nachdem er Alt-Morschen verlassen, nahm ihn mit seiner Familie ein westfälischer Edelmann gastlich in sein Haus auf, damit er sich in Ruhe auf die nun beschlossene Konversion vorbereiten könne.

Früher als ihr Gatte war Frau Blackert mit ihrer Vorbereitung fertig. Sie schrieb an den katholischen Pfarrer von Rotenburg a. F., dessen Verwendung sie ihre zeitweilige Zufluchtsstätte zu danken hatte, die folgende Bitte um Aufnahme in die katholische Kirche: „Daß ich Sie, hochgeehrter Herr Pastor, dringlichst bitte, mich in den Schoß der treuen Mutter aufzunehmen, hat zuerst und vornehmlich darin seinen Grund, daß ich nun schon länger als zwölf Jahre die Liebe und Barmherzigkeit der Allerseligsten, Hochgebenedeiten oft erkannt habe. Als ich in Hurters Geburt und Wiedergeburt las, daß kein Anrufen der Fürbitte der reinen Mutter Gottes unerhört geblieben sei, habe ich gethan wie er; und ich habe erkannt, daß er und der heilige Bernhard recht haben. Zweitens weiß ich, daß die neuen Religionsgesellschaften, die ich kenne, von der altlutherischen bis zu der neupietistischen weder dem Verstande noch dem Herzen eine kräftig gesunde Nahrung geben. Das darf ich sagen, weil ich sie aus Preußen und Hessen kenne, und jahrelang mit Gliedern der neuen Religionen umgegangen bin und mich bemüht habe, bei ihnen den Frieden zu erlangen. Längere Zeit habe ich auch unter Konfessions- und Religionslosen gelebt und bemerkt, daß diese in ihrer Art besser, d. i. konsequenter sind als diejenigen, welche nur einen Bruchteil der treuen Mutterkirche, wie der vorlorene Sohn, mit sich fortgenommen haben und lau sind. Kalt oder warm ... Nichts oder alles ist aber doch das einzig Vernünftige ... Ich darf Ihnen sagen, daß bei mir, einer geringen Frau, nicht sowohl wie bei anderen Frauen das Gemüt das Vorherrschende ist; es ist vielmehr, soviel ich mich

beurteilen darf, der konsequente Verstand, der mich zur wahren Christenlehre der katholischen Kirche hinführt. — So oft ich mich bestrebt habe, katholisch zu leben, war ich fleißiger, unverdrossener, milder und demütiger. Ich weiß, daß ich die Kirche, die meiner nicht bedarf, zur Seligkeit des Himmels nötig habe; führen Sie mich bald zur gnadenreichen Mutter zurück, mich dünkt, sie wartet auf mich." [1])

Am 8. Mai 1857 durfte Frau Blackert in der Schloßkirche zu Rotenburg a. F. das katholische Glaubensbekenntnis ablegen. Das gleiche that an derselben Stelle am 15. Aug. 1857 auch Herr Blackert.

Wie sah es nun in seinem Herzen aus? Wie bemerkt, seine Konversionsschrift ist für immer verloren, aber wir dürfen zurückblättern in seinem merkwürdigen Buche „Konvertiten und ihre Gegner". Jetzt, zehn Jahre, nachdem er dieses Buch geschrieben und die Kontroversen wie ein unparteiischer Richter zwischen zwei Gegnern darzustellen gesucht, war er selbst Konvertit und was wir dort als den Erguß des dankbaren Herzens eines Konvertiten S. 268 lesen, dürfen wir jetzt ganz und gar als aus seinem eigenen Herzen gesprochen ansehen. Er sagt: „Seit ich die protestantische Religion aufgegeben habe, weil mir niemand sagen konnte, was sie sei, und jahrelanges, für den Glauben meiner Väter nicht unparteiisches Suchen meinen Zweifeln nur neue Nahrung gab, so ward ich, der Danaiden- und der Sisyphus-Arbeit müde, ein treuer Sohn der alten Mutter. So alt sie aber auch ist, so habe ich doch keinen Flecken, noch Runzel an ihr bemerkt; ich habe ihr, so gut ich konnte, ins Antlitz geschaut, mich mit anderen oft über ihre Schönheit gefreut, und je länger ich sie ansehe, um so mehr entdecke ich neue Spuren ihrer Majestät und Milde, und wenn sie in den Sakramenten den Kuß der Liebe giebt, sinkt man ihr zu Füßen; da habe ich oft gewünscht, wenn ich sterben muß, könnte ich doch mit solcher Seligkeit mein: Jesus, Maria und Joseph! beten. Gott erfüllt alle seine Verheißungen viel herrlicher, als wir Menschen es erwarten. Was ich von der alten Kirche hörte, war viel Gutes; was ich sah, war genug, meine Liebe zu er-

[1]) Siehe: Eine protestantische Pfarrers-Familie auf dem Wege zur katholischen Kirche. Heiligenstadt. S. 35 ff.

wecken; was ich gefunden, ist viel mehr, als ich gesucht. Dieses jugendlich frische Leben der Kirche, oder wie ich gewöhnlich sage: der Mutter, ist das himmlische Leben der Ewigkeit; denn die Kirche ist wie die Braut, welche vom Himmel auf die Erde kam, als sie der Prophet sah. Was sie mitteilt, ist ja nicht von der Erde, das kann man leicht merken; Weltweisheit und vergängliche Wissenschaft sind nicht so rein wie ihre Gaben. Woher ihre, der Mutter Gaben kommen, wissen wir ja; der die Wahrheit ist, sagte: Ihr werdet von nun an den Himmel geöffnet und die Engel Gottes herabsteigen sehen.

„Ehe ich offen meine Liebe zur Mutter erklärte, und auch noch manchmal in der ersten Zeit meines Aufenthaltes an ihren Altären beschlich mich eine geheime Furcht, ob ich denn auch wirklich nichts finden würde, wodurch meine Erwartung getäuscht werden könnte. Zuweilen aber suchte ich auch geflissentlich Mängel: du weißt, wie uns alten Verehrern des Zweifels und der Kritik dies Aufsuchen von Fehlern so ergötzlich und fast zur anderen Natur geworden war. Was ich suchte, fand ich diesmal nicht, aber nach und nach eine Vollkommenheit, wie eine solche nicht wieder in irgend etwas zu finden ist . . . Jetzt bin ich nun schon acht Jahre von Herzen Katholik, und es ergeht mir wie den anderen: so wenig man sagt, daß die Sonne den Tag bringt, so wenig ist von der Schönheit der Mutter viel Prahlens zu erheben, sie ist unbestritten die milde Herrin, von welcher jeder Verehrer gern und liebevoll sein Knie beugt. Aus dem Garten Eden, in welchen sie vom Himmel herabgeschwebt ist, von Engeln begleitet, ist sie den armen Menschen gefolgt, und tröstete sie in ihrer Verbannung; sie redete oft ernst und streng zu ihren Verehrern, doch hat sie ihre Milde und Lieblichkeit niemals verleugnet. — Ihre volle, ganze Mutterliebe aber offenbarte sie, als sie ausgestattet mit allen Schätzen und Geheimnissen des Himmels zu Anfang der neuen Zeit alle Menschen und Völker zu sich einlud. Die Engel sangen, als Maria den Heiland geboren: Ehre Gott in der Höhe, Friede auf Erden allen Menschen, die eines guten Willens sind! Diese Worte der Engel dürfen wir wiederholen und auch in jene Worte einstimmen: Gegrüßt seist du, Maria, du Gebenedeite unter den Weibern, gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!

„So ist es Liebe, Friede und Engelsgruß, wodurch die neue Zeit der alten Kirche eingeleitet wird. Wer in den Schoß der Mutter zurückkehrt und es nur wagt, das Bekenntnis abzulegen, welches der verlorene Sohn that: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir! — der erkennt, wie ich, jene liebenswürdige Hoheit und glorreiche Milde der Mutter. Im Trotze sprachen unsere Väter von Wittenberg: Gieb uns das Teil, das uns gebührt! Der Gott, welcher einst dem Abraham gebot, die Hagar und ihren Sohn Ismael aus dem Hause zu entlassen, ließ es zu, daß die Friedensstörer ihr Teil bekamen und davonzogen. Was sie mitnahmen, war bald verzehrt. Sie gingen wie Hagar mit ihrem Sohne irre in der Wüste, und die ägyptische Magd hatte ein sonderbares Herz in der Brust: sie legte ihr Kind unter einen Baum, denn sie mochte nicht sehen, wie es vor Durst verschmachtete. Doch der Himmel ist reich an Erbarmen, und öffnete der Verzweifelnden ihre blinden Augen, daß sie in der Wüste eine Quelle fand, sich und ihren Sohn vom Tode zu erretten. So war es im Alten Bunde, der Trennung begehrte; der Neue Bund will Wiedervereinigung und die Heimkehr ins alte reiche Heimathaus, in dem der trotzige Abzug nicht gewehrt, die Rückkehr aber wie ein Freudenfest gefeiert wird. Wie ich dir sagte: Mehr, als man begehrt oder hofft, wird dem, der nach Schätzen des Himmels sucht, gereicht: Schuhe an die Füße, ein Kleid zum Schutze des Körpers, ein Ring an den Finger, eine Mahlzeit zur Stärkung und zur Erquickung sind bereit, und so ist das Haus reich an Gaben für das ganze Leben; auch auf die letzte schwere Reise durch das dunkle Thal des Todes giebt die himmlische Mutter noch eine Wegzehrung, damit die Seele nicht in Ohnmacht versinke und eine Beute des bösen Feindes werde. — Überladen wird der treue Sohn des Hauses nicht; bestimmte Dinge muß er nehmen; dazu noch anderes auszuwählen, hat er freien Willen. Nur die Eine Bedingung ist beim Eintritt in die Wohnung gestellt: Hast du über dies und jenes in der alten festen Burg deine Bedenken, so bringe sie den Hütern und Verwaltern der Geheimnisse Gottes vor und sei empfänglich für Belehrung und väterliche Zucht; aber frechen Tadel und offene Empörung mußt du büßen; hüte dich, daß du nicht wie Hagar dich über Sarah

erheben willst, oder wie Ismael die Lippen höhnend verziehest. — Allerlei, auch wunderliche und einfältige Fragen dürfen die Kinder thun; keine bleibt unbeantwortet, wenn auch die volle Weisheit nicht immer sogleich dargeboten wird. Sie weiß gut zu antworten; wer so alt ist wie sie, besitzt Erfahrung, und wessen Ohr so stark und fein gebildet ist, daß es aus der Harmonie des Himmels Töne vernehmen darf, der weiß Licht und Ordnung in das Gewirr und Toben der Erde zu bringen."

Wir sehen aus dem Mitgeteilten, wie Blackert schon damals, als er dieses schrieb, im Grunde seiner Seele katholisch war. Wenn er gleichwohl noch zehn Jahre gezögert hat, ehe er seiner Überzeugung folgte und in die Kirche eintrat, so ist einmal nicht zu übersehen, was im Laufe dieses Werkes schon oft genug beleuchtet worden, daß zwischen Katholisieren und Konvertieren noch ein weiter Weg liege, und andererseits ist aber auch der Umstand nicht gering anzuschlagen, daß Blackert vermögenslos und Familienvater war. Und dennoch hat er, als seine Zeit gekommen war, alles aufgeopfert, eine einträgliche Stellung, einen ihm liebgewordenen Beruf, in dem er segensreich gewirkt, um ohne Rücksicht darauf, daß er für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, seiner Glaubensüberzeugung folgen zu können.

Nun galt es, eine Stellung zum Lebensunterhalte zu gewinnen. Er klopfte in Berlin an, aber vergeblich. Durch Vermittlung des Professors Phillips in Wien erhielt er endlich, gerade als seine Ersparnisse aufgezehrt waren, die Anstellung als Gymnasiallehrer zu Czernowitz in der Bukowina. Für die Reise dahin, 200 Meilen, gaben Freunde in Erfurt, besonders Volk die nötigen Mittel. Nach fünfzehn Monaten erlangte er die Versetzung nach Lemberg. Hier starb er am 14. Februar 1876.

Ein Freund, der ihm hier durch zehn Jahre nahegestanden, hat in der Sonntagsbeilage der Germania vom 19. März 1876 über Blackert einen schönen Nachruf veröffentlicht, den wir schon mehrfach benützt haben. Weiterhin erzählt derselbe: „Was die letzten zwanzig Jahre dieses Menschenlebens ausgezeichnet hat ist — das Leiden. Gott hat sich die große Gnade der Konversion von Blackert und seiner Familie durch einen sehr schweren Kreuzweg bezahlen lassen. Warum das die göttliche Güte gethan, danach hat Blackert nie gefragt und wir haben schon gar

kein Recht dazu; er hat in allem die barmherzige Hand seines himmlischen Vaters angebetet; thun wir es auch und wenn daneben noch etwas anderes, bewundern wir die Kraft, den Mut, die treue Ausdauer dieses edlen und frommen Konvertiten, der unter allen seinen Kreuzen nicht einmal zu klagen wagte, auch wenn dieselben — ohne Zwischenzeit zum Aufatmen — einander ablösten. Nach zehnjähriger Bekanntschaft müssen wir sagen, daß wir nie in seine Familie eingetreten sind, und das geschah nicht etwa selten, ohne daselbst ein oder mehrere Krankenbetten aufgeschlagen zu finden, anderer und schlimmerer Schläge gar nicht zu gedenken. Als die Todeskrankheit an seinem sonst rüstigen Leben zu nagen begann, hatte sie drei Wochen lang mit ihm zu ringen, ehe sie ihn niederwarf. Anfangs wankte er noch auf eigenen Füßen ins Gymnasium, dann ließ er sich mehr als zwei Wochen lang dahin fahren, zuletzt so, daß er in und aus dem Wagen getragen werden mußte; nur eine Woche lag er vor seinem Tode nieder, um diesen zu erwarten. Ausgerüstet mit den Gnaden der heiligen Sterbesakramente verschied er, unterstützt von den heißen Gebeten der Seinigen.

„An Blackerts Sarge fiel dem Schreiber dieser Zeilen das Wort eines Schriftstellers unserer Zeit ein, daß die wenigsten Menschen auf Erden hinreichende Gelegenheit finden, ihre Anlagen zu entwickeln und zu verwerten. Das gilt buchstäblich von unserem lieben Konvertiten.

„Jeder, der ihn kannte, mußte ihn mit Ludwig Clarus für einen gelehrten, geistvollen, originellen Mann halten. Und was ist aus diesem Geistesreichtum, dieser Gelehrsamkeit und Originalität geworden? Vierundzwanzig Schulstunden, mit denen Blackert noch im letzten Schuljahre bedacht war, haben alle andere Thätigkeit unmöglich gemacht. In jüngeren Jahren fand er trotzdem noch Zeit zu Publikationen größerer und kleinerer, meist philologischer und linguistischer Arbeiten. Seine Familie weiß von vierzehn solchen zu erzählen.[1]) Jetzt fehlte schon längst

[1]) Außer philologischen Arbeiten, wie: Über den Dualis bei Homer; Über den Genitiv und Dativ im Griechischen: Grundzüge der deutschen Metrik; Griechische Syntax; Zur vergleichenden Etymologie ꝛc., sind noch zu erwähnen: Gesetz und Verheißung, 2 Bde.: Über die Macht der Persönlichkeit, und: Über die Macht der politischen Idee; Auslegung der zehn Ge-

neben der Zeit auch die Kraft und Lust. Seine bedeutenden Fähigkeiten und Studien haben bei der Art seines Berufslebens sich nicht die gebührende Geltung zu verschaffen vermocht.

„Um so mehr gelang das seinen sittlichen Anlagen, seinem Charakter, seinen Tugenden. Beim ersten Begegnen mit Blackert sprang dem Beobachter eine Seite, eine Tugend in die Augen, die in unserer Zeit der großen und kleinen Eitelkeiten und konventionellen Lügen äußerst selten ist — sogar an sonst guten Menschen: die Wahrhaftigkeit. Schreiber dieses wurde in Blackerts Nähe immer an den Heiligen erinnert, der niemand genau sagen mochte, wie spät es sei, weil, während er sprach, seine Angabe bereits eine Unwahrheit enthielt; so ängstlich wachte Blackert über jenes seiner Worte, daß es mit der Wahrheit nicht in Zwiespalt geriet.

„Nach dem bisher Gesagten ist es überflüssig, von dieses braven Mannes Armut, Geduld, Frömmigkeit, noch besonders zu sprechen. Von dieser letzteren konnte sich allsonntäglich jeder überzeugen, der ihn im Gymnasialgottesdienste unter seinen Schülern beobachtete.

„Seine Berufstreue, seinen Pflichteifer haben nach seinem Tode alle hiesigen (Lemberger) Zeitungen ohne Unterschied der Farbe gebührend betont und Kollegen und Schüler dadurch in etwas zu vergelten gesucht, daß sie auf ihre Kosten ihm ein glänzendes Leichenbegängnis verschafften."

bote und des Vater unser; Leben der heiligen Mathilde, mit Vorwort von Professor Höfler.

Friedrich Kiefer,

Künstler.

Geboren den 16. März 1821 zu Basel, hegte er von Jugend auf eine besondere Vorliebe für die Lithographie, die er auch erlernte, und machte behufs größerer Ausbildung Reisen nach Frankreich und Italien, hielt sich längere Zeit in Genua, Neapel und Venedig auf und ließ sich 1843 in Vicenza nieder. Er war ein tüchtiger und fleißiger Künstler, von dessen Arbeiten besonders hervorgehoben werden: „Saggio di caratteri“ (1850), eine große Reihe von Blättern mit von ihm erfundenen, auf das Sauberste und Kunstreichste ausgeführten Schriftproben, dem Marschall Radetzky gewidmet; „Venezia“, von dem Municipium der Stadt Venedig 1847 den Mitgliedern des großen Gelehrtenkongresses dargebracht; „La pianta del veneto ospedale civile“ u. a. Er starb, erst neununddreißig Jahre alt, am 19. Juli 1857, nachdem er zuvor das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte.

Gustav Graf Blome.

Gustav Graf Blome, k. k. Kämmerer und Geheimer Rat, ehemals österreichischer Gesandter und außerordentlicher Minister am bayerischen Hofe zu München, ist als der einzige Sohn und Erbe des Lehensgrafen Otto Blome auf Saltzau, eines der reichsten Grundbesitzer in Holstein, und einer geb. Fürstin Bagration, die bald nach seiner Geburt starb, am 18. Mai 1829 geboren. Er trat auf Wunsch seines Vaters nach Vollendung seiner juristischen Studien in österreichische Dienste und widmete sich der diplomatischen Laufbahn. Er war zuerst Attaché in Petersburg, dann, weil er sich dort durch eine Schrift über die Zukunft Rußlands mißliebig gemacht, Sekretär bei der österreichischen Botschaft in Paris. Hier trat er im Jahre 1858 zur katholischen Kirche über. 1860 wurde er österreichischer Gesandter bei den Hansestädten zu Hamburg und 1864 kam er in gleicher Eigenschaft nach München. 1866 trat er vom diplomatischen Dienst zurück und wurde 1867 in das österreichische Herrenhaus berufen. Er hat seitdem sowohl als Mitglied des Reichsrates wie auf jegliche andere Weise sich als treuer Sohn der Kirche bewährt. Wie er während seines Aufenthaltes in Hamburg die Gründung eines „Kirchenblattes für die nordischen Missionen" durch seine Mittel ermöglichte, so war er auch Gründer der auf einen weiteren Horizont berechneten, für die katholische Presse ehedem wichtigen „Genfer Korrespondenz", die er, nach seinem Ausscheiden aus dem österreichischen Staatsdienst, selbst leitete. Ihm wird auch die Autorschaft der so vortrefflichen Broschüre: „Wo ist Europas Zukunft? (Freiburg 1871)" zugeschrieben.

Graf Blome hat sich am 1. September 1858 zu Maria Enzersdorf mit Josephine Gräfin von Buol-Schauenstein vermählt, die ihm acht Kinder schenkte, das Erstgeborene, eine Tochter, Marie Klementine, hat sich im Sacré-Coeur dem Ordensstande gewidmet.

Leontine v. Wobesa.

In demselben Jahre erfolgte der Übertritt einer Landsmännin des Grafen Blome, und zeigte die protestantische Duldsamkeit und Achtung vor den „Menschenrechten", wie sie damals den Katholiken gegenüber in dem norddeutschen Küstenlande geübt wurde, im hellsten Lichte.

Die genannte Dame hielt mit ihrer Schwester, Mathilde v. W., zu Ottensen bei Altona eine Privat-Töchterschule. Im April 1858 ward ihr durch die Gnade Gottes das Glück zu teil, zur Kirche zurückzukehren. Infolgedessen wurde ihr das Recht, eine Privatschule zu halten, ja nur Privatunterricht zu erteilen, entzogen. Das betreffende amtliche Schreiben ist zu interessant, um es hier nicht mitzuteilen. Es ist von dem lutherischen Pastor zu Ottensen, an beide Schwestern gerichtet.

„Der Übertritt des Fräuleins Leontine v. Wobesa hat mich veranlaßt, mich am 22. v. M. an das Altonaer Kirchenvisitatorium zu wenden und bin ich durch ein Schreiben desselben vom 11. d. Mts. beauftragt, Ihnen folgendes mitzuteilen:

1) Die den beiden Schwestern Leontine und Mathilde von Wobesa früher erteilte Konzession zur Haltung einer Schule in Ottensen ist umgehend an mich zur Kassation einzusenden.

2) Das Kirchenvisitatorium ist indessen geneigt, eine neue betreffende Konzession dem Fräulein Mathilde v. W. zu erteilen, nachdem dieselbe angegeben, in welchem Umfange und in welcher Weise sie die Schulanstalt fortzusetzen beabsichtigt, und nachdem sie die ausdrückliche Erklärung abgegeben haben wird, daß ihre Schwester Leontine künftighin keinen Unterricht in der

Schule mehr erteilen wird, worüber das hiesige Pastorat die Aufsicht führen soll . . .

3) Falls solches zur Vermeidung einer störenden Unterbrechung des Unterrichts in der Anstalt erforderlich sein sollte, ist es dem Fräulein Leontine v. W. gestattet, bis Johanni d. Js. den Unterricht fortzusetzen, jedoch unter der ausdrücklichen Verwarnung, daß sie sich eines jeden Versuches, auf den religiösen Glauben der Kinder einzuwirken, enthalte.

4) Endlich habe ich namens des Kirchenvisitatoriums dem Fräulein Leontine v. W. zu eröffnen, daß es ihr verboten ist, im Kirchenspiel Ottensen oder aber auch in der Stadt Altona Privatunterricht zu erteilen, es sei denn, daß sie in jedem einzelnen Falle die betreffende Erlaubnis beim Kirchenvisitatorium impetriert haben sollte. Es wird darüber die nötige Kontrolle geführt werden.

Rektorat zu Ottensen den 13. Mai 1858."

Es ist der Pastoratinhalt dieses Schreibens zu klar und deutlich, um eines Kommentars zu bedürfen. Durch die Vereinigung der beiden Herzogtümer mit Preußen sind die dortigen Katholiken aus einer Lage befreit worden, welche das Schlagwort „Gewissensfreiheit", wie es von Protestanten stets im Munde geführt wird, in eigentümlichem Lichte erscheinen läßt, in der sich jedoch die Katholiken in den sehr liberalen und sehr protestantischen Ländern Sachsen, Mecklenburg und Braunschweig noch heute befinden.

Graf Ludwig Stainlein v. Saalenstein.[1])

Ludwig Karl Georg Kornelius Graf Stainlein v. Saalenstein war am 3. Juli 1819 zu Szemeréd in der Honther Gespannschaft geboren, der älteste Sohn des Freiherrn Eduard v. Stainlein und dessen Gemahlin Susanne, geborene Freiin v. Hellenbach, die neben anderen Besitzungen auch Szemeréd überkommen hatte.

Der Vater, Freiherr (seit 1830 Graf) Eduard v. Stainlein, war Diplomat und hatte, mit dem ganz besonderen Vertrauen des Königs Max I. von Bayern beehrt, lange Zeit als bayerischer Gesandter in Wien fungiert. Nach dem Tode des Königs Max legte er seine Stellung nieder und zog sich auf seine Besitzungen in Ungarn zurück, wo er im Verein mit den hervorragendsten ungarischen Patrioten für die Hebung der Industrie und des Ackerbaues eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete.

Graf Ludwig begann seine Studien in Pest, zeigte jedoch bald eine überwiegende Neigung zur Musik, die er denn auch mit allem Eifer und aller Energie seines früh entwickelten Geistes pflegte. Nachdem sein Vater im Jahre 1833 gestorben war, ein Ereignis, das ihn so erschütterte, daß man fast für sein Leben besorgt war, setzte er seine Ausbildung in dem sogenannten Hollandschen königl. Erziehungsinstitut zu München fort. Mit Vorliebe widmete er sich dem Studium der Geschichte und deutschen Litteratur, aber der Musik, dieser Tochter des Himmels,

---

[1]) Ludwig Graf Stainlein v. Saalenstein. Ein Blatt der Erinnerung. Als Manuskript gedruckt. (Von L. Schönchen. München 1868.)

wollte er auch hier nicht untreu werden; auf dem Pianoforte wie auf dem Violoncell machte er unter Leitung seines Lehrers Sigl ganz überraschende Fortschritte. Überhaupt gefiel es ihm in der Anstalt, nur das war ihm schmerzlich, daß er, als Protestant, an dem Gottesdienste seiner Mitschüler nicht teilnehmen, ja nicht einmal auf dem Chore mit seinem Violoncell mitwirken konnte, vielmehr mit der geringen Zahl glaubensverwandter Mitzöglinge einem gesonderten Gottesdienst beiwohnen mußte. Vielleicht war diese seinem Gemüte und seiner ganzen geistigen Anlage so widerstrebende Sonderung auch die Ursache, weshalb er schon nach einigen Semestern das Institut wieder verließ, um in seiner Heimat, und zwar in Eperies, seine Studien fortzusetzen.

Im Jahre 1837 trat er in das zu Szemeréd garnisonierende Kürassierregiment Graf Wallmoden und erhielt bald darauf das Patent als Offizier. Indes die Liebe zur Musik und der Drang, selbstschöpferisch zu wirken, ließen ihn in dem Soldatenleben kein Genüge finden, da er wohl erkannte, daß er, um in der Tonkunst etwas leisten zu können, anhaltende Studien machen müsse. Er nahm daher 1842 seinen Abschied und ging nach Paris, wo er einen Lehrer fand, wie er ihn wünschte. „Ein bejahrter einfacher Mann, Hubert, begeistert für seine Kunst und väterlich gesinnt gegen den strebsamen Fremden — der jeden Titel und Rang verbarg, um ungestört seinen Arbeiten sich widmen zu können — nahm ihn in sein Haus und ward so Zeuge des rastlosen Fleißes, aber auch der staunenswerten Fortschritte seines talentvollen Schülers. Über ein Jahr lang lebte der Graf in diesem stillen Asyle den angestrengtesten Studien, fast der ersten Anforderungen zur Erhaltung des Lebens vergessend."

Dieser Eifer ward mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt. „Als der Graf im April 1843 nach Szemeréd zurückkehrte, schien er fast ein anderer geworden zu sein. Er hatte sich vergeistigt und lebte fast nur mehr im Reiche der Töne, in das er nun infolge seiner anhaltenden und tiefen Studien mit Bewußtsein eingetreten war. Er komponierte und spielte, obschon er späterhin die meisten dieser Schöpfungen wieder verwarf. Etwas später lernte er Mendelssohn-Bartholdy kennen und lieben, allein

sein Schüler war er nie, hatte er doch damals bereits so viel Selbständigkeit, daß er seine eigenen Wege ging und obwohl im allgemeinen für Mendelssohn voll Begeisterung, doch nicht unbedingt zu dessen Fahne schwur. Das war überhaupt nicht seine Art. Wie er in allen Dingen die Freiheit liebte, so ließ er sich auch in der Musik nicht von Namen imponieren. Nur Beethoven schien ihm unerreichbar und mit diesem „Riesen war keiner zu vergleichen".

Da brach die Revolution aus. Graf Ludwig Stainlein wollte anfangs sofort wieder in die Armee eintreten, allein der Gedanke gegen Männer, wie die Batthyanyi, Andrássy, Szechenyi u. a., die er stets als Freunde verehrt hatte, den Degen zu ziehen, war ihm zu schmerzlich, und so entschloß er sich mit einem belgischen ihm liebgewordenen Künstler, Namens Leonard, in dessen Heimat zu gehen. Er verlebte einige Zeit in Lüttich, gedachte aber schon wieder an die Rückreise nach Szemeréd, als er zufällig auf Schloß Angleur in der Nähe von Lüttich Fräulein Valerie Nagelmackers, Tochter des Präsidenten des Provinzialrates von Lüttich, kennen lernte. Die hohe Geistesbildung dieser Dame, verbunden mit tiefer Frömmigkeit, ergriffen ihn und fesselten ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, allein seine Bewerbung hatte anfangs keinen glücklichen Erfolg. Nicht als ob die junge Dame sich den geistigen und körperlichen Vorzügen des Grafen verschlossen hätte, allein die Verschiedenheit der Religion stand ihrer Neigung im Wege. „Aber der Graf hatte eine unsterbliche Seele, die sich nach dem Unendlichen, nach dem Ewigen sehnte, während sie jeder positiven Religion bar geworden schien, eine Seele, die sich für alles Katholische begeisterte, ohne sich dessen bewußt zu sein, eine Seele, die voll himmlischer Ahnungen war, während sie in Gefahr stand, nie über jene unklaren und düsteren Regionen sich erheben zu können, in welchen sie so mächtig nach dem Lichte rang. Das entschied. Jenes Wesen entsagte seinen innersten Neigungen, seinem Lebensplan, seiner ganzen Natur, ja, seinem eigenen Ich um einer Seele willen, die es liebte, mehr liebte als die eigene."

Am 31. Oktober 1849 wurde diese Ehe zweier auserwählten Seelen geschlossen, eine Ehe, die dem Grafen den Weg zu der ewigen Heimat bahnen sollte.

In Wien, wohin er sich mit seiner Gattin begeben hatte, wurden Graf Stainleins Kompositionen zuerst (1850) in größeren Kreisen bekannt. „Er sah allwöchentlich in seinem Hause eine Anzahl der bedeutendsten Künstler, Dichter und Gelehrten, welche eine eben so dankbare als verständnisreiche Zuhörerschaft bildeten. Die beiden Helmesberger und der Violoncellist Röder gehörten mit zum Quartett. — Die Anerkennung war eine große und allgemeine unter Kunstkennern wie Dessauer, Hoven, Fischhoff u. a. Man suchte den Grafen in Wien festzuhalten und sprach von einer Direktorstelle an einem Institut für Musik, die ihm übertragen werden sollte.“ Doch er lehnte ab, um in seiner Freiheit nicht beschränkt zu sein. Zwei Winter verlebte er mit seiner Familie — 1850 ward ihm ein Sohn geboren worden — in Köln, wo sich Künstler und Kunstfreunde, wie Bischoff, Hiller, Frank, Pixis u. a., regelmäßig in seinem Salon einfanden.

Mittlerweile hatte seine Gesundheit sehr gelitten, — die Fieberluft, die er in Ungarn während mehreren Jahren in ungesund gelegenen Garnisonsorten eingeatmet, hatte seinen Organismus merklich angegriffen — und er hielt sich fast zwei Jahre hindurch in Baden-Baden auf. Natürlich wurden die musikalischen Unterhaltungen auch hier fortgesetzt, Servais, Sivori, Jacquard, Piatti, Rubinstein u. a. fanden sich in seinen Matineen ein und wirkten selbstthätig mit. Einem dieser Matineen wohnten auch der König von Württemberg, Prinz Friedrich von Preußen und die Elite der Gesellschaft bei, und über die Aufführungen in denselben ward in einem französischen Journal: l'Europe artiste, in der schmeichelhaftesten Weise berichtet, so daß, als Graf Stainlein, der „compositeur-instrumentiste“, im Winter 1857 nach Paris kam, er in den Künstlerkreisen mit großer Auszeichnung empfangen ward. Man drängte ihn, seine Kompositionen einem größeren Publikum vorzuführen, und endlich entschloß sich der Graf, besonders auf Zureden Sivoris, in dem Salon Pleyels vier Kammermusiksitzungen zu geben, deren Ertrag den Armen des zweiten Arrondissements zugewendet werden sollte. Das Publikum war trotz des hohen Eintrittspreises sehr zahlreich und bestand aus den gewähltesten Kreisen der künstlerischen und allen anderen Aristokratien. Es

lag über demselben eine gewisse Kälte des Vorurteils, denn daß ein Graf, noch dazu fremd und unbekannt — und unbekannt ist dem Pariser alles, was man in Paris nicht kennt — als Komponist und Mitwirkender sich der Gesellschaft vorstellte, erschien vielen als etwas Seltsames. Allein das Vorurteil war bald geschwunden und das Interesse steigerte sich mit jeder Nummer, mit jeder Sitzung ... Der Erfolg war glänzend. Rossini beeilte sich, dem Grafen seine künstlerische Hochachtung auszudrücken, und die großen Journale brachten eingehende Besprechungen, welche nur der getreue Widerhall der Gesamtstimme des höchst gewählten Publikums waren. Daß infolgedessen ihm glänzende Anerbietungen gemacht wurden, ihn bleibend in Paris zu fesseln — auch von Berlin aus suchte man ihn zu gewinnen, kann nicht überraschen. Allein Graf Stainlein lehnte auch diese Anträge ab, einmal aus Liebe zur Unabhängigkeit, und dann seiner Kränklichkeit wegen, die ihn nötigte, den Winter über in Nizza zu verleben. Dort komponierte er das schöne, dem Andenken seines Schwagers Grafen Friedrich v. Westerhold gewidmete Lied „die Thränen“ (Text von Lenau) — nach dem Ausdrucke Meyerbeers, der hierüber eigens nach Berlin berichtete, eine ergreifende Elegie. In einer besonderen Matinee, in welche dieses Lied auf allgemeines Verlangen aufgenommen wurde, kam auch des Grafen Klavier-Trio in C-moll zur Ausführung, welches sich unter Kunstfreunden und Künstlern, Meyerbeer an der Spitze, des ungeteiltesten Beifalls erfreute.

Da er in Nizza wieder schwer erkrankte, kam seine Gemahlin aus Angleur nach dort, und da Graf Stainlein sich nach seiner Mutter sehnte, so gingen sie über Wien nach Szeméréd. Dort aber wurde er von einem heftigen Choleraanfall ergriffen und menschlichem Ermessen nach schien er verloren. Aber sein starker energischer Geist litt nicht unter den Qualen der Krankheit. Er gedachte seiner unsterblichen Seele und der Wahrheiten, die sich ihm bei fortwährendem Ringen nach dem höheren Lichte allmählich und immer klarer enthüllt hatten. Es drängte ihn, dieser Erkenntnis auch Ausdruck zu geben, und er verlangte nach einem katholischen Priester, vor dem er auf dem Sterbebette das Bekenntnis des katholischen Glaubens ablegen könnte. Nachdem dies geschehen, empfing er in den

schrecklichen Augenblicken mit der höchsten Fassung und Ruhe alle Sakramente, und als die letzten Worte der letzten Ölung über ihn ausgesprochen worden, schien er plötzlich wie auferstanden und alle Todesgefahr war vorüber. Es geschah dies am 5. Juli 1858.

„Es ist uns nicht gegönnt," sagt der Biograph des Grafen, „auf die Einzelheiten dieses Ereignisses näher einzugehen. Aber wer das eigentümliche, sagen wir lieber providentielle Ineinandergreifen von Umständen kennt, welche zu diesem Ereignis führten, wer die kurzen und einfachen, aber schwer wiederzugebenden Worte des Kranken, Sterbenden, Wiedererwachenden und endlich der Genesung Entgegengehenden gehört hat, kann nicht zweifeln, daß Gott hier mit besonderer Gnadenwirkung eingegriffen, und wird in stummer Anbetung vor dem Willen des Allmächtigen sich beugen."

Nach seiner Wiedergenesung hielt sich Graf Stainlein in Aachen, Köln und anderen deutschen Städten auf, überall mit den hervorragendsten Künstlern verkehrend. Ende 1860 kam er nach München, für das er nicht bloß ein Kunst-, sondern auch ein gewisses heimatliches Interesse empfand. Dort auch gedachte er sich bleibend niederzulassen und kaufte zu dem Endzwecke vor dem Siegesthor einen Platz, um sich ein villaartiges Haus bauen zu lassen, das im Jahre 1866 sollte bezogen werden können. In der Zwischenzeit weilte er mit seiner Familie 1864 ein paar Monate in Rom, den Winter 1865 in Würzburg und 1866 sieben Monate abermals in der ewigen Stadt. Schon während seines ersten Aufenthaltes daselbst hatte er sich mit Franz Liszt innig befreundet. Beide lernten sich gegenseitig in dem Maße noch mehr schätzen, als sie sich öfter sahen. Graf Stainlein, obwohl, wie schon bemerkt, durchaus selbständig und ein durchaus unparteiischer Beurteiler, war nicht ohne einiges Vorurteil gegen Liszt nach Rom gekommen. Um so aufrichtiger war seine Anerkennung, so vielfach seine Bewunderung, als er Liszt, den Musiker, näher kennen lernte. Auch der persönliche Umgang mit demselben bot ihm eine Fülle des edelsten Genusses. Liszt seinerseits fühlte sich von dem offenen, edlen Charakter und der hohen musikalischen Begabung des Grafen innigst angezogen, und wohnte den musikalischen Abenden

in dessen Hause mit sichtbarer Vorliebe bei. Sie erhielten ihre Weihe besonders durch Sivori, der schon in Baden-Baden, dann in Paris und einige Zeit in München Stainleins Kompositionen so vollendet interpretiert hatte. Später waren es insgesamt römische Virtuosen, welche jene Kompositionen in Gegenwart einer auserlesenen Gesellschaft, worunter mehrere Kardinäle und die bedeutendsten römischen und fremden Künstler, in einem der reizendsten Quartiere Roms auf der Höhe von Trinità ai Monti zur Aufführung brachten.

Da Ende 1866 sein Wohnhaus noch nicht bezogen werden konnte, entschloß sich Graf Stainlein, den Winter in Angleur zuzubringen. Allein seine sehr leidende Gesundheit verlangte den Aufenthalt in einem wärmeren Klima, und er erwählte Bordeaux, teils wegen der verhältnismäßigen Nähe, teils weil daselbst von der philharmonischen Gesellschaft und vom Cäcilienverein musikalische Genüsse edelster Art geboten wurden. Beide auch empfingen ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Emil Peychaud brachte wiederholt in seinen Soireen Stainleinsche Kompositionen zur Aufführung, nach dem Urteil dieses feingebildeten Kenners fast die einzigen aus neuester Zeit, welche den anerkannten Meisterwerken der Kammermusik ebenbürtig seien.

Nach einmonatlichem Aufenthalt in Bordeaux kehrte Stainlein, fast gebrochen, Ende März 1867 nach Angleur zurück. Er überwand den Schmerz durch Mut, Geduld und ruhige Ergebung. Noch versüßte ihm die Musik seine Leiden. Bald aber sollte auch sein geliebtes Violoncell verstummen — die Krankheit überwältigte ihn. Am Tage der heiligen Cäcilia, den 22. November 1867, starb er, als aufrichtiger Katholik mit allen Tröstungen der Religion versehen.

Die sterblichen Überreste des Grafen wurden zunächst in der Kirche von Angleur beigesetzt. Es war aber sein Wunsch, dort zu ruhen, wo nach seiner Überzeugung auch seine Gemahlin den ehesten Trost und Linderung finden würde, wenn er aus diesem Leben geschieden — in der ewigen Stadt. Von Bayern, die in der päpstlichen Armee dienten, wurde sein Sarg mit besonderer Bewilligung des heiligen Vaters nach Rom

gebracht, wo er in einem der ältesten und stillsten Heiligtümer, auf dem einsamen hohen Aventin, unter Gräbern von Mönchen und Kardinälen in der Kirche von St. Sabina steht. Hier hielten am 18. Mai die ehrwürdigen Dominikaner des gleichnamigen Klosters ein feierliches Totenamt für den deutschen Grafen, der sein irdisches Vaterland nicht mehr sehen sollte, aber in seiner himmlischen Heimat sich der Anschauung des Ewigen und Unendlichen erfreut, dessen Ahnung und Hoffen sein ganzes Leben erfüllte.

Auf weißen Marmortafeln, welche den auf dem Boden der Kirche freistehenden Sarg umschließen, ist das Andenken an den Grafen, an sein Ringen und Wirken der Nachwelt übergeben. „In maximis doloribus siluit, nec aperuit os suum," heißt es auf der ersten Tafel. „Non in fidei suae merito nec operum suorum, neque in eleemosynis spem posuit, neque in suis hymnis et canticis, nec in constanti et forti patientia, sed in meritis Jesu Christi spem posuit, et in vestris precibus, quas implorat," so lautet die Inschrift der zweiten. Auf der dritten aber steht: „Vos Germani, vos artium liberalium cultores, quotquot ab errore ad catholicam religionem reversi estis, vos qui in dolore vitam trahitis, vos qui Jesum crucifixum amatis, vos fratres ejus estis, vos orate pro eo!"

Stainleins früher Tod hat, in künstlerischen Kreisen zumal, allgemeine Teilnahme erregt, hatte er sich doch eine hohe Stellung unter den Meistern der Kunst errungen. Namentlich sind es seine an Franz Schubert erinnernden Lieder, die seinen Namen erhalten werden. „In der That bieten diese Lieder," so schließt des Verstorbenen Biograph, „manche Vergleichspunkte mit Schubert. Aber sie erinnern auch hin und wieder an Mendelssohn, so besonders die Frühlingsgesänge für zwei Frauenstimmen. Und doch haben sie alle ihren originalen Reiz, ihre der innersten Natur des Komponisten ganz entsprechende Stimmung. Das sichert ihnen auch einen bleibenden Wert. Sie werden den deutschen Liederschatz bereichern, wie die Instrumentalwerke Stainleins schon jetzt den besten Schöpfungen im Bereiche der Kammermusik beigezählt werden. Denn man fühlt es durch: sie wurden nicht geschaffen, um Gunst und Ehren

zu gewinnen, sondern aus innerem Drange, um ihrer selbst willen, und als hätte der Komponist mit dem Psalmisten gerufen: „In conspectu angelorum psallam tibi.“

Die Zahl der durch den Druck veröffentlichten Kompositionen ist zwanzig. Sie sind sämtlich in der genannten Schrift aufgeführt.

Eduard Steinbrück,

Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Berlin.

Dieser hervorragende Künstler hat uns auf unsere Bitte die folgenden Mitteilungen über seinen Entwicklungsgang übermacht, die wir unverändert wiedergeben.

„Ich bin anno 1802[1]) in Magdeburg geboren, also in einer Stadt vorwiegend lutherischen Glaubens, zu welchem denn auch ich durch die Taufe und Konfirmation bestimmt wurde. Meine Eltern waren beide aus Tangermünde herübergekommen und lebten in bequemen Verhältnissen. Mein Vater war ein streng rechtlicher, fleißiger Geschäftsmann, heiteren lebensfrohen Gemüts, der sich nicht viel um uns Kinder, mich und eine jüngere Schwester, bekümmerte, sondern regelmäßig abends nach abgethaner Komptoirarbeit seine Loge besuchte, denn er war durch und durch Freimaurer. Meine Mutter war eine feinfühlende, mir sehr zärtlich gesinnte Frau, ebenfalls voll Lebenslust, aber durch ihren geistlichen Erzieher, den gefeierten Propst Hanstein, etwas kirchlicher gesinnt als der Vater; dennoch erinnere ich mich kaum, daß ich vor meiner Konfirmation und auch geraume Zeit nach derselben in eine Kirche gekommen wäre, außer einigemal, wo mich meine Mutter mitnahm oder dazu anregte. Von meiner Konfirmation weiß ich nur, daß wir bei dem alten Pastor Fritze an St. Ulrich, der zugleich Meister vom Stuhl in der Freimaurerloge war, die zehn Gebote nach dem Katechismus Luthers fleißig auswendig lernen mußten, daß wir während des Unterrichts mit den Mädchen uns gegenüber eine Art zartes

[1]) Am 3. Mai.

Verhältnis zu irgend einer Auserwählten durch Austausch von Blicken herzustellen versuchten, und daß wir dann eines Sonntags in neuem Anzuge in die Kirche geführt wurden, um zu lutherischen Christen erklärt zu werden. Dabei pflegte denn alles zu weinen oder doch die Taschentücher vor den Augen zu halten, wogegen sich aber mein Gefühl als gegen eine Heuchelei und Unwahrheit empörte, so daß ich trockenen Auges jedoch mit Ernst der ganzen wenig erbaulichen Ceremonie beiwohnte. Ich bin auch nachmals, als ich, zum Kaufmann bestimmt, von meinem Vater nach Bremen in die Lehre gebracht wurde, dort während der vier Jahre meines Aufenthaltes nur etwa ein oder zweimal in eine Kirche gekommen, unter anderem, wie ich mich erinnere, um den berühmten Kanzelredner Dräseke an St. Ansgari zu hören. Erst in Berlin, als angehender Künstler empfing ich durch meinen (nachmaligen) Schwager J. eine Anregung zum regelmäßigeren Kirchenbesuch und zwar der Dreifaltigkeitskirche, wo damals Schleiermacher seine andächtige Gemeinde um sich versammelte. Ich bemühte mich lange vergeblich, den gewiß sehr geistreichen Vorträgen einiges Verständnis abzugewinnen; was ich fand, war nicht das, was ich suchte. Ich verlangte nach einer Predigt aus der Fülle des Glaubens! „Was wir gesehen und gehört haben (wenn auch nur innerlich durch die Kraft des heiligen Geistes), das verkündigen wir euch!" 1. Joh. 1, 3. — statt dessen fand ich tiefsinnige kritische Untersuchungen, z. B. darüber, „daß der Heiland schon als der Sohn Gottes geboren sein müsse." — Aber ich war befriedigt, wenn ich auch nur dieses und den Beweis dafür nach meiner Ansicht selbst ziemlich unsicher geführt fand. So befriedigte ich mehrere Jahre hindurch meinen Hunger und Durst nach geistlicher Speise nur auf für mich höchst ungenügende Weise, aber ich kannte nichts Besseres, natürlich außer der Heiligen Schrift, in deren Verständnis ich gleichzeitig, aber freilich nur mühsam, einzudringen versuchte.

Mittlerweile war ich in Rom gewesen. Der Kultus in den großen katholischen Kirchen bestach mich keineswegs, wie man das gewöhnlich bei Künstlern vorauszusetzen pflegt; — verstand ich doch seine tiefe Bedeutung nicht. Er hatte sogar in seinem äußerlichen Pomp etwas Abstoßendes in meinen Augen. Ungleich

zusagender war für mich die kleine preußische Kapelle auf dem Kapitol, wo damals der Herr von Tippelskirch predigte. Nur schien mir — so unwissend war ich in Bezug auf das eigentliche Grunddogma der lutherischen Kirche (?) — seine Ansicht sehr katholisch, als er einst von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben predigte. Ich hatte aber eine von Jugend auf genährte Abneigung gegen alles Katholische und begriff vollends nicht, wie man in Rom katholisch werden könne, ja, ich war geneigt, in der That den Papst für den Antichrist zu halten und verließ die Hauptstadt der Christenheit völlig unangefochten von jeglicher Versuchung zum Katholizismus. Achtundzwanzig Jahre war ich alt, als ich von Rom Abschied nahm, achtundzwanzig andere Jahre mußte ich älter werden, um (geistigerweise) dahin zurückzukehren. Wenn ich die Reihenfolge der größeren historischen Bilder betrachte, die ich bis dahin malte, so scheint sie mir nicht ohne Bedeutung, denn ihre Wahl war, mit Ausnahme der ersten beiden, die noch unter dem Einflusse meines Lehrers Wach entstanden, eine freie!

Das erste war der Sündenfall; das zweite ein Engel, welcher die Himmelsthüren öffnet mit dem Motto: Klopfet an, so wird euch aufgethan! das dritte ein Schutzengel, welcher ein Kind vor dem blumenüberdeckten Abgrunde warnt; das vierte eine Hagar, die Unfreie, welche mit ihrem Sohne, dem unrechtmäßigen Erben in die Wüste hinausgestoßen, dem Verschmachten nahe, und das fünfte endlich eine aus der Thüre heraustretende Maria mit dem Jesuskinde, das die Hand nach dem Beschauer ausstreckt. Dieses letzte Bild hatte ich mit besonderer Liebe erwählt und ausgeführt, es befand sich auf der Berliner Ausstellung im Jahre 1832 und wurde zum Stich als Vereinsgabe zur Verteilung unter die Mitglieder des Kunstvereins bestimmt.

Ich verheiratete mich nun mit meiner ersten Frau, um bald darauf nach Düsseldorf überzusiedeln, wohin der dortige Freundeskreis mich zog. Meine Trauung hatte in meinem elterlichen Hause zu Magdeburg stattgefunden, da die Eltern meiner Braut vorher verstorben waren. Ein Wohnzimmer war notdürftig mit Blumen geschmückt, ein Tisch vertrat die Stelle des Altars und, was mich besonders unangenehm berührte: in

der ganzen Traurede des Predigers kam weder ein Bibelwort noch auch der Name Jesu vor.

Ich hatte ein Gefühl, als wäre ich unchristlich und ungültig getraut worden. Es war dies ungefähr die Zeit, wo die Liebe zum göttlichen Heilande, oder wie der protestantische Pietist zu sagen pflegt: zum Herrn in mir zu wachsen begann, wo ich sozusagen ein persönliches Liebesverhältnis mit ihm in meinem Herzen anknüpfte. Diejenigen Stellen der Heiligen Schrift, die ihn unzweifelhaft als den Sohn Gottes darstellten — der mit dem Vater Eins ist, dessen Namen über alle Namen, vor dem sich aller Knie beugen sollen, — waren mir damals die liebsten, weil sie meinen Glauben, mein Verlangen bestätigten. Ich nahm daher in dem um diese Zeit etwa auftauchenden Streit gegen den Prediger Sintenis in Magdeburg, welcher die Anbetung Jesu als eine Art von Abgötterei erklärte, lebhaft Partei gegen denselben, wie gegen den sogenannten Rationalismus überhaupt, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte; wobei es mir aber sehr fern lag, auch Schleiermacher zu dieser Sekte zu zählen, dessen Predigten noch immer meine Sonntagslektüre bildeten. Schleiermacher glaubte ja, „daß der Heiland schon als der Sohn Gottes geboren sei,“ das heißt bei ihm aber freilich wohl nur: ohne die allen Menschen anhaftende Erbsünde, ob er ihn aber auch als die zweite Person der Gottheit anerkannte, vermochte ich aus keiner seiner Predigten zu ersehen. Tholuck mit seinem entschiedenen Glauben verdrängte Schleiermacher nach und nach bei mir, seine Predigt von dem „grauenvollen Tausch“ (zwischen Christus und Barabbas) machte einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich. Aber auch das lutherische Dogma von der Rechtfertigung „allein durch den Glauben“ faßte Wurzel in meinem Herzen. Ich vermochte zwar niemals so weit zu gehen, daß ich die Liebe oder die guten Werke dabei als etwas Überflüssiges oder gar Schädliches hätte halten können, wie ich denn auch gleich den meisten Protestanten festiglich überzeugt war, daß auch Luther so etwas niemals behauptet haben könne, indes ging ich doch so weit, mit ihm anzunehmen, daß der Mensch das Gesetz Gottes nicht erfüllen könne und daß es, da wir doch alle uns als Sünder vor Gott zu bekennen hätten, schließlich gleichgültig sei, ob einer etwas mehr oder weniger des Ruhmes

ermangele, der vor Gott gilt, und weil ja, wer auch nur in Einem Stücke gegen das Gesetz gefehlt, so schuldig sei, als habe er das Ganze, d. i. alle Gebote übertreten. Bei allem, auch mit Bewußtsein und Gewissensangst begangenen Sünden, getröstete ich mich der stellvertretenden Sühne unseres göttlichen Erlösers und mit Begeisterung stimmte ich Krummacher bei in seiner Predigt: „Wer will verdammen,“ welche er damals in Elberfeld gehalten hatte. Die Furcht vor der Sünde schwand immer mehr in mir und hätte mir der liebe Gott nicht ein natürliches Schamgefühl eingepflanzt, wer weiß, wohin ich geraten wäre.

Freilich war mir der Brief St. Jakobi bei solchem Glauben sehr im Wege, wie er es Luther war, und ich war bereit, wie er, lieber die fragliche Epistel als meinen lutherischen Glauben aufzugeben. Aber auch mit dem übrigen Verständnis der Heiligen Schrift wollte es bei bloß eigenem Forschen nicht recht vorwärts. Die oft sehr dunklen Stellen, ja, die scheinbaren Widersprüche derselben verwirrten mich und ich sah mich nach einem unparteiischen rechtgläubigen Lehrer und Ratgeber um. Man empfahl mir Liskos Erklärung des Neuen Testaments, die mir aber lange nicht so zusagte, als eine damals (1834) erscheinende katholische Ausgabe Alten und Neuen Testaments mit kurzen Erklärungen, größtenteils der Kirchenväter, herausgegeben von Allioli. Hier fand ich, was ich suchte, eine einfache, natürliche, Satz für Satz begleitende Erklärung der Heiligen Schrift, die ich nur dann, wenn sie mir zu katholisch erschien, auf sich beruhen ließ.

War ich ja doch in meinem damaligen Glauben an eine unsichtbare Kirche gern bereit, alle Christen als Brüder anzuerkennen, die sich nur von Herzen an den teuren vielgeliebten Heiland hielten. Ich behauptete daher allen Ernstes: die protestantische (eigentlich die unsichtbare) Kirche sei die katholische, d. i. allgemeine, weil sie auch die wahrhaft gläubigen Katholiken mit umfasse. Von der Reformation aber dachte ich in einem Gleichnisse etwa so: Einer der Apostel oder Evangelisten (etwa St. Lukas der Maler) habe einst das Bild des göttlichen Heilandes gemalt, so ähnlich, daß es von allen Zeitgenossen und deren nächsten Nachfolgern als das wahre Ebenbild verehrt

worden sei. Nun sei das Bild aber im Laufe der Jahrhunderte beschädigt und nicht immer von geschickter Hand retouchiert worden, so daß es, teilweise selbst übertüncht, seinem Urbilde immer unähnlicher geworden war, bis es Luther, als geschicktem Restaurator, gelungen sei, das Bild zu reinigen und in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, was, wenn auch einiges dabei verloren gegangen und weggewaschen, doch dankbar anzuerkennen sei, weil so das Urbild sich doch immer deutlicher erkennen lasse als unter der Entstellung, welche ihm nach und nach durch mindestens ungeschickte Hände zu teil geworden.

So dachte ich mir ungefähr die Reformation (und viele Tausende Protestanten betrachten sie auf diese Art) und darum fühlte ich mehr ein hochmütiges Mitleid mit meinen katholisch glaubenden Mitbrüdern, daß sie ein übertünchtes unähnliches Bild als das ihres Heilandes verehrten, während wir Protestanten dank den Bemühungen Luthers das wahre hätten! —

In diesem Sinne verkehrte ich mit meinen katholischen Freunden in Düsseldorf, unter denen mir namentlich Ernst Deger durch seine wahrhafte Frömmigkeit sehr wert wurde. Ich hätte ihm so gern meine Überzeugung beigebracht, daß er ja nur seiner Seligkeit im Gefühl seines Glaubens an das Verdienst unseres Heilandes gewiß zu sein brauche, um zur Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen. Er that mir so leid in seinem Abmühen, sich zu heiligen und die Gebote seiner Kirche zu befolgen; — aber eine gewisse Scheu hielt mich zurück, an seinen Glauben zu rühren; ich wußte auch, daß es vergeblich sein würde. Man ließ ihn gewähren, man achtete ihn wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit hoch, aber im Grunde betrachtete man seine Art und Weise zu denken, zu fühlen und zu leben nicht als eine naturgemäß christliche, sondern als einen Ausnahmezustand, ihn selbst als eine Art von Heiligen, wenigstens im Beginne, es zu werden, als wenn dies nicht das Ziel jedes Christen sein müßte!

Von ihm, der auch schon damals eine Zuneigung zu mir hatte, empfing ich eines Tages das eben erschienene „Bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi“ nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich. Das Buch ergriff mich, ich nannte es in vollster Überzeugung eine zweite Offenbarung Gottes an unsere ungläubige Zeit; aber es war dennoch nicht

fähig, mich in meinem Glauben im entferntesten zu erschüttern. Alles, was darin specifisch katholisch war, z. B. in den Gesichten des Heilandes am Ölberge über die Drangsale, die seiner Kirche auch durch Abfall und Irrglauben widerfahren würden, nahm ich für subjektive Einmischungen der Seherin oder Modulationen des Herausgebers.

So lebte ich denn dreizehn Jahre in Düsseldorf, immer eifriger in meinem Glauben, auch immer kirchlicher gesinnt, und als von dem Übertritt des Dr. Hasenclever, dem nachmaligen Schwiegersohne Schadows, der sich im Anfang als Hegelianer und Rationalist bei uns eingeführt, zur katholischen Kirche etwas ruchbar wurde, schrieb ich an ihn voll Feuereifer: „er müsse mir Rede stehen, womit er vor Gott und der Welt den Wechsel seines tiefsten Glaubens- und Lebensgrundes zu rechtfertigen gedenke!“ was derselbe aber damals freilich nicht vermochte, da er sich noch, wie dies so ziemlich bei jedem Konvertiten der Fall zu sein pflegt, in einem Anfangsstadium der Erleuchtung und Anregung befand, in welchem ihn noch manche Zweifel gefangen hielten, und sein Entschluß keineswegs bis dahin gereift war, um den entscheidenden Schritt des Übertritts zu vollziehen. Ich glaube aber gegenwärtig, daß mich damals zu jenem Schreiben an den Freund auch eine Art von Schrecken und geheimer Furcht trieb, es könne eine Wahrheit geben, die mir bis dahin verborgen geblieben sei; aber diese Anmutung ging an mir vorüber, da ich nur eine ablehnende Antwort von meinem Freunde erhielt: sein Herz nicht zu bestürmen, da er ohnehin jetzt voll Unruhe und Anfechtung sei.

Es ist aber wohl bemerkenswert, daß ich nach dieser Zeit, ohne irgendwie einen bestimmten Zweifel zu empfinden, dennoch oft in meinen Gebeten Gott anlag: mich nicht verloren gehen zu lassen; sondern, wenn ich irrte, mir die Wahrheit zu geben!

Den Weg zum Gebet hatte ich schon früh gefunden, ich weiß weder durch welche Veranlassung, noch um welche Zeit. Ich betete täglich vor dem Einschlafen, liegend in meinem Bett, aus dem Herzen zu Gott dem Vater, und in diesem innerlichen und ganz kindlichen Verkehr fand ich den festesten Anhalt für meinen Glauben und den besten Trost in allen Widerwärtigkeiten — ganz besonders aber in der vier Jahre andauernden

Krankheit meiner ersten Frau, wo ich solcher Stärkung ganz besonders bedurfte, wo ich sie aber auch empfand.

Im Jahre 1846 faßte ich den Entschluß, wieder nach Berlin zurückzukehren, um meine kränkliche Frau, für deren Leben ich fürchtete, ihrer Familie zurückzugeben. In der That starb sie mir im darauffolgenden Jahre, und meine vier unmündigen Kinder, eine Tochter und drei Söhne sahen sich der mütterlichen Pflege beraubt. Meine Tochter war in dem Alter, daß sie eingesegnet werden sollte. Sie hatte schon in Düsseldorf von einem strenggläubigen Geistlichen den ersten Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten erhalten. Seit dreizehn Jahren von Berlin abwesend, kannte ich damals keinen der Herren Geistlichen, und meine nächsten Verwandten hier, die der Richtung Schleiermachers folgten, empfahlen mir einen namhaften Schüler desselben als Lehrer meiner Tochter. Mit Schrecken erkannte ich, aber zu spät, aus ihren Ausarbeitungen, welche von dem Lehrer durchgesehen und zu dem Ende unterschrieben, mithin genehmigt waren, daß ihr Glaubensansichten gelehrt worden, welche ich nicht als christliche anzuerkennen vermochte.

Ich stieß unter anderem auf den Satz, daß es eine Abgötterei sei: „zu Christo als Mensch (!) zu beten!“ Dies hatte wenigstens die Folge, daß ich mich für meine Söhne nach einem anderen, rechtgläubigen Lehrer umsah, den ich denn auch in dem damaligen Prediger der St. Matthäus-Gemeinde, jetzigen Generalsuperintendenten Büchsel fand oder doch zu finden glaubte. Zu diesem Manne fand ich mich in seiner schlichten Bibelgläubigkeit mit ganzem Herzen hingezogen. Ich besuchte seine Predigten regelmäßig Sonntags und außer diesen später nur noch ausnahmsweise die mir ebenfalls sehr zusagenden des Generalsuperintendenten Hoffmann. Beide Männer, so grundverschieden in ihrer Art zu predigen, der eine in schlichter Gläubigkeit und steter Anwendung des Bibelwortes, der andere in geistvollem Schwung und erhabenem Gedankenflug, doch dabei Eines im Kernpunkt des christlichen Glaubens: der Sendung des göttlichen Heilands, als des eingeborenen Sohnes Gottes, haben mich oftmals und fast immer erbaut und mich in meinem evangelischen Glauben befestigt.

Jahrelang dauerte dieses sonntägliche, geistige oder geistliche

Erbauen und Genügen, ohne daß ich mich indes dadurch in meinem sittlichen Leben gefördert fand. Von einer eigentlichen Besserung, von einem Streben nach Tugenden, von innerer Heiligung mochte ich kaum hören, da ich mit Luther überzeugt war, daß der arme gebrechliche Mensch das Gesetz Gottes — freilich aus eigener Kraft gewiß nicht, aber denn doch mit der Hilfe Gottes! — nicht erfüllen könne und folglich auch nicht brauche, daß das Gesetz Gottes nur da sei, damit wir an ihm unsere Sündhaftigkeit erkennen und darum nur lauter nach der Erlösung seufzen und uns, wenn wir sie im Glauben erhalten, derselben freuen und fest darauf vertrauen sollten, als solche, welchen der Böse nun doch nichts anhaben könne. Und so war mir's denn auch recht aus der Seele geschrieben, als ich einst im Lokal des evangelischen Jünglingsvereins die Inschrift an der Wand las: Erst selig — dann heilig!

Es war etwa im Jahre 1853 oder 1854, als ein entfernter Verwandter der Familie, der als der „Vetter Martens“[1]) in dieselbe eingeführt wurde, nach Berlin kam. Obwohl er um die Hälfte der Jahre jünger war als ich, fanden wir doch beide sofort aneinander Behagen, das zu einem immer innigeren Bande wurde, als wir die gleiche geistige Richtung in uns erkannten. Beide besuchten wir ohne Verabredung vorzugsweise die geistlichen Vorträge von Büchsel und Hoffmann. Beide waren wir sogenannte rechtgläubige, kirchlich gesinnte Männer, wenngleich grundverschieden wohl in allem anderen, wie denn ein Docent in der Jurisprudenz und ein Künstler wenig Ähnlichkeit in ihren Neigungen, ihrem Temperament, ihrem Charakter zu haben pflegen.

In dieser Zeit geschah es, daß ich durch ein Buch innerhalb weniger Tage, die ich zu seiner Lesung gebrauchte, sehr ergriffen wurde, so daß der Glaube, auf welchem meine Seele ruhte und sich in Ruhe wiegte, wie ein schwankes Brett mir unter den Füßen fortgezogen wurde. Es war ein Buch, das mir ohne mein Zuthun, ohne daß ich von seinem Dasein etwas wußte, von seinem Verleger aus München zugesandt wurde, ein Buch, das später auf den Index gesetzt und dessen Lesung, Ver-

[1]) Dr. Martens. S. o. S. 218 ff.

breitung oder Empfehlung von dem heiligen Vater mit so schwerem Bann belegt worden, daß ich mich in einigem Zwiespalt befinde, wie ich Wahrheit und nur Wahrheit berichten und dennoch jenes Verbot auch in seinem letzten Teil, als gehorsamer Sohn der Kirche beachten und befolgen soll. Es war das Buch: „Mitteilungen seliger Geister (durch die Hand der Maria Kohlhammer)“, und besonders die später erfolgende: „Vollständige Beleuchtung &c.“ derselben.

Fest entschlossen, nie in meinem Leben den Entscheidungen des heiligen Vaters und den Geboten der Kirche ungehorsam zu werden, berichte ich hier nur die einfache Thatsache: meine bisherige Glaubenszuversicht hatte ihre Stärke verloren! Es begannen nunmehr jene inneren Kämpfe und Prüfungen, die mir nicht erspart werden durften, wenn ich mit voller begründeter Überzeugung zur alten Mutterkirche zurückkehren sollte.

Jene wunderlichen Erscheinungen, welche aus einer fremden, übernatürlichen Welt plötzlich in unsere so materielle Zeit hineindrangen, deren Kultus auch jetzt noch, wiewohl nur innerhalb geschlossener Kreise betrieben wird! — was sind sie? Von vielen noch immer geleugnet, für Unsinn oder Betrügerei erklärt, von ihren Anhängern als höhere, fast göttliche Offenbarung angesehen, sind sie nach der Lehrerin der Wahrheit dämonischen Ursprungs und ist darum jede Beteiligung daran auf das strengste von der Kirche verboten. In der That habe auch ich sie von Anfang an, wo ich Gelegenheit hatte, davon Näheres zu hören, zu lesen oder selbsteigene Erfahrung zu machen, für nichts anderes halten können, als für eine Kommunikation mit sehr unsauberen, lügenhaften und albernen Geistern oder Dämonen. Ich halte es für nötig, dies ausdrücklich zu erklären, damit man mich nicht für einen Anhänger des amerikanischen Spiritualismus hält.

Aber ich sagte mir freilich: Wenn es auf göttliche Zulassung geschehen konnte — vielleicht um der ganz im Materialismus versinkenden Welt eine Mahnung an ein Fortleben der Seele zu geben — daß die Pforten der Geisterwelt plötzlich geöffnet scheinen und ein so umfangreicher Verkehr mit derselben gestattet oder doch ermöglicht sei — ob es denn nicht auch möglich, ja

wahrscheinlich sei, Mitteilungen guter und seliger Geister zu empfangen?

In solcher Erwartung verharrte ich damals, als ich jenes oben erwähnte Buch ohne mein Zuthun von dem Verleger desselben zugeschickt erhielt.

Welchen Erfolg die Lesung desselben auf mich hatte, habe ich bereits gesagt. Ich war so erregt davon, daß ich es allen mir Befreundeten mitzuteilen bestrebt war, aber niemand schien Neigung oder Zeit zu haben, sich damit zu befassen. Man war verlegen, ängstlich, man blätterte, griff einiges heraus, was ohne allen Zusammenhang doch oft wunderlich genug erschien.

Am geneigtesten erwies sich noch der Propst Nitzsch, auf den Inhalt desselben einzugehen und doch eine Art Urteil darüber zu fällen.

Ich glaube keine Indiskretion zu begehen, wenn ich sein Schreiben darüber hier mitteile.

„P. P. Nunmehr habe ich noch nicht das ganze fragliche Buch, aber schon viel in demselben gelesen. Selbst in dem Falle, daß nur ein subjektiver christkatholischer Geist aus ihm redet, welcher sich etwa nur für das Bewußtsein der sogenannten Werkzeuge in einen objektiven umgeschwungen habe, kann ich nicht geringschätzig absprechen wollen. Zur Beurteilung und Prüfung des sachlichen Thatbestandes scheint mir das Buch noch nicht Anhalt genug zu geben. Was ich vorzüglich ehre, ist dieser lebendige sittliche Buß- und Glaubensgeist, der sich durchweg ausspricht. Das ist echt reformatorisch, wenn er auch hier im Dienste der katholischen Kirche stehen will. An den haben sich schon im 13. und 14. auch 15. Jahrhunderte viele Privatoffenbarungen angeschlossen. Alle solchen Offenbarungen haben immer, auch wenn sie dem Geiste Gottes wirklich zugeschrieben werden können, besondere lokale, persönliche Bedeutung, für die Kirche im ganzen keine. Wir haben auch in unserer Kirche von Zeit zu Zeit dergleichen. Die Kirche muß aus anderen Quellen schöpfen. Nun kann ich freilich einige andere Bemerkungen nicht unterdrücken. Drei Viertel des Inhalts besteht aus überall bekannter christlicher Moral und Religion. Das Neue besteht entweder aus Bruchstücken einer Theosophie oder aus Anzeigen über Jenseitiges oder Künftiges. Dies

hat für mich, ich gestehe es, keinen Wert oder sehr geringen. Das Buch starrt von einer Verdienstlehre, die sich mit der evangelischen Lehre und dem Worte Gottes nicht verträgt, sondern nur mit den Büchern, die wir (Protestanten) Apokryphen nennen. Maria als Gnadenspenderin ist mir eine Vorstellung, die ich geradezu für ärgerlich und verwerflich halte.

Wie ein Evangelischer in der ganzen Erscheinung Grund und Reiz finden könne, seiner Kirche zu entsagen und der Römischen sich zuzusagen, bleibt mir unverständlich. Die Schrift selbst mahnt uns: und wenn ein Engel vom Himmel (ein Raphael und wer immer) käme, und wollte etwas über das Evangelium hinaus lehren, was doch wider das Evangelium wäre, wie z. B. jene Vorstellungen von Verdienst der Gnade, von Verdienst und Überverdienst der Heiligen, von der unbefleckten Empfängnis der Gnadenspenderin u. dgl., da spräche ich getrost: hebe dich weg!"

Dieser Brief überhebt mich, mehr über das Buch zu sagen. Es war aber vielleicht gerade diese Mischung von Reformatorischem, wie der Schreiber den lebendigen, sittlichen Buß- und Glaubensgeist nennt, der sich darin aussprechen soll, mit dem specifisch Katholischen, was meinem Erkennungsvermögen diese Eröffnungen als objektive Wahrheit erscheinen ließ.

Als nun von der Kongregation für den Index die erschienenen Bücher verurteilt, die Sache selbst verworfen und ihre Anhänger mit dem Banne belegt wurden, da fand ich mein Gemüt aufs höchste verwirrt und beunruhigt; um jeden Preis mußte ich aus dieser Unruhe hinauskommen, denn alles andere, mein Beruf, meine Arbeiten schienen mir dagegen Nebensache. Ich betete inständig zu Gott, nahm zuvörderst den römischen Katechismus zur Hand, von Beckedorffs „katholische Wahrheit", Möhlers Symbolik, ich las Konversionsschriften, Jörgs Geschichte des neueren Protestantismus, die Verhandlungen des Tridentiner Konzils in der Übersetzung von Bruns und vieles andere, auch Luthersche Schriften, z. B. die von der babylonischen Gefangenschaft und dem knechtischen Willen, Thierschs, des nachmaligen Irvingianers „Über Katholizismus und Protestantismus", und immer mehr sank vor meinen Augen die Mauer der Vorurteile gegen die katholische Kirche, welche den Protestanten

unserer Zeit von Jugend auf umgiebt, so daß er sich scheut, ein katholisches Buch auch nur in die Hand zu nehmen.

In solch erregter, teilweis noch verwirrter innerer Verfassung begegne ich eines Tages dem „Vetter Martens“ auf der Straße, der mittlerweile die Herbstferien in Danzig verlebt hatte, und das erste, was er mir nach flüchtiger Begrüßung mit gerötetem und verklärten Antlitz sagt, ist: „Ich will Ihnen etwas Neues mitteilen: ich muß katholisch werden!“ Da war es in mir, als sei es entschieden über mich, daß auch ich denselben Schritt werde thun müssen. Auf welch anderem Wege war er zur Kirche gelangt als ich, wiewohl später erweckt, doch viel früher entschlossen, das für wahr Erkannte nun auch öffentlich zu bekennen! Er eröffnete mir, daß er sich sofort bei dem damaligen Propst Pelldram (nachmaligem Bischof von Trier) zum Unterricht melden werde, und ich faßte sofort den Entschluß, wenn möglich, diesem Unterricht als Hospitant beizuwohnen, was natürlich gern gestattet wurde. Mein Landsmann, der Referendar Ludwig Koch, aus Magdeburg[1]) war der dritte in unserem Bunde.

Beide hatten bereits ihr katholisches Glaubensbekenntnis abgelegt, bevor in meiner Familie eine Ahnung vorhanden war, daß der Entschluß zu einem gleichen Schritt in mir zu reifen beginne. Als ich endlich nach fast jahrelanger ernstlicher Prüfung damit hervortrat, war es ein allgemeines Entsetzen, das ich verbreitete. Vor allem war es mein Schwager J., derselbe, welcher mir einige dreißig Jahre zuvor den ersten Anstoß zu einer kirchlichen Richtung gegeben, welcher es mir zur Gewissenssache machte, vor dem entscheidenden Schritt mit einem Geistlichen unserer Konfession über mein Vorhaben zu reden. Ich war um so mehr dazu bereit, als ich damit dem Verdacht zu begegnen hoffte, bloß durch den Einfluß eines mysteriösen Buches, das noch dazu von der Kirche als ein gefährliches, irreleitendes bezeichnet war, und nur durch dieses in die Kirche geführt zu sein! Mir ward, da ich vor allen Dingen meinen nächsten

---

[1]) Ludwig Koch ist am 23. Oktober 1829 geboren, am 20. August 1862 in Paderborn zum Priester geweiht und seitdem Hauskaplan in Antfeld, Kreis Brilon.

Verwandten zu genügen wünschte, der Doktor der Theologie, Prediger Jonas, dazu verordnet. Mit freudiger Zuversicht ging ich eines Abends zu dem verabredeten Zwiegespräch zu ihm, allein es wurde aus demselben kaum mehr als ein Monolog seinerseits, wobei ich mit Mühe einige Worte der Einsprache anzubringen versuchte. Er fühlte das Ungenügende eines solchen Austausches selbst sehr wohl und entschuldigte sich deswegen bei der zweiten demnächst anberaumten Sitzung, wobei er mir nunmehr das Wort zuvor gestatten wolle. Aber da wir so grundverschieden in unserer Anschauungs- als Ausdrucksweise waren, so verstanden wir uns nicht und es dauerte daher kaum wenige Minuten, daß ich wieder die Rolle des geduldig Zuhörenden übernehmen mußte, was ich denn auch mit stiller Resignation that. Es folgten noch mehrere solcher Gespräche, ich glaube im ganzen fünf, ohne alles Resultat. Beim Abschied nach dem letzten entließ mich der geistliche Herr mit den Worten: „O, Sie wissen nicht, wie krank Sie sind!" Herr Doktor, war meine Antwort, eben deshalb bedarf ich des Arztes. So schieden wir auf Nimmerwiedersehen. Aber ich sollte noch einen zweiten Gang mit einem anderen Gegner machen, da mein Schwager nicht mit Unrecht den geringen Erfolg meines ersten Zweikampfes der Heftigkeit meines Gegners zuschrieb. Diesmal war es der würdige Propst Nitzsch, vor dem ich mein Examen bestehen sollte. Einem so grundgelehrten Theologen erkannte ich mich aber bald in keiner Weise gewachsen: ich verstand seine Sprache nicht, so wenig ich seine Thesen gegen Möhler, die er mir zum Lesen mitgab, zu verstehen vermochte. Und doch hatte ich Möhler verstanden! — Woran lag das? Ich glaubte also, es sei das kürzeste, wenn ich dem würdigen Herrn schriftlich und zusammenhängend mein jetziges Glaubensbekenntnis, den Grund meiner Bekehrung oder Rückkehr zur Einen heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche vorlegte, und es wird mir gestattet sein, da ich eine Geschichte meiner Konversion geben soll, von diesem Schriftstück nun auch zu meiner Rechtfertigung wenigstens den Anfang und das Ende hiermit der Öffentlichkeit zu übergeben. Es lautet so:

„Hat Gott überhaupt eine zum Heil der Menschen bestimmte Offenbarung gegeben, so kann er sie nicht anders als in der

Weise gegeben haben, daß auch die Erreichung ihres Zweckes gesichert ist, also für ihre unverfälschte Erhaltung bis auf die spätesten Zeiten gesorgt sein mußte. Eine solche Erhaltung konnte aber nicht durch ein Buch, das mannigfacher Auslegung fähig ist und nicht selbst für sich reden kann, gesichert werden, sondern nur durch lebendige Institutionen, durch eine mit Unfehlbarkeit ausgerüstete Kirche." (Thiersch, Dr. theol.) — Wo ist diese Kirche nun? denn sie muß sichtbar und erkennbar sein, da sie Predigtamt und Sakramente zu verwalten hat? — Da ist sie, sagen die Reformatoren, wo Gottes Wort rein und lauter gepredigt und die Sakramente recht, d. h. ihm gemäß verwaltet werden.

„Soll ich als Laie das entscheiden? müßte ich darüber nicht zum Theologen werden? und wäre ich es geworden, wie dann? Sind denn die Theologen einig unter sich? und nehmen die evangelischen als Kirche die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch? Keineswegs — und wie soll ich ferner erkennen, in welcher Kirche die Sakramente recht oder die rechten Sakramente gespendet und verwaltet werden? etwa danach, daß ich sehe, wie beim Abendmahl der Kelch gereicht wird? Macht denn der Kelch das Sakrament zum wahren? und nicht vielmehr die Gegenwart des Herrn in demselben?

„Ich muß daher umgekehrt sagen: wo die wahre Kirche ist, da müssen auch die reine Lehre des Wortes und die wahren Sakramente sein. Diese Kirche muß auch dem unbefangenen Laien erkennbar sein. Ich sehe nun eine solche Kirche auf Erden, welche anderthalb Jahrtausend das Prädikat der Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nahm, bevor die Reformatoren ihr dasselbe bestritten, ja, die es noch heute thut und wie keine andere es wagen darf, da sie auf ihrer Lehre unwandelbar bestanden ist, da sie alle, ihrer Einheit und Reinheit Gefahr drohenden Elemente mit Entschiedenheit von sich gewiesen, wie keine andere; ja, wie keine andere es ihr nachzuthun vermag!

„Es konnte eine Zeit lang den Anschein gewinnen, als müsse es mit dieser Kirche ein Ende haben; aber sie hat sich durch alle Stürme, die ihr drohten, gereinigter im Inneren, und gekräftigter nach außen erhoben. Wäre sie nicht die von Jesu Christo gestiftete Kirche, welcher der heilige Geist verheißen ward,

der sie in alle Wahrheit leiten soll, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollten, wo wäre diese Kirche gewesen, bevor die Reformatoren sich von ihr trennten? War sie es aber, die da sagen durfte: „es gefällt dem heiligen Geist und uns!“ was gab dann den Reformatoren das Recht, sich von ihr loszusagen?“ Der Schluß besagten Schriftstücks aber lautet:

„Wenn Sie, hochwürdiger Herr, den Unterschied zwischen einem Katholiken und Protestanten besonders darin finden, daß der letztere direkten Zugang zu seinem Heilande habe, der erstere nur durch die Kirche, so möchte ich bemerken: einmal, daß auch der Protestant von Christo nur weiß durch die Kirche oder durch die Heilige Schrift, die er von der Kirche erhalten; und fürs andere, daß dem Katholiken das Gebet zu seinem Heilande, mithin der direkte Zugang zu ihm, gewiß nicht verwehrt ist. Aber noch mehr: Ist die katholische Kirche die allgemeine, wahre und einzige Kirche Jesu Christi, so ist in ihr auch das *allein wahre Sakrament des Altars*, das uns den *allerdirektesten Zugang* zu dem geliebten Heilande gewährt, ja, das uns würdigt, *ihn selbst*, in seiner ganzen Wesenheit zu empfangen, so daß Leib und Seele von seiner heiligenden Gegenwart durchdrungen und geläutert werden. Und ich stehe nicht an zu bekennen, daß die Sehnsucht nach *dieser Vereinigung mit dem Herrn*, die freilich über alle Vernunft hinausgeht und Sache des Glaubens und Gewissens bleiben muß, mich hinzieht zu der Kirche, welche ich als die von Jesu Christo gestiftete Kirche anzuerkennen gedrungen und gezwungen bin.“

Als ich einige Tage darauf zu dem verehrten Manne kam, sagte er mir, daß sich allerdings doch manches auf meine Eröffnungen erwidern lasse, er indes nach allem glauben müsse, daß ich unwiderruflich zur Einkehr in die katholische Kirche entschlossen sei, was ich entschieden bejahte, worauf er, sein Bedauern darüber nicht verhehlend, mich mit Zärtlichkeit umarmte und mit einem Kusse entließ.

Man sieht, es war die Frage nach der wahren Kirche Jesu Christi unter den vielen, die sich so nennen, die alle das Bibelwort als Gottes Wort verehren und dennoch alle eine andere Lehre darin finden, mir darum so wichtig, weil es mir unumstößlich richtig erschien, daß unter diesen vielen Kirchen nur Eine

die wahre sein könne, daß es nur die sein könne, welche ihren Ursprung bis zu dem von Christo selbst erwählten Felsen (du bist Petrus und auf diesen Felsen ꝛc.) hinauf führt und daß in dieser Kirche auch allein das wahre Sakrament des Altars sein könne, das wahre Brot des Lebens, von welchem der Herr sagt, daß, wer von diesem Brote esse, leben werde in Ewigkeit. Joh. 6, 51. — Es war also gerade das Verlangen „nach dem Herrn“, nach dem direktesten Zugang zu ihm, was mich von der lutherischen in die alte Mutterkirche, von welcher alle anderen christlichen Sekten ausgegangen sind und sich losgesagt haben, zurückführte.

Die alte Behauptung, die ich als Protestant gelegentlich selbst vertrat, daß Luther sich ja auch keineswegs von der Kirche trennen, sondern sie nur zu ihrer ursprünglichen Reinheit habe zurückführen wollen, erwies sich mir, der ganzen Reformationsgeschichte gegenüber, nunmehr als eitel Lüge und ich stimmte vollkommen mit Thiersch überein, wenn derselbe sagt: „Es führen Versuche, der protestantischen Kirche alles das zuzueignen, was die Schrift von der Gemeinde Christi sagt (also auch der ersten, ursprünglichen, apostolischen), zu Absurditäten und Vermessenheiten der Behauptungen, welche einen für immer von solchem Beginnen abschrecken könnten,“ und: „Wo wäre sie, die Vorstellung der Urkirche, wenn nur, nach dem Protestantismus, die von ihm gestiftete Kirche existierte?“

Nachdem ich nun also immer fester in der Überzeugung geworden, daß ich eine Sünde gegen den heiligen Geist begehen würde, wenn ich der Anregung desselben keine weitere Folge geben, sondern trotz alledem in der protestantischen Gemeinschaft verharren würde, blieb mir noch die Pflicht, dem Prediger, dessen Kirche ich bis dahin vorzugsweise besucht hatte und zu dessen Gemeinde ich mich also zählte, dem General-Superintendenten Büchsel, Anzeige meines Entschlusses zu machen.

Er hörte mich ruhig, aber doch wohl etwas betreten an, weil es gerade ein Kind seiner Gemeinde war, das ihm abtrünnig werden wollte, und er stellte an mich das entschiedene Verlangen: ich müsse, bevor ich mich definitiv erklärte, zuvor die Bekenntnisschriften der evangelischen (?) Kirche, die sogenannten symbolischen Bücher, lesen oder vielmehr gründlich studieren.

Er gab mir selbst die von J. T. Müller, Pfarrer zu Immelsdorf, herausgegebenen symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, sieben an der Zahl, zu dem Ende mit nach Haus. Ich machte mich sofort mit Eifer an das Studium derselben, um so mehr, da sie mir bis dahin, wie wohl den meisten Protestanten, gänzlich unbekannt geblieben waren.

Das erste der Bücher, welches das apostolische, nicänische und athanasianische Glaubensbekenntnis enthält, ließ ich natürlich als ganz katholisch beiseite; um so mehr Stoff zum Widersprechen gaben mir die Apologie, die schmalkaldischen Artikel und die Konkordienformel, von welcher Büchsel freilich auch nichts wissen wollte.

Ich fühlte aufs neue die Notwendigkeit, zu meiner Rechtfertigung mich abermals einer weitläufigen schriftlichen Arbeit unterziehen zu müssen, aber ich that es mit aller Hingebung. In sechzig geschriebenen Quartseiten etwa übergab ich dem Herrn General-Superintendenten das Resultat meines Studiums der symbolischen Bücher, wobei es mir besonders darauf ankam, die Widersprüche aufzudecken, welche sich in auffallender Menge darin finden, sogar innerhalb der einzelnen Bücher selbst. — Zur Probe nur zwei Beispiele.

Seite 97 des eben angezogenen Buches heißt es in der Apologie: „Aber Etliche, wenn man sagt, der Glaube macht rechtfertig für Gott, verstehen solchs vielleicht vom Anfang, nämlich das der Glaub nur sei der Anfang, oder eine Vorbereitung zu der Rechtfertigung, also daß nicht der Glaub selbst dafür gehalten werden soll, daß wir dadurch Gott gefallen und angenehm sind, sondern von wegen der Liebe und Werk, so folgen, nicht von wegen des Glaubens. Und solche meinen, der Glaub werde allein derhalben gelobet in der Schrift, daß er ein Anfang sei guter Werke, wie denn allzeit viel am Anfang gelegen ist. Dies ist aber **nicht** unsere Meinung, sondern wir lehren also vom Glauben, daß wir durch den Glauben selbst für Gott angenehm sind.“

Und Seite 107:

„So der Glaube Vergebung der Sünde und Gnad erlangt, um der Liebe willen, so wird die Vergebung der Sünde allzeit ungewiß sein.“

Dagegen Seite 112 ganz im Widerspruch:

„Und wir setzen noch dazu: daß es unmöglich sei, daß rechter Glaube, der das Herz tröstet und Vergebung der Sünden empfähet, ohne die Liebe Gottes sei."

Und Seite 325 in den schmalkaldischen Artikeln:

„Wo gute Werk nicht folgen, so ist der Glaube falsch und nicht recht."

Der falsche Glaube aber, der ohne Früchte ist, kann denn auch nicht „für Gott angenehm machen", wie die Apologie oben behauptete.

Nachdem ich die große Arbeit, das dritte und letzte Examen glücklich überstanden, sandte ich dieselbe dem verehrten und mir persönlich befreundeten Mann mit einem kurzen Begleitschreiben des Inhalts:

„Hochverehrter Herr G.-S.!

. . . . „Ich habe die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche aufmerksam durchgelesen. Damit Sie sich davon überzeugen, wenn Sie Zeit und Willen dazu haben, sende ich Ihnen meine Auszüge mit Bemerkungen dazu beikommend mit . . .

„Ich bin durch die symbolischen Bücher von der Ansicht der Unrichtigkeit der lutherischen Grundlehre: „von der Rechtfertigung allein durch den Glauben" nicht bekehrt worden.

„Der Mensch kann ohne die Rechtfertigung durch den Glauben nicht selig werden! — das steht fest! — denn: was nicht aus dem Glauben kommt ist Sünde" und „ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen!"

„Dieser Glaube an das seligmachende Verdienst Jesu Christi wird von jedem Katholiken oder der katholischen Kirche vorausgesetzt. Nun aber hat Jesus Christus dieses sein Verdienst erworben durch die vollständige Erfüllung des göttlichen Willens an unserer Statt, aber nur unter der Bedingung, daß wir gleich ihm, den göttlichen Willen künftig zu erfüllen entschlossen sind. Diese Erfüllung des göttlichen Willens besteht aber nicht bloß in der Annahme der durch Christi That uns erworbenen Befreiung von der Schuld und Strafe der Sünde, sondern auch in dem festen Entschluß, dem Beispiele Christi im Gehorsame Folge zu leisten.

„Dieser Gehorsam ist seiner Natur nach ein doppelter, und das ist der Gehorsam der Vernunft gegen die göttliche Offenbarung, also der Gehorsam des Glaubens; während der Gehorsam des Willens gegen die Gebote Gottes der Gehorsam der Werke ist, den die katholische Kirche für eben so verbindlich hält als den Gehorsam des Glaubens . . . Der Glaube ist der Schlüssel zu den Heil- und Gnadenschätzen; wir müssen damit aufschließen, er ist die Pforte zur Heiligung, wir dürfen nicht an der Thüre stehen bleiben, er ist das anvertraute Pfund, wir sollen damit wuchern. Wenn wir dem Herrn dermaleinst unseren Glauben zeigen ohne Früchte, so wird es uns vermutlich ergehen wie dem Feigenbaum. Die Werke des Wiedergeborenen sind nicht mehr seine Werke, sondern in der Kraft Christi gethan, des Herrn Werke in uns! Wir sind die Reben, er ist der Weinstock. Aber ob wir als Reben in ihm wurzeln, das zeigt sich an den Früchten. Erhalten Sie mir" u. s. w.

Ich erhielt nach Wochen Schriftstück und Begleitschreiben ohne jegliche Antwort zurück. — Damit endigte meine Prüfungszeit.

Es blieben nun für mich noch zwei Punkte der Kirche gegenüber zu erledigen.

Der eine betraf mein Verhalten bei der bevorstehenden Konfirmation meines jüngsten Sohnes, welcher bereits den Unterricht dazu seit einem Jahre bei G.-S. Büchsel genossen und die ich deswegen nicht mehr verhindern konnte und mochte; der zweite: die nicht zu verleugnende Thatsache, daß ich durch ein von der Kirche verurteiltes Buch einen nachhaltigen Anstoß zur Einkehr in diese Kirche erhalten hatte. Beide Punkte fanden in dem richtigen Urteil meines nunmehrigen Gewissensrates ihre einfache und natürliche Erledigung.

Mein jüngster Sohn befand sich bereits im achtzehnten Lebensjahre und verriet nicht die geringste Zuneigung für die katholische Kirche, eher eine entschiedene Abneigung. Daher war der hochwürdige Herr völlig damit einverstanden, daß ich keine väterlichen Gewaltmittel anwenden dürfe, um meinen Sohn von dem mit meiner Einwilligung begonnenen Schritt zurückzuhalten. Er wie meine übrigen Kinder sind vielleicht bestimmt,

wie ich es war, auf Umwegen zur Kirche zu gelangen. Mein tägliches Gebet für sie zu Gott ist: daß er sie ihres Heils nicht verlustig gehen lasse, daß er sie nicht lau im Glauben finden möge!

Was den zweiten Punkt betrifft, der mir Skrupel erweckte, so war der hochwürdige Herr ebenfalls der Ansicht, daß ich die Wahrheit des Thatsächlichen nicht zu verleugnen brauche, jedoch allen Verordnungen der Kirche nunmehr Gehorsam zu leisten habe, welches ich von Herzen versprochen. Und somit waren denn alle Hindernisse zum Eintritt in die Kirche für mich beseitigt.

Am 15. Juli 1858, also in meinem sechsundfünfzigsten Jahre, legte ich ganz in der Stille in der St. Hedwigskirche das tridentinische Glaubensbekenntnis ab. Gott sei für seine Gnade gepriesen — —."

Dem trefflichen Manne ward die Freude zu teil, daß sein ältester Sohn, Farmer in Ober-Canada, im Juni 1869 zu Ottawa, der Hauptstadt des Landes und Residenz des Bischofs, in die katholische Kirche aufgenommen ward.

Seine zahlreichen Gemälde, die er in seinem Künstlerleben schuf, sind in Müllers Biographischem Künstlerlexikon (Leipzig 1882) S. 504 und in Seuberts Allgemeinem Künstlerlexikon (Frankf. 1882) Bd. 3. S. 358 verzeichnet. In letzterem wird mitgeteilt, daß Steinbrück, als er in Bremen sehr gegen seine Neigung Kaufmannslehrling war, durch die Spedition eines Bildes, das von einem Manne herrührt, welcher erst im Alter von sechzig Jahren zur Kunst überging, bewogen worden sei, auch seinen Beruf zu ändern und Maler zu werden. Weiter lesen wir: „Von 1853—1859 führte er viele Bestellungen nach Amerika aus, namentlich Kinderbilder, womit er stets Glück machte. Seine Bilder sind alle romantisch, ohne jedoch der Kraft und Wahrheit zu entbehren; seine religiösen zeigen eine eigentümliche Sinnigkeit und die Madonnen zeichnen sich durch hehren Liebreiz aus."

1876 legte Steinbrück den Pinsel nieder, im Alter von vierundsiebzig Jahren, und zog sich nach dem Bade Landeck in Schlesien zurück, wo er am 3. Februar 1882 im Alter von neunundsiebzig Jahren neun Monaten starb.

Georg Friedrich Daumer.

Wohl mußte die Nachricht von der Wiedergeburt dieses Mannes, dem an ausgesprochenem Hasse gegen das Christentum nur wenige gleichkamen, allgemein überraschen, mehr noch vielleicht seine bisherigen Freunde und Gesinnungsgenossen, als die Angehörigen der Kirche, in welcher plötzliche, wunderbare Bekehrungen auch in neuerer Zeit nicht gerade zu den Seltenheiten gehören.

„Wie ist es möglich," sagte der eine, „daß ein noch geistig ungeschwächtes, helldenkendes und wohlunterrichtetes Individuum, daß insbesondere ein Mann, der sich als Denker, Kritiker, Historiker bethätigt und die Geistesoperationen eines solchen zu seinem speciellen Fache und Lebensgeschäfte gemacht hat, sich in so enge Fesseln fügen, sich einem so knechtischen Autoritätsglauben unterwerfen, so vernunftwidrige, superstitiose, unsinnige Dinge glauben kann, wie man als Katholik zu thun verpflichtet ist? Wie mag ein solcher in dem Maße mit sich in Widerspruch treten, so völlig auf den sein Leben lang in der ungebundensten Weise geübten und geltend gemachten Gebrauch seiner Vernunft verzichten, sich in so schmachvoller Entwürdigung und Selbstaufgebung zur blinden, dumpfen, gedankenlosen Glaubens- und Gebetsmaschine degradieren lassen?"

„Hat er denn," fragte ein anderer, „all das Böse, Greuliche und Entsetzliche vergessen, was er dem Christentum vorgeworfen, was er in ganzen Abhandlungen und Werken historisch-kritisch nachzuweisen unternommen hat? Oder ist er entschlossen und bereit, alles förmlich zu widerrufen und als eine bloße

Verleumdung zu bezeichnen, die er sich aus Wahnsinn oder Böswilligkeit hat zu schulden kommen lassen?"

„Der Sprung ist nicht so groß, als es scheint," expektorierte sich ein dritter Weiser, „die Extreme berühren sich," und ein vierter stimmte diesem sofort bei. „Er neigte sich anfangs," orakulierte dieser, „der pietistischen Richtung zu, von der er sich aber bald wieder entfernte, um in das andere Extrem zu verfallen und schließlich zur katholischen Kirche überzutreten."

Es ließ sich erwarten, daß Daumer selbst die Mittel und Wege, welche ihn die tiefe Kluft, die ihn vom Christentum trennte, überspringen ließen, erörtern und die Motive seiner Konversion der Welt zur Beurteilung vorlegen würde. Er hat dieser Erwartung entsprochen. Nachdem er in zwei nach seiner Konversion erschienenen Werkchen: „Die dreifache Krone Roms" und „Marianische Legenden und Gedichte", nur kurze Andeutungen gegeben, hat er darauf in einer eigenen Konversionsschrift[1]) seinen Rücktritt zur Kirche motiviert.

Bevor wir auf diese näher eingehen, wollen wir zuvor Daumers Vergangenheit, sein bisheriges Leben und Wirken in Betracht nehmen.

Zu Nürnberg am 5. März 1800 geboren, der Sohn wohlhabender Eltern, war er als Knabe „still, kränklich, allem Wilden, Rohen, Wüsten, Gewaltsamen, ja selbst der ganz gewöhnlich nach außen gekehrten Munterkeit und Lebendigkeit des Knabenalters von Natur fremd und fern", trieb Musik, schrieb, las, dichtete und beschäftigte sich viel mit der Bibel, daher ihn seine sehr religiös gesinnte Mutter und die Verwandten schon früh als künftigen Geistlichen betrachteten.

Siebzehn Jahre alt bezog er die Universität Erlangen, um dem Wunsche seiner Eltern gemäß Theologie zu studieren. Durch mehrere seiner Lehrer, wie Kanne und Schubert, angeregt, gab er sich dort einer pietistischen Richtung hin, welche ihm als Kanzelredner unter den Rationalisten viele Gegner zuzog, während er es andererseits auch seinen vorgesetzten geistlichen Oberen nicht recht zu machen verstand. Machte er doch Gedichte, was ihm sehr zum Vorwurf gereichte.

---

[1]) Meine Konversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Mainz 1859.

Der Pietismus vermochte ihn nicht lange zu fesseln. Sehr begreiflich; es besteht derselbe in gläubigen Stimmungen, welche aber des Trostes der gegebenen Realitäten in der Kirche Christi entbehren und daher einen allzu großen Wert und die ungemessensten Erwartungen in die eigene Subjektivität setzen. Treten nun, wie so häufig, Enttäuschungen ein, wird ein solcher in falschem Spiritualismus Befangener durch traurige Vorkommnisse an den Persönlichkeiten irre, so ist Verzweiflung an sich und an der Welt nur zu oft die Folge. So ging es Daumer, dessen tief poetische aber äußerst empfindliche Natur durch gewisse unter den Anhängern seiner Richtung in Nürnberg und Erlangen vorgekommene Ereignisse, die selbst das Einschreiten der Behörden erforderlich machten, in ihrem tiefsten Inneren verletzt wurde. Er entsagte der Theologie, studierte in Leipzig Philologie und wurde 1827 Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, nachdem er seine erste philosophische Schrift: „Urgeschichte des Menschengeistes“ (Berlin, 1827) geschrieben. Schon in dieser trat er seinem ehemaligen Lehrer Hegel, der damals auf dem Höhepunkte seines Ruhmes stand, entgegen, noch entschiedener jedoch in seiner „Andeutung eines Systems spekulativer Philosophie“. (Nürnberg, 1831.) Während Hegel das Christentum für die „absolute Religion“ erklärte, es gleichwohl jedoch als die noch in die „Vorstellung“ eingehüllte Wahrheit der Philosophie, als der schleierlosen Wahrheitserkenntnis, unterordnend, war Daumer der Ansicht, daß die absolute Religion erst noch zu erwarten sei, und verstand darunter im Grunde nur ein durch Vernunfteinsicht möglichst klar gemachtes biblisch-dogmatisches Christentum. Die Idee des jüngsten Tages, wie sie sich namentlich in der Apokalypse darstellt, bildet den Schlußstein und die Krone seines philosophisch-prophetischen Systems, so daß alles Vorausgehende auf die Realisation der von Gott von Vorbeginn gewollten „absoluten Welt“ als das letzte Resultat aller Natur- und Geistesentwickelung hinzielt, nur aus dieser idealen Bestimmung begreiflich wird und nur so weit Sinn und Wert hat, als es zu diesem Zwecke dient. „Dieses System,“ sagt er, „erkennt die Gottheit als zeitlosen und durch sich selbst zur Persönlichkeit bestimmten Geist, der die Idee der Welt und den Plan zu ihrer Verwirklichung frei in

sich entworfen hat."[1]) Im letzten Paragraphen findet sich eine tabellarische Übersicht des Systems, welches als eine „spekulative Geschichte des Geistes und der Welt" bezeichnet und nach seinen Hauptmomenten zur Anschauung gebracht wird. Es zerfällt in drei Teile: 1) vorweltliche Geschichte des Geistes; 2) Geschichte der Weltentwicklung; 3) absolute Welt. In betreff dieser letzteren trifft er mit den Visionen und Prophezeiungen des Neuen Testamentes auffallend zusammen, nur daß er noch die schon oben erwähnte „absolute Religion" einschiebt. Es bilden sich so folgende Epochen: 1) Urchristentum; 2) Katholizismus und Reich des Mittelalters; 3) Protestantismus und moderne Weltbildung als Übergangsformen; 4) absolute Religion und Universalreich des letzten Weltalters, und 5) Übergang zur absoluten Welt, große kosmische Katastrophe, Weltumwandlung, worauf dann die „absolute Welt" ihren Anfang nimmt.[2])

Seine pädagogische Wirksamkeit währte nicht gar lange. Konflikte mit dem Direktor des Gymnasiums, einem der strengsten Orthodoxie ergebenen Manne, besonders aber anhaltende, schwere Körperleiden, die den von Kindheit an Kränklichen befielen, nötigten ihn, 1833 sein Amt aufzugeben und sich ins Privatleben zurückzuziehen.

Seine Studien, denen er sich jetzt selbst mit dem angestrengtesten Fleiße überließ, und die teils die Philosophie und Geschichte, teils die rabbinische Litteratur umfaßten, entfernten ihn immer mehr vom Christentum. Den Pietismus hatte er verabscheuen gelernt, der vulgäre Rationalismus der protestantischen Theologie erschien ihm flach, leer, geistlos und rief seine entschiedenste Antipathie hervor. So sah er sich von Barbarei und Finsternis umgeben, aus welcher ihm, wie ein lichter Stern, der katholische Mariendienst hervorleuchtete. Aber der Protestantismus hatte auch diesen mit roher Hand von sich gestoßen, und so kam es, daß er diesen noch weit mehr haßte, als den

---

[1]) Dem entspricht, was in den das System einleitenden Lehrsprüchen ausgedrückt ist, so z. B. gleich im ersten:

„Der Geist ist alles Sein: er ist die ewige Kraft,
Die Welt und Zeit so wandelt, als erschafft."

[2]) Vgl. hierüber den trefflichen Aufsatz über Daumer von F. A. Muth in der Augsburger Postzeitung vom Oktober 1868.

Katholizismus, wie seine „Polemischen Blätter“ (Nürnb. 1834) und noch mehr die ein Jahr später erschienenen „Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte“ erweisen, in welcher letzteren katholische Elemente unschwer nachzuweisen sind. Aber der Gang seiner Studien erlitt durch die unglückliche Polemik, in welche ihn sein scharfes Auftreten gegen die protestantische Theologie verwickelte und jahrelang darin festhielt, eine andere Richtung, und er, der bisher doch noch die spekulativen Ideen des Christentumes festzuhalten gesucht hatte, fing allmählich an, dem Christentume überhaupt den Krieg zu machen.

Eine Welt der Entsagung, wie sie dieses lehrt, konnte für ihn, der „die Vollendung und Steigerung des weltlichen Daseins bis zur höchsten Potenz und reichsten Entfaltung desselben“ wollte, nicht Schöpfungszweck sein. Bei dieser, einer abstrakten und negativen Denkart, wie sie in jeder positiven Religion ihre Repräsentanten hat, entgegengesetzten Richtung, mußte ihm der persische Dichter Hafis mit seiner entschiedenen Verneinung jeder ascetischen und ethischen Abstraktion des Übersinnlichen und Himmlischen als der beste Dollmetscher seiner eigenen Lebensanschauungen erscheinen. Seine Bearbeitung der Gedichte desselben ist klassisch zu nennen, und von welchem Standpunkte aus man das Buch auch beurteilte, die hohe ästhetische, formelle und litterargeschichtliche Bedeutung konnte ihm niemand abstreiten.

So wurde seine Stellung eine immer mehr isolierte. Von niemand, auch nicht von seinen vertrautesten Freunden, verstanden, war ihm die „ungeheure, wenn nicht äußere, doch innere Einsamkeit“, zu der er sich verdammt sah, immer empfindlicher, schauerlicher, unerträglicher, und so kam er auf den seltsamen Gedanken, sich, um doch einer Partei anzugehören, dem Judentume anzuschließen. Das war die Zeit, in welcher er seinen Haß gegen das Christentum in dem berüchtigten Werke: „Geheimnisse des christlichen Altertumes“ (Hamb. 1847, 2 Bde.) zum vollen Ausdrucke gelangen ließ. Wir müssen diese monströse und abenteuerliche Ausgeburt etwas näher betrachten, weil sie als Hauptdokument zur Beurteilung seiner damaligen Geistesrichtung, als Gipfelpunkt seines dämonischen Hasses betrachtet werden muß.

Wie aus einzelnen bereits gegebenen Andeutungen hervorgeht, war es die Aufgabe seines Werkes, zu beweisen, daß das Christentum seinem innersten Wesen und Kerne, seiner Grundidee, seinem historischen Ursprunge und seiner weiteren thatsächlichen Entwicklung nach ein scheußlicher, menschenmörderischer Molochdienst sei.

„Das Christentum ist die Religion des Geistes," so beginnt er und erörtert die Frage, was Geist im christlichen Sinne sei. Er ist „dasjenige, was zur Natur, zu dem realen Sein und Leben der Dinge, das von dieser Religion als ein absolut nicht sein Sollendes bestimmt und unter dem Namen: Fleisch, Welt, Sünde, Teufel, aufs leidenschaftlichste verklagt, verdammt und bekämpft wird, den extremsten Gegensatz bildet; die principielle Aufhebung und Verkehrung alles Objektiven, natürlich Wahren und Wirklichen in sein Gegenteil, die absolute Subjektivität, somit die absolute Verrücktheit und Unvernunft; die Bejahung und Vergötterung der isoliertesten menschlichen Ichheit und Besonderheit; die Verneinung des ganzen Menschen und der ganzen Welt als eines leiblichen und lebendigen Seins, zum Behufe der Zurückziehung in die finstere, leere, nur von hohlen Traumgestalten erfüllte Tiefe der Innerlichkeit; das Allernegativste, Feindseligste, Zerreißendste und Zerrüttendste, somit Böseste, was es giebt und was sich denken läßt. Aus dem Geiste in diesem schlimmen, christlichen Sinne des Wortes, aus diesem fürchterlichen Princip der Negation und Abstraktion fließen alle Fanatismen und Greuel, die die Geschichte des Christentums beflecken, und diese sind keineswegs etwas dem Wesen dieser Religion Fremdes, nicht ganz nur aus ihrem eigensten innersten Grunde Hervorgehendes, von ihr urteilend Abzutrennendes, sondern ihre wahre, charakteristische, notwendige und unvermeidliche Entwicklung und Manifestation. Jener alte Kronos und Moloch der alten phönizischen Völkerschaften mit seinen gräßlichen Menschenopfern, die einst nach bekanntem biblischen Zeugnisse auch Israel brachte, er war ebenfalls nichts anderes als dieser Geist . . . Diese absolute Negation des natürlich Menschlichen und Weltlichen, und das Christentum rein historisch und unbefangen betrachtet und erforscht, ist nichts weiter als das Wiederaufleben dieser

uralten Barbarei im Kampfe mit der von den Griechen begründeten heidnischen Weltbildung, die vom Christentume, einem molochistischen Mysticismus und Jesuitismus des Judentums, langsam und listig untergraben ward, um an ihre Stelle ein Zeitalter der drückendsten, grausamsten Priesterherrschaft und der äußersten Verwilderung aller menschlichen Zustände zu setzen". Von dieser Voraussetzung des Christentums als einer ungeheuerlichen Sekte des Judentums ausgehend, kann Daumer nicht umhin, zu bekennen: „Die Juden haben recht gethan, daß sie die aus ihrem Dunkel hervortretende Sekte nicht dulden wollten, daß sie dieselbe in Gemeinschaft mit den ebensowenig zu tadelnden Heiden mit aller Kraft zu unterdrücken suchten."

Schon in einer mehrere Jahre vorher erschienenen Schrift[1]) hatte er nachzuweisen gesucht, daß die ursprüngliche Religion der Juden der auch den Phöniciern gemeinschaftliche Feuer- und Molochdienst gewesen. Dieser Dienst habe sich nun im Laufe der Zeit gemildert, an Stelle der Menschen wurden Tiere geopfert, während nur eine Partei unter den Juden hartnäckig an ihm festhielt, die Partei des sogenannten Christentums. Dieses war somit ganz und gar nicht identisch mit der Humanität, wie vielfach angenommen wird; im Gegenteil, es sind die entschiedensten Gegensätze, und das Menschenopfer hat bis in die neuesten Zeiten die dogmatische und rituale Centralidee desselben gebildet.

Wie schon bemerkt, leugnete Daumer durchaus nicht die historische Existenz Christi; er spricht sich folgendermaßen über ihn aus: „Es muß jener Grund und Ursprung mit dem, was sich daraus entfaltet und gestaltet hat, in innige Beziehung gesetzt, es muß angenommen werden, daß diese Religion, die zu allen Zeiten ihrer historischen Manifestation und Herrschaft einen so furchtbar verneinenden Charakter gezeigt, schon in ihrem ersten Keim und Beginne nicht wesentlich anderes beschaffen, daß sie von vornherein keine friedliche, freundliche Natur und Tendenz gehabt, daß mit Einem Worte Christus wirklich der Stifter des Christentums, und die Kirche, so wie

---

[1]) Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer. Braunschw. 1842.

sie war und ist, sein und seiner Jünger und Nachfolger furchtbar großes Erzeugnis sei."

Hiernach kann es nicht auffallen, wenn er hinsichtlich des letzten Abendmahls die Meinung ausspricht, daß bei demselben ein Kind geopfert und verzehrt worden sei, ein Mahl, an welchem der edle, tugendhafte, unschuldige Judas aus Abscheu nicht teilnehmen mochte und sich empörten Herzens entfernte, um den Frevel der Obrigkeit anzuzeigen. Daher konnte Christus leicht vermuten, daß Judas ihn und sein frevlerisches Beginnen verraten würde. Diese Menschenopfer nun sind von der Zeit an durch das ganze Mittelalter hindurch vorgekommen, und sogar noch im Protestantismus finden sich Nachklänge derselben. Die Beweise hierfür zieht er aus der Kirchengeschichte, aus der Verehrung der Reliquien, den kirchlichen Festen und Ceremonien, aus dem Leben und den Thaten der Heiligen, aus dem Glauben an Gespenster und Kobolde, aus Volksgebräuchen, Märchen, Sagen, Sprichwörtern 2c., auf deren Mitteilung oder genauere Erörterung wir verzichten müssen.

Wie Christus ein Menschenopferer gewesen, so auch viele Heilige, wie Bernhard von Clairveaux und Franz von Assisi. Ersterer habe auch seinen Mönchen Menschenfleisch zu essen gegeben, was Daumer aus der Erzählung eines Biographen des Heiligen folgert, welcher berichtet, daß die so einfache Kost im Kloster ihnen als noch zu gut erschienen sei, weshalb sie ihre Zweifel dem Bischof von Chalons vorlegten. Dieser aber beruhigte sie hierüber und ermahnte sie, sich ganz der Leitung des Heiligen zu überlassen, indem er sie auf die Erzählungen von Elisäus und den Prophetenschülern (4. Kön. 4, 38) verwies. Daumer bemerkt nun, daß die Mönche sich geweigert hätten, gewisse Speisen zu genießen, die ihnen zu gut schienen und doch zum Gebrauche der Menschen nicht recht geeignet gewesen wären, also ganz sonderbare rätselhafte Speisen. Indem er nun zugleich des Magenübels, an welchem der heilige Bernhard später litt, gedenkt, kommt er zu folgendem Schlusse: „Es ist hernach kein Zweifel, der Abt hielt die Mönche zu antropophagischen Mahlen an; sie hatten einen Abscheu vor solcher Nahrung und wandten sich an den Bischof, um sich einer so grauenhaften Pflicht enthoben zu sehen; dieser aber bestätigte

die Ansicht und Einrichtung des Abtes, und die Mönche mußten sich fügen. Der heilige Bernhard selbst hatte sich den Magen so sehr verdorben, daß er meist roh wieder von sich gab, was er genossen hatte, und durch dieses beständige Ausbrechen unverdauter Speisen den Brüdern, besonders wenn sie im Chore sangen, lästig wurde. Dies hat wohl seinen Grund in dem Ekel, dessen sich bei jenen schauderhaften Eucharistien selbst dieser sonst so vollendete Heilige nicht zu erwehren vermochte." Ebenso ist es mit Franz von Assisi, bei dem die Etymologie aushelfen muß. „Franziskus ließ sich bei einer kleinen, einsam gelegenen Kirche nieder, die Portiuncula hieß und der seligsten Jungfrau Maria zu den Engeln geheiligt war." Dieser Stammkirche des Ordens wurde der berühmte Portiuncula-Ablaß zu teil, der späterhin auf alle Kirchen und Kapellen der Franziskaner übertragen ward. „Portiuncula heißt ein Stückchen, kleiner Teil oder Anteil, von portio, und bedeutet was jene Portiuncula-Kirche, jenen Portiuncula-Ablaß betrifft, wohl eine kleine Portion vom Fleische eines geopferten Menschen, so wie man sie dort zu empfangen und zu genießen pflegte. Der Beisatz „zu den Engeln" kommt daher, weil man dort Engel machte; zu solchen nämlich wurden dem Glauben der Zeit nach die Seelen der Geopferten."

Auch den im Leben der Heiligen nicht so selten vorkommenden Umstand, daß sie an hohen Festtagen starben, nachdem sie ihren Todestag vorausgesagt hatten, beutet Daumer für seine Ansicht aus, indem er darin den handgreiflichen Beweis sieht, daß jene sich zum Opfer brachten und einen gewaltsamen Tod durch Priesterhand oder durch Selbstmord erlitten. Er belegt dies mit zahlreichen Beispielen. So sagt er vom heiligen Stanislaus Kostka, der an Mariä Himmelfahrt (1568) starb: „Er ist ganz sicherlich als ein Schlachtopfer des heimlichen Menschenopferkultus der Jesuiten gefallen, die den unglücklichen Jüngling bis zu dem Entschlusse, sich durch sie morden zu lassen, verdüsterten und fanatisierten, und sich so aus ihm einen neuen Heiligen schufen." Denn da der heilige Stanislaus erst achtzehn Jahre alt war und im zehnten Monate seines Noviziates starb, dessenungeachtet aber seine Zelle in Rom mit einem Marmordenkmale geschmückt wurde, er selbst aber zum beson-

deren Schutzpatron Polens erwählt wurde, so begreife man nicht, wodurch sich der junge Mensch einer so außerordentlichen Ehre wert gemacht habe.

So kommt er denn zu dem Ergebnis, daß „Religion und Kultus des christlichen Altertums über alle Maßen grausam und greulich gewesen; daß in Erscheinung und Entwicklung des Christentums nichts weniger als ein Gewinn für die Menschheit, ein Fortschritt zum Besseren im Sinne der Bildung und Humanität, sondern das reine Gegenteil, der beklagenswerteste Sturz in einen Abgrund von Roheit und Elend zu sehen, indem es die bereits veredelten Denkweisen der Juden und Heiden ganz wieder auf altmolochistische Negationen der Natur und des Lebens zurückgeführt; daß die Gebräuche des Abendmahls und der Messe, die wesentlichsten von allen in dieser Religion, was ihre erste und echte Form betrifft, in vollkommen anthropothysischen und anthropophagischen Kultusakten bestanden, daß die Kirche die ihr specifisch eigene Lust an Marter und Mord ebenso in geheimen und bis jetzt noch nicht zu historischer Kunde und Anerkennung gekommenen Kultusakten, als in öffentlichen und anerkannten Gewaltthaten und Barbarismen befriedigt, daß namentlich eine Unzahl ganz eigentlicher und förmlicher Menschenopfer gefallen, indem man Kinder und andere Menschen zu ganzen Hunderten zum Teil auf einmal mordete, und daß diese namenlose Barbarei nicht etwa in beliebter apologetischer Weise als etwas dem Christentum als solchem nicht Angehöriges und nicht zum Vorwurf Gereichendes, nur auf Entstellung, Verderbung und fremdartiger Beimischung beruhendes, sondern als etwas rein Principmäßiges, schon in den ersten Gründen und Anfängen Enthaltenes, sich aus ihnen mit innerer Notwendigkeit Entwickelndes zu betrachten sei . . .

„Das ganze Christentum ist, wie gleich anfangs bemerkt, die Religion des Geistes, dies letztere Wort ganz nur im eigenen Sinne des Christentums und der Kirche genommen; der Geist aber in diesem negativen Sinne des Wortes, wie endlich hohe Zeit zu merken und einzusehen, ein fürchterlich kakodämonisches Ungeheuer und als solches der, wenn auch heuchlerisch maskierte Grund und Ursprung alles Greuels und Entsetzens in der Geschichte der Menschheit und besonders

des Christentums . . . Die christliche Religion muß untergehen — nicht etwa deshalb, weil sie Religion, sondern weil sie eine falsche, böse, verderbliche ist. Es giebt nämlich auch eine gute, wahre, heilbringende Art von Religion, und diese besteht in dem Glauben an die Natur, als eine im Weltall waltende göttliche Macht und Menschheit, und in dem Vertrauen auf sie, der Hingebung an sie als eine solche. Denn die Natur ist keineswegs tot und blind; sie ist Leben und Geist — gutartig affirmativer Geist im Gegensatze des bösartig negativen des Christentums, sie ist eine Macht über uns, die wir durchaus nicht, so wie es bei der chimärisch außerweltlichen und übernatürlichen unserer Theologie der Fall, zu leugnen und hinwegzukritisieren vermögen, zu der wir ewig in den allerwesentlichsten Beziehungen stehen, der wir alles verdanken, dessen wir uns rühmen dürfen, der sich zu widersetzen Wahnsinn, Verbrechen und Qual, der sich willig und freudig zu unterwerfen Vernunft, Tugend, Seligkeit, Rettung und wahrhaftig einzige Erlösung vom Übel ist. Gegen sie macht das Christentum die entschiedenste, feindseligste Opposition; es ist daher die unsinnigste und schrecklichste Empörung gegen das, was in Wahrheit gut und göttlich ist, die tiefste innerste Schuld- und Sündhaftigkeit, der vollendete Frevel der Gottentfremdung, die absolute Apostasie und Gottlosigkeit, die wir in reuiger Rückkehr zu der in jenem großen Sinne gefaßten Natur vollkommen abschwören und abthun müssen, um uns dem Verderben zu entreißen und dem uns von der bezeichneten Macht und Gottheit bestimmten harmonischen Ziele unseres Daseins zu nähern."

Es muß allerdings bemerkt werden, daß das von Daumer mit unsäglichem Fleiße zusammengebrachte Material zu diesem seinem verrufensten Buche nicht etwa aus eitlen Träumen, Erfindungen und Lügen gebildet ist. Die Thatsachen sind teilweise nur allzu gewiß, wie wir aus Görres Mystik und ähnlichen Schriften wissen. Welche Greuelscenen bei den russischen Sekten noch heute vorkommen, darüber bringen Zeitungen und Journale nur allzu reichliche Berichte, und der Freiherr v. Haxthausen hat in seinem bekannten Werke über Rußland die vollkommenste Aufklärung über die Greuelkulte jener Sekten gegeben. Nur hat Daumer in seiner damaligen Verblendung falsche Konse-

quenzen daraus gezogen und dem Christentume aufgebürdet, was der Häresie und dem Sektenwesen zur Last fällt. So war es denn in der That kein Wahnsinn, der dem Buche zu Grunde lag, wie einige entrüstete Recensenten gemeint, es war die volle, freie, bewußte Hingebung an den Satan, den so lange verkannten und gemißhandelten Satan, für den der Verfasser begeistert war. „Wer einmal durch den Beschluß seines freien Willens sich gegen Gott entschieden, diese Entscheidung bis zum förmlichen Haß gesteigert und sich dem möglichsten Gegensatz gegen Gott ergeben hat, kann dies eben nur in Kraft der ihm verliehenen Freiheit thun und bleibt frei auch während seines Verharrens in diesem Beschlusse; aber er fällt nun auch dem Einwirken der Mächte anheim, denen er sich hingegeben und sympathetisch angeschlossen hat. Diese furchtbaren Mächte schüren in ihm die dunkle Glut des Hasses, verfinstern seine intellektuellen Kräfte, inspirieren und umspinnen ihn mit ihren Eingebungen, und wer immer diesen Punkt erreicht hat, vermag nicht mehr zu bestimmen, wie weit er auf intellektuellem und moralischem Gebiete noch kommen kann. Seine Seele wird das Instrument, auf welchem jene Virtuosen des Abgrundes spielen, wie der Tonkünstler auf den Tasten des Klaviers, und wo die natürliche Anlage vorhanden ist, kann die innerliche Verbindung auch zum eigentlichen Verkehr übergehen." (Hist.-pol. Bl. Bd. 21, S. 206.) Daumer war „ein durchaus gläubiger Unchrist und Widerchrist", der weder den Teufel leugnete, noch die christlichen Wunder verspottete; ersteren nur für einen von dem düsteren Christengott verfolgten menschenfreundlichen Naturgeist, letztere für teuflische Manifestationen ansah, und mit Recht konnte er für sich in gewisser Beziehung eine Art von „Positivismus" in Anspruch nehmen. Denn nicht an die bare Negation verschwendete er so viele Jahre sein bestes Herzblut, vielmehr wollte er die Menschheit durch eine neue Weltreligion beglücken.

Dieses versuchte er in seinem Werke: „Die Religion des neuen Weltalters" (Bd. 1—2, Hamb. 1850). Das Unternehmen dünkt ihm selbst so kühn und gewaltig, daß er seine eigene Weisheit hierzu nicht für ausreichend hält, sondern die Mitwirkung aller genialen Geister in Anspruch nehmen zu müssen glaubt. Daher bildet auch sein Werk eine Art philophisch-theo-

logische Blumenlese aus einer Menge anderer Schriften. Der Inhalt ist, wenigstens im ersten Bande, gänzlich verneinender Natur. Seiner früher erörterten Ansicht über das Christentum getreu, sagt er hier: „Die Religion ist des Menschen höchste und heiligste Angelegenheit; darum ist es aber auch so schrecklich, wenn ihm gerade in Hinsicht dieser ein Betrug gespielt ist, namentlich ein so großartig und welthistorisch durchgeführter wie im Christentum.“ Zur Unterstützung dieses Satzes citiert er die Aussprüche einer Menge verneinender Geister.

Im zweiten und dritten Buche herrscht schon ein anderer Ton. Die engen Grenzen des menschlichen Wissens, die Not und Schwere des Daseins, die Trennung des Menschlichen vom Göttlichen, bilden die Objekte dichterischer und philosophischer Auffassung, zu deren Bethätigung Sentenzen aus den Schriften deutscher Dichter mitgeteilt werden. Der milde, humane Sinn Daumers tritt hier glänzend hervor. So sehr er für die Idee der Freiheit begeistert ist, kann er diese doch nicht ohne Bildung und Gesittung denken, ihm graut vor der Blutgier der Demokratie und ihrer Vertierung, wie sie sich leider auch in unserem Vaterlande häufig genug bethätigte; er verabscheut sie ebenso wie die Härte der Reaktion, die ihre Opfer zu Pulver und Blei begnadigt.

Der zweite Band des Werkes handelt im ersten Buche über Gott. Der Verfasser will weder einen abstrakten, außerweltlichen, jenseitigen Gott, noch eine blinde, bewußtlose Substanz oder Materie, sondern ein einiges, harmonisches Leben, welches in sich selbst alles entfaltet und erkennt, seiner selbst bewußt ist und in seiner Einsicht alles begreift. Die Allgegenwart Gottes dünkt ihm nicht „popanzartig, als ein richterlich beaufsichtigendes Wissen und Beobachten alles menschlichen Denkens und Thuns, wie sie pfäffisch geltend gemacht wird“, sondern wirklich, real, lebendig, als das Wesen aller Dinge, die in ihm weben und sind. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. An diesen Gedanken reihen sich eine Menge entsprechender Aussprüche von Luther, Jakob Böhme, Fichte, Jean Paul u. a.

Im weiteren Verlaufe identifiziert Daumer Gott mit der Natur, die er die Totalität des Daseins in ihrer sich selbst

fassenden Einheit nennt: „Wohl darf man Welt und Natur selbst als eine in sich selbst bestimmte Einheit und Ganzheit betrachten, als die allgemeine absolute Persönlichkeit, in der alle anderen als besondere und relative gesetzt und begriffen sind; denn dies ungeheure Dasein, das uns umgiebt und befaßt, drängt sich uns, wenn wir uns ohne verblendetes Vorurteil verhalten, als ein in sich begründetes und beschlossenes, organisch lebendiges Eins voll Geist, Bewußtsein, intelligenter Selbstbestimmung und Selbstgewißheit auf."

Das dritte Buch ist „das Weib" überschrieben. Je nach der Stellung, die das Weib bei den verschiedenen Völkern in der Gesellschaft einnimmt, beurteilt Daumer die Bildung und Gesittung desselben; daß das Christentum dasselbe erst aus dem Stande der Knechtschaft, in welchem es bei den Völkern des Altertums mehr oder minder geschmachtet hat, befreit, ihm die gebührende Stellung angewiesen und so den segensreichsten Einfluß auf das Leben auch in der Familie ausgeübt hat, das übersieht Daumer gänzlich. In dem Weibe findet er den tiefbeglückenden Central- und Ruhepunkt des sonst unendlich zerrissenen und friedlosen Daseins, das Menschheitliche, welches in den Männern nach seinen verschiedenen Seiten auseinandertritt, in seiner ursprünglichen Reinheit und Harmonie. Der Glaube an die Liebe Gottes ist ihm die Anerkennung des „Ewigweiblichen",[1]) das Weib der in einem ganzen Geschlechte menschgewordene Gott der neuen Religion, dessen somit in der Welt schon nachgewiesene Gegenwart hierdurch noch mehr bestimmt wird.

Diese Achtung vor dem Weibe, die Apotheose der Weiblichkeit ist charakteristisch für Daumer,[2]) und wäre der Druck seines Werkes vollendet worden,[3]) so würde es jedenfalls über die Kluft, welche zwischen dem pantheistischen Standpunkte dieser

[1]) „Das Ewigweibliche zieht ihn hinan." Goethes Faust.

[2]) Er hat die Frauen dichterisch verherrlicht in seiner Sammlung: „Frauenbilder und Huldigungen." 5 Bdchn. (Leipzig 1853.)

[3]) „Da ich es in diesem Werke so gründlich mit der atheistischen und demokratischen Partei verdarb und doch zugleich auch andererseits meinen unbedingten, erbitterten Krieg wider das Christentum fortsetzte, so hatte ich keine Partei für mich, Campe wollte nichts mehr drucken und das Unternehmen geriet ins Stocken." So äußerte sich Daumer selbst über den Grund des Nichtweitererscheinens seines Werkes.

Zeit und seiner Bekehrung zu einem persönlichen extramundanen Gotte klafft, eine Brücke geschlagen haben. Diese Verherrlichung der Weiblichkeit findet ihren Kulminationspunkt in der Verehrung der heiligen Jungfrau, eine Erscheinung, die wie ein strahlender Lichtglanz in die dichte Nacht seines Seelenzustandes fällt und einer genaueren Erörterung würdig ist.

Bereits mehrere Jahre vor dem Erscheinen seines Werkes über die Geheimnisse des christlichen Altertums hatte er pseudonym eine Sammlung Marienlegenden herausgegeben („die Glorie der heiligen Jungfrau Maria," Nürnb. 1841) und war deshalb von seinen bisherigen Freunden, namentlich Ludwig Feuerbach, der sie als die Erzeugnisse eines „tollen romantischen Raptus" bezeichnete, heftig angegriffen worden. Lassen wir hierüber Daumer selber sprechen: „Schon damals," sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage des gedachten Büchleins, „hatte ich mich in die wunderbaren Tiefen des Marienkultus mit einer Liebe, Andacht und Begeisterung versenkt, welche, da man mich zu den bloß verneinenden Geistern zählte, vielen höchst seltsam und unbegreiflich schien, und namentlich jener rein destruktiven Partei und ihren philosophischen Chefs und Wortführern zum Anstoß und Ärger gereichte. Da ich stets, auch in meiner negativsten Lebensperiode, etwas sehr Positives im Sinne hatte, auf ein solches direkt oder indirekt stets ausging und das ästhetisch Schöne, Anmutige, Reizende, sowie nicht minder das ethisch und humanistisch Gute, Edle und Liebenswerte überall, wo ich es fand und erkannte, willig und freudig auch anerkannte und insbesondere zu meinen poetischen Darstellungen zu benutzen liebte, so konnte ich an jener holdesten und zartesten Blume der christlichsten Romantik, die der Protestantismus zum unendlichen Schaden seines Glaubens, Kultus und Gemütslebens so bedauerlich weggeworfen hat, nicht gleichgültig vorübergehen. Sie paßte noch überdies ganz vorzüglich in meinen eigensten Ideenkreis und meine innerste Empfindungssphäre, und ich kann sagen, daß mir die große Königin des Himmels, der ich bereits auf spekulativem Wege so nahe gekommen, schon damals, als ich die „Glorie der heiligen Jungfrau Maria" schrieb, weder als ein bloßes Produkt poetischer Einbildungskraft, noch als eine in bunte mythische Nebel gehüllte abstrakte Wahrheit gegolten;

daß ich eine Realität der größten und höchsten Art darin erkannt, daß sie Leben, Geist und Persönlichkeit für mich gehabt, und daß ich insofern schon damals katholisch war."

Dem schließt sich an, was er in seiner Konversionsschrift S. 43 sagt: „Ich habe ein Moment übergangen, oder doch nur sehr unbestimmt angedeutet, was einer besonderen Besprechung so würdig als bedürftig ist ... Es ist mein Verhältnis zum katholischen Mariendienst, von welchem manche vielleicht geglaubt haben, daß es in dieser Geschichte die Hauptrolle spielen würde, da ich diesen Kult bereits vor achtzehn Jahren ins Auge gefaßt und im Jahre 1841 eine marianische Sammlung herausgegeben habe, welche jetzt nach meiner Konversion in vermehrter und verbesserter Auflage erschienen ist. Wüßte man alles, so würde sich diese Erwartung noch gesteigert haben. Ich hatte an der erwähnten Erscheinung keineswegs ein nur poetisches Interesse; sie sollte mir nicht nur Stoff zu Liedern und Legenden liefern, ich hatte sie spekulativ, kulturhistorisch, religiös gefaßt und bereits unaussprechlich viel hineingelegt, was mit jener Apotheose der Weiblichkeit zusammenhing, die ich teils in meinen Gedichtsammlungen, teils in der „Religion des neuen Zeitalters" an den Tag gelegt. Ich sah in ihr die naive Selbstnegation der spiritualistischen Barbarei, als welche ich das Christentum faßte, die unbedingte Grundlegung und Hervorbildung einer neuen Religion, wie ich sie im Sinne hatte, mitten in der alten, die ich verwarf und befehdete; ich wollte diesen kostbaren Lebenskeim und seine bereits so weit gediehene Entwicklung nicht unbenützt lassen; ich wollte mich seiner bemächtigen, ihn verselbständigt und von den mir mißliebigen Elementen gereinigt in die von mir projektierte humanistisch-religiöse Sphäre verpflanzen und zum sinnreichen und effektuellen Centrum ihres Kultus machen. Wäre die „Religion des neuen Weltalters", zu der noch mehrere Bände zu kommen hatten, vollendet worden, so wäre jener Versuch in der den Kultus der neuen Religion darstellenden Abteilung zu Vorschein gekommen ... Wie ich mich nun späterhin wieder mit dem Christentum versöhnte und die katholische Form desselben zu meinem kirchlichen Boden und Umkreis machte, so mußte es mir zu ganz besonderer Befriedigung gereichen, hier nun ohne weiteres auch mit jenem

mir längst schon so werten und bedeutungsvollen Kulte zusammenzukommen. Ich widmete ihm nun auch ein neues eigenes Studium, infolgedessen der eben so menschlich interessante und liebenswürdige, als heilige und erhabene Gegenstand desselben immer mehr die bestimmte, individuelle Form für mich annahm, die er in biblischer Darstellung und im katholischen Kulte hat, ohne daß ich deshalb das Ideelle, Universelle und Principielle, welches ich in ihm erkannt hatte, aufzugeben brauchte."

„Es war," fährt er fort, „der frechste und kirchenräuberischste aller Anschläge, den ich auf die große Königin des Himmels machte, indem ich sie ihrer alten echten Heimat zu entführen und in meinen neuen selbstgebauten Tempel zu bringen gedachte. Es war aber doch immer ein Zeichen, wie hoch in meiner Schätzung schon damals dieser hohe Gegenstand des katholischen Kultus stand und in welchem Grade mich mein Herz zu ihm zog. Es war ein Attentat der Liebe und Leidenschaft, und was konnten diese anderes thun, da sie in die legale Sphäre einzutreten und sich da ihre Befriedigung zu verschaffen, noch so völlig unfähig waren?" (S. 44. 45.)

Auffallend genug hatte Daumers marianisches Dichtbuch in Deutschland wenig von sich reden gemacht, während ihm die Franzosen volle Aufmerksamkeit widmeten. Der berühmte Kritiker St. René Taillandier unterzog das Werkchen einer eingehenden Besprechung in der „Revue des deux Mondes". Auch er fand es höchst merkwürdig, daß Daumer zu einer Zeit, wo sein ganzes Streben gegen das Christentum gerichtet war, demselben in jenen Gedichten eine so begeisterte Konzession machte. „Diese Sammlung," heißt es daselbst, „die Herr Daumer unter falschem Namen herausgegeben, enthält eine ganze Reihe Legenden, die den anmutigsten Traditionen des Mittelalters entlehnt sind. Volksbücher, Klosterchroniken, das Leben der Heiligen, haben dem Verfasser einen bewundernswerten Blumenkranz geliefert, den er der heiligen Jungfrau widmet . . . Der Dichter, der so schöne Klänge gefunden, um die Mutter Gottes zu verherrlichen, wird nicht immer als Hafis den Hymnus der Materie singen. Dieser Verbindung des Sensualismus und der religiösen Ahnungen wird eine reinere Inspiration folgen . . ."

Nur einige dieser Gedichte wollen wir hier mitteilen:

Der Stern im Meer.

„O Maria Stella, Stern im Meer!
Ob alles wogt und wankt umher,
Ob alles stürmt und alles braust,
Uns feindlich eine Welt umgraust, —
Es bleibet durch die Wolkennacht
Hellleuchtend deine Sternenpracht,
Und unser Schifflein steuert fort,
Bis es gelangt an seinen Port.
O Himmelsleuchte, hold und hehr,
O schöner Stern, o Stern im Meer!“

An Maria.

„Ob sich türmende Höhen,
Ob sich wütende Wellen,
Ob sich gähnende Klüfte
Feindlich entgegenstellen;
Ob sich, uns zu verderben,
Menschliche Kräfte verschwören,
Oder höllische Mächte
Finstere Häupter empören —
Hell vor unserem Auge
Stehet dein süßer Schein,
Und zur Pforte des Heils
Gehen wir siegend ein.“

Maria, Gnadenmutter zu Freyberg.

„Heilige, prächtige,
Herrliche, mächtige,
Huldige, wonnige, himmlische Frau,
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher,
Ewig ergebener Minne vertrau'!
Jegliches Gut dir,
Leben und Blut dir,
Gern, ja gern, was immer ich bin,
Geb' ich, o süße Maria, dir hin.

Goldener Sterne Glanz
Flicht dir ums Haupt der Kranz,
Sonnebegleitet dich himmelentthront;
Höchste, dir neiget sich,
Schönste, dir beuget sich
Unter die Füße der silberne Mond:
Höhen und Lüfte,
Tiefen und Grüfte,
Wogende Wasser und irdischer Plan
Sind dir, o Königin, untergethan.

Mutter, zu dir, zu dir
Sämtliche seufzen wir,
Düster umrungen von Jammer und Not;
Trösterin magst allein,
Freundliche, du uns sein,
Schrecket uns Arme der grimmige Tod.
Faßte sein Weh uns,
Liebend ersleh' uns
Gnad' und Erbarmen vom himmlischen Thron,
Schirmend erweiche den göttlichen Sohn!“

Es sind dies nicht gerade die schönsten, wohl aber die kürzesten aus dem Büchlein,[1]) das wir den Freunden der edlen

[1]) Marianische Legenden und Gedichte (Münster 1859.)

Dichtkunst wie den Verehrern der Gottesmutter nicht genug empfehlen können.

War nun diese Verehrung, die Daumer der heiligen Jungfrau widmete, wirklich nur das Erzeugnis eines „tollen romantischen Raptus“? Wir erinnern uns, in einer Legende gelesen zu haben, wie ein Ritter, der, auf die Bahn des Lasters verirrt, doch jederzeit eine geweihte Muttergottes-Medaille trug, welche er trotz Hohn und Spott abzulegen niemals zu bewegen war, dadurch vor zeitigem und ewigem Verderben gerettet ward. Sollte die, allerdings noch stark heidnisch gefärbte Verehrung, von der Daumer für die heilige Jungfrau beseelt war, nicht das Mittel gewesen sein, durch welches er auf den Weg des Heils geleitet worden, durch welches er zum wahren Glauben gelangte? Wir wenigstens glauben es, obschon wir nicht zu denen gehören, die in jeder auffallenden Begebenheit, in jedem merkwürdigen Ereignis auf religiösem Gebiete ein Wunder erblicken. Denn wenn wir auch überzeugt sind, daß jede Bekehrung das Werk der göttlichen Gnade sei, und daß ohne diese der Mensch aus eigener Kraft nicht dazu gelangen könne, ein lebendiges Mitglied der Kirche Jesu Christi zu werden, so halten wir es doch für eben so gewiß, daß wir des Gebrauches der Vernunft, sowie der Mitwirkung des freien Willens durch die Gnade nicht überhoben werden, und daß jede Bekehrung, wenn auch von der Gnade ausgehend und durch dieselbe vermittelt, dennoch eine vernünftige Gedankenentwicklung, einen vernünftigen Akt in sich schließe, sollten diese auch nicht bei jedem Konvertierenden zur klaren Anschauung kommen. Wie aber Gottes Kraft und Macht dieselbe ist wie im Anfange, so ist auch die Fürbitte der heiligen Jungfrau heute noch eben so wirksam, als sie in den ersten Zeiten des Christentums gewesen.

Wir haben schon bemerkt, daß seit dem Erscheinen von Daumers „Religion des neuen Zeitalters“ bis zu seiner Bekehrung eine große Lücke entstanden, die durch seine späteren Gedichtsammlungen in keiner Weise ausgefüllt wurden. Um so mehr thut dies nun die bereits erwähnte Konversionsschrift, auf die wir nun etwas näher eingehen müssen.

„Ich habe,“ so beginnt Daumer, „einen Schritt gethan, der auch sonst und unter weniger eigentümlichen Umständen von

sehr auffallender und nach einer Seite hin verletzender und aufregender Natur zu sein pflegt, bei mir aber in ganz besonderem Grade Überraschung und Anstoß zu erregen geeignet war... Es handelte sich bei dieser Thatsache nicht um einen der häufig vorkommenden Übergänge von einer christlichen Religionspartei zur anderen, sondern um die Verwandlung einer entschieden antichristlichen Denkart in eine christliche; nicht um das Katholischwerden eines wahrhaft und wirklich protestantisch, d. h. protestantisch-christlichen, sondern um das Wieder-Christwerden eines vom Christentum abgefallenen, mit diesem in allgemeinster, extremster Weise entzweiten und verfeindeten Individuums." (S. 3.)

Inwieweit er dies gewesen, ist in dem Früheren auseinandergesetzt worden. In der letzten Schrift giebt er als Grund seiner Feindschaft gegen das Christentum folgendes an:

„Das Christentum schien mir einen fürchterlichen Zwiespalt des Menschen mit sich und der Welt zu begründen, der ihn nicht bloß in seinem physischen Wohlsein beeinträchtige, sondern höchst wesentlich und beklagenswert auch an der intellektuellen und socialen Vervollkommnung hindere, zu der er bestimmt sei, und zu der ich, soviel mir möglich, beizutragen wünschte. Ich träumte von einer großen, herrlichen und seligen Zukunft des Menschengeschlechts auf Erden, von einer Blüte der Kultur und Humanität, welche die vom griechischen und römischen Altertum erreichte noch weit übertreffen sollte; und das Christentum, welches den Blick des Menschen von der Erde, dem natürlichen Schauplatz seiner Entwickelungen, hinweg auf ein so fremdartig und dualistisch bestimmtes Jenseits richtet und ihm eine, wie es mir schien, so heillos abschwächende und ertötende Verachtung und Verleugnung seiner gottgeschaffenen und reichbegabten Natur zumutet, mußte mir bei dem schwärmerischen und ungeduldigen Triebe und Drange, womit ich auf die Verwirklichung jenes Ideals hinarbeitete, der größte Dorn im Auge sein. Diese Religion bestrebte ich mich, soviel nur immer an mir lag, zu unterwühlen und über den Haufen zu werfen, um für das ungehinderte Fortrücken der Menschheit zu dem ihr winkenden Ziele der Vollendung und des Glückes den nötigen Raum zu verschaffen." (S. 5.)

Unter dem Christentum aber begriff er nicht den Protestantismus, in dem er geboren und erzogen war, in dem er aber nur eine kümmerliche Übergangsstufe erblickte, die nur insofern von Wert und Bedeutung, als sie ein wirksames Mittel zum Sturze des Christentums sei, sondern lediglich die katholische Kirche. Nur diese erschien ihm als das Christentum in seiner Totalität und Realität, Christentum und Katholizismus als identische Begriffe. Man halte diese Äußerungen nicht für Konzessionen, die er nach seinem Rücktritt der Kirche machte, vielmehr liegt ihnen eine tiefe Wahrheit zu Grunde. Diese bewußte oder unbewußte Identifizierung ist von jeher Ursache gewesen, daß die Feinde des Christentums vorzugsweise den Katholizismus zum Ziel ihrer Angriffe gemacht haben, während sie jede sektiererische Bestrebung als willkommenen Bundesgenossen in dem ununterbrochenen, rastlosen Kampfe gegen die Kirche mit Freude begrüßten und unterstützten. Dieselbe Ursache ist auch der Einigungspunkt der sonst himmelweit voneinander geschiedenen Sekten. Pietisten und Lichtfreunde, Quäker und Mormonen, Hochkirchler und Methodisten, Unitarier und Baptisten &c., sie alle sind einig in ihrem Hasse gegen den Katholizismus, den allein sie mit Recht fürchten.

„Christ und Katholik sein," sagt Daumer, „fiel für mich in eins zusammen; ich war und wollte nicht Katholik sein, ich wollte am allerwenigsten dieses; aber nur deshalb, weil ich auch kein Christ war und sein wollte, und wenn ich den Fall setzte, ich könne je wieder Christ werden, so war es eine ausgemachte Sache für mich, daß ich dann nur dem katholischen Christentum, als dem einzig wahren, echten und vollständigen, würde anzugehören haben. Doch stand mir ein ernstlicher Gedanke derart in jenen Tagen völlig fern; ich war von der glühendsten Begierde erfüllt, dieser ganzen Religion in allen ihren konfessionellen und sektierenden Gestalten und Äußerungsweisen ein Grab zu graben, in welches sie früher oder später stürzen müsse. Ich war nicht bloß Dichter und Philosoph, ich spürte eine Art von altertümlichem Prophetengeiste und messianischem Berufe in mir; ich hatte den Eifer, den Mut, die Rücksichtslosigkeit und Unbändigkeit eines Menschen, der mit allen seinen Gedanken und Kräften auf ein ideales Ziel hinstrebt, und dem nichts

anderes der Beachtung und der Mühe wert erscheint, als dieses einzige. Unglücklicherweise war dieser moderne Prophetismus und Messianismus eine anachronistische Chimäre, eine dämonisch neckende Fata Morgana, ein Labe und Leben vorspiegelndes Wüstenbild, auf welches der Wanderer mit brennendem Durste zueilt, um, nachdem er die grausame Täuschung erkannt, ermattet zusammenzusinken und rings, wo er hinblickt, nur von erquickungslosem Grause eines endlosen Sandmeeres umgeben, verzweifelnd und verschmachtend dahinzusterben." (S. 6. 7.)

Aus diesem Sandmeer des Unglaubens vermochte ihn die moderne Philosophie in ihren verschiedenen Gestaltungen allerdings nicht herauszuführen, um so weniger, da keine der verschiedenen Richtungen ihn befriedigte, auch ihre Vertreter ihn von sich wiesen: „Man benützte und bestahl mich zwar, nahm von mir, was man brauchen konnte, desavouierte mich aber zugleich, übte jede Art von Tücke gegen mich, ja, verfolgte und zertrat mich öffentlich . . . Was das von mir angestrebte Positive betrifft, so hatte niemand Sinn dafür. Ich stand allein, ich wurde gar nicht verstanden, selbst nicht von den Befreundetsten, und die ungeheure, wenn nicht äußere, doch innere Einsamkeit, zu der ich mich verdammt sah, ward immer empfindlicher, schauerlicher, unerträglicher." (S. 9.)

Er suchte Anschluß. Er fand ihn nicht bei den Philosophen und sich an eine christliche Partei gläubigen und kirchlichen Charakters anzuschließen, dafür fehlte ihm noch alles. Er glaubte einen Augenblick, sich dem Judentum zu nähern, ja, wenn auch nicht ohne Bedingungen, selbst dazu übertreten zu können: „Ich hatte," sagt er, „in alten rabbinischen Schriften überraschend eigene und merkwürdige Dinge gefunden, die mir einer Auffrischung und Anwendung auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse keineswegs unfähig und unwürdig schienen; es kamen hier namentlich die tieferen, universaleren und geistvolleren Fassungen der jüdischen Messiasidee in Betracht. Ich verfaßte über diesen Gegenstand eine Schrift, worin ich zu zeigen unternahm, was auf einen solchen in ihm selbst liegenden Grund und Antrieb hin das Judentum, wenn es sich wieder ernstlich und kernhaft in sich selbst vertiefe, zu sein und zu leisten vermöge." Er legte sein Buch gelehrten Juden vor und diskutierte auch mündlich

mit intelligenten, gebildeten Juden, aber man wollte da von der Sache nichts wissen. „Da nahm ich mein Buch über das Judentum und seine Messiasidee und legte es in die Kiste, wo noch mehr solche totgeborene Werke modern. Auch dieser von der Verzweiflung eingegebene Plan war ins Wasser gefallen; ich war mit meinen chimärischen Ideen und Experimenten zu Ende. Ich war ein Thor gewesen und sah es ein an der Schwelle des Greisenalters, nachdem ich aufs jämmerlichste mein Leben verpfuscht und, Irrlichtern und Scheinbildern nachjagend, in nichts als Sümpfe, Einöden und Wildnisse geraten war." (S. 11.)

Da, es war in einer fürchterlichen schlaflosen Nacht, wo die klare volle Gewißheit durchaus verfehlter Lebenswege und schmählich vereitelter Hoffnungen, Anstrengungen und Aufopferungen mit zermalmender Wucht auf seine Seele fiel, da zuckte in ihm ein Gedankenblitz, der ihn mit einem Male auf einen ganz neuen Standpunkt der Betrachtung versetzte und den Wendepunkt bildete, von welchem aus er zu allererst seiner späteren Anschauungsweise entgegengeführt wurde. Er erinnerte sich einer Abhandlung von Charles Nodier, die er schon vor Jahren gelesen, aber gänzlich vergessen hatte, und deren erneuerte Lektüre ihm den Faden in die Hand gab, aus dem Labyrinth zu gelangen, in das er geraten, und aus welchem er in eigener Kraft keinen Ausweg zu finden vermochte. Der französische Denker behauptet, daß der Mensch nicht das höchste und letzte Produkt der Weltschöpfung und Erdentwicklung sei, sondern ein mangelhaft organisiertes und darum unglückliches und fruchtlos ringendes Wesen, das nicht ewig dauern könne, sondern als bloße Übergangsstufe zu einem vollkommeneren und glücklicheren Geschöpfe in einer künftigen Schöpfungsperiode diesem, dem Schlußsteine der Krone, dem letzten und höchsten Resultat des ganzen Weltprozesses Platz machen müsse.

Der Gewinn, der sich hieraus für Daumer ergab, war ein ganz außerordentlicher. Er hatte vorher die von seinem Wesen und Denken untrennbare Idealistik an das gegenwärtige Geschlecht und dessen Entwicklung geknüpft und durfte sie nun, als er dieses verwarf, nicht aufgeben, indem er sie von ihm trennte und auf eine künftige Stufe der Entwicklung übertrug.

„Mein Glaube hatte wieder eine Heimat, meine Phantasie einen Spielraum gefunden; ich konnte in Idealen und Hoffnungen schwelgen, während ich das ganze gegenwärtige Erdenleben mit seinem unglückseligen menschlichen Gipfelpunkte, in welchem nur der Widerspruch und die Zerreißung kulminiert, in die Schanze schlug und dem ihm drohenden Untergange mit Gleichgültigkeit, ja mit Freude, Sehnsucht, Ungeduld entgegensah ... Ich hoffte auf diese selige Zukunft nicht bloß für Dasein, Erde und Leben überhaupt, sondern auch persönlich für mich. Ich glaubte an ein unverwüstliches, unsterbliches Inneres in mir, an einen geistigen Kern der Individualität, der im Tode zwar ins allgemeine Innere der Natur und des Weltalls zurückkehre, aber nicht im Sinne der Vernichtung, der abstrakten pantheistischen Auflösung des Individuums. Der Zustand des Menschen im Tode war mir nur die absolute Ekstase, der letzte höchste Grad des Somnambulismus und Hellsehens, dem sich bei Lebendigen insbesondere der sogenannte Hochschlaf oder Entzückungsschlaf nähern. Von da, glaubte ich, kehre alles nach vollkommenster Eintauchung in den allgemeinen Lebensquell und süßester erquickendster Ruhe darin, wieder ins äußere liebliche Sein und Leben zurück, und eine fortwährende Palingenesie und „Auferstehung des Fleisches", wie sie von Heiden und Juden geglaubt und in neueren Zeiten von Lessing geltend gemacht wurde, ziehe sich durch die ganze Geschichte hindurch. Ich konnte hoffen, auch dann wieder zu leben, wenn die jetzige Übergangsperiode mit den ihr zuletzt drohenden Katastrophen zu Ende und jener Tag der Vollendung, der Sabbat der gesamten Erdgeschichte und Weltentwicklung, angebrochen sein werde." (S. 17.)

Diese Ideen beabsichtigte er in einem besonderen Werke in Briefform zu einem geordneten Systeme auszuarbeiten, das er scherzhaft seine Eremitalphilosophie nannte, und zog sich zu diesem Behufe in ein stilles Thal zwischen Kronberg und Soden zurück. Allein im Laufe dieser Arbeit stiegen ihm mancherlei Bedenken auf, zumal über die Schöpfung des „neuen Menschen". Er war im Zweifel darüber, ob überhaupt eine völlig neue Schöpfung statthaben sollte, von den untersten Organismen ausgehend und zum vollkommenen Gebilde emporsteigend, oder ob das alte Geschlecht der Menschen, trotz seiner Verderbnis,

die Basis der neuen Schöpfung sein sollte, wobei nur der beste Teil der Menschheit verwendet, der übrige seinem natürlichen Schicksal überlassen würde. Im letzteren Falle aber war ein regenerierender, schöpferischer Eingriff einer höheren Macht unerläßlich.

„Ich konnte,“ sagte er, „selbst den exceptionellsten, intellektuell begabtesten und moralisch vorzüglichsten Naturen nicht zutrauen, daß sie ganz für sich, aus eigener Kraft und im Kampfe mit einer so beschaffenen Masse und Majorität, ein solches Ziel zu erreichen imstande sein würden. Und hier war nun der Punkt, wo mir endlich ein Licht zu dämmern und zu tagen begann, das mich zu einem bewußten, ja, was noch weit mehr ist, begriffenen Christentum hinführte.“ (S. 22.)

In der Heiligen Schrift nämlich begegnete er demselben Ideenkreis, in welchem er sich jetzt bewegte. Auch hier ist von einem ersten und alten Adam, einem Geschlechte, das der Verderbnis und Verdammnis anheimgefallen, einem zweiten Adam und neuen Menschen die Rede; auch hier wird von einer Wiedergeburt, der Notwendigkeit, wieder Kind zu werden, einer künftigen allgemeinen Umwandlung der Dinge, einem jüngsten Tage und letzten Gerichte, neuem Himmel und neuer Erde und einer auf dieser in unvergänglicher Pracht erglänzenden Gottesstadt ꝛc. gesprochen. Nur wird der zweite Adam und höhere Mensch, den Daumer erst in die Zukunft setzt, allerdings erst in einem einzigen Individuum, als bereits erschienen gesetzt.

Die Anwendung auf Christum war leicht. Der zweite Adam nämlich, mit dem eine neue Schöpfung und Ordnung der Dinge ihren Anfang nehmen sollte, war allerdings nur erst ein Einzelwesen, ohne seinesgleichen. Und doch war mit ihm und ohne ihn eine specifisch neue und eigene Gattung zum Dasein gekommen. Er war „der erste unter vielen Brüdern, das Haupt eines viel- und mannigfach gegliederten Leibes“; die Wahrheit der in der katholischen Kirche lebenden Vorstellung, „daß sie der mystische Leib Christi sei und zusammen mit Christo dasselbe gegliederte und einheitlich beseelte und belebte Wesen ausmache,“ ward ihm völlig klar.

„Es hatte dies für mich,“ so äußert sich Daumer „ganz den Charakter einer Offenbarung, eines Strahles von oben, der,

wunderbar leuchtend und überwältigend, in ein so hartnäckig verblendetes und verkehrtes Innere fiel. Ich will und kann diese Wendung und Erkenntnis auch in der That nicht mir allein beimessen; es wirkte ohne Zweifel, wie schon oben bemerkt, die Gnade und Liebe von oben mit, die mich nicht in meinem Groll und Irrtume finster beharren und dahinsterben lassen wollte. Denn wie verstockt ist der Mensch, wie verliebt in seine Meinungen und Entwürfe; wie schwer kommt es ihm an, eine Sache, die er vertreten, zu desavouieren, einen Bau, den er aufzuführen unternommen, mit eigenen Händen einzureißen! Ich war überdies ein ganz besonders obstinater Mensch, den weder Leben noch Tod, weder Ehre noch Schande, weder Furcht und Schrecken noch Aussicht auf persönlichen Vorteil und Gewinn zu bändigen und zu beugen vermochte. Der Nazarener besiegte mich doch; und er that es durch ein großes und herrliches Mittel, dasjenige, was seiner am würdigsten ist, und was in diesem Falle allein fruchten konnte, durch Geist und Licht." (S. 34.)

So war denn Daumer dem Christentum wieder gewonnen, es handelte sich nun um das Bekenntnis Und hier konnte eine nach Totalität ringende Natur nicht lange in Zweifel sein. Der Protestantismus gewährte ihm keinen tröstlichen Blick. „Ich gewahrte zunächst nur Spaltungen, Widersprüche, Gegensätze, Feindschaften, Zerrüttungen und Zerreißungen; ich sah die Stiftung Christi in eine Menge von Parteien, Sekten, Konfessionen, Kirchen und Kirchlein zerfallen und zersplittert, von denen jede ihre eigenen Meinungen, Bekenntnisformeln und Gebräuche hatte, die sich gegenseitig ausschlossen, verwarfen und befehdeten, und die ich früher alle zusammen gehaßt und verachtet hatte. Wo war hier die große, göttliche Institution, die der kolossalsten aller Ideen und Aufgaben zu genügen imstande, die von jenem göttlichen Geiste und Leben beseelt und durchdrungen war, jene wunderbaren Kräfte besaß, sich jenes in das tiefste Wesen des Menschen umschaffend eingreifenden Werkes befliß und sich der erforderlichen Resultate zu rühmen hatte, so trefflich organisiert war und so großartig dastand, als es die Natur der Sache erfordert?" (S. 40.)

Wollte er also nicht bloß äußerlich, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit Mitglied einer christlichen Kirche sein, so blieb

ihm nichts übrig, als in die Gemeinschaft der Mutterkirche einzutreten. Wir haben bereits oben seine Ansicht mitgeteilt, wie er, falls er sich je dem Christentum zuwenden sollte, dann nur Katholik sein könnte. Der Fall war nun eingetreten.

„Ich hatte mich," berichtet er, „als ich den Wunsch gefaßt, der katholischen Kirche anzugehören, an einen geistvollen und gelehrten Theologen in Mainz[1]) gewandt, und mit ihm einige Zeit lang in dieser Angelegenheit Briefe gewechselt — das erste Mal in meinem Leben, daß ich in solche Berührung kam. Die Sache hatte manchen Anstand gehabt und manche Zögerung erlitten. Als ich nun endlich meldete, ich sei zu kommen und zu konvertieren bereit, so wurde mir geantwortet, ich solle nur ungesäumt eintreffen, denn eben sei Mariä Himmelfahrt (1858), und da könnte ich gleich den bischöflichen Gottesdienst mitfeiern. Sieh' da, Maria lud mich zu ihrem Feste ein! Welche Ehre, welches Glück! Man mag darüber lachen. Ich nahm, ich fühlte so, und wenn sich irdische Majestäten sehr wenig um mich zu kümmern pflegen, ist das ein Grund, daß mich jene himmlische nicht zu ihrem Feste geladen haben sollte? . . . Ich kam, ich kniete zum erstenmal in einem katholischen Tempel hin und war vielleicht der Andächtigste und Ergriffenste von allen, die zugegen waren. Diese Gefühle wiederholten sich in noch stärkerem Grade bei meinem förmlichen Übertritt zu Mainz, als am Ende der Ceremonie die herrliche Lauretanische Litanei ertönte. Ich zerfloß in Thränen der Rührung und Dankbarkeit, und es dauerte lange, bis ich wieder sprechen konnte." (S. 45.)

So war also Daumer, der zeitherige rastlose Feind und Bekämpfer des Christentums, der in jedem Gebrauche desselben die Überreste jener blutigen Menschenopfer erblickte, die im Urchristentum und im Mittelalter seiner Ansicht gemäß den Hauptinhalt des christlichen Kultus bildeten, so war er, mit Aufgebung aller vorgefaßten und durch einseitiges Studium eingesogenen Antipathien und Vorurteile und in rücksichtsloser Hingebung an die Lehren der Kirche, am Abend seines Lebens wieder Christ, katholischer Christ geworden, hatte sich nicht gescheut, laut und

[1]) Es war der hochverdiente Domkapitular, nachmalige Domdekan J. B. Heinrich († 1891). Freiburger Kirchenlexikon. 2. Aufl. III. S. 1402.

offen vor der Welt dem Irrtume zu entsagen und dem Herrn zu folgen, das Kreuz auf sich zu laden und — nach Golgatha zu wandeln. Denn aus Haß und Schmähung, aus Verfolgung, aus Hohn und Spott und Verleumdung, das mußte er wissen und wußte er auch, ist die Krone zusammengesetzt, die dem Konvertiten aufs Haupt gedrückt, ist die Geißel geflochten, mit der er gepeitscht, ist der Kreuzesstamm erbaut, auf welchem sein guter Name gekreuzigt wird. Und es ist gut, daß dem so ist. Hat er doch bald Gelegenheit, den Ernst seiner religiösen Umwandlung, die Wirklichkeit seiner Wiedergeburt zu bethätigen und die Feuerprobe seines Glaubens zu bestehen. Wohl ihm, wenn er geläutert aus ihr hervorgeht!

Auch Daumer ist dem allgemeinen Konvertitenschicksal nicht entgangen. Wie gewöhnlich wurden auch seinem Schritte unmoralische, selbstsüchtige, nichtswürdige Motive zu Grunde gelegt. Bald waren es Eigennutz und Gewinnsucht, bald materielle Not, die ihn verleitet haben sollten, bald war er ein charakterloser Parteigänger, der je nach seinem Vorteil die Fahne wechsele; wie er sich früher den Juden angeboten, so habe er sich jetzt den Katholiken verkauft und was dergleichen mehr. Energisch weist Daumer alle diese Anschuldigungen zurück.

„Die Menschen glauben an das Reine nicht, heißt es irgendwo. Das gilt für alle Fälle, selbst da, wo die Menschen nicht leidenschaftlich erregt sind, wo nicht Parteiwut und persönliche Feindschaft ihre Rolle spielen und wo gehässige Annahmen und Behauptungen keine Wahrscheinlichkeit für sich haben. Wenn vollends diese effektuellen Momente dazukommen, da giebt es keine Milde, Schonung, Vorsicht, Billigkeit, Gerechtigkeit mehr; da wird über alle Grenzen hinaus Böses und Schandbares behauptet und geglaubt; da ist das betreffende Individuum wenigstens für den Augenblick total verloren und zu Grunde gerichtet. Dieses Schicksal wurde denn auch mir zu teil.. Ich trug es leichter, als man denken mag, denn ich verachtete mehr, als ich verachtet wurde . . . Man bedenkt, indem man meine Grundsätze und Motive verdächtigt, auch das nicht oder ignoriert es geflissentlich, daß ich die Reinheit und Redlichkeit meines Charakters und meine Absichten ein bereits langes und vielgeprüftes Leben hindurch bewährt, ja, in ungewöhnlichem Grade

geoffenbart und bewiesen habe. Nicht einer vielleicht von denjenigen, die mir Selbstsucht und Heuchelei vorwerfen, hat die Wahrheit geliebt wie ich, und für sie geopfert und geduldet, was ich. Ich sage das nicht aus eitler Ruhmredigkeit und Großsprecherei, sondern gezwungen durch Anklagen und Verleumdungen, welche zurückzuweisen ich nicht nur mir und den Meinigen, sondern auch der Kirche, die mich in ihren Schoß aufgenommen und mir so viel Ehre und Liebe erwiesen hat, schuldig zu sein glaube . . . Wollte man annehmen, ich habe bei schon so vorgerücktem Alter und im Angesicht des mir bei meiner Kränklichkeit und Gebrechlichkeit vielleicht nicht mehr fernen Todes meinen ganzen Charakter geändert, und sei mit einem Male das reine Gegenteil und Widerspiel meiner selbst und so in der That eine ganz andere Person geworden, so würde man dadurch eine schlechte Psychologie und Menschenkenntnis beurkunden. In solcher Weise pflegen sich die Grundzüge einer fest bestimmten, scharf ausgeprägten Individualität nicht umzuwandeln; so pflegt namentlich eine lang geübte und gewohnte Wahr- und Gewissenhaftigkeit nicht auf einmal zur Lüge und Heuchelei zu werden und mit dem Höchsten und Heiligsten ein ruchloses Spiel zu treiben . . . Auch ist man, was konvertierende Individuen betrifft, auf katholischer Seite sehr mißtrauisch und vorsichtig, da Verstellungen zu selbstischen Zwecken allerdings vorkommen, dann aber auch sicher dem scharfen Blicke derjenigen nicht entgehen, vor welchen man sich eine solche Komödie zu spielen erdreistet. Es bliebe da nur die Annahme übrig, es sei bei meinem Übertritt von beiden Seiten mit schamloser Frivolität zu Werke gegangen und ein Pakt geschlossen worden, bei dem sich ganz offen und ungescheut nur einerseits das kirchlich-politische, andererseits das persönliche Interesse und materielle Bedürfnis geltend gemacht. Das können indessen nur diejenigen glaublich finden, welche den Katholizismus aus einem französischen Tendenzroman oder aus dem Bierbankgeschwätze eines aufgeklärten deutschen Philisteriums kennen, ihm aber nie in der Wirklichkeit nahegekommen sind und sein wahres Angesicht nie mit Augen gesehen.“ (S. 56 ff.)

Auch gegen die Unterstellung, materielle Not habe ihn zur Konversion gedrängt, und die Konversion habe seine Lage ver-

bessert, legt er Verwahrung ein. „Ich war nicht gefährdet und nicht gedrängt; es waren in Hinsicht meiner äußeren Lage vielmehr gerade damals einige vorteilhafte Wendungen eingetreten, die ich indessen, sofern sie mit der eingeschlagenen Richtung nicht rein und redlich zu vereinigen waren, selbst öfterer, wohlmeinender Aufforderung gegenüber, unbenützt ließ. Von katholischer Seite wurde mir nichts versprochen und geleistet, was mich hätte bestechen können. Wohl aber habe ich infolge meiner Konversion die allerempfindlichsten socialen und pekuniären Nachteile und Verluste zu erwarten gehabt und dann auch wirklich erlitten, für die ich mir bei einem vom Staate zu beziehenden jährlichen Einkommen von nicht mehr als 560 Gulden nur durch vermehrte Anstrengung meiner physisch so ungemein schwachen und bedingten Arbeitskräfte den unumgänglich nötigen Ersatz verschaffen kann." Auch war es nicht physische oder geistige Zerrüttung, die ihn zur Kirche führte.

„Was mich betrifft," fährt er fort, „so muß ich auch gegen eine solche Auffassung meiner kirchlichen Metamorphose protestieren. Es geschieht aber auch dieses nicht sowohl meinetwegen, und weil ich vor der Welt in jeder Beziehung achtungswert dazustehen wünschte, denn über solche Schwachheiten bin ich längst hinaus. Es geschieht wesentlich aus sachlichen Gründen, namentlich der Kirche wegen, die zwar alles anzunehmen und allem ihren Trost zu spenden hat, was seine Zuflucht zu ihr nimmt, für die es jedoch nicht ehrenvoll ist, wenn man als ein zerknicktes Rohr, ein geistiger Bankrotteur, ein an Leib und Seele zerrütteter, keiner energischen Lebensäußerung mehr fähiger Mensch zu ihr kommt. Der Welt gegenüber ist es wichtig und wünschenswert, sagen und zeigen zu können, daß man auch mit der vollen Integrität seines Geistes und Gemütes katholisch zu werden vermöge — womit dem christlichen, namentlich katholischen Princip der Demut und der Selbstverleugnung durchaus nicht entgegengetreten wird . . . Die wahre Demut ist so wenig ein Akt der Schwäche, daß dazu vielmehr die größte Kraft erforderlich ist; denn es kommt hier darauf an, sich selbst zu bezwingen, und das ist schwerer als jeder andere Sieg und Triumph. Und da es recht eigentlich in meiner Natur lag, mir durch nichts imponieren zu lassen, mich vor nichts zu fürchten und zu beugen,

was mir mit äußerlichen Ansprüchen entgegentrat, mich dem Geltenden und Mächtigen vielmehr nur in freiester und selbständigster Weise entgegenzustellen, so war es die größte und stärkste That meines Lebens, als ich mich zu einer Hingebung und Unterordnung entschloß, wie die mit meiner Konversion verbundene zu sein hatte."

Übrigens hatte Daumer nicht nötig, für seine intellektuelle Integrität aufzutreten. Seine scharfsinnigen „Enthüllungen über Kaspar Hauser", dessen Erzieher er bekanntlich gewesen war, seine „dreifache Krone Roms", ein Werk, in welchem er die Gedanken, wie die alte Welt in ihren drei hervorragenden Kulturvölkern und das Heidentum in seinen drei vorzüglichsten Mythen eine Art kontinuierlicher Vorbereitung zum Empfang der kirchlichen Institution und ihrer Grundwahrheit vollzogen habe, anschaulich entwickelt; die zweite vermehrte Auflage seiner „Marianischen Gedichte", seine Konversionsschrift endlich selbst, sämtlich nach seinem Übertritt erschienen, sind die beredtesten Sachwalter.

Wie sehr er nun auch Demut und Selbstverleugnung als die Grundbedingungen katholischen Glaubens und Lebens erkannte, so war er doch nicht gewillt, sich der vollen Freiheit seiner geistigen Forschungen zu begeben. Im Gegenteil sucht er in seiner Konversionsschrift nachzuweisen, wie er den Grundgedanken seines „Progressismus", das, was er sonst auch die apokalyptische Bedeutung der Kirche nennt und am füglichsten als geistigen Chiliasmus bezeichnen könnte — unbeanstandet in den Schoß der Kirche habe hinübernehmen können. Sehen wir, wie er dies durchführt.

Er habe jemand sagen hören: „Aller Geist, alle Poesie und Philosophie, alles tiefere und innigere Gemütsleben der Menschheit wird am Ende nur noch im Katholizismus zu finden und die übrige Welt nichts weiter, als eine technische und merkantilische Bewegungs- und Betriebsmaschine, eine materialistische Klappermühle sein, in der es nur noch die trockensten und ödesten Menschenseelen auszuhalten imstande sein werden." Diese Prophezeiung scheine immer mehr in Erfüllung zu gehen. Der Protestantismus und die moderne Geistesbildung haben ohne Zweifel ihre Bedeutung und Notwendigkeit gehabt, „aber sich durchgeführt und ausgelebt und stehen auf dem Punkte, sich

im Sande der nüchternsten Prosa, der dürrsten Verständigkeit, des ideenlosesten Empirismus, der herzlosesten Selbstsucht, der leersten Art von Konversation und Amüsement, des äußerlichsten, gehaltlosesten, verächtlichsten Welttreibens uud Weltgenusses zu verlieren. Welcher bessere Mensch, welches tiefere Gemüt, welche reg- und strebsamere Geisteskraft sehnt sich nicht aus dieser Herzens- und Geisteswüste voll nichtigen Wesens und Treibens hinaus, und wo findet sich für solche ein Asyl, eine Heimat, ein Boden und Spielraum der Thätigkeit und Wirksamkeit, wenn nicht da, wo man noch allein die edleren Kräfte der Menschheit übt und ihre höheren Güter bewahrt, in der uralten, kernhaften, poetischen, gemütsvollen, mit den Principien des Glaubens und der Demut den sehnlichsten Drang nach Wissen und Einsicht verbindenden, stets unerschütterlich sich selber gleichen und sich doch immer Zeit und Umständen gemäß bestimmenden, erneuernden und fortgestaltenden Mutterkirche?“

Zwar huldige dieselbe jenem Fortschritte, der nichts sei als die absolute Negation, allerdings nicht, da sie ihren positiven Gehalt festhalten müsse, aber gleichwohl sei sie kein starrer, regungsloser und bewegungsfeindlicher Koloß. Wäre sie dies, so würde sie keineswegs so lebensvoll von Jahrhundert zu Jahrhundert haben fortdauern und so energisch allen Umwälzungen und Erschütterungen haben widerstehen können, wie sie dies bisher gethan und wahrscheinlich auch immer thun werde. Hierzu gehöre einmal eine ganz besondere Beharrungs- und Widerstandskraft und dann das Vermögen der Fortentwicklung und Fortbewegung. Beides habe die Kirche von dem in ihr waltenden Geiste empfangen, wofür die Geschichte des Reformationszeitalters hinreichenden Ausweis gäbe, indem nicht bloß eine gewaltige Bewegung gegnerischerseits, sondern auch im Innern der Kirche stattgehabt, dergestalt, daß sie zu der Zeit eine ganz andere geworden, als sie vordem gewesen. Und gleichwohl sei sie, da sie sich vor Verflachung, Aushöhlung, Verarmung an Gehalt und Korruption stets bewahrte, auch eben so wesentlich sie selber geblieben.

„Hätte ich geglaubt,“ fügt er hinzu, „die katholische Kirche sei der Befähigung eines wahrhaften Fortschreitens beraubt, sie sei nichts als konservativ im Sinne der bloßen Starrheit, der

einseitigen und eigensinnigen Beharrung und Bewegungslosigkeit, die weder einem förderlichen Einflusse von außen her Raum giebt, noch auch sich in und aus sich selbst erneuert und fortbestimmt, so hätte mich nichts bewegen können, in sie einzutreten. Denn ich wollte in ihr nicht schlummern und träumen, nicht auf einem ihr verdankten quietistischen Faulbette rasten und mich auf diese Weise alles weiteren Denkens und Strebens entheben. Ich wollte thätig sein, wollte mich mit den großen und schweren Problemen beschäftigen, welche in Beziehung auf Christentum, Kirche und menschliche Zukunft zu lösen sind. Ich trat gerade deshalb in sie ein, weil ich im Schoße des Protestantismus und der negativen Zeitbildung nichts mehr für mich zu thun fand, weil ich in einer Sphäre, wo nur noch die geist- und gehaltloseste Flachheit und Selbstheit ihr Wesen treibt und sich zu halten vermag. hätte geistig tot sein und verfaulen müssen, dazu aber wenig Lust verspürte. Im Katholizismus eröffnet sich mir ein Feld der Bestrebung und Bethätigung, das nicht reicher sein könnte, so daß die Frage bloß die ist, ob meine Kräfte und Mittel nicht zu beschränkt sind, um den Aufgaben, die ich mir stelle, nur einigermaßen genügen zu können.“ (S. 106 ff.)

Die Kirche hat nach Daumer zweierlei Gegensätze zu besiegen, nämlich diejenigen, die ihre Stellung außer ihr haben, und dann jene schlimmeren, die sie in ihrem eigenen Schoße birgt und die um so gefährlicher sind, als sie eine scheinbare Identität mit ihr zur Schau tragen. Doch scheine das Schwerste überwunden zu sein, und der Kirche bleibe nur noch die Aufgabe einer ruhigen und harmonischen Ausbildung in sich selbst. Denn indem das außer ihr Stehende durch eigene Negation immer mehr geschwächt und entwertet werde, so komme eine allgemeine Rückkehr zu ihr zu stande, und wenn sie dann nach so viel Geschichte, Gefahr, Kampf und Erfahrung durch lange Jahrhunderte hindurch alles mit Recht oder Unrecht zum Anstoße Gereichende möglichst meide, dabei ihre praktischen Wohlthaten und Segnungen immer eingreifender entfalte, dann dürfte sie wohl für immer vor Schisma und Häresie gesichert sein. Dann werde die Zeit einer relativen Vollendung eintreten und diese große Zukunft

der Kirche, ihre universale, friedliche Herrschaft über die ganze Erde hin, dürfte das in der Apokalypse erscheinende tausendjährige Reich sein, welches auf Erden zustande kommen und den vorläufigen, den letzten Krisen und Umgestaltungen des Erd- und Weltlebens noch vorhergehenden Ruhepunkt der allgemeinen Entwickelung ausmachen solle, womit die Kirche ihre Aufgabe in diesem Weltalter gelöst haben werde.

Seiner ganzen Geistesrichtung entsprechend hat Daumer sich seit langer Zeit mit der Idee einer Geschichte und Mythologie des Geisterglaubens getragen und unermüdlich Materialien hierzu gesammelt. Das schon erwähnte Büchlein „Der Tod des Leibes“ u. s. w. kann gewissermaßen als Vorläufer betrachtet werden. Zwei Jahre später erschien sein umfangreiches Werk „Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit“ (2 Bde. Dresden 1867), in welchem er beabsichtigte, „durch die Zusammenstellung des über den Gegenstand traditionell Gegebenen, insbesondere dessen, was sich darüber im heidnischen und im christlichen Altertum und im Bereiche des Volksglaubens und der Volkssage findet, eine Anregung zum eigenen Nachdenken und zur Gestaltung eigener freier Ansicht „über den Gegenstand zu geben“. Durch kritische Ausscheidung des „allzu Unsicheren, Phantastischen und Unglaublichen“, suchte er durch die von ihm gesammelten Materialien die Grundlagen zu einer mit ihrem Gegenstande vollen Ernst machenden Geisterkunde oder Wissenschaft des Geisterreiches zu legen, eine Theorie, Eidolologie, ein System zu schaffen, in welches das Einzelne als Glied des Ganzen angeführt werden könne. Das sei nur, äußert er sich an einem anderen Orte, bei der nicht nur dem gemeinen Verstande, sondern oft auch dem tiefer Blickenden gegenüber stattfindenden Dunkelheit und Rätselhaftigkeit des Gegenstandes und der Mannigfaltigkeit und Unerschöpflichkeit des empirisch Vorkommenden und Vorliegenden eine sehr schwierige und nicht mit einem Male zu lösende Aufgabe.

Das Buch ward sehr günstig aufgenommen und fand viele Leser, von denen sich einzelne veranlaßt fanden, dem Verfasser eigene Erfahrungen mitzuteilen. Hierdurch, sowie durch viele ihm gewordene Zustimmungen fand sich Daumer ermuntert, seine Arbeit, die er ja selbst nicht als abgeschlossen erachtete,

fortzusetzen, und so erschien das Buch: „Das Reich des Wundersamen und Geheimnisvollen. Thatsache und Theorie (Regensburg 1872)“; es enthält dasselbe außer anderem eine Menge äußerst interessanter Mitteilungen genannter und glaubwürdiger Personen über von ihnen selbst erlebte Vorkommnisse auf diesem Gebiete, die wohl geeignet sind, zu weiterer Beobachtung anzuregen. Seine eigene Stellung in diesem Kreise charakterisiert Daumer mit folgenden Worten: „Die meisten Menschen wollen keineswegs die Wahrheit als solche; sie wollen, daß irgend etwas von ihnen Beliebtes, Angenommenes, ihrer Neigung, ihrer Gewohnheit, ihrem Geschmacke, ihren Vorteilen und Absichten Gemäßes Wahrheit, und das Entgegenstehende, Widerstreitende Irrtum oder Lüge sei, das letztere wohl selbst in dem Falle verneinend, daß es die Evidenz und Gewißheit selber ist. Dieser so durchgängig herrschenden, das Haupthindernis der Erkenntnis und des wahren Fortschrittes bildenden Verhaltungs- und Verfahrungsweise bin ich fremd. Allzu leicht- und gerngläubig bin ich zwar ebenfalls nicht; ich nehme nicht blindlings an, was sich mir darbietet, selbst wenn es mir speciell zusagen und wünschenswert sein sollte. Aber was den Charakter der Thatsache hat — „die Thatsache ist souverän“ — das lasse ich gelten; das suche ich, wenn es dunkel und rätselhaft ist, als Freund einer denkenden, lichtvollen Wahrheitserkenntnis auch zu begreifen und mit meinem Gesamtbewußtsein in harmonischen Zusammenhang zu bringen. Und wenn das nicht gelingen will, so betrachte ich es als ein noch ungelöstes, wenn nicht überhaupt unlösbares Problem; aber ich leugne es nicht, nur um mich eines unbequemen Objektes mit einem Schlage leichtfertig zu entledigen. Diese Grundsätze wird man schwerlich tadeln können; es sind ohne Zweifel die echt wissenschaftlichen. Dabei komme ich aber gar oft in den Fall, wider den Strom zu schwimmen, und bei denen, welche in ihrem subjektiven Skepticismus und Kriticismus, ihren Schulmeinungen und Parteistellungen fixiert und dafür repräsentativ bethätigt sind, übel anzukommen. Ich weiß das vorher, und daß ich es nicht scheue, gehört eben auch zu jener unbedingten Wahrheitsliebe, welche vor allem anderen meine Religion, mein Gewissen ist, und aus welcher alles fließt, was ich denke und schreibe, mag es Irrtum oder Wahrheit sein.“

Als Resultat seines Arbeitens und Schaffens auf dem Gebiete des Übersinnlichen stellt er folgende Sätze auf: „Es ist ein ganzes großes Reich von mystischen und magischen, über die gemeine Natürlichkeit hinausgehenden und mit Maßstäben des gemeinen Bewußtseins und Vorstellens nicht zu messenden Kräften und Erscheinungen vorhanden. Es existiert eine mit dem Körper und seinen Einrichtungen nicht einfach identische oder unbedingt davon abhängige, nicht ganz nur mit ihm lebende und sterbende Menschenseele. Es giebt eine individuelle und persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode mit Bewußtsein und Empfindung und eine daraus resultierende verschiedenartig beschaffene Geisterwelt, die sich der Lebenden unter gewissen Umständen auch deutlich und unzweideutig genug zu manifestieren vermag. Es ist im Menschen selbst ein geheimnisvolles Etwas, ein tiefinnerliches Licht und Leben, welches ihn in seinen gewöhnlichen Zuständen dunkel und fremd, dennoch aber im Grunde wesentlich Eins mit ihm ist, durch welches er näher und unmittelbarer auch mit dem inneren allgemeinen Wesen und Leben der Dinge zusammenhängt, und welches eine mehr oder weniger ergiebige Quelle von Beschaffenheiten, Einsichten und Vermögenheiten wundersamer Art für ihn zu werden vermag."

Die wichtigen Konsequenzen dieser Sätze, wenn sie erst als feststehende Wahrheiten erkannt würden, liegen klar vor Augen, denn nicht nur der Glaube, „dessen durch den negativen Prozeß unserer Kulturperiode furchtbar erschütterte Fundamente dadurch neu gelegt und befestigt werden," sondern auch die Wissenschaft, die um ein ganzes großes Gebiet von Einsichten, Objekten und Problemen reicher würde, müsse auf diesem Wege in ein neues Stadium der Entwicklung treten.

Es erübrigt nur noch, in Kürze von der Stellung zu sprechen, die Daumer als Dichter und Schriftsteller einnimmt, und da kann kaum ein Zweifel obwalten, daß der erstere den letzteren überwiegt, ja ihn völlig durchdringt, dergestalt, daß wir in fast allen seinen prosaischen Schriften Dichtungen eingestreut finden. Gleichwohl ist ihm der ihm gebührende Platz auf dem deutschen Parnaß noch nicht eingeräumt worden, weil man ihn gewöhnlich nur als einen, wenn auch ganz besonders ausgezeichneten, Dolmetscher fremder Idiome betrachtete. Freilich ist seine Über-

setzung des Hafis, sind seine Übertragungen aus einer großen Anzahl fremder Sprachen Meisterwerke, aber immerhin ist er auch in diesen viel mehr Umdichter als Übersetzer, wobei ihm sein feiner Geschmack, sein umfassendes litterarisches Wissen, seine seltene Formengewandtheit und sein überaus feines Ohr für rhythmischen Wohlklang trefflich zu statten kommen. Seinem Hafis ist eine Zugabe von Volksliedern verschiedener Völker beigefügt, eine noch größere Sammlung derselben in seiner „Polydora, Ein weltpoetisches Liederbuch" (Frankfurt a. M. 1855) enthalten, die sich den berühmten Herderschen „Stimmen der Völker" würdig zur Seite stellen und die ein Kritiker schön mit einem glänzenden Juwelenladen vergleicht, worin Edelsteine aus allen Weltgegenden auf das feinste geschliffen und gefaßt zu Kauf geboten werden.

Als selbständiger Dichter ist Daumer in seinen oben besprochenen „Marianischen Legenden und Gedichten" aufgetreten, und dürfte ihm auf diesem Gebiet wohl kaum ein anderer moderner Dichter den Rang streitig machen.

Wir erwähnen an dieser Stelle auch sein Buch über Schiller, den er für die katholische Lebensanschauung zurückzuerobern versuchte, wie er es in seiner Konversionsschrift und anderen Ortes mit Goethe zu thun sich bemühte.

Das Verzeichnis seiner vielen bis 1861 erschienenen Schriften gab er selbst im 3. Heft seiner in den Jahren 1860—1862 in 6 Bändchen unter dem Titel: „Aus der Mansarde" herausgegebenen Sammlung von Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte S. 296—322. Die späteren Schriften sind in der Allgemeinen deutschen Biographie IV. S. 775 aufgezählt.

Daumer, der 1854 Nürnberg verlassen hatte, um seinen Wohnsitz für die nächsten sechs Jahre in Frankfurt a. O. zu nehmen, war 1860 nach Würzburg gezogen, weil seine Pension an die Bedingung geknüpft war, daß er in Bayern wohne. „Hier," schrieb im Deutschen Hausschatz 1876 Franz Alfred Muth,[1]) der ihn da im Februar 1874 besuchte, „wohnte er, wenn er auch „Aus der Mansarde" schrieb, doch nicht in einer Mansarde,

[1]) Der als katholischer Dichter bekannte, am 3. November 1890 verstorbene Pfarrer von Dombach bei Kamberg.

sondern ebener Erde in dem Schöneckerschen Haus vor dem Pleichhacher Thore. Das Haus lag zwischen grünen Büschen und reichem Rosenflor, eine echte Dichterwohnung, und schaute hier nach den leuchtenden Türmen der Stadt, dort nach tiefgrünen Rebhügeln, die sich in sanften Wellen dahinzogen. Zwischen dem Hause und den Stadtanlagen blühte mit schattigen Baumgängen, vollen Blumenbeeten und plätschernden Springbrunnen ein weiter Garten, aus dessen Baumkronen ein Häuschen mit Rebengerank hervorlauschte; darin schlief Daumer, soviel seine nervenkranke Natur zuließ.

„Im hohen Grade nervös, reizbar, empfindlich, wußte er sich sehr zu beherrschen und ein tieferes Gespräch konnte ihn sofort entzünden und alles Weh vergessen machen. Dann sprühte er von blitzartigen Geistesfunken, wunderbare Tiefen des Geistes aufdeckend; man vergaß in solchen Momenten, daß man einen halbgebückten, halberblindeten Mann im alten grauen Schlafrock und sonstigem nachlässigen Anzuge vor sich habe. In der Polemik nie bitter und persönlich, stets der Sache auf den Grund gehend, waren auch solche Gespräche erquickend wie die Luft nach Mairegen.

„Die Fenster seines kleinen Arbeitszimmers waren dicht mit blauen Vorhängen verhängt, im Zimmer daneben fand sich eine stattliche Bibliothek, kaum eine bedeutende Erscheinung entging ihm. Nichts lag ihm fern. Wie er die gesamte philosophische, theologische, naturwissenschaftliche und mythologische Litteratur mit Adlerblick beherrschte, dafür zeugen seine Bücher und Abhandlungen. Nur für Thomas von Aquin war er nicht zu begeistern.

„Der Mittagstisch Daumers war sehr frugal, sein liebstes Getränk der die Geister anregende Mokkatrank. Vierundzwanzig Jahre durfte auf seinen Tisch kein „Kadaver", wie er als strenger Vegetarianer das Fleisch nannte. Eine leidliche Wassersuppe, Spinat mit Eiern war ihm genug, für Gäste kam Kuchen oder Butter und Brot dazu, sowie leichter Landwein. Seit 1863 aß er wieder Fleisch und trank er auch Wein . . ."

Wenn Valentin in der deutschen Biographie von Daumer behauptet, der 19. Juli 1870[1]) habe seine Hoffnungen auf Fort-

[1]) Tag der Definition des unfehlbaren Lehramts des Papstes.

entwicklung in der Kirche zerstört, sagt uns Muth von ihm: „Der Altkatholizismus ekelte ihn an als „„Karte in des Spielers Hand““; derselbe schien ihm von Tag zu Tag flacher und rationalistisch-nüchterner zu werden. „„Welch kostbaren Schatz, welch göttlichen Reichtum geben doch diese Leute hin, wie schmähsüchtig, voll giftigen Hasses sind sie gegen die Kirche und wie kriechen sie vor der Tagesmacht und dem Tagesgold.““ Und weiter erzählte uns Muth:

„Eine besondere magnetische Anziehungskraft übten auf ihn edle, jungfräuliche Seelen aus; da war es ihm, als ob er die Hände ausbreiten sollte, betend, daß „„Gott sie erhalte, so rein und schön und hold““. Darum hat er in Poesie und Prosa die ideale Anlage und Bestimmung des weiblichen Geschlechts möglichst hervorgehoben. Daumers Marienverehrung hängt wesentlich mit der Idee zusammen, die er von dem Wesen dieses Geschlechtes überhaupt hatte. Schmerzlich kagte er mir eines Tages, als wir von Frauenemancipation und den verkehrten Wegen der modernen Frau sprachen, daß man nur die Ehe als einzigen Glückshafen des Weibes hinstelle, Gefallsucht, sinnliche Neugierde wecke, alle die sanften Gefühle, welche die Menschheit zieren und die ganz besonders dem Weibe eigen und der innere, wesentliche Grund seiner Liebenswürdigkeit sind, in den Hintergrund schiebe, ja förmlich ächte. In Daumers Nachlaß findet sich eine wunderliebliche, größere Dichtung: Leonore, die den ganzen Daumer ausspricht. Ohne Dorn schien ihm nur das Lilienhafte. In diesem Reiche aber war ihm nichts zu klein und unbedeutend. „„Ist denn das Samenkorn,““ sagte er einmal, „„nicht ebensogroß in der Ackerfurche als der Eichbaum im Wald; das stille Blühen der Blume mehr als die Großthaten der Menschen? Was Gott nicht zu klein ist, soll es auch mir nicht sein.““

„Die Dichtung war ihm ein Heilsamt aller Sühnung voll; darum hütete er sich, seine Dichtungen wahren Weltschmerzes herauszugeben; diese waren bloß für ihn. Nie huldigte er den Tagesgötzen. Der Nirvanapoesie setzte er seinen Hafis, der toten, weiten Leere der Neuheiden, die jedes Heiligenbild zerschlagen, seinen Marienpreis entgegen; als ein neuer Herder wußte er sich sinnig in den Geist aller Zeiten und aller Völker

zu vertiefen. Weniger Dichter als Nachdichter, war ein feiner Takt, ein reger Gärtnersinn sein, der die Blumenglöckchen in weitester Ferne „„grub mit all den Würzlein aus““ und sie zum herrlichsten, harmonischen Flor auf den Beeten seiner Polydora zusammenfügte.“

Am 14. Dezember 1875, nachdem kurz vorher seine Gattin gestorben war und seine einzige Tochter Ottilie sich in die Ferne verheiratet hatte, wurde der vereinsamte Mann von seinen Leiden durch den Tod erlöst.

Dr. Hugo Lämmer.

Noch ein sehr junger Mann, war Lämmer bereits ein vielversprechender Gelehrter, als er die Reihen des Protestantismus verließ, um sich, der durch kritische Studien gewonnenen Überzeugung von der alleinigen Wahrheit der katholischen Kirche folgend, der letzteren aus voller Seele anzuschließen. Seitdem nimmt er unbestritten einen hohen Ehrenplatz unter den Männern der katholischen Wissenschaft ein.

Hugo Lämmer ist am 25. Januar (dem Feste Pauli Bekehrung) 1835 zu Allenstein im Ermland geboren, wo sein protestantischer Vater Eduard Lämmer, ehemals Beamter am Kreisgericht, noch (1900) hoch bejahrt lebt. Am 16. Februar wurde er in der protestantischen Kirche des Ortes getauft. Von seiner Mutter Karoline, geb. Ehlert, einer frommen Katholikin, „in deren ganzem Wesen und Erscheinung Christus der Herr Gestalt gewonnen,“ hatte er einen frommen Sinn ererbt, während der Verkehr in katholischen Familien, seine Vaterstadt ist überwiegend von solchen bewohnt, gar manche protestantische Vorurteile, wie sie ihm von anderer Seite beigebracht wurden, beseitigte oder doch abschwächte. Noch nicht volle zehn Jahre alt, wurde er im Oktober 1844 nach Königsberg gebracht, um sich auf dem dasigen Altstädtischen Gymnasium, das sich eines großen Rufes erfreute, für das Studium der Theologie und Philologie vorzubereiten. Für die profanen Wissenschaften war auf der genannten Schule allerdings trefflich gesorgt, weniger war dies mit dem Religionsunterricht der Fall. „Die gottesdienstlichen Übungen innerhalb der Mauern des Altstädtischen

Gymnasiums," so äußert sich Lämmer in seiner Konversionsschrift: „Misericordias Domini", „beschränkten sich auf stereotypen Choralgesang; in den Pensionaten, in denen ich mich aufhielt, fehlte jedwede religiöse Anregung; ein Glück noch, daß ich aus dem Mutterhaus die Sitte des Morgen- und Abendgebetes mitgebracht; freilich ward diese Sitte, weil jedes weiteren Halts entbehrend, allmählich ein Mechanismus, eine Form ohne Geist und Leben."

Ostern 1852 bezog Lämmer, siebzehn Jahre alt, die Universität Königsberg, auf welcher er unter Leitung des berühmten Geschichtschreibers Johannes Voigt mit besonderer Vorliebe geschichtlichen Studien oblag, da ihn mit Rücksicht auf sein Berufsfach sowohl der daselbst herrschende vulgäre Rationalismus auf der einen wie der zelotische Pietismus auf der anderen Seite gleich wenig fesselten. Mit Freuden ergriff er daher die günstige Gelegenheit, die ihm ein vom Magistrate seiner Vaterstadt verliehenes Stipendium gewährte, seine Studien in Leipzig fortzusetzen. Ostern 1853 kam er daselbst an. Da trat gleich anfangs die Frage, ob Union oder Konfession — Rationalismus oder Supranaturalismus — an ihn heran. Von Hause aus der Union zugethan, mußte er bald genug infolge des zwischen den Unionisten und Altlutheranern, Nitzsch und Kahnis an der Spitze, entbrannten Kampfes die Unhaltbarkeit derselben erkennen. „Ich verfolgte den hitzig gewordenen Streit," berichtet er, „mit lebendiger Teilnahme." Kahnis hat die Misere des Protestantismus und namentlich die in thesi und praxi völlige Unhaltbarkeit der Union mit großer Wahrheitsliebe aufgedeckt. Man muß die kleine Schar der Altlutheraner, die um ihres Bekenntnisses willen so viele Verfolgungen freudig erduldet haben, von ganzem Herzen bedauern. Sie kennen und wollen eben nur das Christentum in der Ausprägung des genuinen Luther kennen und üben. Ihre Theologen sind freilich uneinig geworden, indem die einen als „Neulutheraner" den Amtsbegriff in katholisierender Weise betont haben und nur den Wittenberger Reformator nach dem Jahre 1525 — nachdem er seine revolutionären Ideen abgestreift — als normal gelten lassen, die anderen aber diesen Puseyismus nicht unterschreiben mögen. Wie viel edle Kraft reibt sich in diesem Antagonismus im eigenen Heerlager, gegen

die Union und die verschiedenen Sekten des Protestantismus auf, während die Mutterkirche bis ans Ende unbeachtet und unverstanden bleibt; sie, in der allein die Totalität göttlicher Wahrheit und Gnade hinterlegt ist!“

Von diesem Labyrinthe des theologischen Gewirres wurde Lämmer so schmerzlich berührt, daß er eine Zeit lang mit dem Gedanken umging, das theologische Studium gänzlich aufzugeben und sich ausschließlich der Philosophie und Geschichte zu widmen, deren Doktrinen er in Leipzig noch eifriger als in Königsberg obgelegen. Eine erste Predigt aber, die er in einer benachbarten Dorfkirche über die Charitas hielt, und ganz besonders die Beschäftigung mit dem Kirchenvater Klemens von Alexandrien, brachten ihn von diesem Entschlusse ab und vermochten ihn, der Gottesgelehrsamkeit treu zu bleiben. Die Fakultät zu Leipzig hatte nämlich für das Jahr 1854 als Preisfrage eine quellenmäßige Darstellung der Logoslehre des genannten Kirchenvaters vorgeschlagen. Diese Frage machte auf Lämmer einen elektrischen Eindruck. „Ich war sofort,“ sagt er, „und mit großer Freudigkeit entschieden, an ihre Lösung zu gehen. Und warum? Die verschiedenen theologischen Parteistandpunkte, wie sie mir in Schrift und Wort entgegengetreten waren, hatten mich herzlich müde gemacht und innerlich aufgerieben; einer Partei, wie so viele, mich blindlings in die Arme werfen, mochte und konnte ich meiner ganzen Individualität nach nicht; ich wollte erst alle Phasen, die das protestantische Princip durchlaufen, gewissenhaft kennen lernen, um dann die Wahl zu treffen; aber die einseitigen Verkehrtheiten aller dieser konfessionellen oder konfessionslosen Richtungen befriedigten mich auf die Länge nicht, in dem Studium der philosophisch-philologischen Disciplinen fand ich auch nur teilweisen Ersatz. „Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“ Ich sehnte mich aus dem theologischen Gewirr der Gegenwart hinaus, und jene Preisfrage gab mir Gelegenheit, im kirchlichen Altertum heimisch zu werden.“

Er machte sich mit Eifer an die Arbeit, die ein eingehendes Studium der Kirchenväter, des Petavius und Möhlers Schriften erforderte und dadurch gewissermaßen nach seiner eigenen Äußerung als der erste Faktor in dem wissenschaftlichen Prozeß seiner Bekehrung zum Katholizismus zu betrachten ist. Sie fand

übrigens bei der Fakultät Anerkennung und Beifall und ward (31. Oktober 1854) als Preisschrift gekrönt, er selbst einige Wochen später von der philosophischen Fakultät, der er zu diesem Behufe eine Abhandlung über die Religionsphilosophie des Klemens von Alexandrien eingereicht hatte, promoviert. Hierauf unterzog er seine Preisschrift einer nochmaligen genauen Durchsicht, worauf sie im März 1855 im Druck erschien.[1])

Um dieselbe Zeit verließ er Leipzig, um sich auf den Wunsch seines geliebten Königsberger Lehrers Lehnerdt, der damals an der Berliner Universität wirkte, in Berlin für das akademische Lehrfach vorzubereiten, und zwar speciell für das der historischen Theologie, für das ihn Neigung und Talent gleicherweise befähigten. Seiner Absicht kam es wesentlich zu statten, daß um diese Zeit das sogenannte evangelische Säkularstipendium vakant und ihm für zwei Jahre verliehen ward. Es ist dies eine Stiftung der Stadt Berlin zum Andenken an die Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg, zum Zwecke, ausgezeichneten jungen Theologen nach Beendigung ihrer Universitätsstudien die Mittel zu gewähren, sich noch während zweier Jahre für ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Es ist diese Stipendiumsverleihung nachmals Gegenstand vielen Redens gewesen und werden wir darauf zurückkommen. Lämmer kam seiner Aufgabe in vollem Maße nach, indem er sofort in vier verschiedene Seminarien eintrat, in das philosophische unter Trendelenburg, in das kirchenhistorische unter Lehnerdt, das neutestamentliche unter Twesten und das alttestamentliche unter Hengstenberg. Die praktischen Übungen in denselben waren für ihn von großer Bedeutung, zumal die unter Lehnerdts Leitung emsig betriebene Beschäftigung mit den Kirchenvätern, von denen ihm namentlich Hilarius von Poitiers großes Interesse abgewann, als er dessen Trinitätslehre in einer Seminararbeit darzustellen hatte. „Seine scharf- und tiefsinnigen Argumentationen über jenes Mysterium des christlichen Glaubens machten auf mich einen solch bewältigenden Eindruck, daß ich zu ihnen durchgängig Ja und Amen sagen mußte; es gelang mir wohl eine organische Entwicklung derselben, aber keine schulmeisternde

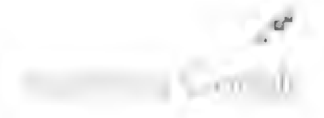
---

[1]) Clementis Alexandrini de *ΛΟΓΩΙ* Doctrina. (Lips. 1855.)

Kritik, wie sie sich so oft in dogmengeschichtlichen Kompendien breit macht."

Im Jahre 1856 stellte die Berliner theologische Fakultät die Preisaufgabe: „Darstellung der römisch-katholischen Theologie, wie sie in der katholischen Widerlegung der Augsburgischen Konfession niedergelegt ist." Der Zweck sollte die Verherrlichung der letzteren und eine Apologie derselben sein. Bekanntlich ist die Kenntnis der katholischen Theologie seit Beginn der sogenannten Reformation bis zur Eröffnung des Konzils von Trient unter den protestantischen Theologen eine äußerst geringe und beschränkt sich in der Regel auf dürftige, landläufig gewordene, zudem meist irrige Notizen. „Man hat entweder ein der Wahrheit gar nicht entsprechendes Zerrbild von der Scholastik und nennt die katholischen Gegner der sogenannten Reformatoren in diesem Sinn „vollkommene Scholastiker"; oder, da man sich, ebensowenig wie ein Luther, Melanchthon u. s. w., nicht die Mühe geben will, die Scholastiker gründlich zu studieren, sondern seine Weisheit aus irgend einem „faulen Knecht" schöpft und flugs über „Formalismus, Geistlosigkeit, Werkheiligkeit u. s. w." des finsteren Mittelalters räsonniert, da man aber andererseits auch bei der oberflächlichsten Einsichtnahme von den Tridentiner Beschlüssen sich überzeugen muß, ihre Substanz sei so sehr wenig adäquat dem, was die sogenannten Reformatoren Katholizismus nennen, oder vielmehr Papismus, und als solchen bekämpfen, — so ist man mit dem Schlusse flugs zur Hand, die Väter von Trient haben das kirchliche Lehrganze in vielen Stücken idealisiert. Eine unveränderliche Kontinuität des Dogmas erscheint auf akatholischem Standpunkte undenkbar."

Daß die Berliner theologische Fakultät ein solches Thema, dessen Bearbeitung ein genaues Studium der vortridentinischen katholischen Theologie erforderlich machte, zur Preisaufgabe wählte, gereicht der Wissenschaftlichkeit ihrer Vertreter sicherlich zur Ehre, nicht so in gleichem Maße ihrem theologischen Wissen, da es ihr sonst hätte einleuchten müssen, wie sie damit unbefangene junge Leute auf eine gefährliche Probe stelle. Lämmer machte sich sofort an die Lösung der Frage und begann mit dem einschlägigen Studium der symbolischen Bücher und der Werke der Reformatoren, insoweit sie ihm nicht schon bekannt



waren, um aus ihnen die Kontrovers-Angelpunkte zu fixieren und das Urteil der „Gottesmänner“ über die kirchlichen Gegner zu konstatieren. Doch wollte ihm die Kampfesweise der „evangelischen Wahrheitszeugen“ nicht zusagen, da die Parteileidenschaft aus ihr klar hindurchleuchtete. Er bemühte sich daher, auch von den Werken der „Widersacher“ Kenntnis zu nehmen und studierte zunächst die Konfutation der Augsburger Konfession, ein Werk, an dessen Abfassung sich die Elite der damaligen katholischen Theologen Deutschlands, ein Eck, Faber, Wimpina, Cochläus u. a., beteiligt hatte. Nach und nach lernte er auch die übrigen Schriften dieser Männer, wie die des berühmten Kardinals Hosius, Erasmus, John Fishers, Sadolets u. s. w. kennen, und mit nicht geringerem Eifer lag er der Lektüre der Berichte über die damaligen Disputationen in Deutschland und der Schweiz, der Reichstagsakten und der päpstlichen Instruktionen ob, wie sie Raynaldus und Le Plat mitteilen. Es waren überhaupt etwa siebzig katholische Quellenschriften jener Zeit, die er durchforschte und excerpierte. „Gott weiß es,“ sagt er, „wie ich sie oft unter Thränen und mit heißen, inneren Kämpfen gelesen. Ich wollte gegen das Gewicht der Argumente, die mir entgegentraten, protestieren, wurde aber überwunden. Und doch mochte ich nicht zugeben, daß das Axiom von der Berechtigung und Notwendigkeit der Reformation, wie sie von Luther und seinem Anhang durchgeführt ward, in Frage gestellt werden müßte. Die Demut, die mit dem göttlichen Gnadenzug korrespondiert, fehlte mir noch; der wissenschaftliche Hochmut machte immer wieder seine falschen Rechte geltend.“ Doch hatte er die historische Erkenntnis erlangt, daß die Väter der Reformation oft falsch, einseitig und unbillig über ihre „Widersacher“ geurteilt, daß die Intelligenz der letzteren eben nicht gering gewesen und ihre Lehrsätze oft arg mißverstanden worden sind.

Die Fakultät krönte seine voluminöse Arbeit und erkannte, daß er gründliches und gewissenhaftes Studium der einschlägigen Quellen bekundet, hob den Forschergeist, der sich in der Arbeit dokumentiert, das Streben nach Klarheit und historischer Treue u. s. w. hervor, vermerkte aber auch, daß er zu gerecht — nimis justus — gegen den Katholizismus gewesen. Diese Klausel war auf den Antrag Hengstenbergs aufgenommen worden, der

der Ansicht war, Lämmer hätte vom Standpunkt der „reformatorischen Symbole“ aus, deren Unfehlbarkeit und Verbindlichkeit ihm problematisch geworden, die katholischen Antithesen widerlegen müssen, und daß das Resultat seiner Untersuchungen schließlich auf eine Apologie des „Papismus“ hinausliefe.

Man kann diesen Vorwurf seitens der Censoren nicht ganz grundlos nennen, denn die Arbeit „katholisierte“ wirklich, d. h. ihr Verfasser hatte die Wahrheit oft auf seiten der katholischen Kirche gefunden und dies, wenn auch bisweilen mit schwerem Herzen, doch endlich anerkannt, was immerhin ein Verstoß gegen das Princip ist.

„Von anderer Seite,“ sagt er, „mußte ich mir später aus demselben Grunde das Nathanswort: „So jung und doch so weise“ zuraunen lassen. Es kam eben einer bestimmten Qualität verbissener Lutheraner unbequem, den Glorienschein ihres Heros ein wenig schwinden zu sehen. Und doch war ich noch weit von der Kirche fern, ich behauptete höchstens den Standpunkt eines Menzel und Leo. „Per multas tribulationes“ sollte ich zum Frieden gelangen.“

Am 3. August 1856 hatte er den theologischen Preis erhalten, am 18. desselben Monats wurde er auf Grund seiner Preisschrift und nach vorhergegangener Disputation zum Licentiaten der Theologie promoviert. Seiner durch anstrengende Arbeiten geschwächten Gesundheit wegen mußte er jedoch Berlin verlassen und einen mehrmonatlichen Aufenthalt auf dem Lande nehmen, welche Muße er zur Abfassung kleinerer Arbeiten für theologische Zeitschriften benutzte.

Im Oktober kehrte Lämmer nach Berlin zurück. Seiner Jugend wegen konnte er sich noch nicht habilitieren, und übernahm daher an dem neugegründeten Friedrichsgymnasium gern den Unterricht in der Religion und im Hebräischen. Das war ein weites Feld für ihn, auf dem er auch reiche Erfahrungen sammelte, trübe und freudige. Je nachdem seine Schüler den Konfirmandenunterricht dieses oder jenes Predigers genossen hatten oder von den Eindrücken des elterlichen Hauses beeinflußt waren, waren auch alle möglichen religiösen Meinungen unter ihnen vertreten. Da hat denn ein Religionslehrer, der von einem bestimmten, festen Principe ausgeht, keine leichte

Stellung. Wie ihm nun selbst seit seiner Konfirmation die Gottheit Jesu und die Göttlichkeit der Heiligen Schrift ein wahres Geistes- und Herzensbedürfnis war, so stellte er die Gottmenschlichkeit des Erlösers, der auf dem Kalvarienberg sich für uns geopfert, in den Vordergrund und Mittelpunkt aller seiner Katechesen, und ließ an der Glaubwürdigkeit, der Inspiration, den Wundern und Weissagungen der Bibel nicht rütteln.

Ostern 1857 erhielt er auf Empfehlung der theologischen Fakultät vom Ministerium die Erlaubnis, sich zu habilitieren. Die akademische Laufbahn war ihm um so angenehmer, als er durch sie wieder in näheren Verkehr mit seinem geliebten Lehrer Lehnerdt trat. Zum Zweck der vorgeschriebenen Probevorlesung vertiefte er sich in ein Stück Papstgeschichte: Nikolaus I. und die byzantinische Staatskirche seiner Zeit (Berlin 1857). In ersterem trat ihm ein Kirchenfürst entgegen, „gelehrt und klug zugleich, in Kasteiungen und Nachtwachen eifrig, gegen Arme freigebig, der Witwen und Waisen Schützer, charakterfest und demutsvoll, der Unschuld Rächer, jedweder tyrannischen Anmaßung, mochte sie von geistlicher oder weltlicher Seite kommen, energisch entgegentretend, kurz als der Elias seiner Zeit.“ Welcher Abstand zwischen dem Wirken und Walten dieses Papstes und dem Treiben des verkommenen byzantinischen Staats- und Hofkirchentums seiner Zeit, in welchem der Ränkemacher Photius eine so bedeutende und leider nachhaltige Rolle spielte. In letzterem erkannte er wohl einen großen Gelehrten, aber einen seiner Stellung unwürdigen Mann. „Er war durch weltliches Wissen aufgebläht, eitlen Glanzes Freund, in die Hofkabalen eingeweiht und als unsittlicher Intrigant bereit, den blasphemischen Zwecken eines Bardas[1]) zu dienen. Seine heuchlerische affektierte Sprache, die an die Beredsamkeit der Cestius im Zeitalter Senecas erinnert, verfing nicht bei dem scharfsichtigen Papst, der von Ignatianern und dem kaiserlichen Hof zugleich als Richter angerufen war . . .“

Als die Abhandlung gedruckt war, äußerte wohl Lehnerdt,

[1]) Bardas war der Bruder der damaligen Kaiserin Theodora, ein grausamer, ausschweifender Mann, der später vor den Augen seines Neffen, Kaiser Michael III., ermordet ward.

dem er sie aus wahren Pietätsrücksichten dedizierte, gelegentlich, aber in der mildesten Weise, er (Lämmer) teile in etwa die Ansichten Hurters über das Papsttum. „Er mag vermutet haben, daß sich mein innerer Entwicklungsgang zur Kirche hin bewegen und in ihr ausmünden würde. In der That hat die Beschäftigung mit jener Skizze mich wesentlich weiter befördert. Ich erkannte die Jämmerlichkeit morgenländischen Hofkirchentums und die innere Dignität des Papsttums, durch welches der Orient an die Spitze der Christenheit und der menschlichen Gesittung gebracht ist, und das ihn fortwährend auf dieser Höhe erhält. Das Pontifikat des ersten Nikolaus hatte mich wahrhaft begeistert. Aber ich reflektierte vorwiegend auf die Größe jenes heiligen Papstes in der kirchlich-politischen Sphäre. Ich sah in ihm das Vorbild eines siebenten Gregorius und eines dritten Innocentius; es imponierte mir das Siegesbewußtsein, das sich einem goldenen Faden vergleichbar durch seine köstlichen Briefe, den reinen Spiegel seines Herzens, hindurchzieht und in der Hoffnung ausspricht, daß der Felsenbau der Kirche durch St. Peters himmlische Intercession jedes dämonische Anstürmen und häretische Unterwühlen überdauert. Aber noch war ich nicht von der ewigen Geltung und Bedeutung der Papatsidee, als der unsichtbaren Kette, die alle Christgläubigen vom Aufgang bis zum Niedergang umschließt und an den sichtbaren Stellvertreter des verklärten Gottmenschen, des himmlischen Hauptes und Bräutigams der heiligen Kirche, bindet, — innig und lebendig durchdrungen. Orando, nicht disputando, sollte ich schließlich volle Klarheit und Wahrheit und den Frieden, den die Welt nicht geben kann, erreichen."

Lämmer begann nun seine Vorlesungen über Patristik und Symbolik, in welchen er zwischen katholischen und protestantischen Anschauungen schwankte, und obschon er nach wissenschaftlicher Verständigung über alle Zweifel rang, die ihm auf dem weiten Felde der historischen Theologie begegneten, so blieb er doch auf halbem Wege stehen. „Es war das Hinken eines Kranken, der dem Arzt nicht unbedingt folgen mag und darum seine völlige Genesung eigenwillig hinausschiebt und verzögert." Litterarisch beschäftigte er sich mit einer neuen Ausgabe von des heiligen Anselms berühmtem Traktat „Cur

Deus homo.“[1]) Die eingehende Beschäftigung mit den durch dialektische Schärfe und mystische Tiefe gleich ausgezeichneten Werken jenes Heiligen war für ihn von großem Nutzen, da er durch dieselben zu dem quellenmäßigen Studium der mittelalterlichen Scholastik und Mystik geführt ward. Die Werke eines Petrus Lombardus, Hugo von St. Viktor, eines heiligen Bonaventura, des heiligen Thomas von Aquino, der heiligen Brigitta, Taulers u. a. mußten die Nebel von Vorurteilen über „jene finsteren Zeiten vor der Reformation“ mehr und mehr verscheuchen.

Um diese Zeit tagte die „Evangelische Allianz“ in Berlin. „Ein Verein von Sektierern der verschiedensten Denominationen mit der Prätension, die wahre Idee der allgemeinen Kirche zum Ausdruck zu bringen, läuft dieser sogenannte evangelische Bund auf den seichtesten Indifferentismus hinaus und hat den Ruin des kirchlichen Positivismus im Auge. Die Kirche ist von der Allianz geschmäht worden, und sie wird das signum bleiben, gegen welches sich der Widerspruch und die Agitationen dieser zusammengewürfelten Schar von Häretikern richten werden. Aber der Bund trägt die Keime seiner inneren Selbstauflösung in sich; es ist lediglich Schellengeklingel, und die Hoffnung, dem Felsenbau der Kirche ein Sandgebäude zu substituieren, eitel.“ Man kann sich nach diesem Urteil leicht denken, daß unser junger Docent keinen Drang fühlte, den Verhandlungen beizuwohnen, in welchen so manche Absonderlichkeiten und Kuriosa vorkamen. Lämmer flüchtete sich vor diesem unerquicklichen Treiben in die Vergangenheit und nahm seine Arbeit über die vortridentinische Theologie wieder auf, um sie in deutscher Sprache für den Druck vorzubereiten.[2]) Da musterte er nun jeden Lehrpunkt der katholischen Gegner der Reformation, schaute nach allen Gründen für und wider, wollte aber noch immer nicht die Haltlosigkeit seiner protestantischen Ansichten erkennen, Herz und Wille bleiben lau. Man mag sich leicht denken, in welche Unruhe und Verlegenheit ihn da ein Kampf der Natur und der Gnade versetzte. Und

---

[1]) C. Anselmi Cant. libr. II. Cur Deus homo. (Berlin 1857.)

[2]) Die vortridentinische katholische Theologie des Reformationszeitalters. (Berlin 1858.)

doch sollte gerade diese Arbeit entscheidend für ihn werden. Er mußte sich jetzt mehr mit der katholischen Litteratur der Neuzeit bis auf die Hymnologie und das Brevier bekannt machen, und da waren denn Werke wie Staudenmaiers „Geist des Christentums“, Beckedorffs „Worte des Friedens“, Wisemans „Fabiola“ u. a. gewiß geeignet, ihn mit katholischen Anschauungen zu versöhnen. Einschneidender aber noch als diese und nachhaltiger wirkte auf ihn Alban Stolzs „Unendlicher Gruß“, der ihm um diese Zeit in die Hände fiel (Kalender für Zeit und Ewigkeit, Jahrg. 1858), und worin er den Rat las: man möge doch, wenn man als Protestant es wirklich ernst mit der göttlichen Wahrheit meine, da man doch die Möglichkeit des Irrtums nicht leugnen könne, täglich in einem Ave Maria die heilige Gottesgebärerin versuchsweise um ihre Fürbitte anrufen.[1]) Warum nicht die Gebenedeite mit den Worten grüßen, die für einen Engelmund nicht entehrend waren; warum nicht zu ihr in einer Weise reden, welche so vielen heiligen und erleuchteten Kirchenlehrern als keine Thorheit erschien? Lämmer entschloß sich, dem Rate zu folgen, und die heilige Gottesmutter, die noch keinen verlassen, der sie um ihre Hilfe angefleht, hat auch ihm geholfen. „Nun verstand ich das „Memorare“ und „Sub tuum praesidium“ St. Bernards; ich begann das süße Ave Maria zu sprechen, die jungfräuliche Gottesmutter voll der Gnaden mit dem Engels-

---

[1]) Die Stelle ist so prächtig, daß wir nicht umhin können, sie hier folgen zu lassen: es könnte doch möglich sein, daß der fragliche Kalender einem oder dem anderen Leser dieses Buches unbekannt geblieben sei. „Sieh', vielleicht spürst du noch ein leises Regen in der Marienverehrung, das dir angeboren ist von deinen Urahnen, die vor vierhundert Jahren treu und innig die Mutter Gottes alle Tage angerufen haben. Und wenn du dir trauest, solchem nachzusinnen, so kommt es dich an, wie wenn du ein altes Lied hörest, das man dir in der Jugend vorgesungen hat. Sei gewaltthätig im Geist; wie Simson die Bande der Philister zerriß, so zerreiße du die Bande der Vorurteile, womit man dich in der Jugend schon umstrickt hat. Die christliche Vernunft, wenn sie frei und treu die Wahrheit sucht, findet die Marienverehrung. Faß darum ein Herz und fang von heute an, täglich den Englischen Gruß zu beten. Thue es nur einen Monat lang. Du wirst sehen, nach einem Monat hast du ihn so liebgewonnen, daß du fortfährst, ihn zu beten und nimmermehr davon lassest bis zum Tage und zur Stunde deines Absterbens.“

gruß zu benedeien, ihre mächtige Fürbitte um meine völlige Erleuchtung und Einkehr in das „unum ovile“ anzurufen. Der Stachel wissenschaftlichen Dünkels war genommen, auf den Knieen vor dem Kruzifix in meiner einsamen Wohnung kämpfte ich unter Gebet und Thränen die inneren Kämpfe durch. Gerade weil ich von Jugend auf bestimmte Fragmente des Einen Wahrheitsganzen, an denen die sogenannten Reformatoren ursprünglich nicht gerüttelt, festgehalten hatte und jahrelang philosophisch-theologischen Problemen nachgegangen war, fiel es mir um so schwerer, die Vernunft vollends in den Gehorsam des Glaubens gefangen zu geben. Das Gebet löste alle Skrupel, und als ich später an der Pforte der Kirche anklopfte, konnte ich zu der ganzen katholischen Wahrheitsfülle freudig Ja und Amen sagen.“

Indes war er noch nicht so weit; immer noch hoffte er bei fortgesetztem Studium einen Ausweg zu finden und Gewissensruhe zu erringen auf menschlichem Wege, ohne zu der gelästerten Kirche seine Schritte zu richten, für welche ein Herz voll Liebe seinen Vorurteilen noch unmöglich schien. Hierzu kam die Liebe zu seinen Angehörigen — seine fromme Mutter war lange schon dem irdischen Treiben entrückt — zu seinen Freunden, Lehrern und Gönnern, die ihn den Gedanken an einen Übertritt zur Kirche immer wieder niederkämpfen ließ, so oft derselbe auch in der letzten Zeit, angeregt zumal durch die Missionspredigten der Jesuitenpatres Haßlacher und Pottgeißer, in seiner Seele aufgestiegen war.

In dieser Herzensangst erschien es ihm als eine Botschaft vom Himmel, als ihm durch die Unterstützung des Unterrichtsministeriums die Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Reise geboten ward, um in den Bibliotheken Süddeutschlands und Oberitaliens für eine kritische Bearbeitung der Kirchengeschichte des Eusebius alle daselbst befindlichen Handschriften als Komplement zu den bereits ausgebeuteten französischen und englischen zu vergleichen. „Vielleicht findest du,“ dachte er, „im katholischen Leben eine Rechtfertigung der Reformation und deiner Glaubensgenossen,“ denn bis dahin hatte er jenem so gut wie ganz fern gestanden. Allein was er dort in den Mußestunden nach anstrengender Arbeit zur Rettung seiner Jugendüberzeugung vor-

fand, war etwas ganz anderes, als er vordem über die Katholiken gehört und gelesen. Er fand da eine gemütreiche, ungeschminkte Heiterkeit und eine so tiefe innige Frömmigkeit, daß sein Herz oft vor Wehmut hätte in Thränen zerfließen mögen. Sein wissenschaftlicher Zweck war erreicht, aber die blutende Wunde seines Herzens nicht geheilt, und doch war ihm die Gnade auf dieser Reise oft nahe genug getreten. Im Juli 1858 hatte er Berlin verlassen, war über Dresden und Prag nach Wien gekommen, von da nach Venedig, Padua, Mailand u. s. w., überall forschend und arbeitend, und nicht ohne Erfolg, wie seine kritische Bearbeitung des Eusebius zur Genüge beweist.[1]) Aber sein hartes Ringen sollte gekrönt, sein heißes Flehen erhört werden! Nachdem er von München aus über den wissenschaftlichen Erfolg seiner Reise an den Kultusminister v. Raumer Bericht erstattet, reiste er ungesäumt in die Heimat, um rasch mit seinem Kampfe zur Entscheidung zu kommen, um jeden Preis und ohne Zaudern. Aber wie schwer ward ihm das! Es war ihm, als sollte er auf seiner Insel zwischen Katholizismus und dem Jugendglauben von Stunde zu Stunde auf etwas anderes hoffen, so sehr auch sein Herz bangte und zagte. Der Verstand wollte noch nicht sagen: ich war nicht in der Wahrheit, und er gewann es nicht über sich, den katholischen Freunden, die er in der Heimat besuchte, seine Kämpfe zu offenbaren. Erst in Berlin, wohin er gramerfüllt zurückgekehrt war, schlug die Entscheidungsstunde. Es war am 15. Oktober, dem Tage der seraphischen Jungfrau Theresia. Doch hören wir ihn selbst, wie er einem Freunde in Braunsberg seinen Entschluß mitteilt.

„Als ich," schreibt er, „vor wenigen Tagen nach Braunsberg kam, wollte ich Ihnen meinen Herzenszustand offenbaren; ich verschob es von Stunde zu Stunde und verfehlte schließlich diesen Hauptzweck meines Besuches gänzlich. Nun thue ich es von hier aus schriftlich, und diese kurze Mitteilung wird vielleicht ein nicht geringes Staunen von Ihrer Seite erregen. Aber ich kann nicht länger „wider den Stachel lecken". Deus dirupit vincula mea. Nach mehr denn dreijährigem Wanken und Schwanken, nach heißem Ringen unter Gebet und Thränen,

---

[1]) Eusebii Pamphili hist. ecclesiast. libri decem. (Schaffh. 1859.)

nach harten Kämpfen, die ich namentlich in den letzten Monaten bestanden, ist mir die Notwendigkeit der Rückkehr zur katholischen Kirche durch die göttliche Gnade endlich klar geworden. Es geht hinfort nicht an, daß ich, wie ich's bislang gethan, mit der Braut des Herrn bloß liebäugele, daß ich eine nur negative Beziehung zu ihr habe, sowie ich nicht nach Art meiner bisherigen Glaubensgenossen sie schmähe, ihr Wesen entstelle; sie muß vielmehr, soll ich anders des Seelenfriedens, nach welchem ich so lange geseufzt, teilhaftig werden, im eigentlichen Sinne als Mutter mich zu ihrem Kinde annehmen. Gestern noch hoffte ich dies mein Bekenntnis für ewige Zeit zurückdrängen zu können. Auch ich habe in Ihrer Nähe herzlich gelitten! Heute kann ich, dem Herrn sei Dank, nichts mehr wider die Wahrheit. Morgen reiche ich der Fakultät und dem Kultusministerium meine Erklärung über Niederlegung des akademischen Lehramtes und Austrittes aus der unierten Landeskirche ein . . ."

Er führte seinen Vorsatz aus und wandte sich sofort an den Bischof von Ermland als Oberhirten der Diöcese, in welcher er geboren, mit der Bitte, ihn in den Schoß der heiligen römisch-katholischen Kirche, die er nach langen und schweren Kämpfen als die Trägerin der in Jesu Christo persönlich gewordenen Wahrheit und als die genuine Braut des verklärten Gottmenschen verehre, aufnehmen zu wollen, damit er so des heißersehnten Seelenfriedens teilhaftig werde. „Preis und Dank dem Herrn," sagt er wieder in demselben Schreiben, „daß er mir den Sieg über alle Hemmnisse und Bedenken gegeben, daß er mein Gebet und Flehen erhört, sich meiner erbarmt, die Stricke zerrissen, die Finsternis verscheucht und mir den Weg zu seinem Schafstall gewiesen. Seitdem ich durch gewissenhafte Studien zur Erkenntnis gelangt, daß die sogenannte Reformation des 16. Jahrhunderts eine Deformation der echten Kirche Christi gewesen, daß die reformatorischen Principien nicht kirchenbildend, sondern auflösend sind und wirken müssen, wie die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bewiesen, — daß ferner die protestantischen Bekenntnisschriften und nach ihrem Vorgang die ihnen anhängigen Theologen zum Vorwurf ihrer Polemik in Wahrheit nicht das authentische katholische Dogma nehmen, sondern dasselbe erst entstellen, um es bekämpfen zu können, seitdem ich erkannt,

daß die Reformatoren zur Reform ohne und wider das Haupt und den Episkopat weder Recht noch Pflicht hatten, und daß die religiöse Zerrissenheit unserer Tage aus dem Widerstreben, der kirchlichen Autorität sich unterzuordnen und zu dem im 16. Jahrhundert verlassenen Fels und Einigungspunkt zurückzukehren, abzuleiten ist; seitdem mir die Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung der Kirche bis auf unsere Tage klar geworden und ich ihre Lehre und Praxis zu würdigen und lieben gelernt; seitdem ich durch die Gnade zu dieser Erkenntnis vorgedrungen, ist mein Rücktritt zur heiligen katholischen Kirche notwendig geworden, und erst durch dies Bekenntnis ist die wahre Ruhe in mein Herz eingekehrt, der Friede, den die Welt nicht geben, aber auch nicht rauben kann, trotz aller Anfechtungen und Anfeindungen, die kommen mögen."

Am 18. Oktober 1858 kam er in Braunsberg an, und nachdem er daselbst einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit zugebracht, legte er am 21. November, am Tage der heiligen Jungfrau und Märtyrin Katharina, das katholische Glaubensbekenntnis ab und empfing die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Wenige Tage darauf ward er auf seinen Wunsch in das Klerikalseminar der Diöcese Ermland aufgenommen, machte im Januar 1859 die geistlichen Exercitien und erhielt am Feste Despons. B. M. V. in der Kathedrale zu Frauenburg durch den damaligen Weihbischof Antonius Frenzel die heilige Firmung, die erste Tonsur und die vier niederen, im Sommer darauf die drei höheren Weihen, worauf er ohne Verzug nach der alten Hauptstadt der Christenheit reiste. Auf der Durchreise durch Breslau wurde er von der katholisch-theologischen Fakultät der dortigen Universität zum Doktor der Theologie promoviert.

Inzwischen hatte seine Rückkehr zur katholischen Kirche, wie vorauszusehen, großes Aufsehen gemacht, und weil er, wie berichtet, das „evangelische Säkularstipendium" erhalten, wurde in allen Zeitungen ein gewaltiges Geschrei erhoben, als habe er an dem Stipendium treulos gehandelt und sich die unweigerliche Pflicht aufgeladen, es zurückzuzahlen. Selbst die „Evangelische Kirchenzeitung" Hengstenbergs stimmte in jenes Geschrei ein, so daß Lämmer in seiner Konversions-

schrift,[1]) der wir hier im wesentlichen gefolgt sind, darüber zu sprechen sich bemüßigt fand. Nachdem er den Zweck der Stiftung auseinandergesetzt, fährt er fort: „Warum nun gaben die Kuratoren der Stiftung beim Konkurs mir den Vorzug? Ich legte einfach meine Preisschrift über die Klementinische Logologie vor; sodann hatten die Examinatoren der philosophischen Fakultät Leipzigs in eigenen Testaten sich sehr anerkennend über die Resultate meines Promotionsexamens geäußert; und endlich erteilte die dortige theologische Fakultät, abgesehen von anderen Elogen, mir das Zeugnis, ich hätte „dem Studium der Theologie mit ausgezeichnetem Fleiße und den ersprießlichsten Erfolgen obgelegen“. Von meinen beiden Bewerbungsschriften um den theologischen Preis aus den Jahren 1853 und 1854 urteilte dieselbe wörtlich, ich hätte darin „tüchtige klassische Bildung, große Belesenheit in der theologischen Litteratur, Besonnenheit und scharfes, richtiges Urteil, und in der Schrift über den λόγος namentlich auch noch entschiedene Befähigung zu historischen Forschungen und Darstellungen bewiesen“. Also diese Leipziger Antecedentien waren der Beweggrund für Verleihung jenes Trisäkularstipendiums an mich, und eine andere Verpflichtung ist mir im Kollationspatent nicht auferlegt worden, als die übliche Erlangung des theologischen Licentiatengrades, eine Bedingung, die ich früher, als mir oblag, erfüllt habe. Warum also jenes sonderbare Geschrei und Verlangen nach Restitution, in welches selbst ein Hengstenberg einstimmte? Es waren lediglich wissenschaftliche Gründe, aus welchen das Stiftungskuratorium mich bevorzugte. Daß nur der Gebrauch von dem „Recht der freien Forschung“ oder vielmehr der Zug der göttlichen Gnade dreieinhalb Jahre später mich in den Geist der Wahrheit des Katholizismus und in den Schoß der heiligen Kirche führte, ist das corpus delicti. Würde ich die Fahne der äußersten Linken des Protestantismus ergriffen haben, das hätte keinen Anstoß und kein Bedenken erregt. Der süßlichste Pietismus macht zu Zeiten mit dem krassesten Unglauben gern gemeinsame Sache im Haß gegen die Kirche; ihr gegenüber gilt's, eine Phalanx zu bilden mit der Parole: écrasez l'infame!

[1]) Misericordias Domini (Freiburg 1861).

Handelte es sich um Restitutionen, so würde dabei die Kirche auch materiell gewinnen, nicht der Protestantismus, dessen „milde Stiftungen" im Grunde insgesamt ihre Genesis der gutkatholischen Zeit verdanken. Leider ist aber das kirchliche Vermögen nur zu oft in sonderbarer Weise seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet worden."

Fast zwei Jahre hielt sich der junge Gelehrte in Rom auf und schwelgte in den unermeßlichen Schätzen der dasigen Bibliotheken, die ihm Anreiz zu einer unermüdlichen Thätigkeit gaben. Während er die alsbald zu Schaffhausen im Druck erschienene neue Recension des Eusebius bearbeitete, fand er noch Muße, mehrere hundert Bände historischer theologischer Manuskripte, namentlich für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts einzusehen und für die Wissenschaft nutzbar zu machen, eine Produktionskraft, die zu den größten Erwartungen berechtigte.

Nachdem Lämmer von seinem ersten Aufenthalt in Rom ausgezeichnet mit dem Titel eines Missionarius Apostolicus auf einige Zeit in seine heimatliche Diöcese Ermland zurückgekehrt war und als Subregens im Seminar zu Braunsberg gewirkt hatte, wurde er 1863 durch den heiligen Vater Pius IX. als Konsultor der von ihm 1862 neuerrichteten Kongregation für die Angelegenheiten des orientalischen Ritus wieder in die ewige Stadt berufen. Sechs Monate weilte er in Rom als Gast des Kardinals Reisach und hier schrieb er, nachdem er mehrere kirchengeschichtliche Arbeiten teils vollendet, teils vorbereitet, im Madonnenmonat sein Büchlein über seinen Entwicklungsgang zur heiligen Kirche hin, zum Preis der heiligen Dreieinigkeit und als Weihegabe für die seligste Gottesmutter und gab ihm nach den ersten Worten des 88. Psalms den Titel: Misericordias Domini (Freiburg 1861). Darauf wurde er Ostern 1864 zum Professor der Kirchengeschichte am Lyceum Hosianum zu Braunsberg ernannt, aber schon im Oktober desselben Jahres als Domkapitular und Professor der Dogmatik nach Breslau berufen. Hierselbst wartete seiner gerade kein freundlicher Empfang. Die protestantische theologische Fakultät fand sich bemüßigt gegen seine Berufung Protest zu erheben, angeblich, weil er sich in seiner Bekenntnisschrift mißliebiger Ausdrücke über den Protestantismus bedient habe,

wahrscheinlicher aber wohl, weil man ihm den Konvertiten nicht verzeihen konnte. Du lieber Gott! Wenn man gegen alle protestantischen Theologen, auch an paritätischen Universitäten, die sich über die katholische Kirche mißliebig, ja mehr als das, aussprechen, protestieren wollte, so gäbe es der Proteste kein Ende. Wer erinnert sich nicht, um nur Eines an derselben Universität zu gedenken, wie Professor und Generalsuperintendent Hahn zu Breslau die katholische Kirche einen „verworfenen Wahn“ zu nennen beliebte, so daß selbst der milde Kardinal Diepenbrock dagegen öffentlich aufzutreten sich veranlaßt fand? Von einem Proteste seiner katholischen Kollegen aber hat man nichts vernommen.

Außer den im Laufe dieser gedrängten Skizze genannten Schriften veröffentlichte Lämmer in rascher Folge: Analecta romana, Kirchengeschichtliche Forschungen in römischen Bibliotheken und Archiven (Freiburg 1861); Monumenta Vaticana (Freiburg 1861); Zur Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts (Freiburg 1863); Scriptorum Graeciae orthodoxae bibliotheca selecta. Vol. I. Sect 1—6 (Freiburg 1864—1865); In decreta concilii Ruthenorum Zamosciensis animadversiones theologico-canonicae (Freiburg 1865.) Coelestis Urbs Jerusalem 1866 (Erklärung des Hymnus des Kirchweihfestes.) Melematum Rom. Mantissa 1875. De Martyrologio Rom. 1878. Institutionen des katholischen Kirchenrechts 1886. 2. Aufl. 1892. Zur Kodifikation des kanonischen Rechts 1899.

1882 wurde ihm die Würde eines päpstlichen Protonotars und infulierten Prälaten zu teil. Das Doktorenkollegium der theologischen Fakultät zu Wien ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede. Nachdem er als Mitglied des Domkapitels — er war zuletzt Canonicus Scholasticus — sich in der Diöcesanverwaltung überaus verdient gemacht hatte, resignierte er um Ostern 1886 auf das Kanonikat und zog sich ganz auf seine theologische Professur zurück. Seine Wissenschaft erwarb ihm die allgemeinste Hochschätzung. Die ihn kennen, danken Gott, daß die in früheren Jahren öfters geäußerte Besorgnis, er möchte bei seinem immensen Fleiß sich frühzeitig und vorzeitig aufreiben, nicht in Erfüllung gegangen ist.

———

Amara George,

(Mathilde Kaufmann, geb. Binder).

Mathilde Kaufmann ist am 5. Dezember 1835 geboren. Ihr Vater, Dr. Johann Friedrich Binder, erster rechtskundiger Bürgermeister der Stadt Nürnberg, hat sich in der Sache des bekannten Findlings Kaspar Hauser, den er aus einem Abgrund von Elend und Verkommenheit zog, Verdienst und Ruf erworben. Schwächlich, von zartem Körperbau und sehr kränklich, lag sie lange Zeit ganz danieder und hatte die Fähigkeit laut zu sprechen völlig verloren; dabei unter dem Drucke höchst trauriger Familienverhältnisse lebend, die auf ihre ohnehin so schwache Gesundheit auf das nachteiligste einwirkten, war ihre Jugend eine sehr trübe und unglückliche. So lernte Daumer sie kennen, und da er in ihr ein bedeutendes Talent entdeckte, so richtete er ihren Geist auf poetische Produktion hin und gab ihr hierzu die erforderliche technische Anleitung. Um diese Zeit wandte sich der als Dichter und Germanist bekannte Dr. Alexander Kaufmann in Wertheim, der mit der Herausgabe des großen Prachtwerkes: „Kunst und Litteratur“ beschäftigt war, an Daumer und bat ihn um Beiträge für dasselbe. Dieser übersandte ihm außer den seinigen auch einige Gedichte seiner Schülerin, die auch in jenem Werke zum Drucke kamen.

Er hatte sie mit den folgenden schönen Strophen eingeleitet:

Sei ruhig! Alles Edle
Und alles Große geht
Unholde dunkle Pfade,
Bis es im Lichte steht.

Sei ruhig! Ein Prophete,
Ein Seher bin ich dir;
Ich seh' auf deinem Haupte
Der schönsten Krone Zier.

Ich sehe, wie dein leuchtend
  Gestirn die Nacht besiegt,
Und eine Welt verehrend
Zu deinen Füßen liegt.

An Kaufmann aber schrieb er: „Amara George ist ein in unserer Litteratur aufgehender Stern, ein Genius der interessantesten Art, dem Sie, wenn Sie näher mit ihm bekannt sein werden, Ihren Anteil nicht versagen können. Es soll von dieser noch nicht zwanzigjährigen, aber geistig vollkommen reifen Dichterin, die mit äußerst schwierigen Lebensverhältnissen zu kämpfen hat, und deren Gesundheit dadurch auf das Verhängnisvollste zerrüttet ist, zunächst eine kleine Sammlung Gedichte: „Blüten der Nacht“ und ein Roman „Amor“ erscheinen.“ Und wenige Tage später:

„Denken Sie sich unter Amara George etwas durchaus Originelles, Naturgemäßes, ohne alle Spur von blaustrümpfiger, anspruchsvoller, eitler Unnatur, etwas durch inneres Wesen und äußere Umstände auf produktive Bethätigung entschieden Angewiesenes. Die traurigsten Schicksale haben sie ohne ihre Schuld getroffen. So viel Genialität mit so viel Unglück verbunden nahm billig meine Aufmerksamkeit und freundschaftliche Sorge in Anspruch; ich bewog sie, ihr produktives Talent zu entwickeln, und so entstanden seit etwa einem Jahre ein paar Manuskripte von entschiedenem Interesse . . . Sie werden die große poetische Begabung, die sich hier verrät, nicht verkennen, zugleich auch nicht ohne Mitgefühl den zum Teil so tiefrührenden, zum Teil so erschütternden, in Wahrheit furchtbaren Tönen des Schmerzes und der Klage lauschen. Möchten Sie sich mit mir verbinden, um diesen eigentümlichen weiblichen Genius dem Leben und der Litteratur zu erhalten!“

Dadurch entstand zwischen Kaufmann und der jungen Dichterin ein schriftlicher Verkehr, der zu gegenseitiger Neigung führte und ersteren auf den Gedanken brachte, die sämtlichen Gedichte des jungen Mädchens, soviel sie deren bis dahin verfaßt hatte, zu veröffentlichen. Er that dies auch, und sie erschienen unter dem Titel: „Blüten der Nacht. Von Amara George“ 1856 bei Brockhaus in Leipzig, von einer Charakteristik derselben wie der Dichterin von seiten Kaufmanns begleitet. Den Namen

Amara hatte ihr Daumer einmal im Scherz vorgeschlagen, sie hielt ihn fest, auf das bittere Schicksal ihrer Jugend hindeutend, George nannte sie sich nach einem Freunde, dem sie einen Beweis ihrer Achtung geben wollte. Die Sammlung ward im allgemeinen beifällig aufgenommen und günstig beurteilt.

Inzwischen hatte sich Amara mit Kaufmann verlobt, hielt sich dann einige Zeit in Frankfurt bei der geistvollen Frau Dr. Hoffmann, geb. Donner, sowie bei der selbst künstlerisch thätigen Frau des berühmten Genremaler Schrödter in Düsseldorf, an welche beide sie Daumer empfohlen hatte, auf, und ging dann nach dem Bade Soden, wo sie nach sechswöchentlicher Kur plötzlich ihre ganz verlorene Stimme wieder erhielt, und ihre Gesundheit auch im übrigen so gestärkt ward, daß ihre Verheiratung mit Kaufmann im Mai des folgenden Jahres statthaben konnte.

Da Kaufmann Katholik war, so hatte die junge Frau, obschon bis dahin unter ihnen niemals darüber gesprochen worden, gleichwohl freiwillig ihren Wunsch zu erkennen gegeben, daß die zu erwartenden Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden möchten. Die zahlreichen Beispiele christlicher Charitas, die ihr auf Reisen wie in der Nähe zu Gesichte kamen, die Liebe und Achtung, mit der sie in eine eben so treffliche als angesehene katholische Familie aufgenommen ward, erregten den natürlichen Wunsch, die Religion derselben kennen zu lernen. Zu dem Endzweck las sie Schriften von Nicolas, Deharbe, Dechamps u. a. und fühlte sich in dieser Anschauungsweise bald höchst vertraut und beglückt, um so mehr, da die oben berührten widrigen Familienverhältnisse auch nach ihrer Verehelichung fortwirkten und ihr den Trost der Religion zum Bedürfnis machten. Ohne daß sie mit irgend jemand gesprochen, war ihre Überzeugung, aber auch ihr Entschluß derselben zu folgen, gereift. Äußere ästhetische Gründe, wie ein glanzvoller Ritus, Kirchenmusik und ähnliches wirkten hierbei in keiner Weise mit, da in dem kleinen Städtchen Wertheim von dergleichen kaum die Rede sein kann.

Im Herbste 1858 befand sich der Bischof von Würzburg, dem Amara einst durch ihren Gatten war vorgestellt worden, zu Brombach bei der herzoglichen Braganzaschen Familie; da erklärte sie ihren entschiedenen Wunsch, dahin zu fahren, um sich

mit dem Bischof, den sie als Menschen hoch zu verehren gelernt hatte, wegen ihres Übertrittes zu benehmen. Sie fuhr nach Brombach und teilte dem Bischof ihren Entschluß mit. Derselbe machte alles geltend, was sich gegen einen derartigen Schritt einwenden läßt, als er sich jedoch von dem ernsten Willen der Petentin überzeugte, bot er sich selbst in freundlichster Weise an, ihr den Schlußunterricht zu erteilen. Sie nahm dies gütige Anerbieten mit freudigem Danke an und ging mit ihrem Gatten zu diesem Behufe Anfang November nach Würzburg, wo sie am 26. d. M. in der bischöflichen Hauskapelle das katholische Glaubensbekenntnis ablegte.

Am 15. August desselben Jahres hatte ihr Lehrer und Freund Daumer denselben Schritt gethan, daher die allgemeine Annahme, daß von seiner Seite eine Anregung und Beeinflussung stattgefunden. Das ist nun nicht der Fall, da Frau Kaufmann schon katholische Sympathien hatte, als Daumer noch Antichrist war, mit ihm auch hierüber nicht korrespondierte, weil sie ihn aufs tiefste zu verletzen fürchten mußte. Kaufmann und seine Frau waren daher ungemein überrascht, als Daumer ihnen plötzlich brieflich seinen Willen kundgab, in den Schoß der Kirche zurückzutreten. Den Gang seiner Entwicklung aber lernte sie, wie alle Welt, erst aus seiner Konversionsschrift kennen. Gleichwohl ist es möglich, daß manches aus Daumers früheren Ansichten und Ideen später nachgewirkt hat, die, scheinbar höchst antichristlich, doch gleichfalls schon Keime späterer katholischer Überzeugungen waren. Sprach sich Daumer ja schon lange vor seiner Konversion über einzelne Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche im höchsten Grade anerkennend aus. Auch der einer Mutter so natürliche Wunsch, die religiöse Bildung ihrer Kinder selbst zu leiten, möchte nicht ohne Einfluß auf ihren Entschluß geblieben sein, sich mit den Lehren der Religion, in welcher dieselben erzogen werden sollten, vertraut zu machen. Die Entwicklung und Führung dieser Seele war somit eine sehr einfache. In jedes Weibes Brust liegt der göttliche Funken des Glaubens im Tiefinnersten verborgen, oft allerdings durch die erstickende Asche der modernen Kultur und Aufklärerei dem Erlöschen nahe, aber ein schwacher Windhauch genügt, um ihn von der tötenden Decke zu befreien und zur hellen Flamme an-

zufachen. Traurige Erlebnisse hatten die reine Seele Amaras zur Religion überhaupt, und unter den obwaltenden Verhältnissen zur katholischen geführt; in dieser Führung aber wird der Katholik den göttlichen Hauch, die Manifestierung der göttlichen Gnade nicht verkennen.

Seit dieser Zeit lebt Amara in stiller Zurückgezogenheit zu Wertheim, nur mit ihrer und ihrer trefflich angelegten Kinder sittlichen, geistigen und religiösen Fortbildung beschäftigt, eine musterhafte Gattin, ein erbauliches Vorbild ihrer Kirchengemeinde. Ihr Beispiel hat denn auch so gewirkt, daß eine ihrer Schwestern, Aline Binder, die zwei Jahre bei ihr verlebte, ein durch Unschuld und Sittenreinheit wie durch körperliche Schönheit gleich ausgezeichnetes Mädchen, gleichfalls zur katholischen Kirche übertrat, ohne daß bei ihr, wie früher bei ihrer Schwester, irgendwie Überredung stattgefunden hätte. Sie ward die Gattin des Professors an der Kunstakademie zu Weimar, Alexander Michelis, der am 23. Januar 1868 der Kunst viel zu früh durch den Tod entrissen worden ist.

Außer den „Blüten der Nacht" hat die Dichterin vor ihrer Konversion noch folgendes geschrieben:

„Mythen und Sagen der Indianer" 1856; „Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. In Gemeinschaft mit G. F. Daumer und A. Kaufmann" (Leipzig, bei Brockhaus 1858); „Vor Tagesanbruch. Novellen und Gedichte" (Frankfurt, bei Meidinger 1859). Nach ihrer Konversion hat sie, in ihrer Häuslichkeit vollauf beschäftigt und in Anspruch genommen, weniger gedichtet, obschon ihre Muse nicht völlig geschwiegen, dagegen hat sie mehrere treffliche Werke der neuen englischen Litteratur durch derselben würdige Übersetzungen bei uns eingeführt. Es sind dies: „Der verborgene Edelstein. Drama von Kardinal Wiseman" (Köln, bei Bachem, 2. Auflage 1860). — „Klara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes" (Köln 1860). — J. B. Dalgairns, „Die heilige Kommunion" (Mainz 1861), desselben „Andacht zum heiligen Herzen Jesu" (Mainz 1862) und „Der heilige Stephan Harding" (Mainz 1865); dann kamen nach langer Pause „Auf deutschem Boden." Novellen; „Dissonanzen und Accorde" 1879; „Dupanloup, Pflichten der christlichen Frau", übersetzt 1882; „Mutterliebe", Anthologie 1887.

Ferner die Biographien: „Die Jungfrau von Orleans“; „Das Kloster Solesmes und Dom Prosper Guéranger“; „Sophie Swetschin“; „Garzia Moreno“ u. a. m. Man vergleiche über ihre litterarische Thätigkeit Historisch-politische Blätter Band 85. S. 331 ff.

Am 1. Mai 1893 starb ihr Gatte, Archivrat Dr. Alexander Kaufmann im Alter von zweiundsiebzig Jahren. Seitdem lebt Amara George als Witwe zu Wertheim.

Von den Gedichten Amaras lassen wir hier einige bis dahin (1872) ungedruckte folgen:

1.

Laß, o Seele, deine Klagen,
Wolle nicht an Gott verzagen!
Alle deine Schmerzen tragen
Dir zuletzt nur Segen ein.
Kriegeslärm wird Frieden bringen,
Durchs Gewölk die Sonne dringen,
Sich aus seinem Dorne ringen
Süßer Rose Wunderschein.

Nimm als eine Gnadenspende,
Was sie dir zu schönem Ende
Die erhab'nen Vaterhände
Reichen als dein irdisch Teil!
Gottgebor'nem Liebessinne,
Was ihn auch für Leid umspinne,
Alles wird ihm zum Gewinne,
Alles ihm zu Glück und Heil.

Ob der Sturm die Berge raffte,
Ob der Grund der Erde klaffte,
Rette dich zum Kreuzesschafte,
Da bestehst du alle Wut,
Da herum die Arme winde
Festiglich und Ruhe finde,
Denn da ist es ewig linde,
Ewig klar und ewig gut.

2.

„Wer klopfet, dem wird aufgethan!“
Wie tröstlich auf so rauher Bahn
Hat mich das süße Wort getroffen.
Wohlan, ich klopfe mutig an,
Ich setze drauf mein ganzes Hoffen;
Und was ich fühl', es ist kein Wahn.
Thu' auf, o Herr, und laß mich ein.
Zu deiner gold'nen Gnadenpforte!
Wohl ruft die Schuld ein hartes Nein,
Doch ich vertraue deinem Worte.

Ich poche laut — o höre mich!
Jedweder andere Hort entwich,
Es drängt mich hin zu deinen Füßen.
Hier laß die Stillgeborg'ne dich
Als ihren Herrn und Heiland grüßen,
Hier laß sie rasten ewiglich!
Du, dessen Herz die Sünder liebt,
Die reuig fleh'n um dein Erbarmen,
Der aller Welt den Frieden giebt,
Umfaß' auch mich mit Liebesarmen!

3.

Lind vom Himmel niedertauen
 Läßt du deine Segenspende
Auf die Not versengter Auen
 Und die Not, sie hat ein Ende.
Auf zu dir so voll Vertrauen
 Heb', o Herr, ich meine Hände,
Daß dein Aug' mit gnäd'gem Schauen
 Rettend auch zu mir sich wende.

Tief gebeugt ist meine Seele,
 Und es bluten schwere Wunden.
Selbst das Lied der Philomele,
 Der so harmlos süße Kunden
Steigen aus melod'scher Kehle,
 Scheuchet meine Trauerstunden.
Neige du dich und befehle,
 Und mein Herz, es wird gesunden.

Dann in heißer Reue Thränen
 Spiegeln sich der Gnade Sonnen;
Aus der Nachtzeit Trauerscenen
 Ist ein neuer Tag gewonnen.
Süß beschworen ist mein Sehnen,
 Meine Qualen sind verronnen,
Und ich zähle mich zu jenen,
 Die beglückt mit ew'gen Wonnen.

Mögen denn die Stürme tosen!
 Nicht vermögend ist ihr Wüten,
Zu entfärben meine Rosen,
 Zu verderben meine Blüten.
Kannst du doch mit schwankenlosen
 Segnungen mein Sein behüten,
Und zu linder Lüfte Kosen
 Wilder Stürme Wut begüten.

Daß übrigens auch sie dem, wie es scheint, allgemeinen Konvertitenschicksal nicht entgangen ist und von Verkennung, Verleumdung und Befeindung aller Art zu leiden hatte, ergiebt sich aus einem Gedichte ihres Gatten, das wir hier zum Schlusse nachfolgen lassen:

Sei ruhig, wenn auch abgeschmackte Lüge
Sich müht, daß sie die Thorenwelt betrüge;
 Sei ruhig, wenn Verleumdung, Haß und Neid
 Besudeln deines Bildes Lieblichkeit.

Sei ruhig, wenn mit heuchlerischem Weben
Auch falsche Freunde tückisch dir vergeben —
 Noch giebt's ein hohes Rittertum vom Geist,
 Das solch' Geweb' mit lichtem Stahl zerreißt.

Als ich fürs Leben den Beruf erkoren
Hab' solchem Rittertum ich zugeschworen,
 Zu schirmen, was bedrängt wird und verkannt,
 Nicht mit dem Schwerte, doch mit fester Hand.

Weil solchem Rittertum ich mich vereidigt,
Hab' ich das Recht stets gegen Macht verteidigt;
 Drum schrieb ich jenen Mönch von Heisterbach
 Und löst ihn aus jahrhundertlanger Schmach.

Drum hab' ich dich, als ängstlich und beklommen
Umher du irrtest, an mein Herz genommen,
Ein armes Kind, das Hilfe flehend naht —
Und Gott sei Dank, ich freue mich der That!

Vom Untergang hab' ich den Hort gerettet,
Der nun an Licht und Leben mich gekettet;
Sieht man auch hier den Wert des Horts nicht ein,
Ich nenn' ihn mit gerechtem Stolze mein!

Das Gute lohnt sich — traue meinem Worte!
Und lebst du jetzt noch an unholdem Orte,
Was du mir bist, weiß auch die Welt es nicht,
Ich weiß es, Dank erfüllter Ritterpflicht!

Veracht' mit mir den Neid, den Haß, die Lüge —
In uns'rer Liebe finden wir Genüge;
Sei stark und stütze dich an meine Kraft —
Es schirmet dich des Geistes Ritterschaft!

Wilhelm Geisler,

ehemaliger Prediger und Schulrektor zu Schmiegel.

„Geboren und erzogen von streng lutherischen Eltern, herangebildet von ernsten und tüchtigen Lehrern, aber auch von ihnen mit Vorurteilen gegen die katholische Kirche genährt, fiel des Verfassers Studienleben in eine Zeit (1830—1833), wo die protestantische und damals auch noch wissenschaftliche Theologie ihren Kulminationspunkt bereits erreicht hatte. Auch er forschte mit rastlosem Eifer und wähnte sich nach wenig Jahren schon im Besitze alles dessen, was nur irgend eine segensreiche Lebensthätigkeit bedingen und versprechen könne. Aber welche Enttäuschung wartete seiner, als er vom Jahre 1837 an in das amtliche Leben eintrat und er in praxi zur Geltung bringen wollte, was er bis dahin in der Theorie als heilsam für das geistige Leben der Gemeinden anerkannt und gefunden hatte! Die große Kluft zwar, die zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Theorie und Praxis befindlich, war ihm nicht unbekannt geblieben; aber er wußte auch, daß diese ohne jene zum abgeschmacktesten Empirismus hinabsinken müßte. Seine Kämpfe begannen und zogen sich fort durch ein einundzwanzigjähriges Amtsleben in Kirche und Schule. Ihr endliches Resultat war Heimkehr zur rechten Mutter, Eintritt in die allein wahre, in die heilige, katholische Kirche . . .“

Dieses Stück autobiographischer Skizze finden wir in der Vorrede von des obigen, früheren Pastors zu Schmiegel im Großherzogtum Posen Konversionsschrift: „Wo ist die Wahrheit? Wo wohnet der Friede? (Mainz 1858), die im übrigen

ein gutgeschriebenes Exposé ist über die im Titel angedeuteten Fragen, leider ohne weitere biographische Details. In Ermangelung derselben teilen wir das Schreiben mit, in welchem der Verfasser sich am 14. September 1857 bei dem damaligen Erzbischof von Posen und Gnesen, dem hochwürdigen Herrn von Przyluski, zum Eintritt in die Kirche meldete und um Aufnahme in dieselbe bat, und das wenigstens einige Andeutungen über seine Konversion enthält. Es lautet: „Ew. Erzbischöflichen Gnaden wagt's in Unterthänigkeit ein Verirrter sich zu nahen, der seit fast länger als zwanzigjährigen Kämpfen den wahren Frieden ernstlich gesucht, aber vergeblich in seiner Kirche zu finden gerungen hat, bis endlich Gottes Gnade und seiner Heiligen Fürbitte in ihm das Licht entzünden konnte, das auch ihm fortan so lange leuchten soll, als der Herr ihm noch vergönnen wird, hienieden zu wallen. Es ist Tag in ihm geworden nach des Zweifels langer, dunkler Nacht; er kehrt in Reue und Demut, aber auch voll frommen Dankes gegen den Allerbarmer, zu dem Felsen zurück, aus dem gestern und heute und in alle Ewigkeit die Ströme des lebendigen Wassers rein und lauter, heil- und segenbringend fließen, zu dem Felsen, auf den der Herr Jesus Christus selbst seine Kirche gegründet hat, und die auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, zu der einen heiligen, alleinseligmachenden apostolisch-römisch-katholischen Kirche. Möge seine demutsvolle Bitte um Aufnahme für sich und die Seinen (und er hofft, seinem Beispiele werden noch viele Irrende aus seiner Gemeinde folgen) Gnade finden vor Ew. Erzbischöflichen Gnaden, die Gott selbst und der heilige, römisch-apostolische Stuhl zu einer Säule seiner Kirche in hiesiger Provinz gesetzt, und der auch er fortan alle Kräfte Leibes und der Seele zum heiligen Dienste zu weihen der gebenedeiten, hochbegnadigten Gottesgebärerin, der allerseligsten Jungfrau Maria, gelobt hat. Nicht fromme Schwärmerei, nicht irdisches Dichten und Trachten, nicht unerhörtes Unglück etwa, das über ihn hereingebrochen, ob zwar auch er es öfters empfunden, daß nur durch mancherlei Trübsale der Mensch das Reich Gottes erringen kann, sind die Motive seiner so unterthänigen als inständigen Bitten, sondern einzig und allein die reiflichste, nüchternste Überlegung und das durch sie gewonnene

Resultat von der Unzulänglichkeit des Protestantismus zum Seligwerden, die feste Überzeugung von seinem Wurzeln nur in menschlicher und nicht in göttlicher Ordnung und von dem gänzlichen Unvermögen seiner Kraft in Sachen des Glaubens, namentlich aber in der Stunde des Todes ..."

Bald nach diesem in freundlichster Weise beantworteten Schreiben erhielt Geisler unter dem 21. Oktober 1857 von dem königlichen Konsistorium die Nachricht, daß beschlossen sei, gegen ihn „wegen unwürdigen, mit den Pflichten des geistlichen Amtes unvereinbaren Verhaltens die förmliche Disciplinaruntersuchung einzuleiten." Schon längst war er ja „katholisierender Ideen" verdächtig, namentlich wegen des Gestattens von Privatbeichten, wozu er sich durch das Vertrauen eines großen Teils der Gemeinde verpflichtet hielt, deren gläubige Glieder freiwillig dazu sich einstellten, bevor sie zum Abendmahl gingen. Dann war es nicht unbemerkt geblieben, daß er in das erzbischöfliche Palais gegangen, und das war ein hinreichender Grund, ihn, wiewohl er krank daniederlag, amtlich hierüber zu inquirieren. Bei dieser Gelegenheit hatte nun Geisler, es war am 16. Oktober, erklärt, daß er allerdings bereits Schritte gethan, seinen Übertritt zur katholischen Kirche einzuleiten. Man setzte ihm mit Rücksicht auf seine Krankheit den Termin zu seiner Vernehmung auf den 17. November fest, falls er nicht bis dahin sein Amt „unter Entsagung des geistlichen Standes" freiwillig niederlege. Das that er am 1. November.

Nach erhaltener Genehmigung reiste Geisler, der inzwischen sein Amt niedergelegt hatte, nach Posen, wo er noch durch den Domherrn Professor Dr. Richter mehrwöchentlichen Unterricht erhielt und am vierten Adventsonntage, am 20. Dezember 1857, feierlichst in die Kirche aufgenommen ward. Mit ihm wurde seine ganze Familie katholisch.

Als dieser Schritt des ehemaligen protestantischen Pastors durch die Zeitungen bekannt ward, wandte sich eine Gräfin mit folgendem Schreiben an denselben:

„Verehrter Herr Pastor!

Erlauben sie einer Fremden und Unbekannten, Sie noch bei diesem Namen anzureden, da es nur in dieser Eigenschaft geschieht, daß ich Ihnen zu nahen wünsche, und verzeihen Sie,

daß ich es als fremd und unbekannt wage, Sie mit diesen Zeilen zu belästigen und Sie um einen Dienst zu bitten. Ich ersehe aus der Kreuzzeitung, daß Sie als protestantischer Geistlicher zum katholischen Glauben übergetreten sind, und darf daher hoffen, von Ihnen besser als von jedem anderen verstanden zu werden. Möchten Sie mir daher mit christlichem Wohlwollen erlauben, Sie um die Beantwortung von zwei Fragen zu bitten. Ich rechne dabei auf die Liebe Gottes, die das Herz nach solch einem Übertritt besonders warm erfüllt. Auch ich erkenne die vielen Vorzüge des katholischen Glaubens, aber eines nur ist mir unbegreiflich; nämlich, wie es möglich ist, daß die Kirche der Übertragung des Verdienstes des einen Menschen auf den anderen die nämliche Wirkung zuschreibt, als dem Verdienste Christi, während es dem christlichen Gemüte scheint, daß die Möglichkeit solcher Übertragung das Prärogativ des göttlichen Verdienstes des Sohnes Gottes allein sein sollte, welches ohne Frevel keinem menschlichen Verdienste angerechnet werden könne. Kommt mir das Verdienst eines Heiligen zu gute, oder kann ich Gott ein Werk der Barmherzigkeit als Opfer zur Erlösung eines im Fegfeuer harrenden Bruders darbringen, oder werden der Welt ihre Sünden der Selbstverleugnungen der frommen Klosterbewohner wegen vergeben, so verschwindet das Prärogativ des menschgewordenen Gottes; Sein göttliches und unser menschliches Verdienst haben die nämliche Wirkung und man fragt sich, was der Sohn Gottes denn eigentlich voraus hat? Das andere, das mir dunkel scheint, ist der Kultus der heiligen Jungfrau in seiner ganzen Ausdehnung. Ich verstehe nicht, wie man ihn mit dem Christentum vereinigen kann. Daß die Mutter Gottes so hoch von Gott geehrt, auch von unserer Seite eine besondere Verehrung beanspruchen kann, ist einleuchtend, aber die Katholiken scheinen sie geradezu ihrem göttlichen Sohne gleichzustellen, mit dem einzigen Unterschiede des Geschlechts. Oder worin besteht sonst der Unterschied? Zwar ist Christus Schöpfer, Maria Geschöpf, aber deshalb sind doch alle ihre Attribute die gleichen. Ist sie nicht die Mittlerin zwischen Gott und den Menschen, die Versöhnerin einer argen Welt mit Gott, unsere allmächtige Fürsprecherin bei Gott, die Königin Himmels und der Erde, die Zuflucht der Sünder? Was bleibt

da für den Gottmenschen noch übrig, das uns die Mutter nicht schon gäbe? Und wenn sie uns alles das geben kann, was der Sohn giebt, wozu war es da nötig, daß Gott Mensch wurde? Kann sie die zweite Eva sein, so hätte füglich ein bloß menschlicher Sohn auch können ein zweiter Adam sein. Sie fleht bei dem Sohn mit mütterlicher Autorität für uns, folglich ist sie eine bessere Fürsprecherin, als der Sohn, den sie erst überreden muß. Sind das alles nicht eben Gotteslästerungen gegen den Sohn? Auch werden ihr zu Ehren Altäre gebaut, ihr zu Ehren Messen gelesen, sind das nicht alles Ehrenbezeigungen, die nur einem göttlichen Wesen zukommen? — Darf ich Sie, hochverehrter Herr Pastor, bitten, mir zu erklären, wie sich das mit dem Gewissen und dem Evangelium vereinigen läßt? Halten Sie es der Mühe wert, mir mit zwei Worten auf diese Fragen Aufschluß zu geben, und wollen Sie entschuldigen für die Mühe, die ich Ihnen dadurch verursache, so wolle der Herr Sie reichlich dafür segnen, und ich bitte Sie, verehrter Herr Pastor, meiner wärmsten Dankbarkeit versichert zu sein . . ."

Geisler verfehlte nicht, der hochgeborenen Fragestellerin den gewünschten Aufschluß zu geben, mit welchem Erfolge wissen wir nicht. Die berührten Punkte erörterte er ausführlich in seiner Konversionsschrift, auf die er ausdrücklich die Gräfin verwies, und in welcher er zeigt, wie die Wahrheit und wie der Frieden eben nur in der heiligen katholischen Kirche zu finden ist, welche zu suchen und in welche einzutreten er seine früheren Glaubensgenossen, seine Brüder innig mahnt: „Ihr redlichen, nach dem rechten Glauben verlangenden Seelen, kehret zur verlassenen Mutter zurück; in ihrem Schoße nur könnet ihr selig werden." Geisler schließt seine Schrift mit den folgenden zwei Gedichten:

1.

Reuevoll kehr ich und in Demut
Heim in meiner Mutter Schoß,
Klag' ihr meine Schmerzen alle,
Leg' ihr meine Wunden bloß.

Liebend breitet sie die Arme
Nach dem irren Sohne aus,
Drückt ihn zärtlich an den Busen,
Führt ihn ein ins Vaterhaus, —

Zeigt ihm da den Schatz der Schätze,
Gottes Gnad' in Christi Blut,
Und der Heil'gen Opfergaben,
Die ihm kommen nun zu gut.

Nimm, Sohn, hin vom reichen Segen,
Reinige nun ganz dein Herz,
Daß des Glaubens gold'ne Thore
Schließen hinter dir den Schmerz,

Jenen Schmerz, den Kinder fühlen,
Die verleugnet Mutterlieb',
Sich gewandt zur falschen Lehre,
Von der Reue nur dann blieb.

Deine Sünden sind vergeben,
Ausgesöhnt bin ich mit dir!
Halte fest nun, mein Gesund'ner,
Ewig bleibst du jetzt bei mir.

2.

Mein Heil ist mir erschienen,
Mein Jesus nimmt mich an;
Ihm will ich fortan dienen,
Der Großes mir gethan.

Er hat mich gerettet,
Da ich in falschem Streit,
Vom Wahne fest gekettet,
Verloren meine Zeit.

Er hat von schiefen Bahnen
Gezeigt den rechten Weg
Mir, der von fern nur ahnen
Ich konnt' den sichern Steg.

Nun selig, da gefunden
Für mich die Kirche ist,
In der ich kann gesunden
Im Herren Jesu Christ.

Sein will ich nun verbleiben,
Ihm dienen bis zum Tod;
Von ihm soll nichts mich treiben,
Auch nicht die größte Not.

Er hat sich mir verbunden
Und hüllt in sein Gewand,
In seine heil'gen Wunden
Mich, der ihm wohl bekannt

Was könnt mich also scheiden
Von meinem Christ und Herrn?
Sollt' ich den Tod selbst leiden,
Ich leb' und sterb' ihm gern!

In demselben Jahre that den gleichen Schritt ein berühmter Baukünstler:

Friedrich Schmidt,

Architekt.

Friedrich Schmidt ist am 22. Oktober 1825 zu Frickenhofen in Württemberg als Sohn eines lutherischen Predigers geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Schorndorf, dann die polytechnische Schule in Stuttgart. In Schorndorf soll er die erste gotische Kirche gesehen haben; in seinem siebzehnten Lebensjahre machte er die gotische Liebfrauenkirche zu Eßlingen mit Vermessung und Aufnahme zum Gegenstand eines besonderen

Studiums. Die Zeit, welche die Schule ihm übrig ließ, brachte er in der Werkstatt des Maurer- und Steinmetzmeisters Heimisch arbeitend zu. Im Sommer 1843 kam er nach Köln und dank der Empfehlung seines Stuttgarter Lehrers J. Mauch nahm der Dombaumeister Zwirner ihn in die Dombauhütte auf. Im folgenden Jahre schon zum Palier, bald darauf zum Oberpalier befördert, bestand er 1848 die damals vorgeschriebene staatliche Prüfung als Steinmetzmeister. Fast gleichzeitig wurde er Mitglied der Prüfungskommission für das Baugewerk und Lehrer an der städtischen Zeichenschule in Köln. 1854 wurde er — neunundzwanzig Jahre alt — Domwerkmeister, als Vincenz Statz aus dieser Stelle schied. In demselben Jahre beteiligte er sich bei dem Wettbewerb um die Wiener Votivkirche und es wurde ihm der dritte Preis zu teil. Bei einem anderen Preisausschreiben war er noch glücklicher; es handelte sich um den Rathausbau in Berlin, für dessen Entwurf er den ersten Preis erhielt, wiewohl ihm die Ausführung nicht zu teil wurde.

Teils durch den preisgekrönten Plan zur Votivkirche in Wien, teils durch ein Denkmal für im Jahre 1793 gefallene österreichische Krieger zu Bensberg, das er ausführte, wurde Schmidt im österreichischen Kaiserstaat bekannt und verdientermaßen geschätzt. Er wurde als Professor der Baukunst an der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Mailand berufen und er nahm den Ruf an.

Vor seiner Abreise nach Mailand Ende März 1858 trat er zur katholischen Kirche über. Wie lange er sich schon mit diesem Plan getragen, wissen wir nicht. Seine Beschäftigung mit der Baukunst, zumal im gotischen Stile, muß ja den strebsamen Mann zum Studium der katholischen Glaubenslehre und des katholischen Kultus geführt haben. Unrichtig ist die Nachricht verschiedener Blätter, daß seine Konversion mit seiner Verheiratung mit der Schwester des Dombildhauers Mohr zusammengehangen und schon 1849 erfolgt sei. Leider war mit der österreichischen Herrschaft in der Lombardei auch seine Wirksamkeit in Mailand vorzeitig zu Ende. Am 3. Juli 1859 verließ er Mailand, wo er warme Freunde und begeisterte Schüler gefunden, die ihm das Scheiden schwer machten, und kam nach Wien, wo ihm eine Professur bei der Akademie für die Baukunst

des Mittelalters übertragen wurde. Seine Professur hinderte ihn nicht an praktischer Thätigkeit. Bald erhielt er den Auftrag zur Erbauung der herrlichen Lazaristenkirche in Graz. Er wurde mit der Instandsetzung des St. Stephansdomes in Wien betraut; er erbaute weiterhin in Wien die Kirche „unter den Weißgerbern“, in der „Brigittenau, in Fünfhaus und die Kirche der Lazaristen in der Neubaustraße“. Auch andere Bauten führte er auf, wie das Verwaltungsgebäude der österreichischen Bank, das Wiener Rathaus und das Sühnehaus, welches an Stelle des abgebrannten Ringtheaters aufgeführt wurde. Auch weiterhin ins Ausland erstreckte sich seine Thätigkeit. Erwähnt sei hier, daß in Basel nach seinen Plänen das Central-Postgebäude aufgeführt wurde, ein Schloß in Südrußland in deutschem Backbaustil u. a. m.

Daß Schmidt einer der hervorragendsten Vertreter des deutschen Spitzbogenstils war, ist zu bekannt, um es hier zu begründen. Daß er nicht nur sklavischer Nachahmer gegebenen Vorbildes war, sondern selbständig schuf, hie und da sich auch den örtlichen und persönlichen Einflüssen anschmiegen und nachgeben mußte, hat manche verleitet zu der Annahme, er sei auch principiell seinem anfänglichen Streben untreu geworden. Wie wenig dies begründet ist, zeigt sein Wort über den Wiener Rathausbau in einem Briefe vom 1. Juli 1869: „Das muß ich mir gestehen, ein in rein-deutsch-gotischem Stile durchgeführter Entwurf ist hier absolut unmöglich durchzusetzen. Wie ich Ihnen schon früher mitteilte, habe ich mich daher der lombardisch-florentinischen Richtung, mit ruhiger Façadenbildung, angeschlossen und nur in den Türmen und namentlich in der Ausstattung der inneren Räume, welche von der modernen Umgebung ganz abgetrennt sind, möglichst der Kunst des 13. Jahrhunderts mich zugewendet.“

Was er von Anfang gewesen, das ist er auch geblieben, ungeachtet der zahlreichen und gefährlichen Gegner, welche sich rühmten, der „klassischen“ Richtung anzugehören, und sich durch ihn in ihrer behaupteten Stellung ernstlich bedroht sahen. Gegen diese war er kampfbereit und fürchtete sich nicht. Er hatte sich „als echter Steinmetz einen Schädel von Granit angeschafft“. Seine Bauten erzwangen sich Anerkennung; tüchtige begeisterte

Schüler schlossen sich ihm an. Gegen Ende des Jahres 1885 erhob ihn der Kaiser von Österreich in den Freiherrenstand. Er nahm dieses Zeichen kaiserlicher Huld dankbar entgegen, ohne sich deshalb aufzublähen. Als August Reichensperger ihn beglückwünschte, gab er (31. Januar 1886) zur Antwort: „Es ist doch ein merkwürdig Ding um so ein Menschenleben. Was fängt unser Herrgott nicht alles mit uns an! Welche wunderbare Wege führt er uns! Herzlichsten Dank für Ihre freundliche Teilnahme. Glauben Sie meiner Versicherung, daß der Freiherr wohl dem Dombaumeister helfen, aber nichts an ihm ändern kann!“

Die letzte irdische Ehrung, die ihm zu teil wurde, war seine Berufung in das Herrenhaus. „Alle Ehren und Auszeichnungen,“ schrieb er am 21. Januar 1891 an August Reichensperger, „welche mir bis jetzt, über Verdienst, zu teil geworden sind, haben mich nicht angegriffen; in wenig Wochen waren sie moralisch verdaut. Mit dieser neuesten Berufung ist es insofern etwas anderes, als ich thatsächlich in eine ganz neue Thätigkeitssphäre eintreten muß. Nach meinem Naturell werde ich nicht imstande sein, als ruhiges „Stimmvieh“ dort auszuhalten; was aber geschieht, wenn ich losgehe, ist unberechenbar. — Indessen wird sich doch alles geben und hoffe ich, mit Gottes Hilfe auch da mich durchzufechten.“

Gott hat es anders gewollt, als sich Schmidt es gedacht. Schon im April des vorhergehenden Jahres, als er nach Köln kam, um über den Bau der von ihm bereits im Plane entworfenen Herz Jesu-Kirche Verabredungen zu treffen, war sein treuer Freund August Reichensperger von seinem Aussehen schmerzlich betroffen. Nach Wien zurückgekehrt, erholte er sich nach einer Woche Ruhe wohl so weit, daß er wieder arbeiten und auf Genesung hoffen durfte. Allein es war nicht von langer Dauer. Ein schweres Magenleiden setzte seinem Leben ein Ziel. Am 23. Januar 1891 starb er, nachdem er am Abend vorher durch den Propst der Votivkirche Dr. Marschall die Sterbesakramente empfangen hatte und noch durch einen letzten Besuch des Erzbischofs Dr. Gruscha erfreut worden war.

Er hatte bestimmt, daß die sein Grab deckende Steinplatte die Inschrift erhalte:

„Hier ruht in Gott Friedrich Schmidt, ein deutscher Steinmetz.“

Schmidt hinterließ einen Sohn, Heinrich, der ebenfalls Architekt, in seines Vaters Fußstapfen getreten ist und sich in München niederließ. Es war eine große Genugthuung und Freude für den Vater, als demselben 1879 die Restauration der gotischen St. Katharinenkirche in Oppenheim übertragen wurde. „Für mich alten Steinmetzmeister,“ schrieb der beglückte Vater an Reichensperger am 28. März 1879, „liegt die Befriedigung über dieses glückliche Ergebnis hauptsächlich darin, daß ich hoffen darf, daß meinem Sohne jetzt Halt genug geboten ist, um meiner Richtung getreu bleiben zu können, und daß er fortsetzt, was ich begonnen habe.“ Eine Tochter vermählte sich mit dem aus Schweden gebürtigen Bildhauer Otto Jarl zu Dornbach bei Wien.

Nichts ist natürlicher, als daß nach dem Tode eines so bedeutenden Mannes, wie Schmidt es gewesen, die Presse sich bemühte, in Nachrufen, biographischen Aufzeichnungen, Würdigung seiner Arbeiten, sein Andenken festzuhalten. Aus der großen Zahl der über Schmidt erschienenen Aufsätze heben wir nur hervor den in Nr. 3 des 22. Jahrganges (1891) des zu Graz erscheinenden „Kirchenschmuck“ von Graus und die Mitteilungen in Nr. 4 des 4. Jahrgangs der „Zeitschrift für christliche Kunst“: „Zur Charakterisierung des Baumeisters Friedrich Freiherrn v. Schmidt“, von August Reichensperger, welche unter dem gleichen Titel erweitert und vermehrt, auch separat zu Düsseldorf erschienen.

Schließlich fügen wir noch bei, was seinerzeit aus der Feder eines Wiener Korrespondenten in verschiedenen katholischen Blättern zu lesen war:

„Schmidt war unstreitig einer der bedeutendsten Männer Wiens als Mensch, Charakter, Künstler, Architekt und Redner. Das Haus, in welchem er starb, das „Sühnehaus“, wird von vielen seiner Berufsgenossen als die herrlichste seiner Schöpfungen bezeichnet; es wird von ihnen höher gestellt als selbst das Wiener Stadthaus. Von weither kommen die Architekten, um das Sühnehaus zu sehen und zu studieren. Er hat an den Bau des Hauses, welches auf Geheiß des Kaisers Franz Joseph auf der Stelle des niedergebrannten Ringtheaters errichtet wurde,

seine ganze Begeisterung, eine wahrhaft innige Hingebung verwendet. Schmidt war auch der erste, welcher das Haus bezog, gegen welches in der Wiener Bevölkerung, der grauenhaften Erinnerung wegen, ein starkes Vorurteil herrschte. Vielleicht ein Jahr lang wohnte er mit seiner Familie im Sühnehaus, bis andere Familien und Geschäfte sich entschlossen, in das große Stiftungshaus Einzug zu halten. In der letzten Zeit dürften die zahlreichen Räume völlig bewohnt gewesen sein; doch wird heute versichert, daß der Dombaumeister der erste sei, welcher im Sühnehause gestorben ist. Die letzten Lebensjahre waren überreich an Ehren, an Arbeit und Ruhm. Er erlebte die Vollendung und festliche Einweihung seines Hauptbauwerkes, des Rathauses, welches von den ausländischen Bauleuten als das schönste Stadthaus der Welt erklärt worden war. Er empfing noch einmal Ehrungen von der Stadt Mailand, in welcher er als Lehrer und Baukünstler gewirkt, und unter neuen Verhältnissen mußte er seinen vielbetrauerten Mailänder Dom wiedersehen. Auch bei dem Entscheidungsspruch über die Restaurierung der Façade des Florentiner Domes war das Wort und Urteil des deutschen Meisters ausschlaggebend gewesen. Aus seiner eigentlichen Heimat, aus dem Schwabenlande, und von seinem geliebten Rheinstrom kam nur ehrende und erfreuende Kunde zu ihm, und er konnte sich der zahlreichen Aufträge kaum erwehren. Wo immer in deutschen Landen ein altehrwürdiges gotisches Bauwerk restauriert oder ein neues Bürgerhaus geschaffen werden sollte, da wurde an den Rat und an das Urteil des Dombaumeisters Schmidt appelliert. Aber auch das Ausland, besonders England und Amerika, wandten sich mit ihren Wünschen und ihren Bestrebungen an ihn. Fürwahr, mit dem Manne wurde zugleich die Stadt geehrt, die ihn als ihren ausgezeichnetsten Bürger anerkannte und zu ihrem Ehrenbürger gemacht hatte. Schmidt war eine universelle Natur. Er war Architekt durch und durch; aber er war es als Künstler, und seine Kunst war herausgewachsen aus genialer Anlage und einer umfassenden Kenntnis und Bildung. Wenn er im Leben Wandlungen durchgemacht hat, dann ist es nur, weil er sein Wissen und seine Erfahrungen bereicherte und vertiefte. In einem Vortrage hörten wir ihn vor Jahren der verbreiteten Meinung

entgegentreten, daß er nur Gotiker sei. Mit einer bewunderungswürdigen Klarheit und Faßlichkeit entwickelte er die Geschichte der Baukunst, wie wir es von einem Katheder-Professor nie vernommen, erklärte das „gotische Zwischenglied“ aus seinen Vorläufern heraus und zeigte jene Wandlungen auf, welche der Gotik bevorstehen, und welche er am neuen Rathaus zu Wien in das Leben zu rufen trachtete. Als Vortragender und als Redner suchte er seinesgleichen. Ein Zeichner entwarf einmal, halb im Scherz und halb im Ernst, ein prächtiges Bild: Schmidt als Kreuzfahrer, als Ritter im Schuppenpanzer mit hoch getragener Standarte und offenem Visier, umwallt vom Rauschebart, eindringend in die Bresche der überwundenen Stadt: so drang er als gewaltiger altdeutscher Rittersmann ein in die erstürmte Feste der modernen Kunst, der ehemalige Steinmetz am Dom zu Köln. Welch ein großes und schönes Leben hat der Mann ausgefüllt! Und er war im Grund seines Wesens ein bescheidener und frommer Mann; er stand unter seinesgleichen immer wie ein Herrscher, aber sie liebten ihn wie ihren Bruder, denn sie wußten, daß er die Befähigung eines jeden gelten ließ, ob mit dem Stift oder mit der Feder, wenn es nur echte Be ähigung war.“

Ein durch militärische Tüchtigkeit hervorragender Offizier schloß sich in diesem Jahre der katholischen Kirche an,

Herr Guido v. Streit.

Er stand bei der Garde-Artillerie, wurde aber nach seiner Konversion zum Train versetzt. 1863 wurde er aber wieder an einen seinen ausgezeichneten Fähigkeiten entsprechenden Platz gestellt. Um 1868 schon war er Oberst und Festungskommandant von Spandau. Hier erwarb er sich beim Militär wie bei der Bürgerschaft, bei Katholiken wie bei Protestanten hohe Achtung, so daß eine Straße der Stadt den Namen Streitstraße ihm zu

Ehren erhielt. Die katholische Gemeinde hatte in ihm ein Mitglied, das sie erbaute durch die gewissenhafte Erfüllung der religiösen Pflichten. Als Ehrenmitglied des St. Vincenz-Vereins, des Gesellen-Vereins nahm er auch an den Festen derselben teil und verkehrte freundschaftlich mit der Pfarrgeistlichkeit. Nach dem französischen Kriege wurde er Generalmajor und nahm als Generalleutnant später seinen Abschied. Zu seinem Wohnsitz wählte er Charlottenburg.

In den fünfziger Jahren konvertierten noch:

Theodor Bülow.

Geboren den 1. Dezember 1800 zu Hamburg, verriet er früh Lust und Neigung zu den Künsten, weshalb er denn auch 1820 auf die Akademie nach München kam, um daselbst seine Ausbildung zu erhalten. Er bildete sich zum Architekten aus, lebte dann abwechselnd in München, Regensburg, Nürnberg, später in Belgien und Paris, und ließ sich 1842 dauernd in seiner Vaterstadt nieder. Wahrscheinlich ist es, daß er während seines Aufenthaltes im katholischen Süden die ersten Anregungen empfing, über religiöse Wahrheiten und die Unterschiede der Konfessionen nachzudenken. In Hamburg kam er zur Entscheidung und trat daselbst förmlich und feierlich in den Schoß der katholischen Kirche ein, bei welcher Gelegenheit der Dichter und Konvertit Lebrecht Devres als Zeuge zugegen war. Bülow starb Ende 1860 oder Anfang 1861.

Dr. Adolf Heinrich Ebeling

ist am 24. Oktober 1827 zu Hamburg geboren. Seine Mutter, aus Brasilien stammend, war katholisch, sein Vater, ein Arzt, war Protestant. In der Religion desselben erzogen zeigte er schon früh große Neigung zur katholischen Kirche, wie er denn schon als Knabe von vierzehn Jahren den Wunsch äußerte, katholisch und Priester werden zu wollen, eine Neigung, die dadurch unterdrückt werden sollte, daß ihn sein Oheim einem dänischen Propst zur weiteren Erziehung übergab. Den ersten Unterricht hatte er in seiner Vaterstadt erhalten, später genoß er des Unterrichts von Zerrenner in Magdeburg und von Niemeyer in Halle, besuchte dann das Johanneum in Hamburg, und ging von dort nach Heidelberg, wo er die philosophische Doktorwürde erhielt. Eine Zeit lang hielt er sich darauf zu Bahia bei den strengkatholischen Verwandten seiner Mutter auf, kehrte dann nach Deutschland zurück und ward als Lehrer zu Schönberg in Mecklenburg angestellt. 1851 siedelte er nach Paris über, wo er mit dem Apostel der katholischen Deutschen, dem ehrwürdigen Pater Chable von der Gesellschaft Jesu, mit dem P. v. Ravignan, mit Louis Veuillot, dem Grafen Montalembert und anderen bekannt ward. Besonders aber fühlte er sich in Liebe zu dem Erstgenannten, dem er auch nach seinem Tode ein biographisches Denkmal gesetzt hat, hingezogen und trat in den innigsten Verkehr mit ihm, ein Verkehr, der auf seinen Entschluß wahrscheinlich maßgebend eingewirkt hat. In dem Hause der Jesuiten auf der Rue des Postes hielt er eine Retraite und legte darauf das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Von nun an widmete er sich mit ganzer Seele der Sache der Kirche. Er wurde Mitarbeiter der „Volkshalle“, wie des „Univers“, und kam infolgedessen mit den hervorragendsten Notabilitäten des katholischen Frankreichs: Bischof Dupanloup, P. Lacordaire, Vicomte de Melun, u. a. in Verbindung. Insbesondere bemühte er sich viel um die unter P. Chables und nachmals unter P. Modestes weiser Leitung herrlich gedeihende und aufblühende deutsche Mission auf der Rue Lafayette. Später

nahm er eine Stelle in der Bretagne an, wo er einige Jahre weilte, worauf er wieder nach Paris zurückkehrte.

Infolge des deutsch-französischen Krieges aus Paris ausgewiesen, befand er sich im September 1870 in Düsseldorf, wo er mit den katholischen Künstlern in freundlichem Umgange lebte, begab sich dann 1871 nach Köln und vom September 1871 an redigierte er ein Jahr lang in Metz die Zeitung für Deutsch-Lothringen, konnte aber in der Thätigkeit eines Redakteurs keine Befriedigung finden. Anfang des Jahres 1874 ging er über Marseille nach Ägypten, um in Kairo eine Professur in der Kriegsschule anzutreten. Wie so oft in seinem Leben fand er auch hier schmerzliche Enttäuschung und ein tiefes Verständnis für den Spruch: Bleibe im Land und nähre dich redlich. „Es klingt vornehm und groß," schrieb er von dort, „Professor an der Kriegsschule, aber der Professor ist ein ABC-Lehrer und die Kriegsschule eine Kaserne. Schwarzbraune, gelbe Burschen, die überhaupt kaum lesen und schreiben können, oder gar nicht, die weder französisch noch englisch verstehen, so daß ich immer einen Dragoman neben mir habe zum Dolmetschen. Sie begreifen unschwer, was dabei herauskommen kann; das Ganze sieht wirklich aus wie eine Komödie." Auch die örtlichen Verhältnisse, die ja einem Touristen in ganz anderem Lichte erscheinen, als einem Manne, der einen dauernden Wohnsitz hat, mißfielen ihm. Seinen Gehalt erhielt er nur unregelmäßig ausbezahlt und so war er glücklich, im August 1877 wieder in der deutschen Heimat zu sein.[1]) Freilich der Winter weckte wieder in ihm die Sehnsucht nach dem sonnigen Orient und den blühenden Rosen und Orangen Ägyptens. Von Köln ging er nach Bonn, dann nach Düsseldorf, und lebte bald da bald dort, bis er sich im April 1884 dauernd in Köln niederließ und nun an den ihm übertragenen Memoirenwerken arbeitete.

Sein Lebensgang und seine wechselnde litterarische Beschäftigung zeigt, daß er im Wesen eine friedliche Natur war, dem Kampfe abhold und darum auch nicht immer günstig beurteilt

---

[1]) Ein Porträt in dem 18. Heft des 22. Jahrgangs des „Deutschen Hausschatzes" und in der „Stadt Gottes" 20. Jahrg. S. 152 zeigt Ebeling als Professor der Kriegsschule in Kairo.

von denen, deren Ansichten er teilte, ohne die Art ihrer Verfechtung zu billigen. Charakteristisch ist, was er dem Dichter L. v. Hemsteede schrieb, der ihn zur Mitarbeiterschaft an der von ihm herausgegebenen „Katholischen Welt“ einlud. „Nur keine Polemik! Sie nützt nichts und erbittert ohne Not. Geht doch mein eigenes gesamtes schriftstellerisches Streben auf Versöhnung hinaus und auf Frieden, denn hoch über allen konfessionellen, socialen und politischen Zerwürfnissen unserer Zeit steht doch wie ein Stern über Wolken die Vaterlands-, Freiheits- und Nächstenliebe, der Haß gegen alles Schlechte und Gemeine und die Freude an allem Edlen und Guten.“ Von diesem Standpunkte aus glaubte er auch bisweilen seine glänzende Feder Blättern leihen zu dürfen, deren Tendenz die seinige nicht war noch sein konnte. Er meinte auch nicht, mit seinen Arbeiten deren Ziele selbst zu fördern und Hemsteede konnte daher auch mit Beziehung hierauf sagen: „Er war ein treuer Sohn der Kirche; die zahlreichen Bände seiner Prosawerke weisen dieses zur Genüge aus, mit keiner Zeile hat er seine Überzeugung verleugnet.“

In jüngeren Jahren war er auch dichterisch thätig. Legte er selbst seinem 1845 zu Heidelberg erschienenen „dicken Band Gedichte“ nur geringen Wert bei, so glaubte er doch um so mehr Anerkennung für seine 1878 in Aachen veröffentlichten Gaselen: „Die Krone des Orients“ erhoffen zu dürfen. Leider blieben sie so gut wie unbeachtet und darum suchte Hemsteede in den Dichterstimmen der Gegenwart 1898 S. 265 ff. sie der unverdienten Vergessenheit zu entreißen und ihnen das Interesse des gegenwärtigen Deutschlands zu gewinnen. Aus seinen zahlreichen prosaischen Schriften heben wir folgende hervor. Über seine Reise nach Bahia veröffentlichte er „Bruchstücke aus der Beschreibung einer Reise in Brasilien“ (1849). In Schöneberg veröffentlichte er die Novelle: „Jenny, die schwedische Sängerin“, und die auf Thatsachen beruhende Erzählung: „Eine Mutter im Irrenhause“, die in Hamburg großes Aufsehen und viele Gegenschriften hervorrief. Seinem Aufenthalt in Paris verdanken wir die ursprünglich als „Kleine Chronik aus Paris“ für die Kölnische Volkszeitung geschriebenen hochinteressanten „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ in 4 Bänden. Als er in der Bretagne weilte, schrieb er eine bretonische Dorfgeschichte

„Thurine". Die Frucht seiner Thätigkeit in Kairo waren die „Bilder aus Kairo" in 2 Bänden. Seine letzten Arbeiten in Köln waren die Übersetzung der Memoiren der Gräfin Remusat und der Generalin Durand über Napoleon I. und seinen Hof, der Memoiren des Fürsten Talleyrand und die Abfassung des dreibändigen Werkes: Napoleon III. und sein Hof.

Schon Anfang 1896 trug er sich mit Todesgedanken, die bald zu einem sehnsüchtigen Verlangen nach der Ewigkeit wurden. Es erfüllte sich am 21. Juli 1896. Da er unverheiratet war, hatte er sich für seine letzten Tage in ein Hospital bringen lassen, um da verpflegt zu werden, und da er trotz seines Fleißes es doch nicht zu einem Vermögen gebracht hatte, sorgten Freunde für sein Begräbnis.

„Ebeling," sagt Hemsteede a. a. O., „war ein Idealist, unparteiisch wie die meisten, und überempfindlich, ein herzensguter Mensch, ein überzeugungstreuer Katholik, ein anhänglicher Freund, ein Stilist ersten Ranges und eine Dichternatur, die unter günstigen Umständen ohne Zweifel Bedeutendes geleistet haben würde!"

Die „Dichterstimmen" beschenken ihre Leser auch mit einem Porträt Ebelings, welches zu bestätigen scheint, was Hemsteede von ihm sagt: „Trotz seiner mißlichen Lage verließ ihn der Humor nicht, der alle seine Schilderungen und Briefe durchweht und auch den persönlichen Umgang zu einem äußerst angenehmen gestaltete, wenigstens wenn man den Doktor näher kannte und über seine Eigenheiten hinwegsah." Schließen wir diese Skizze mit den Worten desselben Autors: „Möge er drüben in reichem Maße Ersatz gefunden haben für das, was die Erde ihm versagte."

Graf Paul v. Reischach.

Derselbe, geboren 12. Dezember 1832 auf Schloß Rieth im Württembergischen, studierte nach seiner Konversion Theologie zu Innsbruck und Rom, wurde daselbst am 17. April

1859 zum Priester geweiht, wirkte als Pfarrer zu Jagstberg, Diöcese Rottenburg. Im Januar 1866 wurde er von Papst Pius IX. zum Hausprälaten ernannt und lebt gegenwärtig (1899) zu Lauingen in Bayern im Ruhestande.

Friedrich Harrer.

Über diesen Konvertiten wurden uns folgende freundliche Mitteilungen gemacht:

Friedrich Harrer, geb. am 23. März 1832, war der Sohn protestantischer Eheleute in Regensburg. Sein Vater besaß eine Apotheke daselbst. Der Knabe erhielt den ersten Unterricht in der damaligen protestantischen Elementarschule und besuchte dann die Lateinschule und das Gymnasium (Poëtenschule) seiner Vaterstadt, welch letzteres er mit Auszeichnung absolvierte. Auf der Universität Erlangen, welche er hierauf bezog, widmete er sich dem speciellen Fache der Philologie, mit dem besten Erfolge dem Studium der klassischen Sprachen, was zur Folge hatte, daß er nach Vollendung seiner Studien sehr bald als Assistent am Gymnasium zu Regensburg verwendet und als Klaßlehrer an der Lateinschule daselbst angestellt wurde. Die Anstalt bestand nämlich aus vier Lateinklassen und aus vier Gymnasialklassen. Die Lehrer an den Lateinklassen hießen Klaßlehrer, die am Gymnasium hießen Gymnasialprofessoren. Später wurde Harrer auch Bibliothekar an der Kreisbibliothek in Regensburg. Neben seiner Beschäftigung als Studienlehrer betrieb derselbe mit Vorliebe ein gründliches Studium der heiligen Kirchenväter, wozu ihm als Bibliothekar reiche Gelegenheit gegeben war. Durch dieses Studium gewann er die Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche und dieser Überzeugung folgend trat er ungeachtet vieler Widersprüche und Anfeindungen seiner bisherigen Freunde in die katholische Kirche zurück. Die Folge dieses Schrittes war seine Pensionierung. Er nahm dieselbe gelassen an und wendete sich nunmehr ausschließlich dem Stu-

dium der katholischen Theologie zu. Reiche Kenntnisse in den Wahrheiten derselben hatte er sich schon erworben durch die eifrige Lektüre der Schriften der Kirchenväter. Einen Teil legte er nieder in dem bei Manz in Regensburg herausgegebenen Werke: „Christus und Antichristus, in populären Dialogen nach Lucian.“ 2. Aufl. 1862.

Je mehr er die Schönheit des katholischen Glaubens erkannte, desto mehr zog es ihn hin, sich dem Dienste der Kirche ganz zu widmen und dieses Verlangen reifte in ihm den Entschluß, Priester zu werden. So wurde er am 16. August 1856 Priester, ohne jedoch eine Seelsorgerstelle anzunehmen; er wollte auch jetzt nur seinen Studien leben. Viel mag zu seiner Konvertierung auch das Beispiel seiner Mutter und seiner Schwester beigetragen haben, welche nach dem Tode des Vaters katholisch wurden und sich den Werken der Barmherzigkeit und des Gebetes widmeten. Harrer war eine stille, sinnende Natur, lebte zurückgezogen und unbeachtet von der Welt, nur im Kreise einiger Freunde der Heiterkeit nicht unzugänglich. Von seinen Kenntnissen machte er nicht das geringste Aufhebens, — und diese waren in der That sehr groß, sowohl in den klassischen Sprachen wie in der Theologie; — die wenigsten Menschen wußten davon. Schöne Gedichte in der Sprache der Helenen zu machen, war ihm ein leichtes, — so erinnere ich mich eines solchen als Huldigung an den König Max II. von Bayern und seiner Gemahlin Maria bei ihrer Gegenwart in Regensburg.

Friedrich Harrer starb am 23. Oktober 1876.

Dr. Hermann Dreyer.

Über diesen talentvollen Schriftsteller wissen wir wenig mehr, als was er selbst in der Vorrede zu seinem Erstlingswerke: „Lebensbilder aus Tirol“ Von einem Nordländer (Mainz 1858), mitteilt, nämlich, daß er aus Schleswig-Holstein gebürtig ist. In den fünfziger Jahren konvertierte er, lebte, wahrscheinlich

aus Gesundheitsrücksichten, vier Jahre in Tirol (Meran), verfiel aber dann in Geistesstörung, kam in ein norddeutsches Irrenhaus und ist nach 1862 gestorben. Außer dem ebengenannten Werke schrieb er noch: „Die Brennrose. Eine Dorfgeschichte aus der Gegenwart“ (Mainz 1859); „Die Kinder des Verräters. Hist. Roman aus der Zeit Andreas Hofers,“ (ebd. 1862. 3 Bde.). Einige Novellen veröffentlichte er in Langs Hausbuch für christliche Unterhaltung (Augsburg 1856—1858).

Freiherr Gisbert Christian Friedrich v. Romberg,

königl. preußischer Kammerherr.

Geboren zu Brunninghausen in Westfalen am 19. Juli 1773 und am 7. Februar 1796 mit der katholischen Freiin Karoline v. Böselager a. d. H. Heeßen vermählt, ließ Gisbert v. Romberg, obschon selbst der reformierten Konfession angehörig, seine Kinder katholisch erziehen und galt, da er auch nur katholischem Gottesdienst beiwohnte, schon seit langer Zeit für katholisch.

„Als Niebuhr," wird in der Germania 1875, Nr. 168 zur Berichtigung irriger Mitteilungen wohl von einem Gliede der Familie geschrieben, „im November 1824 Mitglied des Staatsrats geworden war, teilte er dem Freiherrn v. Stein mit, für die in Erledigung kommende Stelle eines Regierungspräsidenten zu Arnsberg werde Herr v. Romberg auf Brunninghausen vorgeschlagen. „„Es ist nur eine Schwierigkeit: die, daß es in der Provinz heißt, er sei katholisch geworden. Einen Proselyten, der uns verlassen, wird weder der König ernennen, noch ist es möglich, ihm einen solchen vorzuschlagen."" v. Stein redete Romberg zu, die Stelle anzunehmen, schrieb an Niebuhr über dessen Bedingungen und fügte hinzu: „„Ob Herr v. Romberg katholisch geworden, scheint mir in unserem von viereinhalb Millionen Katholiken bewohnten Staate gleichgültig; er ist ein edler, höchst geschäftsfähiger, höchst gewissenhafter, zartfühlender Mann — sehr verständige, ihm nahewohnende und ihn eher zu streng als parteiisch beurteilende Männer glauben es nicht; sie meinen, ihm scheine die Verschiedenheit von den Lehrsätzen der

verschiedenen christlichen Religionsparteien unwesentlich, er habe daher seinen Kindern die Wahl überlassen — einige wären katholisch, andere reformiert.“ Später schrieb Stein an Niebuhr: „„Über Rombergs Katholicität läßt sich nichts Bestimmtes sagen, wahrscheinlich ist sie; mir mißfällt das Halbdunkel, worin er die Sache läßt, dies Nichtaussprechen; von Intoleranz besorge ich übrigens nichts und er ist ein sehr tüchtiger Geschäftsmann, gründlich, vorsichtig, fleißig und er kennt das Land in allen seinen inneren Beziehungen und Verhältnissen.““

Wirklich war Romberg damals noch nicht katholisch. Er war es auch am 2. Dezember 1855 noch nicht, an welchem Tage die Gemahlin seines ältesten Sohnes Klemens starb. „Diese durch hohe Geistesgaben und seltene Frömmigkeit ausgezeichnete Dame, Maria Anna, geb. Reichsfreiin v. Fürstenberg, ließ kurz vor ihrem Tode ihrem Schwiegervater, den sie überaus schätzte und für den sie beharrlich gebetet hatte, die Mitteilung machen, sie habe einem jeden ihrer lieben Angehörigen ein Andenken zurückgelassen; für ihn selbst habe sie nichts Besseres als den heißen Wunsch, verbunden mit der ernsten Mahnung, daß er doch recht bald den entscheidenden Schritt thun möge. Dieses Wort, welches eine liebe Seele gleichsam als Testament vor der Schwelle der Ewigkeit ihm zurufen ließ, machte einen tiefen Eindruck. Der edle Greis, ohnehin eine schweigsame und zur Meditation angelegte Natur, wurde sehr ergriffen; das Gesicht in die Hände gelegt, saß er stundenlang in tiefstes Nachdenken versenkt. Nach einiger Zeit legte er dann in seiner Hauskapelle das katholische Glaubensbekenntnis ab. Es geschah ohne besondere Feierlichkeit und ohne alles Aufsehen.“ So war er nun wirklich Katholik, wofür ihn seine nächsten Angehörigen, auch Kinder und Enkel gehalten hatten.

Am 8. August 1857 starb seine Gemahlin, mit der er durch zweiundsechzig Jahre in der Ehe gelebt hatte. Er selbst verschied nach vollendetem sechsundachtzigsten Lebensjahre am 4. August 1859.

Freiherr Friedrich v. Drais,

ehemal. großherzogl. badischer Kammerherr, Oberforstmeister a. D.

Ein Freund und Ordensbruder des obigen schickte uns die kleine Skizze zu, die wir hier folgen lassen.

„Wir wissen nicht allzuviel über den inneren Entwicklungsgang des Paters v. Drais zu berichten. Unscheinbar und geheimnisvoll wirkend hat die göttliche Gnade eine lautere Seele im Getriebe des Hof- und Weltlebens und im Kampfe der Meinungen durch sechzig Jahre behütet und ohne schwere Kämpfe zum katholischen Glauben hingeleitet.

„Freiherr Friedrich v. Drais ward am 10. Februar 1798 zu Gernsbach aus altadliger, strenglutherischer Familie geboren. In seinem Geburtsorte und seit 1809 in Freiburg durch einen Hauslehrer unterrichtet, fast stets auf den Verkehr mit den Eltern beschränkt, entwickelte sich der Knabe geistig nur langsam, aber in Reinheit der Seele. Seine Schüchternheit einigermaßen abzulegen, ging Friedrich 1811 als Page an den badischen Hof und begann zugleich den Besuch des Lyceums in Karlsruhe. Hier, wie in Mannheim, wohin der Hof eine Zeit lang übersiedelte, haben die Beziehungen des jugendlichen Pagen zu der seligen Großherzogin Stephanie vielleicht mitbestimmend auf seine ernste Charakterbildung und spätere Überzeugung gewirkt. Im Jahre 1813 trat er in die Kriegsschule und machte fast noch als Knabe die Feldzüge von 1814 und 1815 mit.

„Nach seiner Rückkehr blieb er bis zum Jahre 1825, zumeist als Adjutant des Großherzogs Ludwig, im Militärdienste, seine Mußestunden mit eifrigen Studien ausfüllend, bis sich, seinen

Neigungen und Anlagen entsprechender, im Forstwesen Anstellung und rasche Beförderung bot. Er kam so wieder nach Freiburg und heiratete 1827 das katholische Freifräulein v. Falkenstein, mit welcher er bis zu dem 1833 erfolgten Tode des Vaters im jetzigen Archiv- und Kanzleihause wohnte.

„Bald nach dem Vater starb auch die Mutter, leider, wie dieser, trotz der Bemühungen der jungen Frau, unbekehrt. Selbst unser Forstmeister, später Forstinspektor und Oberforstmeister war so lange katholischen Anschauungen verhältnismäßig fern geblieben, wie er andererseits durch die rationalistische Zeitrichtung kaum je in seiner ererbten Gläubigkeit beirrt worden zu sein scheint. So war er protestantischer Kirchenältester und tagte noch 1856 als Abgeordneter auf der bekannten Synode zu Karlsruhe, wo er den kurzen Sieg der sogenannten Meßbuch-Verfasser erringen half und mit den ersten theologischen Celebritäten beider Richtungen verkehrte. Indes wurden schon hin und wieder mißtrauische Stimmen laut. Die Baronin hatte sich, da die Ehe kinderlos blieb, mit Zustimmung ihres Gemahls der Erziehung armer Kinder und anderen Werken katholischer Nächstenliebe gewidmet und lebte überhaupt ihrer religiösen Überzeugung in eben so großmütiger als liebenswürdiger Weise. Die Rückwirkung auf den unmittelbaren Zeugen dieser katholischen Tugendübung, deren schönste Blüte stets ihm, direkt oder indirekt, zugute kam, konnte nicht ausbleiben. Dazu fand sich häufiger Verkehr mit hervorragenden Katholiken, besonders A. Stolz, und die Gewaltakte des badischen Kirchenstreites trugen nicht wenig bei, den hochsinnigen und rechtlichen Protestanten die innere Macht des Katholizismus fühlen zu lassen. Als 1858 die fromme Gemahlin starb, hatte sie zwar seine Rückkehr zur heiligen Kirche noch nicht erlebt, aber sie durfte sich sagen, daß dieselbe nur mehr eine Frage der Zeit sei. Wohl war ihr Tod selber auf die eine oder andere Weise nicht ohne entscheidenden Einfluß auf die nun bald erfolgte Bekehrung.

„Die Bande, welche unseren Freiherrn an den Staatsdienst fesselten, lösten sich auf peinliche Erlebnisse hin. Im Jahre 1860 oder wenig früher legte er auch die Stelle eines Kirchenältesten nieder, um einen mit seiner Überzeugung unvereinbaren Revers nicht unterzeichnen zu müssen. Innere und äußere Vorgänge

drängten zusammen zur Entscheidung. Der gerade um Konvertiten so viel verdiente Stolz bereitete den zweiundsechzigjährigen Freiherrn noch zuletzt vor zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses, welche im März 1860 vor sich ging, zu unbeschreiblicher Freude des seligen Erzbischofs Herrmann. Herr Hofkaplan Strehle, welcher das Glaubensbekenntnis entgegennahm, hat mehr als einmal von diesem rührenden Begegnis und der hohen Einfalt des ritterlichen Konvertiten erzählt.

„1862 im Herbste sahen wir den Freiherrn v. Drais zum erstenmal auf der glänzenden Versammlung in Aachen. Er war dahin in Begleitung von A. Stolz gekommen und wußte sich vor den Augen der Menge hinter diesem seinem Meister wohl zu verbergen. Selbständig einzugreifen ging ja auch für den alten bescheidenen Herrn nicht mehr an. Gott hatte ihn einem anderen Lebenskreise bestimmt.

„Gleich nach der Konversion war Herr v. Drais in den dritten Orden des heiligen Franziskus getreten und als Mitglied desselben ist er mit Professor Stolz, ehe dieser sein Buch von der heiligen Elisabeth schrieb, den Spuren jener großen Tertiarierin in Thüringen nachgepilgert. Dennoch fand sich sein Glaubensmut nicht befriedigt. Der Tod seiner letzten Schwester, welche leider protestantisch und nicht ohne Bitterkeit über den Schritt ihres Bruders starb, ließ ihn ganz allein, nur Gott verpflichtet. Was er in sechzig Jahren versäumt an katholischem Opfermut, an Glaubensinnigkeit und übernatürlicher Vervollkommnung — sollte sich das nicht nachholen lassen? Der fromme Greis war nicht zufrieden, in den Vorhöfen des Tempels stehen zu bleiben und sich mit der erfüllten Pflicht zu begnügen — er wollte alles um Gotteswillen wagen, um alles zu gewinnen. Im Jahre 1864 klopfte er an der Pforte des eben gegründeten Benediktinerklosters zu Beuron an und bat um Aufnahme. Es waren erst wenige Mönche und Novizen im Kloster. Mit Thränen in den Augen erteilte der damalige Prior P. Maurus Wolter, dem großherzoglichen Kammerherrn das Gewand des heiligen Benediktus. Zu Anfang 1866 legte der nunmehrige Fr. Pius die ersten und 1869 die feierlichen Gelübde ab. Welche Übungen der Selbstverleugnung und heldenmütiger Buße das Geheimnis des Noviziats bedeckt, wer möchte es ahnen?

„Seither fungiert Fr. Pius als Cellerar des Klosters mit unvergleichlicher Ausdauer und allgewohnter Rüstigkeit, noch eifriger aber und emsiger ist er im Chore, dessen anstrengender Dienst seiner Frömmigkeit und rührenden Opfergesinnung Trost und Anregung in Fülle gewährt. Wer je in den letzten Jahren nach der nun anwachsenden Abtei gekommen, ist unwillkürlich von Ehrfurcht bewegt worden beim Anblick des silberhaarigen Mönches, der die Kukulle so stattlich trägt, als hätte er nie ein anderes Gewand getragen. Dort im Chore ist er immer zu finden, fast zuerst von allen, und nur die notwendigsten Geschäfte, aber keine Schwäche oder Müdigkeit, können den mehr als siebzigjährigen einstigen Hofmann von der süßen Pflicht des Psalmengebetes und der heiligen Liturgie abhalten. Und dann muß man ihn im Kloster sehen, im Kreuzgang, im Kapitel, bei der Rekreaktion! So heißt's von einem alten Mönche:

Ultra modum placidum, dulcis et benignus,
Ob aetatis senium candidus ut cygnus,
Blandus et affabilis et amari dignus
In se sancti Spiritus continebat pignus. Und weiter:
Hic per claustrum transiens quotiens meavit,
Hinc et hinc ad monachos caput inclinavit,
Et sic nutu capitis illos salutavit,
Quos affectu intimo cordis adamavit.

„Wir müßten fürchten, indiskret zu sein, wollten wir die ganze seltsame Reimerei hier ausschreiben — oder auf andere Weise noch mehr aus dem ja keineswegs geschlossenen Leben des Fr. Pius verraten. Wir hoffen zudem, daß ihm diese Zeilen nicht zu Gesicht kommen werden. Anderenfalls bitten wir ihn im voraus um freundliche Nachsicht und geben ihm zu bedenken, daß seines Ordens Wahlspruch ist:

Ut in omnibus glorificetur Deus."

Fügen wir diesen Mitteilungen aus dem Jahre 1872 hinzu, daß Fr. Pius v. Drais zwar die niederen Weihen erhalten hatte, aber nicht sich entschließen konnte, auch die höheren zu empfangen, so eifrig er auch den theologischen Studien oblag.

Als das Kloster Beuron im Kulturkampfe 1875 aufgelöst wurde, mußte auch Fr. Pius in die Fremde ziehen. Fünf Jahre verbrachte er in Volders bei Hall in Tirol, dann zog

er mit einem Teil seiner Brüder in das ihnen übergebene Kloster Emaus zu Prag. Hier erfaßte ihn aber eine unendliche Sehnsucht nach Beuron. Er wollte dort seine letzten Tage als Gast der Fürstin Katharina von Hohenzollern verbringen; man erfüllte seine letzte Bitte und ließ ihn ziehen. Hier in Beuron kam der Tod. Ohne eine eigentliche, sichtbare Krankheit zu haben, entschlief er sanft, ohne Todeskampf am 18. Juni 1883 im Alter von fünfundachtzig Jahren.

„Sein Tod war anspruchslos, in Gott verborgen wie sein Leben," lesen wir in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienserorden 4. Jahrg. II. S. 409. „Die Haupttugend des dahingeschiedenen Fr. Pius war die Pietät im schönsten und weitesten Sinne des Wortes. Zarte, liebevolle Aufmerksamkeit gegen alle Menschen, insbesondere seine Mitbrüder, gewissenhafte Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, musterhafte Unterordnung des eigenen Willens unter den der Vorgesetzten und ein stets freundlicher, heiterer, gottgefriedeter Sinn zeichneten ihn während seines monastischen Lebens aus und erwarben ihm in seltenem Grade die Liebe und Verehrung aller, die ihn kannten."

Dr. Wilhelm Kosegarten,

Professor der Staatswissenschaften an der Universität Graz.

Von diesem würdigen, seitdem verstorbenen, Veteranen der Wissenschaft sind uns auf unsere Bitte die folgenden Mitteilungen über sein Leben zur Veröffentlichung anvertraut worden:

„Ich bin im Jahre 1792 zu Altengamm in den Vierlanden geboren, Sohn des damaligen dortigen Pastors. Mein Vater, ein geborener Mecklenburger, Bruder des bekannten L. Th. Kosegarten, war ein geistreicher Mann von vielen und mannigfaltigen Kenntnissen, Anhänger der rationalistischen Schule des 18. Jahrhunderts, was jedoch in seinen amtlichen Vorträgen nicht eben hervortrat. Bis zu meinem siebzehnten Jahre von ihm unterrichtet, kam ich 1809 auf die Hamburgische Gelehrtenschule, das Johanneum, welcher der berühmte Philologe Gurlitt, gleichfalls Rationalist, vorstand. In den Jahren 1812—1815 studierte ich in Göttingen Jurisprudenz und Staatswissenschaften, worauf ich bis zum Jahre 1838 in Hamburg zuerst als Advokat, sodann als Beamter wirkte. Meiner Neigung zur akademischen Laufbahn zu folgen war ich bis dahin durch Familienverhältnisse und durch den Widerspruch meines Vaters verhindert gewesen.

Als nun diese Hindernisse weggefallen waren, und überdies die Überhäufung mit Amtsgeschäften, insbesondere Kriminaluntersuchungen meine Gesundheit zu zerstören drohten, habilitierte ich mich als Privatdozent der Staatswissenschaften zu Bonn, und blieb in dieser Stellung, wenngleich nicht immer dort anwesend, bis ich 1860 Privatdozent in Wien ward, von wo ich 1864 als Professor der politischen Wissenschaften an die Grazer Universität kam.

So lange ich in Hamburg lebte, berührte mich das katholische Element nicht. Es ergriff mich aber, als ich am Rhein inmitten einer katholischen Bevölkerung lebte. In Hamburg war ich so gut wie unkirchlich geworden. Der protestantische Gottesdienst hatte alle Anziehungskraft verloren, hier aber wohnte ich öfters dem katholischen bei und fühlte mich immer dazu hingezogen, ohne daß äußere Einwirkungen irgend welcher Art stattgefunden hätten. Das Fronleichnamsfest z. B. machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, wie ganz anders die katholische Kirche auf das Volk wirke, als die protestantische. Meine politischen Studien führten mich daneben zu der Ansicht, daß nur in dieser Kirche Politik und Religion einen gemeinsamen festen Grund haben. Auch in Bezug auf sociale und politische Institutionen ward ich mehr und mehr ein Bewunderer der Zeit „des unerkannten Verdienstes", wie Johannes v. Müller das Mittelalter nennt. Ich fing nun an zu studieren und die Sache vom theologischen Standpunkte aus zu betrachten, und ward halb und halb zum Theologen. Zu Wien und Graz setzte ich diese Bestrebungen fort. An letzterem Orte wurde ich mit dem Schulrat Jarisch bekannt, der durch mündliche Unterhaltungen und durch Mitteilung geeigneter Bücher mich bedeutend beförderte.

Im Jahre 1843 machte ich mit dem als Schriftsteller wohlbekannten Freiherrn August v. Haxthausen sen. eine Reise nach Rußland, deren nächste Frucht die von ihm herausgegebenen „Studien zur Kenntnis Rußlands" sind, an welchem Buche ich einen bedeutenden Anteil habe. Haxthausen gehört einer der altadligen, strengkatholischen Familien Westfalens an. Durch ihn ward ich in mehrere derselben eingeführt und auch dadurch mit katholischem Wesen mehr und mehr vertraut. Doch erinnere ich mich nicht, jemals eine Unterhaltung über meine Neigung zur katholischen Religion gepflogen zu haben, noch viel weniger instigiert worden zu sein, bis ich mich von Graz aus gegen Herrn v. Haxthausen über meine Absicht, zur katholischen Kirche zurückzutreten, brieflich äußerte. Derselbe empfahl mich an den bekannten Professor, P. Klemens Schrader zu Wien, mit dem ich einige Jahre lang von Zeit zu Zeit mündliche und schriftliche Unterhaltungen pflog. Anfang 1860 endlich zeigte ich ihm

meinen zur Reife gekommenen Entschluß an. In der Osterwoche desselben Jahres ward ich infolge seiner Vermittlung von dem damaligen päpstlichen Nuntius Erzbischof de Luca, in der päpstlichen Gesandtschaftskapelle in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen."

Mit Kosegarten befaßt sich Leser in der Allgemeinen deutschen Biographie Band XVI. S. 751—753, ohne jedoch von seiner vorstehenden Selbstbiographie Notiz zu nehmen und seiner Konversion Erwähnung zu thun. Nach Leser ist Kosegarten am 28. November 1792 geboren und war sein Vater Johann Joachim Kosegarten ein älterer Bruder des Dichters Ludwig Th. Kosegarten. In Göttingen löste unser Konvertit eine Preisaufgabe und promovierte 1815 in der juristischen Fakultät. Als er in Hamburg Advokat war, hatte er nicht besondere Erfolge, was ihn bewog, 1826 eine Stelle als Gerichtsschreiber am Kriminalgericht zu Hamburg anzunehmen. 1833 machte er eine Reise nach Rom mit längerem Aufenthalte in Wien und Berlin. Er war auch litterarisch thätig, veröffentlichte kriminalistische Aufsätze und war Mitherausgeber der Entscheidungen des Hamburger Handelsgerichtes. Allmählich wandte er sich konservativen Anschauungen zu, die er in seiner Schrift: „Hobbes und Rousseau" und als Mitarbeiter des Berliner politischen Wochenblattes zum Ausdruck brachte. Da sich sein Interesse an nationalökonomischen Fragen steigerte, promovierte er 1838 in der philosophischen Fakultät zu Bonn und habilitierte sich darauf ebendaselbst. 1842 schrieb er: „Betrachtungen über die Veräußerlichkeit und Teilbarkeit des Landbesitzes" und 1847: „Über Organisation der Arbeit und freie Konkurrenz". Über sein wissenschaftliches Hauptwerk „Geschichtliche und systematische Übersicht der Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre als Grundlage der Volkswirtschaftspolitik" (Wien 1856) sagt Leser von seinem entgegengesetzten Standpunkte aus: „Der theoretische Teil hat namentlich das Verdienst, aus sonst weniger benützten französischen und italienischen Schriftstellern zu schöpfen, auch mancher Einseitigkeit der herrschenden Schule seine Bedenken entgegenzusetzen. Der praktische Teil aber, in der Sucht, veraltete Einrichtungen zu verteidigen, ist voll von Anschauungen und Vorschlägen, die schon lange durch die Erfahrung als unhaltbar (?)

erwiesen waren. Beispielsweise empfiehlt der Schriftsteller Beschränkungen des Handels mit Lebensmitteln, polizeiliche Taxen für die notwendigen Bedürfnisse, den Zunftzwang, verwirft die Verehelichungsfreiheit, die staatliche Armenpflege, den rationellen (?) Betrieb der Landwirtschaft." Das will besagen, daß Kosegarten über alle diese Fragen in konservativem und katholischem Geiste geschrieben hat.

Kosegarten ist am 11. Juli 1868 gestorben.

Heinrich v. Wunster,

kgl. preußischer Major a. D.

Derselbe war in den Jahren 1843—1857 Hauptmann und Compagniechef im Kadettenhause zu Wahlstatt bei Liegnitz, wurde dann zu seinem Regimente nach Posen versetzt, nahm jedoch im August 1858 als Major seinen Abschied und siedelte mit seiner Mutter und Schwester nach Sigmaringen über, wo sein Bruder eine Seidenfabrik besaß. Schon während seines Aufenthaltes in Wahlstatt hatte er große Hinneigung zur katholischen Kirche gezeigt; öftere Unterhaltungen mit dem Seelsorger der katholischen Zöglinge der Anstalt, noch mehr die Lektüre von Nikolas Studien und Möhlers Symbolik hatten ihm den richtigen Weg gezeigt und die angeborenen Vorurteile beseitigt. In dieser so gewonnenen religiösen Richtung fühlte er sich durch seinen Beruf behindert, sein Wirkungskreis befriedigte ihn nicht mehr, und er hielt es daher für seine Pflicht, demselben freiwillig zu entsagen, um sich jener desto freier hingeben zu können.

„Ich habe in den anderthalb Jahren," schreibt er an einen Freund, „seit ich aus dem aktiven Militärdienste schied, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit geforscht, habe Kontroversschriften studiert, vorurteilslos mit katholischen Priestern wie mit protestantischen Predigern verkehrt und — Gott der Herr hat mir geholfen. Er hat mir den richtigen Weg zum Ziele gezeigt und mir gnädig die Pforte seiner Kirche geöffnet. — Auch lebe ich der frohen Überzeugung, daß die gnadenreiche gebenedeite Jungfrau Maria ihre mächtige Fürbitte für mich eingelegt und sich herbeigelassen hat, mich zu ihrem Dienste anzunehmen. Denn als ich im vorigen Jahre, im Monat August, eine Fußreise durch

einen Teil der Schweiz machte, traf es sich, daß ich in der Stadt St. Gallen, wo ich mich eine Zeit lang aufhielt, so recht schwankend war und von den entgegengesetzten Gefühlen und Meinungen hin und her gezogen wurde. Da beschloß ich, einer plötzlichen Eingebung folgend, mich vor dem Gnadenbilde der heiligen Mutter in der Kathedralkirche von St. Gallen niederzuwerfen, sie um Rat und Beistand anzuflehen und sie zu bitten, mir den rechten Weg zu weisen und den Zwiespalt meiner Seele zu heilen. Es mag wohl selten vorgekommen sein, daß ein Protestant so inbrünstig zur heiligen Jungfrau gebetet habe."

Kurz darauf starb seine Mutter, und nun, da er trostlos weinend und jammernd das Teuerste begrub, was er auf Erden hatte, da kam die Erleuchtung. Klar und deutlich erkannte er nun, auf welch dürre Weide die protestantische Kirche ihre Angehörigen führe, denn ohne den Glauben an den Reinigungsort müsse alle und jede Verbindung mit den geliebten Abgeschiedenen sofort aufhören. Sein Entschluß war gefaßt — am 29. April 1860 legte er in der Pfarrkirche zu Sigmaringen das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Heinrich v. Wunster dürfte im April 1890 gestorben sein, da im November dieses Jahres an der Pfarrkirche zu Sigmaringen eine Jahresmesse gestiftet wurde, die alljährlich im April gehalten wird.

Amalie Bensinger,

Malerin.

Diese geschätzte Künstlerin ist im Jahre 1809 zu Mannheim geboren, wo ihr Vater als Obergerichts-Advokat lebte. Derselbe war Katholik, die Mutter aber Protestantin, und so wurde die Tochter in dem Glaubensbekenntnisse der letzteren erzogen. Schon früh zeigte sie ebensoviel Neigung wie Talent zur Kunst, der sie sich in Düsseldorf unter der speciellen Leitung der Professoren Hübner und Sohn mit voller Hingebung widmete. Später hielt sie sich in Dresden, Rom, München auf und lebte zuletzt auf der Insel Reichenau im Bodensee.

Fräulein Bensinger war eine tüchtige Künstlerin und hat vieles geschaffen, was ihr einen dauernden Ruf sichert. „Niemand," so äußert sich ein Sachverständiger, „wird an ihren Bildern einen Pinsel von weiblicher Hand erkennen. Es charakterisieren sie einfache, würdige Gestaltung und Gruppierung, Kraft und Nachdruck, tiefes Kolorit und die fleißigste Ausführung bis zum letzten Pinselstriche." Während sie in früherer Zeit sich mehr mit dem Genre beschäftigte, hat sie sich späterhin fast ausschließlich der kirchlichen Kunst zugewendet und so manche Kirche mit ihrer fleißigen Hand geschmückt. Der Hochaltar der Kirche zu Lahr, Christi Verklärung, sowie die für die Kirchen in Benndorf und Lichtenthal (bei Baden) gemalten Altarbilder sind anerkannt treffliche Leistungen, während von ihren Bildern der ersten Periode viele ins Ausland gegangen sind, andere in die Sammlungen des Königs von Hannover, des Grafen Waldern in Weinheim u. a. kamen. Auch ein lebensgroßes Porträt des Erzbischofs v. Vicari von Freiburg darf nicht unerwähnt bleiben.

Im Advent 1860 trat die Künstlerin in der Kirche zu Lichtenthal bei Baden in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Über die Beweggründe zu diesem Schritte hat sie sich in einem Schreiben an einen Geistlichen, ihren früheren Beichtvater, kurz ausgesprochen. Sie schreibt: „. . . Sie wollen, daß ich in einigen Sätzchen den Moment meiner Konversion, oder vielmehr des Entschlusses dazu angebe? Ist das möglich? Gehört dazu nicht die Geschichte eines ganzen Lebens, all die tausend Fäden und Fädchen, die sich aneinander reihen und dazu dienen müssen, das Gewebe zu vollenden? Als ich anfing, infolge des Auftrags für das erste Altarbild: „die Verklärung Christi", katholische Bücher aufzuschlagen, um mir Rechenschaft zu geben über die Auffassung alter Meister und ihr Streben auf dem Gebiete kirchlicher Kunst, als ich mich vertiefte in die Geschichte der Heiligen und Märtyrer, als mir die Dogmen der Kirche zum erstenmal nahe traten und die Symbolik ihre tiefen Schachte aufschloß, daß ich wie geblendet von dem Lichte in dem Reichtum der Gedanken stand — da kam ein unbeschreiblicher Jubel in mein Herz, wie die Ahnung eines Auferstehungsmorgens. Ich müßte zum Dichter werden, wollte ich ihnen sagen, was ich damals empfand. Lag doch eine lange Pilgerfahrt hinter mir, manche öde Strecke, die ich durchlaufen mußte, mancher Schmerz, den ich still getragen, mancher Irrweg, der mich verlockte — aber auch viele, viele herrliche Tage der Erhebung, des Trostes, der Begeisterung für alles, was mir schön und groß erschien. Daß all diesem bewegten Leben, durchwärmt, wenn ich so sagen darf, von der Liebe zur Kunst; daß allem Aufschwung, wie hoch er mich auch trug, die Weihe fehlte, weil nicht gebunden, geregelt und durchleuchtet durch den Glauben, fühlte ich wohl, aber die Augen bedeckte ein Schleier, daß ich die Quelle nicht fand, aus der ich schöpfen mußte. Selbst die Trauer über den Tod einer geliebten Mutter war nur eine Vorbereitung, nicht der Ruf selbst. Daß ich später dem so plötzlich entstandenen schwärmerischen Gefühl mißtraute, selbst forschen wollte, auf welcher Seite mir Wahrheit schien, wie ich damit begann, die Berechtigung der sogenannten Reformation mir klar zu machen und zu dem Ende nicht allein die Schriften der Reformatoren, sondern auch die dicken Bände Döllingers, Jörgs und anderer durchlas

und verglich, was mich dann wieder in die Kirchengeschichte hineinführte bis auf die Kirchenväter und die ersten Jahrhunderte des Christentums zurück — wie ich dann in stets wachsender Überzeugung die Heilige Schrift selbst zur Hand nahm und ihre Ausleger — später aber, erschreckt von der Verleugnung eines einmal abgelegten Bekenntnisses, innehielt und es versuchte, zwischen Gewissen, Vorurteilen und der besseren Überzeugung ein Abkommen zu treffen, bis Herr Kanonikus Babel, damals Hofprediger an St. Kajetan in München, der einzige Priester, dem ich mich vertraute, und dem ich stets ein dankbares Andenken bewahren werde, die Unhaltbarkeit meiner Gründe bewies und mich antrieb, das zu thun, was ich zum Heil meiner Seele nun einmal doch nicht lassen könnte — den letzten Schritt in die heilige Kirche — das alles war nun die Folge jener ersten Berührung der göttlichen Gnade, die seitdem mich armselig Geschöpf stärkt und beschützt, damit der Sünder nicht verloren gehe, sondern lebe!

Sehen Sie, lieber Herr, deshalb kann ich den Moment nicht kurz angeben, weil er das Resultat einer Kette von Ursachen und Wirkungen ist, wovon die Wurzel vielleicht in meiner frühesten Kindheit zu suchen — in meiner Liebe zum Gebet und in dem schüchternen Wohlgefallen an katholischen Ceremonien. Ach, ich glaube, jedes Kindesherz ist katholisch, die Welt nur in ihrem Irrtum und ihrer Verderbtheit läßt sie des höchsten Schatzes, des kindlichen Glaubens, verloren gehen."

Fräulein Amalie Bensinger, welche stets eine treu begeisterte Katholikin geblieben, ist am 16. November 1889 auf der Insel Reichenau gestorben.

Frau Maria v. Sydow und Ida Freiin v. Laßberg.

Die Tochter des herzoglich Koburg-Gothaischen Staatsministers, Freiherrn Stein zu Nord- und Ostheim, ward sie 1818 geboren und 1839 mit dem nachmaligen königl. preußischen Bundestagsgesandten und wirklichen Geheimen Rat v. Sydow vermählt. Im Alter von zweiundvierzig Jahren trat sie in den Schoß der Kirche ein, der sich ihre jüngere Schwester Ida (geb. 1. Januar 1824), die seit 4. Oktober 1846 mit dem Postrat Maximilian Freiherrn v. Laßberg zu Detmold vermählt war, schon zehn Jahre eher (1850) angeschlossen hatte. — Frau v. Sydow starb unvermutet den 3. März 1866 zu Frankfurt. Sie war eine Frau von scharfem Verstande und vielseitiger Bildung, die nicht ohne große vorherige Kämpfe und reifliches Überlegen die väterliche Religion verließ. Zahlreiche schriftliche Dokumente, die leider aus so manchen Rücksichten sich der Veröffentlichung entziehen, sind redende Zeugen. Ihr protestantisch gebliebener Gemahl, Herr v. Sydow, folgte ihr im Tode am 14. März 1870. Ihr Schwager, Freiherr v. Laßberg, der sich um die katholische Gemeinde in Detmold die größten Verdienste erworben, ging ihr sieben Tage früher, am 26. Februar 1866, im Tode voraus und hatte seine Gattin als Witwe mit acht Kindern hinterlassen, über welche Hermann v. Mallinckrodt die Vormundschaft übernahm, da er durch seinen Schwiegervater, Freiherrn v. Bernhard (s. Seite 213) mit der Laßbergschen Familie Beziehungen hatte. Frau v. Laßberg zog später nach

München. Ihre Söhne Joseph und Maximilian sind in Brasilien als Priester der Gesellschaft Jesu thätig; ihre Tochter Bertha ist Ordensfrau vom heiligsten Herzen Jesu.

Gräfin Sophie Brühl,

Tochter des im Jahre 1859 gestorbenen königlich preußischen Generalmajors Grafen Friedrich Wilhelm Brühl und der Gräfin Hedwig v. Gneisenau, der Tochter des berühmten Feldmarschalls dieses Namens. Sie ist den 13. Januar 1843 zu Berlin geboren und trat aus freier Entschließung in den Schoß der Kirche zurück. 1865 am 1. Juni heiratete sie den Grafen Georg Fink von Finkenstein, Fideikommißherr auf Herzogswalde in Westpreußen, der am 10. November 1882 starb und sie als Witwe mit zwei Kindern zurückließ.

Ida Gräfin zu Solms-Laubach,

geb. Prinzessin v. Isenburg-Büdingen.

Geboren 10. März 1817 in der väterlichen Residenz zu Büdingen im Großherzogtum Hessen, heiratete sie am 20. Oktober 1836 Reinhard Grafen zu Solms-Laubach. Im Januar 1860 legte sie das katholische Glaubensbekenntnis ab. Graf Solms starb als kgl. preußischer Generalmajor z. D. am 29. Oktober 1870, worauf sich die verw. Gräfin nach Büdingen zurückzog. Sie verschied in der Nacht zum 31. Juli 1900.

Freiherr Karl Hermann v. Lövenskiold-Lövenburg.

Über die Bekehrung dieses noch jungen dänischen Edelmannes und seiner greisen Großmutter brachten die „Historisch-politischen Blätter“ (Bd. 46) folgende Notizen: „Die Baronin v. Lövenskiold ist die einzige Tochter des großen Staatsmannes und persönlichen Freundes Napoleon I., des Ministers v. Kaas, dessen Geschlecht schon im 12. Jahrhundert geblüht hat. Als Mutter des (königl. Kammerherrn und Hofjägermeisters Hermann) Freiherrn v. Lövenskiold-Lövenburg, eines der größten Gutsherren des Landes, ist sie in jeder Beziehung eine der vornehmsten Damen Dänemarks, und ist darum ihre Konversion um so bemerkenswerter, weil sie im Greisenalter noch die Kraft besaß, mit ihrem glänzenden protestantischen Leben zu brechen, und allein und ruhig trotz des Gelächters und Gespötts ihres ganzen Kreises jenen Weg zu betreten, den sie als wahr und unveränderlich erkannt hatte. Ihr Enkel, der Erbe der großen und schönen Baronie Lövenburg, stammt durch seine Mutter, Anette, eine Freiin v. Lüdinghausen-Wolf aus Kurland, von jenem alten deutschen Geschlechte ab, unter dessen Ahnen der heilige Bischof Ludgerus von Münster der berühmteste ist.“ Wie uns aus Kopenhagen berichtet wird, ist der Freiherr nicht mehr am Leben, aber seine Schwester Therese wirkt noch als Oberin der St. Josephsschwestern zu Aarhus.

Georg Meinhold,

der älteste Sohn des berühmten Verfassers der „Bernsteinhexe",[1]) war den 30. September 1821 zu Koserow auf der Insel Usedom geboren, erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause und kam dann auf das Gymnasium zu Stettin, in der Absicht, später protestantische Theologie zu studieren. Er gab jedoch diese Absicht wieder auf und wählte sich die Landwirtschaft zum Lebensberuf. Sein reiches Talent und seine geistige Strebsamkeit ließen ihn auch als Landwirt nicht müßig; er arbeitete unablässig an seiner Fortbildung und schrieb mancherlei Aufsätze für Tagesschriften und Zeitungen. 1845 kaufte er sich an und heiratete die einzige Tochter des Rittergutsbesitzers von Petersdorf auf Friedrichsfelde bei Labes, Namens Laura. Aus dieser Ehe gingen neun Kinder hervor, von denen nur das älteste, eine Tochter, ihn überlebte. — In Westpreußen, wo er mehrere Jahre konditioniert hatte, in einer ganz katholischen Gegend, hatte er zuerst äußerlich den Katholizismus kennen gelernt. An einem Nervenfieber tödlich erkrankt, fühlte er in seinem Inneren den Drang, einen katholischen Priester an sein Lager rufen zu lassen. Es unterblieb aber und er genas. Den religiösen Kämpfen seines Vaters nicht fremd, interessierte er sich bald für die symbolischen Unterschiede beider Kirchen, und neigte sich infolge dieser Studien und der väterlichen Unter-

[1]) Wilhelm Meinhold, über welchen Th. 2, S. 185. 486 dieses Werkes sowie Allgem. deutsche Biographie Bd. 21, S. 235—237 zu vergleichen ist. Der Verfasser des Artikels in letztgenanntem Werke, Petrich, führt die sämtlichen Schriften Wilhelm Meinholds sowie die über ihn vorhandene Litteratur an und sagt bedeutsam von ihm: „Er ist auf dem Wege nach Rom gestorben."

redungen bald zum Katholizismus hin. Jahrelang setzte er auch nach des Vaters Tode seine Studien fort, und machte aus seinen sich immer fester gestaltenden Überzeugungen kein Hehl, wie er denn auch häufig den katholischen Gottesdienst in Stargardt besuchte. Gleichwohl konnte er sich, teils aus inneren Gründen, teils wegen des entschiedenen Widerstandes seiner Frau und der schwierigen Verhältnisse in der ganzen protestantischen Umgegend, zum formellen Eintritt in die katholische Kirche noch nicht entschließen. „Sie wissen," schrieb er an einen Freund, „daß ich, namentlich seit dem Tode meines Vaters, mich viel mit der Polemik beschäftigt habe und wenn ich auch die Wahrheit der katholischen Kirche vollständig erkannt hatte, so konnte ich es doch aus alten protestantischen Vorurteilen noch immer nicht über das Herz bringen, die heilige Jungfrau, die heiligen Engel oder die Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen. Doch Not lehrt beten und mich lehrte sie katholisch beten." [1]) Das trug sich so zu.

Nachdem ihm im Zeitraum von nur wenigen Monaten vier Kinder gestorben waren, starb am 10. November desselben Jahres 1859 sein letzter Sohn. Noch vor der Beerdigung desselben mußte er eine unaufschiebbare Reise in die Nachbarschaft machen. Als er nach wenigen Stunden wiederkehrte, kam ihm seine Schwiegermutter mit den Worten entgegen: „Ihre Frau ist nicht mehr, sie ist gleich tot!" — Sie hatte einen plötzlichen Blutsturz erlitten und lag da mit starrem Munde, starren Mienen, starren Händen. In der Angst seines Herzens wendete sich der schwergeprüfte Mann an den heiligen Schutzengel um bei Gott Fürbitte für seine Frau einzulegen, daß er sie nicht außerhalb der Kirche sterben lasse. Kaum hatte sich dieses Stoßgebet seiner Brust entwunden, da schien es ihm, als ob ihm jemand den Rat einflüstere, seine Frau mit kaltem Wasser zu besprengen, was vorher schon auf Anraten des Arztes wiederholt aber vergeblich geschehen war. Bald darauf erwachte sie wie aus einem Traume, erholte sich nach und nach und wurde wurde wieder gesund. Das entschied.

Im Spätherbst des Jahres 1861 verkaufte er sein Gut

[1]) S. Bonifaciuskalender für 1864, S. 214.

übersiedelte nach Neisse, wo sein Bruder Aurel schon als katholischer Priester wirkte, und auch die Mutter, Julie Meinhold, geb. Gering, wohnte, die seit dem 11. März 1859 ebenfalls katholisch war. Während er seine Frau und die elfjährige Tochter zu Verwandten nach Pyritz schickte, reiste er selbst allein mit einer vierundsiebzigjährigen Tante, Wilhelmine Gering, nach Neisse, um eine Wohnung zu suchen und einzurichten. Dort angekommen, ergriff ihn solche Sehnsucht nach der Kirche, daß er nicht länger auf seine Frau warten mochte, die sich noch immer nicht recht geneigt zeigte, und sofort, schon am 20. November 1861 zu Ottmachau[1]) das Glaubensbekenntnis ablegte.

Mitte Dezember reiste er nach Pommern zurück, um Frau und Kind von Pyritz nach Neisse abzuholen. Doch lassen wir ihn nun die weiteren Erlebnisse selbst erzählen.

„Wenn schon geborener Pommer, war ich bis zu der Zeit noch nie nach Pyritz gekommen. Sodann wanderte ich einige Tage nach meiner Ankunft mit meinem Töchterchen an der Hand den ziemlich weiten Weg hinaus zum Ottobrunnen, um an dieser heiligen Stätte die Fürbitte des heiligen Otto für die Bekehrung meiner Familie zu erflehen. Unterwegs schon bewegt von mancherlei frommen Gedanken, betrat ich den kleinen Hain, in dem der Ottobrunnen gelegen, welchem die umstehenden, weitästigen Linden ein schönes Schutzdach gewähren. Ich wurde auch bald eines hohen Kreuzes in einer Umfassung ansichtig. Im Hintergrunde schimmerte ein Gebäude durch die Bäume, das ein Schullehrer-Seminar sein soll.

„Ich lenkte meine Schritte zum Kreuze. Dasselbe ist etwa 9—10 Fuß hoch, aus poliertem roten Granit und steht in einer ziemlich geräumigen Ummauerung von großen, roten, ebenfalls polierten Granitblöcken an der Ostseite des Brunnens. Von allen vier Seiten führen vier bis fünf granitene Stufen zu dem Wasser hinunter. Durch eine eiserne Pforte trat ich in das kleine Heiligtum.

„Also auf dieser Stelle hatten einst meine heidnischen Vorfahren gestanden, um das heilige Sakrament der Taufe aus

[1]) Sein Bruder Aurel war Kaplan in Ottmachau gewesen, daher freundschaftliche Beziehungen zu Erzpriester Nippe in Ottmachau bestanden.

dem Brunnen vor mir zu empfangen; dort also, wo das Kreuz sich erhebt, mußte der heilige Otto gestanden haben, in seinen Gewändern mit Mitra und Krummstab, noch einmal die wogende, nach Tausenden zu zählende Menge seiner Täuflinge ermahnend, die Götzen abzuschwören. Ich hörte ihn förmlich mit melodischer Stimme rufen: „Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken, insbesondere dem Triglaf, dem Czernibog, dem Belbog, dem Radegast, der Hertha und allen übrigen Götzen, die ihr euch gemacht habt?" — Und es war mir, als wenn ich aus dem Brausen des Dezemberwindes ein dumpfdröhnendes „Ja" vernahm. Darauf der Bischof weiter: „Willst du nun auf den heiligen christlichen apostolisch-katholischen Glauben getauft sein?" — Ich vernahm dasselbe „Ja". Da sah ich schon im Geiste meine Altvordern in ihren rotblau- und rotgrün-gestreiften Wämsern und weiten blauen Hosen in malerisch-bunter Tracht dem heiligen Brunnen zuwogen, in erster Reihe Edle aus dem Geschlechte der Mitzlaf, Dumslaf, Bork, Schwerin und Rammin in glänzendem Waffenschmucke, aber barhaupt und ohne Waffen. Ich sah schon im Geiste, wie der Heilige, der mein Vaterland bekehrt, seine hehren Augen voll Dankes gegen Gott über die reiche Ernte vor ihm gen Himmel richtete, dann, sie trocknend, noch einmal über die Menge und die edlen Gestalten vor ihm schweifen ließ, sein Gewand aufnahm und erhobenen Stabes und leuchtenden Blickes zur Quelle hinabstieg, — als plötzlich in dem nahen Seminar die Mittagsglocke mich aus meinen Träumereien weckte. Ich blickte auf und die ganze Scenerie war verschwunden; statt des Bischofs stand da das rote Kreuz, und, wo ich die Täuflinge gesehen, spielte der Wind mit dem dürren Laube, dem Bilde aller irdischen Vergänglichkeit. Dann nahm ich mein Töchterchen an der Hand, schritt die Stufen hinunter zu dem heiligen Borne, besprengte mich, besprengte sie mit dem heiligen Wasser, kniete am Kreuze und betete:

„Heiliger Otto, ruhmgekrönter Apostel meiner und meiner Frau Vorfahren, sieh' mich hier mit dem einzigen Kinde, das mir der Herr gelassen, mit wohlgefälligem Blicke an, sieh', ich bin der einzige katholische Pommer vielleicht, der seit Jahren an diesem Orte deiner Wunder, deiner Verherrlichung knieet, erhöre mein Flehen, bitte den Allmächtigen, daß er alsbald in

seiner Gnade mein Vaterland wieder hinwende zu dem Glauben, den du hier dereinst hast verkündet und mit unzähligen Wundern bekräftigt, insbesondere erbitte ich deine Fürbitte für mein teures Weib, das ja jetzt hier auch an diesem durch deine Thaten berühmten Orte weilt, daß sie bald die Gnade Gottes empfange, die Herrlichkeit seiner Kirche schaue und zu ihr, der Arche, in der allein nur Heil, zurückgeführt werde. Desgleichen bitte ich dich, erflehe Gottes Gnade für mein Kind, das hier neben mir im Staube liegt, und alle Mitglieder meiner und meiner Frau Familie. Heiliger Otto, erflehe für mich den wahren Geist, daß ich treu meinem Gotte, treu seiner heiligen Kirche erfunden werde und Treue bewahre bis zum Tage des Gerichts! Heiliger Otto, bitte für mich, meine Familie und mein Vaterland!"

Durch dies mein Gebet, das ich mich bemüht, so viel als möglich dem Sinne nach wieder zu geben, gestärkt, stand ich auf, benetzte mich und die Kleine wieder mit dem heiligen Wasser und wollte schon gehen, als ich folgender Inschriften auf dem Denkmale gewahr wurde.

Ad fontem vitae hoc aditu properate lavandi
Constantis vitae janua *XPΣ* erit

(d. h. tretet hinzu zu der Quelle des Lebens, beeilt euch zu waschen, sein wird Christus die Thür, die zur Beharrlichkeit führt).

Auf der östlichen Seite der Mauer steht die Inschrift:

Bischof Otto von Bamberg taufte aus dieser Quelle die ersten Pommern am 15. Juni 1124.

Friedrich Wilhelm III. und dessen Söhne (folgen die Namen) errichteten dieses Denkmal zum Gedächtnis jenes Tages am 15. Juni 1824.

Nachdem ich diese Inschriften gelesen, überblickte ich noch einmal dieses denkwürdigste, ja, heiligste Plätzchen Pommerns, um es recht meinem Gedächtnisse einzuprägen, und trat mit meinem Kinde den Rückweg an. Unterwegs beschäftigte mich der Gedanke, was für eine herrliche Kapelle wohl über dieser heiligen Quelle sich erheben würde, wenn die Pommern sich nicht vor dreihundert Jahren aus der Wiege des Katholizismus hinausgemacht hätten; welche heiligen Hymnen würden da täglich erklingen, welcher Weihrauchduft zum Himmel steigen,

wo jetzt der rauhe Wind Laub und Gras und Staub ins Heiligtum jagt, und kaum jemand des heiligen Ortes, noch dessen, durch den er heilig, gedenkt.

Jedoch es wird Zeit, mein teurer Freund, daß ich zu der Lebensgeschichte meiner Frau, die Sie ja vor allem haben wollen, zurückkehre. Ich hielt es aber, um für die späteren Ereignisse einen Anhaltspunkt zu gewinnen, für durchaus notwendig, meines Ganges zum Otto-Brunnen oder, wenn Sie wollen, meiner Wallfahrt dahin zu erwähnen.

Nach wenigen Tagen ermöglichte ich denn nun auch die Übersiedlung nach Neisse; indessen hatte ich, noch vor unserer Abreise aus Pommern meiner guten Frau, die aber leider immer noch voll von protestantischen Vorurteilen war, fest versprechen müssen, sie nie zum Übertritt in die katholische Kirche zu zwingen. Sie wollte wahrscheinlich, bevor sie in das katholische Neisse einzog, sich in ihrem Protestantismus förmlich verschanzen.

Anfang Januar 1862 traf ich denn nun auch glücklich mit den Meinen in Neisse ein, obgleich der schwache hüstelnde Zustand meiner Frau mir schon damals viele Besorgnis einflößte. Nicht minderen Kummer machte mir der Umstand, daß meine Frau statt dessen, daß ich im Umgange mit lauter Katholiken eine Annäherung an den Katholizismus gehofft hatte, eine viel schroffere Stellung denn jahrelang zuvor einnahm. Namentlich wollte sie nicht zugeben, daß die Tochter in der katholischen Religion unterrichtet würde.

Den höchsten Grad erreichte ihr Widerwille gegen die heilige Religion in den Tagen des vierzigstündigen Gebetes vor den Fasten, wo ich täglich in der Pfarrkirche mehrere Stunden verweilte, ja, er sprudelte vollständig über am letzten Tage, wo ich nachmittags um 3 Uhr wieder fortgegangen und erst abends um 9 Uhr heimkehrte. Da schalt sie sehr über das viele übertriebene Beten und Beichten tagaus und tagein, und erklärte, daß sie nun und nimmermehr zugeben würde, daß ihr einziges Kind in einer so übertriebenen Religion erzogen und unterrichtet würde. Als mein Töchterchen, das leider diesen Herzenserguß angehört hatte, zu Bette gegangen war, bat ich sie um Christi willen, dem Seelenheil der Kleinen nicht mit

Religionsspöttereien entgegenzutreten, da es mein fester väterlicher Wille sei, daß mein Kind in der Religion, nach der ich so viele lange Jahre gerungen, unterrichtet werden solle.

Nach diesem Vorgange legte ich mich an diesem unvergeßlichen Abende des 4. März sehr betrübt und niedergeschlagen zu Bett. Während meine Gedanken umherschweiften und keine Ruhe finden wollten, trat mir plötzlich Pyritz mit dem Otto-Brunnen vor die Seele. Hier in diesen Nöten muß St. Otto helfen, dachte ich, und rief nun recht herzhaft seine Fürbitte an, und zwar um so eifriger, weil ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, daß ich der einzige Pommer sei, der seiner Hilfe begehre. — Beruhigt und getröstet schlief ich auch alsbald ein.

Am anderen Morgen ging ich sehr früh in die Pfarrkirche zum Empfang der heiligen Kommunion, und kehrte schon wieder als meine Frau eben erst erwacht war. Sie verhielt sich auffallend still und einsilbig, was ich aber auf unsere Unterhaltung am Abend vorher bezog. Indessen ich hatte mich geirrt, denn nach einiger Zeit brach sie ihr Schweigen und erzählte mir folgendes:

„Ich habe gestern abend, bald darauf nachdem du zu Bett gegangen, einen recht merkwürdigen Traum gehabt, wenn man dies Ereignis einen Traum nennen kann. Es erschien mir nämlich ein Bischof, ein freundlicher alter Herr, mit langen grauen Locken, die ihm auf das Gewand herabflossen, hinten hatte er eine Kapuze, beinahe so, wie ich sie einmal an dem Franziskanermönch aus Lonk gesehen. Er trat an mein Bett, setzte sich auf den Stuhl vor demselben und sprach wundervolle Worte des Trostes zu mir. Ach, ich war so recht glücklich! Darauf nahm er Abschied, segnete mich und sagte, daß er in vier Wochen wiederkommen wolle. Als er fortging, sah ich ihm nach und bemerkte noch, wie er diese offene Thür nach der Vorderstube etwas bewegte, und als seine langen Locken hinter der Thüre verschwanden, fand ich mich aufrecht vollständig wach im Bette sitzen. Es kann also doch, da ich wach war, kein Traum gewesen sein.

Darauf schlief ich wieder ein, und nachdem ich einige Zeit geschlafen, war es mir, als wenn diese vier Wochen verflossen waren. Da sah ich mit einem Male unsere ganze Wohnung

erhellt und erblickte denselben Bischof in hellem Glanze, der aber von ihm ausging, vor mir stehen. Es war mehr wie Tageshelle; er kam aber nicht allein, sondern hatte noch mehrere Priester und Chorknaben in weißen Chorhemden, die allesamt brennende Kerzen in den Händen trugen, bei sich. Der Bischof kam noch freundlicher wie das erste Mal zu mir ans Bett. Mein Herz aber jubelte laut auf und flog ihm förmlich entgegen. Er sprach noch trostreicher wie das erste Mal und ich war überglücklich. Darauf schüttete ich ihm mein Herz aus und beichtete alles, dann kam ein anderer Priester und gab mir das heilige Abendmahl. Während mich der Bischof zum Abschiede wieder segnete, war es mir, als wenn noch viele Leute zum heiligen Abendmahle gingen. Ich war aber so selig, als wenn ich im Himmel wäre und fühlte überirdische Wonne, bis ich erwachte."

Es war ein Glück, daß meine Frau mein Gesicht bei dieser Erzählung nicht beobachten konnte, weil ich solche Stellung eingenommen, daß sie es nicht zu sehen vermochte, denn sonst würde sie mein großes Erstaunen auf demselben gelesen haben. Ich unterbrach sie auch nicht, denn mir war so zu Mute, als wenn mein Herz sollte stillstehen und sagte nur, nachdem sie geendet: „Mein Kind, das ist der heilige Otto, der Apostel unserer Voreltern gewesen, und ist dies in der That ein sehr merkwürdiger Traum."

Da ich mir gar nicht recht zu helfen wußte, weil hier sich Gott sichtbar in seinem Heiligen einflußreich bewiesen, ging ich alsbald, ohne weiter ein Wort über diesen merkwürdigen Traum mit meiner Frau gesprochen zu haben, zu meinem Bruder und mit diesem zu meinem Beichtvater P. Kleinitzke, erzählte diesem den ganzen Verlauf und bat um Rat.

Dieser fromme Geistliche verbot mir nun, da Gottes Gnade sichtbar walte, mit meiner Frau über Religion zu sprechen, gebot mir vielmehr, sie ruhig ihres Weges gehen zu lassen und nur dann Rede und Antwort zu geben, wenn sie aus eigenem Antriebe über religiöse Dinge zu sprechen anfinge. Ferner ordnete er eine neuntägige Andacht zu allen Heiligen an, wo wir hinter dem heiligen Franziskus einschalten sollten: „Heiliger Otto, Apostel der Pommern, bitte für uns."

Am neunten Tage gingen wir zu den heiligen Sakramenten und ließen noch eine dreitägige Andacht zum heiligen Joseph, dessen Fest gerade damals traf, nachfolgen.

Wie wir nachträglich erfuhren, hatten sich, wahrscheinlich auf Betrieb meines guten Beichtvaters, außer unserer Familie noch mehrere andere fromme Seelen bei dieser neun- und respektive dreitägigen Andacht beteiligt. Auch ließen mein Bruder und ich eine heilige Messe in Bamberg am Grabe des heiligen Otto durch den erzbischöflichen Sekretär daselbst lesen, der wir uns in Neisse am vorherbestimmten Tage bei einer heiligen Messe in Gedanken anschlossen.

Ohne irgendwelches Religionsgespräch mit meiner Frau kam der Abend des 29. März heran, wo sie mich aus dem Nebenzimmer zu sich an ihr Krankenbett rief, mich setzen hieß und dann plötzlich begann:

„Ich fühle, daß ich mich mit Gott aussöhnen muß, und zwar je eher je lieber, denn meine Entbindung naht heran und wer weiß, ob ich bei meiner Schwäche mit dem Leben davonkomme. Ich will zum heiligen Abendmahle gehen.“

In der festen Meinung, daß sie einen lutherischen Geistlichen haben wolle, da sie sehr wohl wußte, daß ihrer drei am Orte seien, frug ich, wen sie haben wolle? Zu meinem Erstaunen nannte sie meinen Bruder. Als ich ihr entgegnete, daß sie dann aber erst katholisch werden müßte, antwortete sie: „Das will ich ja auch!“

Also nun war mit einem Male die harte Rinde gebrochen durch die Gnade des Allmächtigen und die Fürbitte des heiligen Otto!

So urplötzlich hatte ich die Sinnesänderung nimmer für möglich gehalten, vielmehr glaubte ich einer ähnlich langen Zeit, wie der Herr v. Beckedorf, entgegenharren zu müssen.

In freudigster Aufregung schickte ich noch denselben Abend zum Bruder, den meine Frau auch selbst verlangte. Dieser war nicht minder erstaunt, aus ihrem Munde ihr Begehren zu vernehmen.

Da mein Bruder nicht die erforderliche bischöfliche Vollmacht hatte, wünschte sie in die Hände des Herrn Erzpriesters Nippe in Ottmachau, den sie in früherer Zeit kennen gelernt hatte, das

Glaubensbekenntnis abzulegen. Derselbe wurde nun am anderen Morgen durch einen expressen Boten von dem Anliegen meiner Frau in Kenntnis gesetzt, worauf er sich auch am Nachmittage des Sonntags Lätare („Freuet euch"), am 30. März, zur Kranken hinbemühte; denn meine Frau konnte Schwäche halber seit längerer Zeit das Bett nicht mehr verlassen.

Inzwischen war die Genehmigung vom betreffenden Ortspfarrer eingeholt, und um 4 Uhr gedachten Sonntags war sie ein Mitglied der heiligen Kirche, beichtete dann reumütig und empfing aus den Händen meines Bruders später das heilige Abendmahl.

Am Abende dieses Tages Lätare, für uns der höchste Freudentag geworden, fiel uns erst ein, daß tags darauf die vier Wochen, von denen der heilige Otto bei seiner ersten Erscheinung gesprochen, verflossen seien. Das heilige Sakrament, was sie damals im Traume genossen, war ihr jetzt in Wirklichkeit zu teil geworden. Wir aber lobten Gott und dankten ihm.

Wenige Tage darauf, am 1. April, wurde die Konvertitin von einem Töchterchen glücklich entbunden, aber in kurzer Zeit so leidend, daß wir ihren Heimgang befürchteten, weshalb mein Bruder ihr das heilige Sakrament der letzten Ölung erteilte. Indessen bald nach Empfang desselben ließen die Schmerzen nach, und sie bekam Ruhe und Schlaf. Nach etwa zehn Tagen beichtete und kommunizierte sie noch einmal, worauf im Seelenleben der Kranken eine große Veränderung eintrat. Sie wurde nicht müde, mit ihrer schwachen Stimme Gott zu loben, beim Anblick eines Kruzifixes oder bei Nennung des süßen Namens Jesu blickte sie nach oben und drückte die dürren Arme an die Brust. In schlaflosen Zeiten bat sie die wachende graue Schwester, ihr etwas von der Mutter Gottes, vom Christkinde, vom Himmel, den heiligen Engeln u. s. w. zu erzählen, sie klatschte dann oftmals vor lauter kindlicher Freude in die Hände und rief: „Du großer, lieber Gott, wie gut bist du!"

Jeden Geistlichen, der etwa zu mir kam, ließ sie bitten, ihr den Segen zu geben. Tags vor ihrem Tode dankte sie mir noch mit reichlichen Thränen für den Weg zur Kirche, den ich ihr gezeigt, und rief, indem sie mich umarmte: „Ach, wie glücklich hast du mich gemacht, lieber Mann, ich danke dir;

ach, du großer, lieber Gott, mir ist so leicht, ich könnte fliegen."

Am anderen Tage, als am ersten des Marienmondes, nachmittags halb 3 Uhr erwachte sie aus einem langen Schlummer, den wir schon für den letzten gehalten, blickte nach der Wand, wo sonst ein Kruzifix gehangen, das wir ihr aber bereits in die erstarrten Hände gegeben, und als sie dort nicht fand, was sie suchte, sah sie mich und meinen Bruder der Reihe nach an, dann schaute sie gen Himmel, eine große Thräne trat in ihre Augen, — noch drei Atemzüge — und die Dulderin hatte überwunden.

Niemand anderer als ihr heiliger Engel hatte sie auf eineinhalb Jahre von Gott fürs Leben und die heilige Kirche erfleht, und niemand anders als ein Heiliger, erscheinend im strahlenden Glanze des himmlischen Hochzeitkleides, war ihr Bekehrer. Muß man da nicht, in den Staub sich senkend, ausrufen: „O Herr, wie wunderbar sind deine Wege und unerforschlich deine Ratschlüsse!"

Die körperliche Hülle aber der so selig Verstorbenen harret auf dem Kirchhofe St. Jerusalem zu Neisse dem Auferstehungsmorgen entgegen.

Wenige Wochen nach der Mutter starb das am 1. April geborene Töchterlein, und wurde am Tage des heiligen Otto, am 2. Juli, der Mutter im Grabe zugesellt.

Noch ganz erfüllt von der großen Gnade, die Gott meinem guten Weibe in den letzten Lebenstagen durch die Fürbitte des heiligen Otto erwiesen, bekamen mein Bruder und ich bald darauf ein getreues Abbild des Grabmals des heiligen Otto zu Bamberg mit einigen Reliquien dieses Heiligen in einer silbernen Kapsel von dem schon oben erwähnten erzbischöflichen Sekretär daselbst geschenkt, mit dem Bemerken, daß das Bildnis des heiligen Otto, wovon das übersandte Sepulkrum ein getreues Konterfei, aus der grauen Vorzeit stamme. Wir waren nicht wenig erstaunt, lange Ringelchen aus der Mitra auf das bischöfliche Gewand herabquellen zu sehen, ganz so, wie meine Frau die Erscheinung des heiligen Otto beschrieben. Gelobt sei Gott, der da in seinen Heiligen mächtig ist!

Ein wie staunenswertes und in die Augen springendes Zeugnis für die Wirksamkeit der Anrufung der Heiligen nun

auch die wunderbare Bekehrung meiner Frau darlegt, so halte ich es doch für meine Pflicht, alle Gnaden, die unserer Familie in so reichem Maß zu teil geworden, auf viele Jahre rückwärts schon dem stillen Wirken des heiligen Otto zuzuschreiben.

Wie Sie wissen, war mein Vater in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts lutherischer Pfarrer auf der Insel Usedom. Einsam und abgeschlossen von der Welt im steten Anblick einer großartigen Natur und des ihn umgebenden Meeres, beschäftigte er sich mit Poesie. So besang er denn auch zum siebenhundertjährigen Jubelfeste der Bekehrung der Pommern den heiligen Otto in zehn Gesängen, die wieder in achtzeilige Stanzen abgeteilt waren. Fast zwei Jahre war diesem Heiligen sein täglicher Gesang zugewendet, wenn auch nicht im katholischen Sinne, aber er besang ihn doch. Sein Werk erschien damals in Kommission bei Koch in Greifswalde u. d. T.: „Bischof Otto von Bamberg oder die Kreuzfahrt nach Pommern.“ Da er es aber auf Subskription herausgab und allein Verleger war, so setzte er einen großen Teil seines Vermögens dabei zu. Nach einigen Jahren auf eine einträglichere Stelle auf derselben Insel versetzt, fügte es Gott, daß er in der Stadt Wolgast die Bekanntschaft mit P. Zink aus Stralsund und durch ihn die der apostolischen Väter machte. Mein Vater studierte eifrig einen nach dem anderen, und eine Hülle nach der anderen fiel von seinen Augen, bis er endlich den Katholizismus in seiner Wahrheit und Herrlichkeit ganz erkannte und majestätisch dastehen sah, sein einträgliches Pfarramt aufgab und in seiner letzten Schrift „Sigismund Hager oder die Reformation“ sein katholisches Glaubensbekenntnis aushauchte. Zwar war es ihm nicht vergönnt, da er plötzlich am Gehirnschlag starb und da er leider aus pekuniären notgezwungenen Gründen seinen Übertritt bis zum Abschluß dieses eben erwähnten Werkes verschoben, noch äußerlich zur heiligen Kirche überzutreten, indessen hat sein Ringen und Streben nach der allein wahren Kirche uns Brüder alle bis auf einen in dieselbe hineingeführt, desgleichen meine Mutter, meine alte Tante, die noch im dreiundsiebzigsten Jahre zurücktrat und endlich ja meine Frau.[1])

[1]) Außer seinem Bruder Aurel (siehe T. 2. S. 185 ff.) ist auch noch

Ist es bei einer so reichen Ernte in einer Familie nicht natürlich und vernünftig anzunehmen, daß der heilige Otto dessen und der Angehörigen desjenigen bei Gott, mit seiner kräftigen Fürbitte gedachte, der ihm viele wochen-, ja jahrelang von früh bis spät an einem Ehrenkranze gesungen?"

Gewiß werden katholische Leser einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Verehrung und Anrufung des heiligen Otto und den so zahlreichen Konversionen in der Familie Meinhold nicht verkennen. Welchen Charakter auch die traumhafte Erscheinung, welche Frau Meinhold hatte, gehabt haben mag, — wir wollen darüber nicht urteilen — niemand wird ohne Rührung den Ausdruck so kindlich frommen, tiefernsten Glaubens der beiden Ehegatten lesen können.

Georg Meinhold aber, Witwer geworden, suchte um die Erlaubnis nach, katholische Theologie studieren zu dürfen, die ihm auch zu teil ward, worauf er im Oktober 1862 die Universität Breslau bezog. Allein ein verborgener Feind schlummerte in ihm, ein Lungenleiden, das er bisher wenig beachtet, und das sich nun mit aller Macht geltend machte, so daß der sonst so starke und kräftige Körper ihm erlag. Georg Meinhold starb während der Weihnachtsferien zu Neisse am 30. Dez. 1863.

---

sein dritter Bruder Wilhelm Meinhold, Gutspächter zu Nikolaiken in Westpreußen 1857 katholisch geworden. Die Tante Wilhelmine Gering trat am 13. Februar 1862 über.

Fürst Karl zu Isenburg-Birstein.

Fürst Karl zu Isenburg ist den 29. Juli 1838 geboren, als der Sohn des am 15. Februar 1843 verstorbenen Prinzen Viktor und der Prinzeß Marie, geborenen Prinzeß Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, einer durch Geistes- und Herzensgaben ausgezeichneten frommen katholischen Dame. Da das Isenburgische Gesamthaus dem reformierten Bekenntnisse folgte, so war in dem betreffenden Ehekontrakte festgesetzt worden, daß die aus dieser Ehe sprossenden Söhne diesem, die Töchter aber dem der Mutter folgen sollten. Für den Fall des früheren Todes des Vaters waren die Prinzessin Mutter und sein älterer Bruder, der regierende Fürst, zu Vormündern der Kinder bestimmt.

Nach dem Tode ihres Gemahls nun vertraute die Prinzeß den siebenjährigen Prinzen der Obsorge eines streng calvinistischen Theologen an. Als derselbe aber heranwuchs, empfand er eine große Abneigung gegen die calvinistischen Lehren, fühlte sich dagegen zu der Religion seiner Mutter, der auch seine Schwestern angehörten, lebhaft hingezogen. Allmählich entwickelte sich aus dieser Sympathie die Überzeugung, daß in der katholischen Kirche die Wahrheit gelehrt werde, und dieser gab der junge Prinz in seinem fünfzehnten Jahre durch die Erklärung Ausdruck, daß er katholisch werden wolle. Die Gesetze des ehemaligen Kurfürstentums Hessen (in diesem liegt ein Teil der fürstlichen Besitzungen und auch die gewöhnliche Residenz des Fürsten, weshalb die kurfürstlichen Gerichte als die obervormundschaftlichen Behörden der fürstlichen Kinder galten) schienen diesem Vorhaben kein Hindernis zu bieten, denn es war genügender Grund zu der Annahme vorhanden, daß eine landesherrliche

Verordnung von 1851 als Diskretionsjahr das vierzehnte Jahr bestimmt habe. Doch die Gerichte entschieden anders, sie erklärten, daß noch die Bestimmung des Gesetzes von 1848, welche das achtzehnte Jahr als Diskretionsjahr festsetzte, in Kraft sei, und daß der junge Prinz, der in einem gesetzlichen Akte seine feste Absicht, zu der katholischen Kirche zurückzukehren, ausgesprochen hatte, noch protestantisch bleiben müsse. Ferner bestimmten sie, da sie sich zu der Annahme berechtigt glaubten (worin sie sich freilich sehr getäuscht hatten), es möchte der Einfluß der Mutter des Prinzen denselben zum Übertritt veranlaßt haben, daß derselbe dieser gänzlich entzogen und ganz der Obhut seines Oheims, des Fürsten, zu dessen Succession er durch die Hausgesetze berufen war, anvertraut werde.

Infolge dieses Entscheides wurde der Prinz 1853 in die Residenz seines Oheims nach Birstein gebracht, wo er am Besuch des katholischen Gottesdienstes verhindert und von jedem katholischen Umgang aufs strengste abgeschlossen gehalten wurde. Diese Maßregeln wurden sogar gegenüber der Mutter des Prinzen mit großer Schärfe aufrecht erhalten.

Zur Vollendung seiner protestantischen Erziehung wurde der Prinz auf das Gymnasium nach Wittenberg gebracht. Dort wohnte er bei einem bedeutenden lutherischen Theologen und wurde von ihm in diesem Bekenntnisse unterrichtet, während in der Fernhaltung alles katholischen Einflusses fortgefahren wurde. Unter diesen Verhältnissen und Einflüssen, welche auf die Unbefangenheit und Selbständigkeit seines noch sehr jugendlichen Gemütes den nachteiligsten Einfluß üben mußten und ihn in seiner Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre erschüttert hatten, beschloß der Prinz, sich in der lutherischen Konfession, in welcher er die Härten, die ihn in dem reformierten Bekenntnisse so abgestoßen hatten, nicht zu finden glaubte, konfirmieren zu lassen, was auch im Jahr 1855 geschah.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Nach vollendetem zweiundzwanzigsten Jahre, mit welchem Lebensalter die kurhessischen Gesetze die Majorität eintreten ließen, fand der Prinz Gelegenheit, sich mit der Lehre der katholischen Kirche näher zu beschäftigen und erkannte bald, daß nur in ihr die volle Wahrheit zu finden sei.

Dieser Erkenntnis gab er sofort Ausdruck, indem er im Mai 1861 in Mainz das katholische Glaubensbekenntnis ablegte.

Aus voller Überzeugung war er in den Schoß der Mutterkirche eingetreten, nicht unvorbereitet oder den Einflüssen einer zärtlichen Mutter nachgebend, noch weniger durch poetische oder künstlerische Vorliebe bestimmt. Seine Anfang 1866 erschienene Schrift „Die neue Ära in Baden“ zeugt von eben so genauer Kenntnis als scharfsinniger Beurteilung der inneren Verhältnisse dieses Musterstaates bureaukratischer Aufklärung, aber auch von der entschiedensten katholischen Gesinnung ihres edlen Verfassers.

Am 31. Mai 1865 vermählte sich Prinz Karl mit Maria Luise Annunciata, Erzherzogin von Österreich und Prinzessin von Toskana, die ihm neun Kinder schenkte. Als sein Oheim Fürst Wolfgang Ernst zu Isenburg am 29. Oktober 1866 starb, wurde Prinz Karl Erbe seines Besitzes und des Fürstentitels.

Der nunmehrige Fürst Isenburg nahm lebhaft Anteil an der katholischen Bewegung seiner Zeit. Das beweisen unter anderem seine weiteren Schriften: „Die Parteien im deutschen Reichstage und die Socialdemokraten“ 1877; „Die reformatorische Aufgabe des deutschen Reichstags“ 2 Bde. 1878; „Was rettet die Gesellschaft“? 1881; „Ist der Kulturkampf beendet“? 1887; „Die heutige Centrumsfraktion“ 1893. Seine Bemühungen um Beilegung des Kulturkampfes im Großherzogtum Hessen waren leider nicht von glücklichem Erfolge begleitet.

Große Verdienste erwarb er sich durch die langjährige Leitung des zum Schutze der deutschen Auswanderer gestifteten St. Raphaelvereins.

Gerühmt wird seine große Güte, die er als Gutsherr übte, welche aber zu seinem Nachteil vielfach gemißbraucht wurde.

Am 5. April 1899 starb der Fürst unerwartet auf dem Schloß Schlackenwerth bei Karlsbad, wo er zum Besuch weilte.

Vgl. Das katholische Deutschland, repräsentiert durch seine Wortführer; II. Serie, I. Heft, Würzburg 1878.

In demselben Jahre schloß sich ein geachtetes Mitglied des preußischen Richterstandes der heiligen katholischen Kirche an, Herr

Friedrich v. Forcade de Biaix.

königl. Kreisgerichtsrat zu Bochum.

Zu Paderborn am 17. Sept. 1821 geboren und einem aus Frankreich stammenden Hugenottengeschlecht entsprossen, dessen letzter männlicher Sprößling der obige ist, war derselbe Kreisgerichtsrat zu Bochum, als er am 21. Juni 1861 sich als Sohn der katholischen Kirche bekannte, was die Elberfelder Zeitung zu folgender Bemerkung veranlaßte: „Der Herr v. Forcade war wegen seiner hohen Bildung und gesellschaftlichen Tournüre bei seinen Kollegen und Standesgenossen bisher allgemein beliebt und geachtet; er hält sich jetzt — aus leicht zu begreifenden Ursachen — von allem Verkehr völlig entfernt."

Veranlassung zu der Konversion des Herrn v. Forcade mochte seine Verbindung mit der freiherrlichen Familie von Romberg gegeben haben. Er hatte sich am 25. September 1860 mit Isabella, Tochter des Freiherrn Klemens v. Romberg und Enkelin des Konvertiten Freiherrn Gisbert v. Romberg (siehe S. 399) vermählt und war dadurch in streng katholische Kreise gekommen.

Herr v. Forcade wurde 1865 Appellationsgerichtsrat in Hamm, 1873 Obertribunalrat in Berlin und später Reichsgerichtsrat zu Leipzig, als welcher er 1890 seinen Abschied nahm. Als Abgeordneter des Reichstages in den Jahren 1874—1879 gehörte er der Centrumspartei an.

Er starb am 18. Juli 1891 zu Reckenberg, einem seiner Gemahlin gehörenden Gut.

Hermann Otto Fischer, Erzieher, und Familie.

Hermann Otto Fischer aus Havelberg war Hofmeister bei dem Grafen Fries zu Böslau und verheiratete sich mit Maria Augspurg aus Norden im Hannoverschen, welche Erzieherin der Töchter des gräflichen Hauses, eine feingebildete Dame, Dichterin und Übersetzerin spanischer Werke war. Am 25. Juni 1855 wurde beiden zu Böslau bei Wien ein Sohn, Otto Ludwig Bartholomäus, geboren. Später, 1859, traten die Eltern in gleiche Stellung bei dem Herzog v. Ratibor zu Rauden in Schlesien, dann bei dem Fürsten Karl v. Hohenlohe-Langenburg zu Venedig und Otto genoß dieselbe Erziehung wie die fürstlichen Kinder. In Venedig trat der Vater 1862 in den Schoß der katholischen Kirche mit seinem Söhnchen ein, etwas später folgte die Mutter. Leider starb der Vater plötzlich infolge eines Schlagflusses 1867 und die Mutter kehrte mit dem Sohne von Venedig nach Deutsch-Österreich zurück, ließ diesen das Gymnasium auf dem Freinberge bei Linz, dann zu Mariaschein in Böhmen und zu Prag besuchen, bis auch sie starb. Nachdem nun der junge Fischer in Innsbruck Philosophie und Theologie studiert hatte, trat er 1877 in das Benediktinerkloster Muri-Gries bei Bozen ein, legte am 13. November 1877, nachdem er den Klosternamen Leo erhalten, die Gelübde ab und wurde am 11. Juli 1880 zum Priester geweiht. Zuerst wurde er in der Seelsorge verwendet. Hier dichtete er für die Kinder des damals in Meran weilenden jungen Grafen Fries das Singspiel „Die Jahreszeiten", das später in den „Blumen aus dem Klostergarten" erschien. 1885 wurde er nach Sarnen geschickt, um an dem dortigen Gymnasium und Lyceum als Professor der deut-

schen Sprache und Litteratur, sowie der Geschichte und Ästhetik zu wirken. „Ausgezeichnete Begabung und gründliche Bildung machten ihn zu einem tüchtigen Lehrer. Seine Vorträge waren von einem Reichtum und und einer Tiefe des Inhalts und wußten zugleich den Lehrgegenstand dem jugendlichen Verstand und Gemüt so nahezulegen, daß alle davon gefesselt wurden." (Hist.-pol. Bl. Bd. 117 [1896] S. 62.)

Auch schriftstellerisch bethätigte er sich in verschiedenen Aufsätzen, die er in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, im Mainzer Katholik und in verschiedenen Schulprogrammen veröffentlichte. Sein dichterisches Talent gab er 1883 öffentlich durch ein Bändchen historischer Gedichte: Ecclesia militans kund; darauf folgten 1886 „Blumen aus dem Klostergarten", 1887 „Subsilvania"; 1889 Dichtergrüße aus den Alpen; 1492 „Auf der Höhe". Das letzte Werk „Wanderers Weisen" gab er noch in Druck, ohne jedoch die Herausgabe selbst zu erleben.

P. Wilhelm Kreiten sagt in seinem Aufsatz über P. Leo Fischer in der „Alten und Neuen Welt" 1896, S. 162 zur Charakterisierung seiner Poesie: „Norddeutscher von Geschlecht, der sein Leben im Süden verbringt, Sohn eines gelehrten Vaters und einer poetisch veranlagten Mutter, ohne eigentliche ständige Heimat, geboren in Österreich, aufgewachsen in Venedig, wandernd von Italien nach Österreich, Böhmen, Tirol und Schweiz, bis die Klosterzelle und Schule sein Heim wird — bei dem allem wäre es auffallend gewesen, wenn P. Fischer eine andere Dichtungsart angenommen hätte, als er dies gethan hat — eine klassisch internationale gelehrte Wanderpoesie ... Frei von jeder dilettantenhaften Unfertigkeit des Gedankens und der Sprache, tritt uns ein feinfühliges, strenggebildetes, durchgeschultes, selbständiges und männliches Talent entgegen. Der ausgetretenen Heerstraße moderner Goldschnittlitteratur abgewandt, suchte der Dichter sich seine freien, oft steilen Bergpfade oder goldhaltigen Erzgänge, wandelt im Gedankenaustausch mit den großen Männern der Kunst und Wissenschaft oder pflückt die Blumen seines trauten üppigsprossenden Klostergartens. Selbstbewußt ringt er kühn mit dem oft spröden Stoff, den er dann auch, wenn nicht immer poetisch so doch meistens sprachkünstlerisch, bezwingt. Sein

Talent ist der Hauptsache nach ein Formtalent. Nach dieser Richtung fühlt er sich Meister. Es ist, als ob er absichtlich die schwierigsten Versmaße aufsuche und mit dem Widerstrebendsten sein Spiel treibe. Ottaverime, Sonette, Odenmetra ohne und mit Reim, wechseln mit selbsterfundenen, verschlungensten und reimreichsten Strophen. Der Vers selbst ist immer volltönend und fließend, die Reime niemals abgegriffen, immer von seltener Reinheit und oft von überraschender Neuheit.“ Die „Dichterstimmen der Gegenwart“ 1896, S. 48 sagen aber von ihm: „In seinen Gedichten spiegelt sich tiefe, ungekünstelte Frömmigkeit, Zartheit und Reinheit, erhabene Geschichtsauffassung, hohe Verehrung der christlichen Kunst, Vertrautheit mit der Natur, Liebe zum Vaterlande und zur zweiten Heimat, der Schweiz. Fromm, rein und zart wie die Gedichte war aber auch der Dichter; eine anima candida gleich Virgil.“

1895 weilte P. Fischer während der Schulferien in Boswil, Kanton Aargau, und hier ereilte ihn der Tod infolge einer Gehirnhautentzündung.

Dr. Oskar (Karl Alfred) Hunger,

ehemal. protestantischer Prediger in Amerika.

Geboren 1811 zu Mümpelgardt (Montbeliard), studierte er zu Leipzig und wurde 1839 zum Doktor der Philosophie promoviert. Bewandert in der lateinischen, griechischen, hebräischen, französischen, englischen und russischen Sprache, wirkte er durch fünf Jahre zu Chemnitz als Sprachlehrer, doch hiervon nicht befriedigt, wanderte er 1844 nach Amerika aus und wurde Prediger in der lutherischen St. Andreas-Gemeinde zu Raccoon-Creek, Ripley County, im Staate Indiana, wo er achtzehn Jahre hindurch wirkte. Er gehörte der streng lutherischen Richtung an, erkannte in der lutherischen Kirche die allein recht glaubende und in dem Papste zu Rom den Antichrist.

Aber sein starker Glaube begann zu wanken, als unter den lutherischen Theologen heftig die Streitfrage diskutiert wurde, ob Christus eine sichtbare oder eine unsichtbare Kirche gestiftet habe. Hunger entschied sich dafür, daß die Kirche sichtbar sein müsse und auf die Heilige Schrift sich stützend trat er für seine Ansicht ein. Ein lutherischer Prediger von St. Louis schrieb ihm darauf: „Wer eine sichtbare Kirche glaubt, muß folgerichtig den Weg nach Rom einschlagen." — Ein anderer Streitpunkt war: ob das Predigtamt göttlichen oder menschlichen Ursprungs sei. Dr. Hunger verteidigte nach der Heiligen Schrift die göttliche Einsetzung dieses Amtes durch Christum und dessen Übertragung durch Weihe gegen die meisten lutherischen Theologen, die da behaupteten, jede Gemeinde von Laien habe das Recht, den Prediger zu wählen und ihm das geistliche Amt zu über-

tragen, wodurch das heiligste aller Ämter unter jedes gemeine Handwerk herabgewürdigt würde.

Diese religiösen Streitigkeiten nötigten Hunger zu immer weiterem Forschen und dabei erschien ihm der lutherische Standpunkt immer unhaltbarer. „Zweifel plagten ihn Tag und Nacht. Er suchte in Cincinnati den katholischen Priester Burgeß auf und bat ihn um Schriften der Kirchenväter für seine Studien. Burgeß gab ihm aber Möhlers Symbolik und nun sah er erst klar, wie die katholische Glaubenslehre über den Primat, das Meßopfer, die Rechtfertigung, die Beichte, den Ablaß u. s. w. schon seit Luthers Zeit unter den Protestanten entstellt und mißdeutet werde und wie wohlbegründet und wahr doch dieselbe sei. Er kam nach inbrünstigem Gebet und ernstem Studium bald zu dem Entschlusse, den er der Synode kundgab, er könne nicht länger sich zur lutherischen Konfession bekennen noch auch länger ihr Prediger sein. Das geschah 1861. Es dauerte aber noch zwei Jahre, bis er formell in die katholische Kirche eintrat. Am 1. November 1863 nahm ihn Pfarrer Klein in der St. Nikolauskirche zu Spades, Ripley County, in die Kirche öffentlich auf. Nachdem er das tridentinische Glaubensbekenntnis abgelegt, forderte ihn Pfarrer Klein auf, einige Worte über die Beweggründe seiner Konversion zu den Versammelten zu sprechen, was er unter vielen Thränen zur großen Erbauung derselben that. Während des darauffolgenden Hochamtes empfing er angesichts aller die heilige Kommunion.

Hunger zog sich dann mit seiner Familie auf eine kleine Farm in Madison, im Staate Indiana zurück.

Aus einem uns vorliegenden Privatbrief Hungers, Madison, 29. Dezember 1866, in welchem er mehrere aus dem Berichte des Wahrheitsfreundes von Cincinnati über seine Konversion in die erste Auflage dieses Werkes übergegangenen, wie auch in den Paderborner Konvertitenbildern „Rückkehr zur Mutter“ XIV. wiederholten irrigen Angaben korrigiert, erfahren wir noch folgendes: „Ich habe eigentlich und zwar ganz gegen die durch Erziehung eingepflanzten Grundsätze schon von Kindheit an einen geheimen Zug zur Einheit der katholischen Kirche gehabt und ich entsinne mich recht wohl, welchen mächtigen Eindruck der Eintritt in eine katholische Kirche oder der Besuch des Fronleich-

namsfestes, dem meine Eltern, aber gewiß nicht aus Vorliebe gegen den Katholizismus, fast jährlich in dem von Königstein, wo mein Vater Prediger war, nahen böhmischen Orte Tetschen beiwohnten. Auf meinen Reisen durch katholische Länder bin ich selten vor einer katholischen Kirche oder einer Votivkapelle vorübergegangen, und der Eindruck, den der Eintritt in die Kirche auf mich machte, war mir damals durchaus unerklärlich; ich wußte mir, so oft ich mir diese Frage vorlegte, keine Rechenschaft darüber zu geben. Jetzt weiß ich, daß die reale Gegenwart des Herrn im Altarssakramente mich durch seine Gnade erwärmt hatte. Auch hat mich der innige Glaube und die Andacht des katholischen Volkes in Süddeutschland, Italien und Polen mächtig ergriffen und ich habe nie zu denen gehört, welche sich einbilden, daß die Katholiken das tote Bild anbeten. Selbst vor dem Papsttum habe ich immer im Innersten meiner Seele eine große Hochachtung gehegt, und als ich später durch Einfluß des missourischen Lutheraners zur lutherischen Symbololatrie verführt, kurz vor dem Wendepunkte meines Lebens zu der Behauptung mich hinreißen ließ, daß das Papsttum der Antichrist sei, so geschah dies eigentlich wider meine innerste Überzeugung darum, weil ich meine Vernunft gefangen nahm, nicht unter die Heilige Schrift, sondern unter die Autorität der lutherischen Bekenntnisse. Gott sei Dank, der mich in meiner Sünde nicht verlassen, sondern zum Lichte seines Evangeliums geführt hat."

Im August desselben Jahres 1863 waren noch zwei andere deutsche Prediger in Amerika, die Herren

Schnurrer und Zeller.

zur Kirche zurückgetreten, beide aus Württemberg, letzterer aus Besigheim gebürtig, wo sein Vater Dekan war. Herr Schnurrer, Pastor zu Middle-Village in Long-Island, kam allmählich zu der Ueberzeugung, daß die von ihm bisher vorgetragenen Lehren nicht die richtigen wären, die Wahrheit vielmehr in der katholischen Kirche zu suchen sei. Er hatte Ehrenhaftigkeit und Mut genug, dies seiner Gemeinde von der Kanzel herab zu verkünden und so von ihr Abschied zu nehmen, was ihm jedoch fast sehr schlimm bekommen wäre. Er erhielt zwar sofort einen Nachfolger in der Person eines jungen Predigers, Herrn Ignatius A. Hermann Zeller, allein die eifrigsten Glieder seiner Gemeinde waren damit nicht zufrieden, kamen des Nachts an seine Wohnung und verlangten unter stürmischen Drohungen, daß er ans Fenster kommen sollte. Das that er auf Zureden seines Nachfolgers, der seine Wohnung teilte, zwar nicht, dafür der letztere, der die aufgeregte Menge in würdevoller Weise zur Ruhe verwies. Diese Vorfälle machten aber auf diesen einen heilsamen Eindruck. Er sah sich, besonders durch das Verlangen, die Sätze zu widerlegen, die sein Vorgänger, Pastor Schnurrer, in seiner letzten Predigt aufgestellt hatte, zu einer raschen Entscheidung hingetrieben. Außerdem, daß sein Gewissen ihm verbot, die einmal erkannte Wahrheit von sich zu stoßen, hatte er nun auch gesehen, was für einer hoffnungsvollen Herde von Böcken er künftig als Hirt zu dienen haben würde, wenn er die Stelle annähme. Er entschloß sich daher fest, einem Glauben, der solche Verteidiger hervorbrachte, keine Stunde länger als Prediger zu dienen, was er auch einige Tage danach Herrn Pastor Dr. Geissenhainer, einem bei der Gemeinde bekannten und viel vermögenden Manne, anzeigte. Noch in der Frühe des auf die stürmische Nacht vom 2. auf den 3. August folgenden Morgens begab er sich zu dem katholischen Priester

Götz in Winfield, mit dem er schon seit einiger Zeit bekannt war, und durch seine Vermittelung erhielt er von den Vätern der Gesellschaft Jesu zu Fordham (Staat Neuyork) die Einladung, sich in ihrer Mitte einige Zeit auf den bevorstehenden Schritt seines Rücktrittes zur einzig wahren Kirche Christi vorzubereiten. Nachdem er die letzte Nacht Montag den 3. August bis Dienstag in Middle-Village zugebracht, erfuhr er, was er selbst in jener Sonntagsnacht nicht bemerkt hatte, daß nämlich die getreue Herde bei ihrer nächtlichen Versammlung vor dem Hause des Pastors schon einen Strick an einem Baum befestigt hatte, um ihren früheren Hirten, gegen den sie außer seiner Strenge niemals etwas einzuwenden gehabt hatte, bei seinem ersten Erscheinen außerhalb des Hauses sogleich aufzuhängen.

Montag vormittags war auch Pastor Dr. Geissenhainer von Neuyork gekommen, der Eigentümer des lutherischen Kirchhofes, auf welchem die Kirche der Gemeinde steht. In Begleitung der Hauptführer jener nächtlichen Bande, mit denen er sich in Verbindung gesetzt hatte, trat er bei dem Pastor Schnurrer ein, den er mit Schmähungen und Schimpfworten überschüttete, und gebot ihm sogleich, das Haus (Eigentum des Pastors Geissenhainer, der es der Gemeinde als Pfarrhaus überlassen hatte) vor Nacht zu verlassen. Mit genauer Not rettete Pastor Schurrer am anderen Tage vermittelst der Hilfe zweier ihm treugebliebener Glieder seiner früheren Gemeinde und einiger Katholiken seine Habe. Mittwoch den 5. August war der junge Pastor Zeller bereits zu Fordham bei den Jesuiten untergebracht, von wo er am folgenden Sonntag zu der ihn erwartenden Gemeinde nach Middle-Village zurückzukehren gedachte, um den Leuten seine Absicht und Gesinnung auseinanderzusetzen. Tags zuvor jedoch erhielt er von einem Freunde ein Schreiben, worin ihn derselbe dringend ermahnte, von seiner Absicht abzustehen, da mehrere Leute dieser Gemeinde ihm nach dem Leben zu trachten und ihn bei der ersten, ihren Glaubensansichten zuwiderlaufenden Äußerung anzugreifen gedächten. Da er sich nun nicht mutwillig in eine Gefahr stürzen zu dürfen glaubte, folgte er dieser Warnung, welche kurz darauf noch mehr bestätigt und bekräftigt wurde durch Pastor Schnurrer, der ebenfalls in Fordham ein-

traf, wo er in der dortigen Klosterkirche am 11. August feierlich das Glaubensbekenntnis der katholischen Kirche ablegte.

Die brennende Begierde und geheime Rachsucht der Leute zu Middle-Village, welche sich in großer Menge am Sonntag versammelt hatten, sowie der furchtbare Ausbruch ihrer Wut, als sie den jungen Prediger vergebens erwarteten, zeigte klar und deutlich, was ihm bevorstand, wenn er seinen Besuch daselbst nicht aufgeschoben hätte. Am Sonntag den 16. August trat auch Zeller in die Kirche zu Winfield, Long-Island, öffentlich und feierlich zur Kirche zurück.

Zeller wurde Priester. Am 30. Juni 1868 empfing er die heilige Priesterweihe und wurde an der St. Benediktskirche zu Brooklyn angestellt. Schnurrer dagegen blieb Laie und wurde in einer Lehranstalt Professor.

Jürgen Lauritz Wilhelm Hansen,

ehemaliger protestantischer Pastor zu Fjelstrup.

Jürgen Hansen ist im Jahre 1810 zu Kopenhagen geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, starb früh, seine Mutter war eine „herzensgute, liebenswürdige Frau“, aber ihre religiösen Anschauungen erhoben sich nicht über das Niveau des damals allmächtig herrschenden vulgären Rationalismus. Und da auch die Schulen, die der Knabe besuchte, in demselben Geiste geleitet wurden, so war es ein Glück für ihn, daß seine Großmutter mütterlicherseits, eine festgläubige Christin, ihn in den Grundlehren des Christentums unterrichtete und zum Gebete anhielt, wodurch allein ihm, mitten unter den Abirrungen der Jugend, ein gewisser religiöser Sinn erhalten blieb.

Student geworden, hatte er sich teils aus Abneigung gegen die übrigen Fachstudien, teils auf Wunsch seiner Mutter, für das Studium der Theologie entschieden, doch mußte er, weil durch den Tod des Vaters die Familienverhältnisse sehr zerrüttet worden waren, sich in den ersten Jahren fast ausschließlich mit Privatstunden beschäftigen. In dieser Zeit schwärmte er für Goethe und bildete sich ein eigenes Religionssystem, „ein Gemisch von Christentum und modernem Pantheismus“. Dem ersteren Elemente lagen die katholisierenden Anschauungen des berühmten Grundtvig zu Grunde, dessen Predigten schon in früheren Jahren einen ungemein tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Doch lassen wir Hansen selbst reden. „Schon in meinen letzten Kinderjahren,“ sagt er, „hatten die gewaltigen Worte des so ungemein beredten Mannes starke katholische Sympathien in mir

hervorgerufen. Namentlich hatte mich die Idee von der Einheit der Kirche angesprochen, und ich verehrte Grundtvig als einen von Gott gesandten Führer, der die verkommenen kirchlichen Zustände, wie sie durch die sogenannte Reformation waren herbeigeführt worden, gründlich umzuändern berufen war. Aber seine späteren Sophistereien[1]) und Wendungen, um von den Konzes-

---

[1]) Grundtvig war bis 1825 ein Vertreter des orthodoxen Luthertums gewesen. In diesem Jahre veröffentlichte Clausius sein von durchaus rationalistischen Principien ausgehendes Werk: „Kirchenverfassung, Ritus und Lehre des Protestantismus und Katholizismus". Grundtvig unternahm eine Widerlegung desselben, kam jedoch damit nicht zustande, weil er zur Überzeugung gelangte, daß der Rationalismus eben nur die folgerechte Entwicklung der Grundsätze der Reformation sei. Aus den Schriften des heiligen Irenäus war es ihm klar geworden, daß nur die traditionelle christliche Deutung der geoffenbarten Wahrheiten die Frage, was christlich sei und was nicht, entscheiden könne. Von diesem neugewonnenen Standpunkte aus bekämpfte Grundtvig den Unglauben mit so glänzendem Erfolge, daß der bis dahin so allmächtig herrschende vulgäre Rationalismus vom Katheder wie von der Kanzel fast gänzlich verdrängt ward. Allein er erkannte bald, daß, wenn er in dieser Weise weiter ginge, ihm keine Wahl bleiben würde, als sich auch formell der katholischen Kirche anzuschließen. Um dieses zu vermeiden, machte er eine gewaltige Schwenkung nach links, zu welcher ihm die Reaktion eines Teiles der Bevölkerung gegen die Willkürlichkeiten der rationalistischen Prediger bei Spendung der Sakramente der Taufe und des Abendmahls eine eben so willkommene als günstige Gelegenheit bot. Von der Idee ausgehend, daß, wenn der Staat jenen Willkürlichkeiten der einzelnen Geistlichen nicht steuern könne oder möge, die Gerechtigkeit auch die vollste Gewissensfreiheit der Gläubigen erfordere, kämpfte er mit aller Energie seines Geistes und allem Feuer seiner Beredsamkeit zunächst für die sogenannte Pfarrfreiheit, wonach in betreff seiner religiösen Bedürfnisse niemand mehr an die Geistlichkeit seines Sprengels oder seiner Pfarrei gebunden sein, vielmehr jeder sich an den ihm geistesverwandten Geistlichen sollte wenden können. In dem neuen Grundgesetz vom Jahre 1844 wurde diese Freiheit mit einer unbeschränkten Religionsfreiheit vereint erlangt. Seit dieser Zeit erfreute sich auch die so lang unterdrückte katholische Kirche in Dänemark der vollkommensten und unbeschränktesten Freiheit, so daß Grundtvig, mochte er auch zunächst nur seinen eigenen Rückzug haben decken wollen, sich gleichwohl den Dank aller Katholiken verdient hat. Da er sich zur Durchführung seiner Pläne mit der radikalen Partei verband, so wurde er notwendig immer weiter gedrängt. Die Freiheit, sich nach Belieben von der „Volkskirche" zu trennen und sich einer anderen Religionsgemeinschaft anzuschließen, genügte nicht mehr. Seine Partei agitierte so anhaltend für „Freiheit innerhalb der Volkskirche, daß

sionen wegzukommen, die er den katholischen Principien anfangs gemacht hatte, ließen mich eine Reihe von Jahren ganz ratlos, während ich in meinem Herzen und in meiner Erkenntnis an der Fundamentalwahrheit beharrlich festhielt, die er mir und allen, die darauf achten wollten, aufgedeckt hatte, nämlich, daß die wahre Kirche notwendig von Anfang an sichtbar und erkennbar gewesen sei. Ich erwartete doch immer noch, daß er den alten Faden wieder aufnehmen würde, obgleich ich eine mich oft sehr niederdrückende Empfindung hatte, daß ich in einer sehr großen Täuschung befangen wäre. In dieser Zeit war es, wo ich mir, wie oben angedeutet, eine Phantasiereligion bildete, wonach alle äußeren Formen der ewigen Wahrheit etwas immer Wechselndes sein möchten: die 1500jährige Stabilität des katholischen Glaubens eine geschichtliche Notwendigkeit, um alles in geistiger und socialer Beziehung bis zur Volljährigkeit oder individuellen größeren Entwicklung des Menschengeschlechtes zusammenzuhalten. Die Reformatoren aber erschienen mir schon damals als mir widerstrebende geistige Gestalten, die alle Schönheit und geistige Anmut der Vorzeit zerstört hätten, wogegen ich die alten Bischöfe und Mönche, besonders die ehemaligen Lieblinge meiner Landsleute, die Franziskaner, diese wahren

---

sie die Regierung zu Konzessionen drängte, die die Auflösung der „Volkskirche" in kürzerer oder längerer Zeit herbeiführen müssen. Demnach hat eine Anzahl von wenigstens zwanzig Familien das Recht, sich unter den ledigen Kandidaten einen beliebigen Geistlichen zu wählen und eigene Kapellen zu bauen. Die Partei behielt sich ferner ausdrücklich den von der Regierung nicht bewilligten Antrag als eine Zukunftsaufgabe vor, daß alle und jegliche Verpflichtung der Geistlichen auf eine bestimmte Lehrform oder ein bestimmtes dogmatisches System abgeschafft werden solle. Sie alle aber wußten ganz gut, daß diese Freiheit faktisch und praktisch schon lange bestanden hat. Wenn es nun von seiten der Regierung auch den Anschein haben sollte, daß die frühere konfessionelle Eigentümlichkeit beibehalten bliebe, dann hatte dies keinerlei Bedeutung für das wirkliche Leben, sondern war nur Form. Man würde etwas Skandalöses darin gefunden haben, eine solche Freiheit, die gleichbedeutend wäre mit einer völligen Entchristlichung des Staates, principiell anzuerkennen.

So wurde denn der für seine Person noch immer positiv christliche Grundtvig, Bischof der „Volkskirche", der Urheber dieses konfessionellen Nihilismus, der alle gläubigeren Seelen in die katholische Kirche führen muß.

Volksfreunde und Volkslehrer bewunderte. Nachdem ich endlich," fährt Hansen fort, „im Jahre 1843 die Notwendigkeit fühlte, meine mit so langen Unterbrechungen betriebenen theologischen Studien zu beenden, wurde ich durch die Bekanntschaft mit einem mehrere Jahre älteren, höchst begabten und allseitig gebildeten Theologen, der jetzt Bischof im nördlichen Jütland ist, aus meinem geistigen Schlafe geweckt. Er hatte im Ausland studiert, nach seiner Rückkehr sich Grundtvig angeschlossen, und da er in der Philosophie wie in der Theologie gleich bewandert war, so war der fast zweijährige Umgang mit ihm von großem Nutzen für mich, und ich bin ihm zu großem Danke verpflichtet. Mit scharfer Logik und gewandter Dialektik machte er mich auf die verschiedenen wunden Punkte der altlutherischen Dogmatik, von welcher Wissenschaft ich bis dahin gar keinen Begriff gehabt hatte, aufmerksam, wobei er eine ganz neue wissenschaftliche Auffassung der christlichen Glaubenslehren bekundete und eine innere Verbindung derselben aufstellte, die den von Grundtvig sporadisch oder aphoristisch hingeworfenen, oft in Nebel und Dunkel verhüllten Gedanken eine systematische haltbare Form geben sollte. Grundtvig nämlich war mir in diesen Jahren ganz unverständlich geworden. Wie schon bemerkt, war er, um nicht durch die Macht der Konsequenzen in die alte Kirche zurückgetrieben zu werden, in einer eigentümlichen Schwenkung begriffen, wobei er gleichwohl seinen Anhängern zu verbergen suchte, daß er seine kirchlichen Ansichten ganz änderte. Er fuhr nämlich fort, die lutherische „unsichtbare Kirche" und die „Bibelanbetung" in seiner früheren Weise als geistige Karrikaturen hinzustellen, aber er verfälschte dabei gänzlich den früher von ihm selbst hervorgehobenen altkirchlichen Traditionsbegriff . . . In einem, wie ich gern annehme, ihm selbst unbewußten Selbstbetruge befangen, steuerte er im schreiendsten Widerspruche mit sich selbst wieder auf die unsichtbare Kirche los, indem er von nun an die Kirche als eine in einer steten Entwicklung begriffene Idee, oder mit anderen Worten als eine von der Zukunft zu erwartende Wirklichkeit (die vermutlich erst am Ende der Welt oder erst wenn es zu spät sein wird, in die Erscheinung treten soll) darstellt. Er wußte seine inneren Widersprüche mit so großer Meisterschaft zu verhüllen und zu verblümen, daß er einen immer wachsenden An-

hang unter den Studierenden und gebildeten Laien, wie auch im eigentlichen Volke gewonnen hat."

In seinem mehrfach erwähnten Freunde, dem nachmaligen Bischof Kierkegaard in Aalborg, glaubte Hansen den Mann sehen zu sollen, der den Beruf habe, alle jene Knoten zu entwirren oder zu zerhauen, und so gab er sich neuer Hoffnung hin. Von der Thorheit jenes vagen Gefühls- oder Phantasie-Katholizismus, von dem oben die Rede gewesen, vollständig überzeugt, raffte er sich ernstlich zusammen. „Die Not lehrte mich beten, Dank der Erinnerung an meine alte Großmutter und den Nachwirkungen ihrer geistigen Erbschaft. Inbrünstig flehte ich zu Gott, daß er mich zur Klarheit über mich selbst führen wolle. Unter Leitung meines Freundes versuchte ich die lutherische Dogmatik in einer geänderten Gestalt mit den ursprünglichen, von mir als wahr erkannten Ideen Grundtvigs zu vermitteln, und es glückte mir, eine Art System aufzustellen, das mich in den Stand setzte, eine von den rationalistischen Lehren der Professoren durchaus verschiedene Auffassung insoweit wenigstens geltend zu machen, daß ich das Examen sehr gut bestand (1835). Im folgenden Jahre ward ich als Lehrer zu Nyborg auf Fünen angestellt. Die nun folgenden vier Jahre waren ganz unfruchtbar für die Theologie, denn die Forderungen, die an mich als Lehrer gestellt wurden, erheischten tägliche Vorbereitung. 1841 kam ich als Katechet nach Fridericia, in welcher Stellung ich neun Jahre verblieb.

„Schon im Jahre 1842 wurde ich durch einen etwas älteren Freund [1]) auf Möhlers Symbolik aufmerksam gemacht, und von dieser Zeit an wurde mein Vertrauen auf die von Gruntvig verheißene Zukunftskirche vollends erschüttert, denn ihre wissenschaftliche Rechtfertigung war immer noch ausgeblieben, und ist es bis auf diesen Tag. Grundtvig war völlig von der Frage abgekommen, was oder welches die von Gott geoffenbarte Wahrheit sei, und war, obgleich er alle übernatürlichen Thatsachen des Christentums gläubig annahm, doch von seiner ursprünglichen Theorie abgefallen und mit der Ausnahme, daß er immer von dem apostolischen Bekenntnisse und der Taufe als von den

---

[1]) Muus in Würzburg, der eben konvertiert war. S. T. II. S. 222.

Kardinalpunkten sprach, um die sich alles drehe, in betreff der Principien ganz wie die übrigen Protestanten geworden, nur daß diese stets von der Bibel sprechen und an sie appellieren. Aber das Glaubensbekenntnis kann ja ebensowenig selbst reden als die Bibel und muß sich ebenso wie diese in alle falschen Deutungen ihrer Ausdrücke finden.

„Während ich somit schon lange Sympathien für die katholische Kirche hegte, mochten sie auch mir selbst im ganzen und großen noch unklar sein, so hatte ich doch nie daran gedacht, daß die Möglichkeit oder gar Notwendigkeit an mich herantreten könnte, selbst katholisch zu werden. Niemals bis dahin hatte ich auch nur ein einziges katholisches Buch gelesen und nur wenige Konversionen waren mir bekannt geworden. Ich betrachtete einen solchen Schritt für gewöhnliche, weniger begabte und gelehrte Menschen als etwas durchaus Verkehrtes. Wenn dagegen Männer wie Graf Stolberg katholisch wurden, dann verehrte ich in einem solchen Begegnisse eine höhere Fügung, denn ich glaubte, daß eine ganz besondere Gelehrsamkeit erforderlich sein müsse, um ein selbständiges Urteil über eine so umfassende und hohe, durch länger als drei Jahrhunderte hindurch von den gelehrtesten Theologen und scharfsinnigsten Philosophen erörterte Frage zu fällen. Ich dachte, daß Gott die „Reformation", d. h. den totalen Abfall ganzer Länder von der Kirche unmöglich verstattet haben könnte, wenn diese Thatsache ganz unberechtigt wäre. Sie stand nun einmal da in der Weltgeschichte mit allen ihren die socialen und politischen Verhältnisse durchdringenden und radikal umgestaltenden Wirkungen. Über den mir rätselhaften Widerspruch zwischen dem göttlichen Willen, sich allen Menschen zu offenbaren, um alle zur Erkenntnis derselben göttlichen Wahrheit zu führen, und der faktisch bestehenden religiösen Trennung in sich einander feindlich gegenüberstehende kirchliche Gemeinschaften hatte ich schon lange vorher nachgedacht."

Mit solchen Schlüssen suchte Hansen sich zu beruhigen, und selbst der Umstand, daß sein Freund Muus sich zur katholischen Kirche bekannte, störte ihn nicht in seinem Ideengange. „Ich war einmal Geistlicher geworden und könnte es, meinte ich, gar nicht verantworten, auf anderer, auch der anerkanntesten Gelehrten Autorität hin den Weg einzuschlagen, zu dem meine

geheimsten und tiefsten Gefühle mich hinzogen. Ich war von Natur aus kein „Lesemensch", und der Unterricht in einer sehr großen Schule strengte mich so an, daß meine Gesundheit darunter litt, so daß ich schon deshalb nicht anhaltend studieren konnte. Und wie sehr ich mich auch an Möhler erfreute und seine logische Schärfe in seiner den Protestantismus vernichtenden Kritik bewunderte, so hielt ich doch daran fest, daß ich es als ein Kreuz meines, wie so manches anderen unbedeutenden Menschen Leben betrachtete, daß ich an diesen Zustand gekettet war, und daß meine Geburt und Stellung es von mir erheischten, in Selbstverleugnung und Geduld mit meinen übrigen Landsleuten auszuharren und die Winke der Vorsehung abzuwarten, die, wie ich meinte, in einer so bewegten Zeit nicht ausbleiben könnten ... Ich hielt es aber für eine heilige Pflicht, die Wahrheit erforschen und die erlangten Resultate für die mir angewiesene Wirksamkeit fruchtbringend zu machen, d. h. nach Möglichkeit für eine bessere Zukunft zu wirken. Ich erinnere mich der sehr großen Verlegenheit, in der ich mich die ganze Zeit hindurch befand, wenn ich am zweiten Sonntage nach Ostern über die Worte predigen sollte: Es soll ein Hirt und eine Herde werden. Ich tröstete mich aber mit der Zukunft."

So verging eine Reihe von Jahren, als ihm Herr Muus Hurters bekanntes Werk: „Geburt und Wiedergeburt" zuschickte. Dasselbe übte eine elektrische Wirkung auf ihn aus und förderte ihn in seinem Entwicklungsgange derartig, daß er späterhin, nach seiner Konversion, meinte, damals schon dem Ziele nahe gewesen zu sein, als das ereignisreiche Jahr 1848 dazwischentrat. Der Krieg in Schleswig-Holstein, die Begeisterung, die man in Deutschland für die gewaltsame Lösung der Bande, durch welche die Herzogtümer seit Jahrhunderten mit Dänemark verknüpft waren, und für ihre Selbständigkeit fast allgemein zur Schau trug, mußte notwendig erkältend und lähmend auf den glühenden Patrioten wirken. Hansen hing mit ganzer Seele an seinem Vaterlande, und von seinem Standpunkte aus konnte und durfte er in dem Aufstande der Herzogtümer Rebellion, in seinen Führern Verräter gegen ihren König und Herrn erblicken. Die auf Augustenburg nach der Flucht des Herzogs vorgefundenen Papiere, die man in der Eile zu vernichten vergessen

hatte, sowie spätere Ereignisse zeigten übrigens, daß die deutsch-patriotische Begeisterung für die stammverwandten Herzogtümer und deren Sache in der That eine wenig berechtigte war. Gerade der Umstand, daß Dänemark bisher in dem innigsten geistigen Verbande mit Deutschland gestanden — deutsche Litteratur wurde daselbst allgemein gepflegt, und dänische Dichter dichteten in beiden Sprachen — und sich bereitwillig dem Einflusse des deutschen Geistes auch auf allen Gebieten der Wissenschaft hingegeben hatte, mußte nun einen Rückschlag erzeugen und eine nationale Aufregung hervorrufen, die alle anderen Rücksichten in den Hintergrund drängte. „Eine jegliche Beziehung auf von Deutschland herkommende geistige Einflüsse," so äußert sich Hansen, „kam auch mir als ein Verrat, als eine Selbstentwürdigung vor. Ich bemerke hier, daß ich sehr wohl wußte, wie die deutsch-nationale Aufwallung durchaus nichts mit der katholischen Religion zu schaffen hatte; aber so wie Dänemark in den letzten Jahrhunderten ganz dem Strome des deutschen Bildungsganges gefolgt war, und namentlich die theologische Wissenschaft — eine notwendige Folge der in Deutschland entstandenen und von da überkommenen „Reformation" — gar keine Selbständigkeit besaß, so hatte ja auch ich alle meine Kenntnisse von der katholischen Religion, alle meine erhabensten und liebsten Anregungen für mein Geistesleben von deutschen Vertretern der katholischen Wahrheit empfangen. Das heißeste Sehnen und die für die heiligste und reinste Liebe — die Liebe zu der ewigen Wahrheit — glühenden Empfindungen meines Herzens wurden jetzt durch den eiskalten über uns ausgegossenen Strom der Verachtung und des Hasses und der über die ganze Welt verbreiteten giftigen Verleumdungen gleichsam wie erstickt. Es war mir jetzt, als ob alles das, neben unzähligen anderen Absichten der göttlichen Vorsehung im großen und kleinen, meine völlige Ernüchterung bezwecken und mich der Thorheit aller meiner früheren phantastischen Träumereien überführen sollte. In jenen trüben Tagen nun entfaltete Grundtvig, der sich durch seine gelehrten Forschungen über altnordische Geschichte, durch seine meisterhaften Übertragungen altnordischer Gedichte und Sagen, sowie durch originale Dichtungen und höchst geniale Übersetzungen lateinischer und griechischer Hymnen ein bleibendes Denkmal in unserer

Litteratur gesetzt hat, für Stärkung und Belebung der Vaterlandsliebe eine Wirksamkeit, die mir immer unvergeßlich sein wird. Sein glühender Patriotismus riß mich ganz hin."

Hansen war der Meinung, daß von Deutschland aus die Unabhängigkeit des dänischen Reiches bedroht würde und es sich bei dem Kampfe um die Herzogtümer gleichzeitig um die Existenz seines Vaterlandes handle. „Sich zu dieser Zeit von seinen Landsleuten zu trennen, kam mir als ein Verrat vor." Als wäre dänisch und protestantisch ein und dasselbe, meinte Hansen in den politischen Verhältnissen hinreichenden Grund zu finden, äußerlich im Protestantismus zu verharren und abzuwarten, bis die göttliche Vorsehung die religiöse Wiedergeburt aller seiner Landsleute bewerkstelligen würde. „Diese verhängnisvollen Jahre, sagt er, warfen mich gänzlich in meine frühere vom Pantheismus durchsäuerte Weltanschauung zurück, nach welcher es im Grunde keine absolute, wenigstens keine im absoluten Verstande moralisch verpflichtende Wahrheit giebt. Ich meinte mit anderen Worten, daß die Anerkennung der von der katholischen Kirche immer behaupteten Form der christlichen Glaubenswahrheiten, als der an sich berechtigten, unter den gegenwärtigen Umständen mich von allen praktischen Folgerungen meiner Erkenntnisse völlig entbinde."

Inzwischen war Herr Hansen 1850 als Pastor zu Fjelstrup im nördlichen Schleswig angestellt worden. Das Ungewohnte der Pfarrgeschäfte sowie des ländlichen Lebens wirkte so zerstreuend auf ihn, der ohnehin noch in einer großen politischen Aufregung befangen war, daß er die innere Stimme, die ihn zu dem Studium der Glaubenswahrheiten trieb, ganz überhörte. So verstrich die Zeit bis zum Jahre 1858, wo er von seinem Freunde Muus, der ihn besuchte, einige Schriften von Alban Stolz erhielt. „Das Lesen dieser Bücher," sagte er, „machte einen ganz unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Ich hatte jahrelang keine so wohlthuenden geistigen Anregungen empfangen und dachte ernstlich daran, meine frühere Lektüre wieder vorzunehmen. Meine leidenschaftliche politische Aufwallung hatte sich inzwischen abgekühlt, nachdem ich zu meiner größten Betrübnis gesehen, daß meine Landsleute gegen sich selbst übler verfuhren, als ihre auswärtigen Feinde es nur immer hätten

thun können. Sie waren nämlich in den modernen Nationalitätenschwindel verfallen und hatten in den revolutionären Doktrinen namhafte Fortschritte gemacht. Es überkamen mich damals schon düstere Ahnungen von dem, was später geschah. Nachdem man nämlich bei den fortdauernden Quälereien von seiten Preußens das sogenannte Nationalitätsprincip als politisches Fundamentaldogma adoptiert und, statt sich an das legitime Recht zu halten, immer nur von der ursprünglich dänischen Nationalität des größten Teils von Schleswig[1]) gesprochen hatte, endete die ganze Sache damit, daß Preußen im Namen des deutschen Nationalgottes nicht nur alles, was deutsch war, in Beschlag nahm, sondern sich auch den ganzen dänischen Teil im Namen des Eroberungsrechtes aneignete. Wenn man aber auf den Urgrund der politischen Erniedrigung Dänemarks und der Verdeutschung des uralten dänischen Landes Schleswig zurückgeht, so ergiebt sich, daß der Reformation alles Unheil zu verdanken ist. Der Nationalitätenschwindel ist Preußen in der Zerstückelung des Landes behilflich gewesen, und doch kannte man ihn vor 1848 nicht, er ist von auswärts erst importiert worden. Vor 1830 waren alle Beziehungen zu Deutschland immer sehr freundschaftlich gewesen, und alles Deutsche stand hier in hohem Ansehen; jetzt ist es leider anders geworden, und es ist für die hiesige katholische Mission kein geringes Hindernis der öffentlichen Meinung gegenüber, daß sie deutsch, und daß die katholische Gemeinde deutscher Abstammung ist."

Hansen bewegte sich nun sozusagen in katholischem Fahrwasser, nachdem er seine katholischen Studien wieder aufgenommen, und die Schandthaten, die sich in den Jahren 1859—60 in Italien vollzogen, trugen nicht wenig dazu bei, ihm die Augen darüber zu öffnen, wo die wahre Kirche zu finden sei. „Ich erkannte jetzt in dem Papste den einzigen von den Weltmächten unabhängigen Repräsentanten des Christentums und der streitenden Kirche, doch war mir noch vieles unklar. Ich zog mich

[1]) Noch im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts reichte die dänische Zunge bis zur Schley und zum Dannewirke; es wurde deutsch gepredigt, doch haben die Bauern das Hochdeutsche nie verstanden. Seit 1815 wurde teils durch die neue Organisation des Schulwesens, teils durch politische Wühlereien die dänische Sprache verdrängt und verhaßt gemacht.

daher gleichsam in eine geistige Einsamkeit zurück, mied alle Zerstreuungen und verwandte meine von den Amtsgeschäften erübrigte Zeit auf anhaltendes Studium. Dieses hatte ich früherhin ohne allen Plan und logischen Zusammenhang, daher auch ohne Frucht für das getrieben, was ich in Wahrheit „die Idee meines Lebens" nennen konnte. Denn in der Tiefe meiner Seele war meine „erste Liebe" trotz Schleswig-Holstein, Preußen und allen anderen Teufeleien der jetzigen Zeit nicht erstorben. Das erkannte und erfuhr ich jetzt. Von nun ab lag mir nur „das Eine, was not ist" am Herzen. Ich konnte mich aber zu einem entscheidenden Schritte nicht entschließen, bevor ich zum völligen Verständnis des katholischen Dogmas gelangt war, und namentlich die Geschichte der Reformation gründlich studiert hatte. Zu diesem Endzwecke las ich wiederholt die einschlägigen Werke, zumal Pallavicinis Geschichte des Konzils von Trient, Döllingers Geschichte der Reformation und Möhlers Symbolik, und schrieb täglich meine Betrachtungen über das Gelesene nieder. So wurde ich nach mehrjährigem anhaltenden Studium und täglichem Flehen zur göttlichen Barmherzigkeit am Schlusse des Jahres 1862 endlich mit mir einig und konnte meinem alten Freunde, Herrn Muus, meinen Entschluß ankündigen. Gleichwohl zog es sich bis in die Mitte des Sommers hin, weil ich meine Gemeinde eher nicht verlassen konnte, ohne äußere Störungen (z. B. in betreff der Vorbereitung der Knaben auf die erste Kommunion u. dgl.) hervorzurufen. Man könnte mich mit Recht fragen, wie ich, nachdem ich eine feste Überzeugung gewonnen, fortfahren konnte, das Sakrament des Altars nach lutherischem Gebrauche zu spenden. Die Not trieb mich hier zu einem Auskunftsmittel, wovon vielleicht ein andermal! Hier nur so viel. Seit dem Sommer 1860 war mir das Dogma von der Rechtfertigung völlig klar und einleuchtend, und ich predigte in Übereinstimmung damit, wie ich in den sogenannten Beichtreden von der Sünde und der Vergebung derselben ganz im katholischen Sinne sprach. Das konnte ja nicht anders sein. Ich hielt namentlich daran fest, daß nur eine wahre und lebendige Reue über jede einzelne Sünde, und nicht bloß über die Sündigkeit im allgemeinen, einen von der Liebe Gottes durchdrungenen Vorsatz der Besserung mit Leistung der entsprechenden

Buße erzeugen könne, und daß der Kommunikant im Stande der Gnade sein müßte, anderenfalls die Vergebung nicht in der Kommunion gegeben würde. Weiter konnte ich nicht gehen; mich selbst betrachtete ich als vermöge meiner ganz besonderen Stellung in einen Ausnahmezustand versetzt. Ich machte übrigens von dieser Zeit an aus meinen Überzeugungen kein Hehl, weil ich gern eine äußere Veranlassung haben mochte, mit meiner Vergangenheit und meiner amtlichen Stellung zu brechen. Ich hielt im Jahre 1861 in unserem Konvente einige Vorträge, worin ich mich ganz offen über die Folgen der Reformation und ihre wahre Bedeutung für die wahre geistige und geschichtliche Entwickelung der Welt aussprach. Ich erreichte dabei aber nichts, als daß ich meinen Kollegen Ärgernis gab; es hatte aber doch insofern die erwünschte Wirkung, als meine Anschauungen und Überzeugungen in der ganzen Gegend bekannt wurden, so daß die im Herbste des Jahres 1863 endlich stattfindende Ausführung meines Vorhabens nicht unerwartet oder überraschend kam. Ich habe mich oft darüber gewundert und Gott dafür gedankt, daß meine Gemeinde, weit entfernt, an meinem Schritte ein Ärgernis zu nehmen, im Gegenteil mir und meiner noch einige Wochen dort weilenden Familie ganz besondere Beweise des Wohlwollens gab. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich mir dieses aus dem Eindrucke erkläre, den die in allen meinen Predigten während der letzten drei Jahre scharf hervortretende Durchführung der katholischen Lehre von der Rechtfertigung auf die Herzen des ernstlich religiösen Teils der Gemeinde gemacht hatte. Die Klarheit in der katholischen Beantwortung der Frage, was „Glaube“ und „Glauben“ bedeuten, hatte nämlich ihre Aufmerksamkeit erregt, und das Gerede von ihrem „katholischen Prediger“ ärgerte sie daher nicht. Wir trennten uns in Liebe voneinander, wie wir stets in gutem Verständnis miteinander gelebt hatten. Am 11. Oktober predigte ich zum letztenmal, und nach einem mehrtägigen Aufenthalt bei Herrn Pastor Schwegmann in Hamburg war ich am 19. in Osnabrück, nahm teil an den Exercitien der jungen Priester im Seminar und schwur am 31. Oktober — dem Reformationsfeste — feierlich den Protestantismus ab. Es war eine ungemeine Erleichterung für mein Gewissen, und neben

den Vorwürfen, die ich mir über mein langes Zaudern und Zögern, dem Rufe Gottes zu folgen, machte, zugleich eine innere Genugthuung, daß ich mir das Zeugnis geben konnte, niemals eine „Reformationspredigt“ im gewöhnlichen Sinne gehalten zu haben, sich geltend. Ich hatte stets entweder über Matth. 5 oder Offenb. 7 (Texte des hier noch beibehaltenen Allerheiligenfestes) oder von der Notwendigkeit einer neuen Reformation im Geiste der alten Kirche gepredigt. Von den Heiligen redete ich als von den Glaubenszeugen, die in den alten Zeiten den Namen Christi durch die Verbreitung des Reiches Gottes verherrlicht hatten.

„So wurde ich endlich frei im wahren Sinne des Wortes und habe nun, wonach ich so viele Jahre geseufzt, eine unerschütterliche Überzeugung gewonnen, in der ich seit meiner Aufnahme in die katholische Kirche bemüht gewesen bin, nach meinen geringen Kräften der hiesigen Mission[1]) zu dienen. Ich habe auch das Glück gehabt, daß meine Frau und zwei Pflegetöchter ohne die geringste direkte Beeinflussung meinerseits meinem Beispiele folgten. Sie begleiteten mich sozusagen schrittweise auf meiner langsamen Rückwanderung in die alte Kirche. Die jüngere der beiden Mädchen, die einen unverkennbaren Beruf zum Ordensleben hat, ging im Jahre 1865 nach Chambery, um ihr Noviziat bei den St. Josephsschwestern anzutreten; im Mai 1867 kehrte sie hierher zurück.“

Diesem Selbstberichte des wackeren Mannes lassen wir zum Schlusse einige Zeilen aus einem im Freiburger Kirchenblatt über ihn enthaltenen Artikel folgen. Es heißt darin: „Herr Hansen, früher protestantischer Prediger zu Fjelstrup, eine sowohl durch tiefe Intelligenz wie durch fleckenlose Unbescholtenheit gleich ausgezeichnete und höchst achtungswerte Persönlichkeit, legte zu Osnabrück in die Hände des apostolischen Provikars das katholische Glaubensbekenntnis ab und resignierte damit auf eine sehr einträgliche Pfründe. Hansens Schritt war menschlicherseits das reine Ergebnis einer vieljährigen Forschung in den Schriften der Kirchenväter, während er nur selten einmal ein katholisches Gotteshaus besuchte und nur einigemal einen

[1]) Herr Hansen hatte sich in seiner Vaterstadt Kopenhagen niedergelassen.

katholischen Geistlichen gesprochen hatte. Die Regierung hatte ihm zwar zu verstehen gegeben, daß sie ihm, falls er noch ein paar Jahre sein Amt bekleide, bei seinem Abschiede eine Pension bewilligen werde; allein er erklärte, daß er es mit seiner Überzeugung und seinem Gewissen für unvereinbar finde, sein bisheriges Amt auch nur einen Tag länger zu bekleiden; er wurde darauf „in Gnaden", aber ohne Pension entlassen. Letzterer Umstand war um so bedenklicher für ihn, weil Hansen kein Privatvermögen besitzt und ihm in der katholischen Kirche, zu welcher er übertrat, keine glänzenden Aussichten für seine zeitliche Existenz geboten werden konnten. Indes vermochte nichts das kindliche Gottvertrauen dieses wahrhaft edlen Mannes zu erschüttern. Seit seiner Ansiedlung hier in der Nähe der Kirche arbeitet er nun unverdrossen und mit großer Gewandtheit nur im Interesse der heiligen Kirche durch Redaktion der hiesigen katholischen Kirchenzeitung und durch Bearbeitung der noch fehlenden katholischen Schulbücher in der Landessprache; zur Zeit (1867) besorgt er den Druck der von ihm übersetzten „Biblischen Geschichte" von Dr. Schuster, außerdem bethätigt sich der unermüdliche Mann durch Abfassung guter Kontroversschriften in dänischer Sprache. Alle diese Arbeiten kosten ihm viele Zeit und Mühe und bringen ihm nicht den geringsten materiellen Nutzen. Zwar hat Hansen nebenbei auch Schritte gethan, um eine Verwendung im Staatsdienste zu erlangen, aber hiervon ist jetzt, zumal seit dem unglücklichen Kriege, der so viele schleswigsche Beamte versorgungslos gemacht, gar nicht zu denken, am allerwenigsten für einen Konvertiten. Ehre diesem Manne, der freudig auf seine irdische Stellung Verzicht leistete, um seinen religiösen Überzeugungen und seinem Gewissen zu folgen!"

Hansens letzte größere litterarische Leistung war die Schrift „Luther und Grundtvig" zur Abwehr von Angriffen gegen die katholische Kirche aus Anlaß des Lutherjubiläums 1883.

Er starb zu Kopenhagen am 30. Juni 1884.

Jakob Wüger,

Maler.

Jakob Wüger wurde am 2. Dezember 1829 zu Steckborn, einem Städtchen im Thurgau, am Untersee, geboren, einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie entstammend. Sein Vater war Calviner, ein einfacher und gerader Mann, von unzerstörbarer Gemütsruhe und Pflichttreue; seine Mutter war eine stille, bleiche, tieffromme Frau. Beide hatten zwei Söhne und vier Töchter.

Jakob hatte eine glückliche, frohe Jugend. Zeitig bekundete er große Vorliebe für das Zeichnen. Dreizehn Jahre alt schuf er ein Selbstporträt. Dennoch bestimmte ihn der Vater für den Beruf des Kaufmanns und schickte ihn nach Neuville in der französischen Schweiz, damit er am dortigen Gymnasium die französische Sprache erlernte. Ein Zeichenlehrer erkannte aber sein Talent und begeisterte ihn für die Malkunst. Er entschloß sich, sich ganz derselben zu widmen. Mit Zustimmung seiner Eltern ging er nach einer kurzen Vorbereitung unter Leitung eines Malers in Zürich im Herbst 1847 nach München. Er besuchte die Zeichenschule der Akademie und wurde später Mitglied des Komponiervereins, der unter dem Protektorat Kaulbachs etwa 20—30 Akademiker zu Mitgliedern zählte.

„Er war ein schöner, braunlockiger Jüngling," heißt es im 116. Bande der Histor.-polit. Blätter S. 473 ff., „mittlerer Statur, mit tiefen Augen und frischem, mutigem Blicke, doch mit angeborener Bescheidenheit, im Reden überlegt und zurückhaltend. Einer offenbaren Naturanlage und seinem bisherigen Bildungsgange dankte er einen ganz seltenen Sinn und ein wunderbares Feingefühl für Wahrheit und Form und Ausdruck, einen divi-

natorischen Scharfblick für anatomische Konstruktion. Sein Gefühl auch für das innerste Seelenleben war ganz einzig. Es schien das Erbteil von seiner guten Mutter. Dazu bewies er eine eben so seltene Kraft und Zähigkeit bei der Arbeit, wenn es galt, einer Sache auf den Grund zu kommen. Wenn er der Natur gegenübersaß, so waren seine Augen wie die eines Adlers, der seine Beute ins Auge faßt, um sie unfehlbar zu erfassen; wenn er bei einer Komposition saß, so war er ein Bild der Ruhe und inneren Sammlung und Vertiefung in die Sache und, was um ihn war, existierte nicht mehr für ihn."

Unter den Entwürfen, die Wüger für den Komponierverein verfertigte, ist eine große Federzeichnung hervorzuheben: „Jakob beim Anblick des blutigen Rockes seines Sohnes Joseph," von welcher „eine große Tiefe des Ausdruckes und dramatische Kraft, Verfolgung der Anatomie bis in die innersten Fasern, strenge Durchführung des Gesetzes der Falten" gerühmt wird.

Eine neue Richtung schlug Wüger ein, als er den Komponierverein verließ und in die Schule des Malers Berdellé eintrat, die nur nach der Natur zeichnen wollte. Das that nun auch Wüger, aber immerhin komponierte er auch noch biblische und mythologische Stoffe. So malte er ein großes Bild „Kains Brudermord". Der Realismus desselben stieß aber dermaßen ab, daß es allgemein verurteilt wurde. Wüger war in eine falsche Richtung geraten, die in Widerspruch mit seinem Charakter war. Zum Glück blieb er innerlich gläubig und fromm.

1857 ging er nach Dresden, um Studien nach Veronese, Rubens u. a. zu machen und wurde mit Julius Schnorr von Karolsfeld und Ludwig Richter bekannt. Nach München zurückgekehrt, malte er „Gretchen vor der Madonna", welches Bild auf der Ausstellung Aufsehen erregte und Beifall fand.

Nun kehrte er in seine Heimat zurück, wo er seine Angehörigen und sich selbst porträtierte, aber keine Beachtung fand, so daß man ihm wieder zuredete, er möge doch Kaufmann werden. Das wollte er nicht. Vielmehr folgte er seinem Freunde, dem Bildhauer Peter Lenz Anfang 1860 nach Nürnberg. Hier hielt er sich zwei Jahre auf und versenkte sich ganz in die mittelalterliche Kunst, lernte sie kennen, schätzen, lieben und nachahmen. Dieser Zeit entstammt eine „Lorelei", welche der Kunstverein

in München ankaufte und Goldberg in Stahl gestochen hat. Ferner „Albrecht Dürer in seiner Werkstätte“ als Bannerbild des Künstlervereins, und ein „heiliger Joseph“ für den katholischen Gesellenverein. Für das große deutsche Sängerfest von 1861 arbeitete Wüger mit an den großen Bildern aus Nürnbergs Geschichte, die den glänzendsten Festschmuck der Stadt bildeten und jetzt im Germanischen Museum aufbewahrt werden. Außerdem malte er in Temperamanier (mit Krauer aus Zürich) im Schlößchen Gleishammer, nahe bei der Stadt, einen Fries von 45 Fuß Länge, aus dem Leben eines Einsiedlers, und lieferte nebenbei noch zahlreiche Zeichnungen und Illustrationen für Stich, Lithographie und Holzschnitt.

Im Dezember 1862 reiste er endlich nach dem Lande der Kunst, nach Italien, mit seinem Freunde und Kunstgenossen, Bildhauer Lenz und hielt sich fünf Monate in Florenz auf, um die dortigen Kunstschätze eingehend zu studieren und verschiedene Zeichnungen danach auszuführen. In Rom, dem großen Kunstmuseum, gab es nun erst recht viel zu sehen, aber auch noch viel zu lernen.

Bis dahin hatte sich Wüger, wie wir gesehen, auf den verschiedensten Gebieten versucht, doch immer nebenbei auch biblische und legendarische Gegenstände mit Vorliebe behandelt, und nur die, leider nicht selten wohlbegründete Besorgnis, derartige Bilder nicht verkaufen zu können, konnte ihn bewegen, sich mehr mit profanen Gegenständen zu beschäftigen. War er doch auf den Ertrag seines Pinsels angewiesen.

Schon als Knabe hatte er viele Porträts gezeichnet, auch später noch, und hätte hierin viel leisten können, wenn er sich mit diesem Gebiete der Kunst länger befaßt hätte. Sein letztes derartiges Stück, ein lebensgroßes Kniestück, in Rom gemalt, wurde auf der Berliner Kunstausstellung von 1866 zu dem Besten in diesem Fache gezählt.

Bei seinem Interesse für das Mittelalter beschäftigte er sich viel mit den Nibelungen, Faust und Egmont, wozu er viele Zeichnungen fertigte. Auch seiner Zeichnungen zur Schweizergeschichte muß hier gedacht werden, die er selbst zu seinen besten Arbeiten zählte. Hier in Rom trat ihm nun die altchristliche Kunst entgegen. Die alten Malereien, die alten Mosaiken mach-

ten auf ihn einen tiefen Eindruck und gaben seinen künstlerischen Bestrebungen eine neue Richtung, wozu nicht wenig auch sein Übertritt zur katholischen Kirche beitrug. Zu diesem mögen ihn die in Rom empfangenen künstlerischen Eindrücke mit disponiert haben; vielleicht schlummerten in ihm schon von länger her Neigungen für die katholische Kirche, die ja bereits in München ihm nicht unbekannt bleiben konnte: gewiß ist, daß er auf einem Ausfluge nach dem Lago Bracciano sich zur Lektüre Meinholds „Getreuen Ritter Hager“ mitnahm und ihm das Studium dieser klassischen Schilderung der Zeit der Reformation über den wahren Wert derselben die Augen öffnete. Nach einigen Wochen überraschte er seine Freunde mit der Erklärung, er wolle katholisch werden. Am 8. Dezember 1863, am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä, legte er in der That das katholische Glaubensbekenntnis in der Kirche der P.P. Redemptoristen ab.

Sein Übertritt verursachte seiner Familie großen und anhaltenden Schmerz, doch kam es keineswegs zu einer feindseligen Trennung, immer blieb ein herzliches Verhältnis bestehen.

Als Wüger nach Rom kam, schlug er sein Atelier bei der Kirche St. Maria Maggiore auf, später siedelte er in ein anderes, den Redemptoristen gehöriges, an ihren Garten stoßendes Haus über. Hier sammelten sich Schüler um ihn, so Bosch, Erich von Kestenburg, Fettiger, Lüthi, ein junger Konvertit aus dem Kanton Bern, und der erst sechzehnjährige Fridolin Steiner aus Ingenbohl.

Im Auftrage der Redemptoristen malte er für Pius IX. eine Kopie des wieder aufgefundenen alten Gnadenbildes del perpetuo soccorso und mehrere Bilder für ihre Kirche. Ferner machte er einen Karton zur „Flucht nach Ägypten“, den Karton eines im Schloß Trausnitz durch Barth ausgeführten Wandgemäldes und mehrere Altargemälde für Rom und die Schweiz, so zwei Bilder für die Kirche von Bichwyl (St. Gallen), eine „Madonna“ und den „heiligen Mauritius“ darstellend; dann einen „heiligen Pankratius“ für die Stadtpfarrkirche von Wyl; einen „heiligen Bischof Nikolaus“ für die Kapelle zu Kappel bei Homburg im Thurgau, letzteren während eines Besuches in seiner Heimat im Spätsommer 1867, währenddessen er auch ein $21\frac{1}{2}$ Fuß hohes Muttergottesbild, Maria als „Maris stella“

über den Wolken schwebend, al fresko auf der nördlichen Seeseite des sogenannten Schlößchens Windeck auf der Insel Reichenau (zusammen mit Spieß aus München) entwarf und ausführte. Dieses Bild ist von entschieden monumentalem Charakter. Nebstdem hat er noch eine große Zahl kleiner Kompositionen gemacht, z. B. „Englischer Gruß", „Geburt", „Taufe", „Kreuzigung" und „Auferstehung Christi", „Anbetung der Könige" 2c.

Zeugt schon diese bloße Aufzählung für den ungeheuren Fleiß Wügers, so zeigt sich dieser noch mehr in der gewissenhaften, fast ängstlichen Detailausführung seiner Bilder. Da finden wir nicht bloße kühne Umrisse, sondern bis ins einzelnste durchgeführte Ausarbeitung. Alle seine Bilder tragen etwas Strenges, Ernsthaftes an sich, da er das Leben des Christen für einen Kampf hielt, der sich auch im Bilde eines Christen ausdrücken müsse.

Wüger sprach sich über seine Bestrebungen selbst dahin aus: „Gestützt auf diese erhabenen Vorbilder (die altchristlichen Bilder), suchte ich eine strengere Kunstrichtung einzuschlagen als meine seitherige gewesen war, indem ich von der Ansicht ausging, daß eine echt christliche Kunst auch in Hinsicht der Form eine ihrem hohen geistigen Gehalte entsprechende Ausdrucksweise, einen streng monumentalen Stil bedinge, der sie von der Profankunst auch äußerlich unterscheide. Wenn ich mich an die alten Traditionen, an die typischen Vorbilder anschließe, so ist damit nicht gesagt, daß man dabei stehen bleiben solle, sondern es handelt sich nur um ein Weiterbilden auf dieser Grundlage. Es ist das allerdings eine sehr große und schwierige Aufgabe, aber nach meiner Überzeugung der einzige Weg, auf dem die religiöse Kunst der Gegenwart zu höherer Entwicklung gelangen kann.

„Doch soll damit selbstverständlich nur ein Anfang gemacht sein; es wird viel Zeit und Arbeit erfordern, um zum Ziele zu gelangen, und der einzelne vermag da wenig. Indessen habe ich, ermutigt und unterstützt von Freunden und Gesinnungsgenossen, die in gleicher Weise in Architektur, Plastik und Malerei thätig sind, fortgearbeitet, Schüler haben sich mir angeschlossen und verschiedene Aufträge sind mir zu teil geworden, so daß ich hoffen kann, daß möglicherweise meine Kunstrichtung mit der Zeit durchbrechen könnte, zumal das Interesse der Kunst- und

Altertumsforscher sich immer mehr der noch so wenig bekannten Periode der altchristlichen Zeit und dem frühen Mittelalter zuwendet und in dem Maße wächst, als man mehr damit bekannt wird und die Gehaltlosigkeit und Süßlichkeit der Mehrzahl der späteren Werke einsehen lernt" („Blätter für Wissenschaft, Kunst und Leben aus der katholischen Schweiz", Januar 1870).

Inzwischen eröffnete die göttliche Vorsehung für Jakob Wüger eine andere Lebensbahn. Die Fürstin Katharina von Hohenzollern, in welcher das Benediktinerstift Beuron seine erlauchte Stifterin verehrt, hatte einem Gelübde zufolge beschlossen, eine Kapelle zu Ehren des heiligen Maurus in der Nähe zu erbauen und die Ausführung dem oben genannten Peter Lenz übertragen, der zu Haigerloch in dem hohenzollerschen Ländchen seine Heimat hatte. Lenz aber, der in sehr einfacher Form die Kapelle herstellte, berief seinerseits zu der um so reicheren bildlichen Ausschmückung seinen Freund Wüger und dies führte denselben und in seiner Begleitung auch den jungen Steiner in das Donauthal.

Was Wüger hier geschaffen, zeigt, welch großen Fortschritt er in seinem geistlichen Leben seit seiner Konversion gemacht und wie katholischer Geist ihn erfüllte. Leider können wir hier nicht auf diese Malereien weiter eingehen, die in dem Werkchen des P. Bonifaz Wolff: St. Maurus und sein Heiligtum im Donauthal, Freiburg 1871 und später in den St. Benedikts-Stimmen 1887, S. 263 ff. beschrieben worden. Ihre Arbeiten brachten die drei Künstler in Verkehr mit den Benediktinern von Beuron und hierdurch lernten sie exemplarisches Klosterleben kennen und schätzen, so daß sie sich entschlossen, sich selbst demselben und zwar als Benediktiner in Beuron zu widmen. Zuerst war es Wüger, der um seine Aufnahme bat und sie erhielt. Im Oktober 1870 empfing er als Bruder Gabriel das Ordenskleid und am 1. April 1872 legte er die Ordensgelübde ab. Er entsagte der Welt, aber seiner Kunst durfte er nicht entsagen, er mußte sie nur nunmehr ganz dem Dienste Gottes weihen. Gott mit dem Pinsel zu verherrlichen war nun seine Aufgabe. Sein Eintritt in das Kloster kann füglich als der Geburtstag der Beuroner Kunstschule bezeichnet werden. Lenz trat als Bruder Desiderius, Steiner als Bruder Lukas in dasselbe Kloster.

Wüger ist und bleibt die Seele der Beuroner Kunstschule, wenn auch echt klösterlich sein Name mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Seine ersten Arbeiten nach dem Eintritt in das Kloster Beuron waren selbstverständlich der künstlerischen Ausschmückung des Klosters gewidmet. Es waren Darstellungen aus dem Leben des heiligen Benedikt.

Am 8. Dezember 1875 machte der Kulturkampf dem Klosterleben in Beuron ein Ende. Die Mönche mußten es verlassen, die wahre Kulturstätte wurde verödet. Es begann auch für Wüger das Wanderleben eines Exilierten, aber überall arbeitete er mit seinen Kunstgenossen zur Ehre Gottes.

Zuerst schmückte er mit herrlichen Fresken die St. Konradi-Kapelle des Domes zu Konstanz. Nach ihrer Vollendung begab er sich in das Mutterkloster seines Ordens, nach Monte Cassino, um zur Feier des vierzehnten Centenariums des heiligen Benedikt den Torretta genannten alten Teil des Klosters malerisch auszuschmücken. Die Arbeiten dauerten bis in das Jahr 1880 hinein. Es folgte nun die Ausmalung der Kirche des Klosters Emaus zu Prag, das die Beuroner Benediktiner in Besitz genommen. Hier war das Leben Mariä der Gegenstand ihrer Malerei. Wir verweisen den Leser auf das 1895 zu M.-Gladbach erschienene Prachtwerk: „Aus dem Leben Unserer Lieben Frau. Siebzehn Kunstblätter nach den Originalkartons der Malerschule von Beuron zu den Wandgemälden der Klosterkirche zu Emaus-Prag. Mit siebzehn Sonetten von P. Fritz Esser s. J.“

Von 1889—1890 leitete Wüger die Arbeiten für den Kreuzweg in der St. Marienkirche zu Stuttgart, welche im Lichtdruck für weitere Kreise mit einleitendem und erklärendem Text von Dr. P. Keppler, nunmehrigen Bischof von Rottenburg, 1892 herausgegeben worden sind.

Leider war die Gesundheit Wügers schon in hohem Maße erschüttert. Eine Kur in Wörishofen schien ihm neue Kräfte zu geben, so daß er es wagen konnte, eine nochmalige Reise nach Monte Cassino zur Vollendung der dortigen Kunstwerke zu unternehmen. Doch war er kaum angekommen, als seine Krankheit in anderer Form wiederkehrte und ihn in kurzer Zeit zum Tode führte. Wohl vorbereitet, mit bewundernswürdiger Ruhe und

Ergebung starb er am 31. Mai 1892. Man bestattete ihn an der Seite des Kardinals Bartolini.

Wüger war um das Jahr 1880 zum Priestertum gelangt. Mit gleichem Eifer erfüllte er seitdem die durch dasselbe ihm auferlegten Pflichten wie seinen Malerberuf. Immer erschien er einfach, bescheiden und mild. Niemand wußte besser wie er seinen wahren Wert zu verbergen, und den Wert anderer zu würdigen und ins Licht zu setzen.

Bald nach Wügers Tod schrieb sein Freund Dom Desiderius Lenz in der Kölnischen Volkszeitung vom 3. Juli 1892 einen Nachruf u. d. T. „P. Gabriel Wüger O. S. B. Ein christlicher Künstler". Ein anderer Ordensbruder Dom Laurent Janssens gab in der Revue Bénédictine 1892 ein Lebensbild: „Dom Gabriel Wüger". Auch die Allgemeine deutsche Biographie enthält im 44. Band „eine kurze Darstellung des Lebens Wügers", setzt jedoch irrtümlich seinen Tod in das Jahr 1893 statt 1892. Über die Beuroner Malerschule sind zu vergleichen die Aufsätze von Schnütgen in der Zeitschrift für christliche Kunst 1890, S. 270—276 und Keppler in den Historisch-politischen Blättern Band 106.

In demselben Jahre kehrte

Philipp August Weier,

kgl. Polizeidirektor in Danzig,

zur katholischen Kirche zurück, ein Greis, dessen reichbegabter Geist und wohlwollendes, für alles Gute empfängliches Herz ihm die allgemeine Liebe und Achtung erworben hatte. Das „Katholische Wochenblatt für Culm und Ermland" berichtet über dieses Ereignis:

„Daß diese merkwürdige Konversion allgemeines Aufsehen erregte, ist begreiflich, um so mehr, als Weier im Leben den rationalistischen Standpunkt festgehalten hatte und in der Frei-

maurerloge viele Jahre hindurch mit der Würde eines Meisters vom Stuhle bekleidet war. Eben so begreiflich ist es, daß man sich in Vermutungen über die Motive des Übertritts erschöpfte, und diese durch Erdichtungen zu verdächtigen suchte. Unter anderem wird verbreitet, daß die Konversion durch eine Beeinflussung der Priester bewirkt worden sei und der Greis am Tage seines Übertritts das klare Bewußtsein verloren habe. Diesen Verdächtigungen gegenüber diene folgendes zur Antwort. Eine besondere Beeinflussung von seiten der Priester konnte nicht stattfinden, da dieselben in keiner Beziehung zu Weier standen. Der Pfarrer Dr. Redner,[1]) welcher nicht einmal Kenntnis von seiner Krankheit hatte, war zu demselben erst gegangen, nachdem dieser dessen Besuch ausdrücklich begehrt, den Entschluß des Übertritts ausgesprochen und eine Tröstung durch den protestantischen Prediger zurückgewiesen hatte. Der genannte Pfarrer hatte in Gegenwart dreier Zeugen eine längere Unterredung mit ihm, in welcher der Kranke nicht nur die religiöse Spaltung beklagte, sondern auf gestellte Fragen auch seine Übereinstimmung mit den Grundwahrheiten der katholischen Kirche und das Verlangen aussprach, die Sakramente dieser Kirche zu empfangen. Dr. Redner verließ darauf den Kranken, legte dann erst die geistliche Kleidung an, kehrte nach einer halben Stunde zurück und nahm ihn in den Schoß der katholischen Kirche auf. Rührend war die Hingabe und Andacht des Kranken bei dem Empfange der Sakramente. Bei der Verabschiedung von dem Pfarrer bat er um dessen öfteren Besuch. Am Nachmittage, an welchem er durch seine Unterredung mit dem Polizeisekretär Sch. über seine Hinterlassenschaft einen Beweis seiner Geistesfrische gegeben hatte, drückte er den durch den Empfang der Sakramente gewonnenen Frieden mit den Worten aus: „Das war ein schöner, beglückender Morgen“ und forderte die Umstehenden wiederholt zum Gebete auf. Am folgenden Tage, einige Stunden vor seinem Tode, sprach er seine Freude über das Erscheinen des Pfarrers aus und fragte diesen, ob es durchaus notwendig sei, seinen Religionswechsel amtlich anzuzeigen. Aus dieser wahrheitsgetreuen Darstellung er-

---

[1]) Nachmals Bischof von Kulm.

giebt sich nicht nur, daß er mit freier Entscheidung, sondern auch mit klarem Bewußtsein in den Schoß der katholischen Kirche eingetreten ist. Auch der Arzt, der ihn behandelt hat, wird bezeugen müssen, daß er die Klarheit des Geistes bis zu seinem Tode bewahrt hat. Die Beerdigung fand in feierlicher Weise am St. Martinstage statt. Die Logenbrüder hatten sich vom Ordenshause dem Leichenzuge angeschlossen. Es ist besonders hervorzuheben, daß, so verschieden auch die Konversion von den Protestanten begreiflicherweise beurteilt wird, doch allgemein eine würdige Haltung bei der Feier dieser ernsten Handlung bewahrt worden ist."

Außerdem konvertierten in demselben Jahre:

Prinz Alexander zu Solms-Braunfels,

geboren am 12. März 1807, kgl. preußischer Generalmajor a. D. Er legte am 9. April 1863 das katholische Glaubensbekenntnis ab, starb jedoch schon am 20. Februar 1867.

Eduard Karl Siegesmund v. Fehrentheil und Gruppenberg,

königl. preußischer Offizier.

Geboren am 30. Oktober 1833 zu Breslau widmete sich derselbe der militärischen Laufbahn. Als Jägeroffizier trat er zu Breslau in der St. Dorotheenkirche zur katholischen Kirche über, der er stets ein treuer Sohn blieb, während seiner Dienstzeit. Als Major nahm er seinen Abschied.

Er hat sich als Schriftsteller auf dem Gebiete der Heraldik und Genealogie bekannt gemacht durch seine „Ahnentafeln des gesamten jetzt lebenden stiftsfähigen Adels Deutschlands“ (Regensb. 1868). Gern teilte er aus den reichen Schätzen seines Wissens uneigennützig allen mit, die auf diesem Felde seinen Rat und seine Belehrung in Anspruch nahmen.

Major v. Fehrentheil blieb unvermählt. Seine Zeit widmete er den Studien und den religiösen Pflichten. Den Armen war er ein sehr freigebiger Wohlthäter. Da er in den Ruhestand getreten, wohnte er in Breslau, dann mehrere Jahre zu Wien, zuletzt zu Schweidnitz. Hier von einer überaus schmerzlichen Krankheit heimgesucht, kam er nach Breslau in das Hospital der Barmherzigen Brüder, um Heilung zu suchen; er fand sie nicht, sondern starb wohl vorbereitet eines erbaulichen Todes am 11. November 1900. Es war der Tag des heiligen Martinus, der als Kriegsmann seinen Mantel mit einem Bettler teilte.

Major v. Fehrentheil war Ehrenritter des Malteserordens und Komtur des Franz Joseph-Ordens. Auf dem Militärfriedhof zu Breslau fand er am 14. November 1900 seine Ruhestätte.

Ferner noch ein preußischer Offizier

Lebrecht Gebhard v. Blücher,

aus der Familie des berühmten Feldmarschalls, der in Stettin das katholische Glaubensbekenntnis ablegte.

Emil Usteri,

vormals reformierter Pfarrverweser in Kilchberg bei Zürich.

Derselbe stammt aus einem angesehenen, patricischen Geschlechte der Stadt Zürich, aus welchem in neuerer Zeit besonders der Dichter und Ratsherr, Martin Usteri, sich in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, der indessen mit unserem Konvertiten nicht in direkter Verwandtschaft steht (gest. am 9. Juli 1827).

Der Vater des letzteren war protestantischer Geistlicher und Kirchenrat,[1]) Pfarrer zu Kilchberg, einem Dorfe am Züricher See in der Nähe der Stadt, Privatdocent der Theologie an der Universität. Er betrieb mit Vorliebe das Studium der christlichen Altertümer und der Patristik und hatte sich zu diesem Zwecke eine reichhaltige Bibliothek gesammelt. Wohl infolge dieser Studien war er der katholischen Kirche weniger abgeneigt, als die meisten seiner Amtsgenossen, und ohne daß er deswegen das katholische Dogma für wahr angenommen hätte, sprach er sich doch oft seinem Sohne gegenüber mit Bewunderung aus über katholisches Kirchenregiment und Kultus. (Diese Gesinnung des Vaters mag unbewußt auf Emil nicht ohne Einfluß geblieben sein.) Als entschiedener Verteidiger der Echtheit der heiligen Schriften und der Göttlichkeit der christlichen Religion, war er einer der Vorkämpfer der Volksbewegung, welche im Jahre 1839 gegen die Berufung des Christusleugners Strauß

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Professor Leonhard Usteri, Verfasser der „Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes".

als Professor der Theologie den Kanton Zürich in Aufregung versetzte und die radikale Regierung zur Abdankung zwang.

Bei dieser Gesinnungsweise des Vaters ist es begreiflich, daß Emil (geb. den 25. Juli 1839) eine fromme und sorgfältige Erziehung erhielt. Seine vortreffliche Mutter, die er jedoch bald verlor, suchte ihm frühzeitig durch das ungezwungene Mittel der Unterhaltung und der Lektüre Liebe zu Gott und zum göttlichen Erlöser einzupflanzen, wofür ein kindliches Herz nie unempfänglich ist. Mit großem, fast über sein Alter gehendem Eifer las der Knabe die Evangelien; oft stand er des Morgens in aller Frühe heimlich auf, um ungestört dieser Beschäftigung sich hinzugeben. Zugleich aber mit der Liebe zu Christo wuchs auch in ihm, ohne daß seine Eltern ihn besonders dazu angeregt hätten, die Verehrung für den Mann, den er als den größten Apostel des Neuen Bundes und als den Restaurator des „unter dem Scheffel hervorgezogenen“ Evangeliums ansah, nämlich für den Züricherischen Reformator Zwingli. Das Heldengedicht „Huldreich Zwingli“ von Emanuel Fröhlich war sein kostbarster Schatz. Viele Gesänge desselben wußte er auswendig, und weh dem Katholiken, der es gewagt hätte, nicht zum mindesten so tolerant zu sein, wie der Fröhlichsche Pfarrer Schönbrunner, den der Dichter bei der Leiche Zwinglis ausrufen läßt, „. . . indem das Wasser ihm in die Augen schoß: Was immer auch sein Glaube, er war ein rechter Eidgenoß!““

Um die große Sonne Zwinglis scharten sich alsdann in des Knaben Phantasie die übrigen reformatorischen Gestirne: Bullinger, Oecolampad, Haller, Calvin u. s. f., und in der Ferne Luther mit seinen Trabanten . . . Zu Ehren des Schwedenkönigs Gustav Wasa, der so herrlich die Sache des Evangeliums verfochten, schrieb er ein eigenes sogenanntes Schauspiel, welches er auf seinem Puppentheater so oft über die Bühne gehen ließ, bis das Publikum (seine Brüder und die Dienstboten) sich schlechterdings nicht mehr einfinden wollte.

Alle diese kindlichen Überzeugungen sollten sich indessen keiner langen Dauer erfreuen. Namentlich der Glaube an die Gottheit Christi litt nur allzubald schmählichen Schiffbruch.

Mit seinem zwölften Jahre kam Emil auf das Gymnasium zu Zürich. Der Religionsunterricht, der an den drei obersten

Klassen dieser Anstalt gegeben wurde, ist zu charakteristisch, als daß wir ihn nicht etwas weitläufiger schildern sollten.

Die liberale Regierung des Kantons Zürich hatte erkannt, wie trefflich sich der Religionsunterricht als Rad in der modernen Staatsmaschine verwerten lasse, und war daher weit entfernt, in diesem Punkte die Gleichgültigkeit der Fortschrittspartei gegen die Religion walten zu lassen. Im Gegenteil erklärte sie mit frommem Eifer den Religionsunterricht für obligatorisch und machte den besten Mann, den sie finden konnte, zum Professor dieses Faches. Er war ein Gelehrter der Tübinger Schule, der mit Baur und seinem Anhang fast das ganze Neue Testament für ein Fabelwerk, die Gottheit Christi für eine fromme Täuschung und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele für höchst fraglich hielt. Dabei war er aber kein plumper Aufklärungspolterer (ein solcher hätte den Zwecken des zahmen Fortschrittes nicht gedient), sondern ein ruhiger, kluger Mann, der wegen seiner Rechtlichkeit in der Stadt in Ansehen stand, und durch seine Freundlichkeit und Unparteilichkeit bei den Schülern beliebt war. Um den jungen Leuten die Tübinger Aufklärung recht gründlich beizubringen, schlug er einen langsamen, aber sicheren Weg ein, der für alle freisinnigen Lehranstalten mustergültig sein dürfte.

In der ersten Klasse nämlich trug er die Geschichte sämtlicher heidnischer Religionen vor, stufenweise von den niedersten zu den höheren aufsteigend (ohne der christlichen Religion irgend zu erwähnen). Es kam ihm hier namentlich darauf an, zu zeigen, wie das Bewußtsein der Völker im Laufe der Geschichte sich immer mehr geläutert und zu reineren „Gottesbegriffen" erschwungen habe, und zwar genau auf die Weise, die Hegel in seiner Logik vorgezeichnet hat, d. h. durch Entwicklung von Gegensätzen und Auflösung derselben in einer höheren Einheit. In der zweiten Klasse sodann ging er über auf die Religion des Alten Testamentes. Hier wiederholte sich, nur auf einer höheren Religionsbasis, der gleiche Prozeß. Die „tiefen Wahrheiten dieser Entwicklungsstufe" wurden beleuchtet, daneben aber auch auf die noch vorhandenen vielfachen Widersprüche, Anthropomorphismen und ungelösten Gegensätze gebührend aufmerksam gemacht. Auch wurde das kritische Messer aus Tübingen

an die Bücher des Alten Testamentes gelegt, und was sich nicht fügen wollte (so z. B. der Pentateuch und Isaias) unbarmherzig zerschnitten. — Auf diese Art für höhere Entwicklungen reif, kamen endlich die Schüler in die dritte Klasse (Prima), und hier wurde nun das Neue Testament in Angriff genommen. Man unterschied höchst philosophisch zwischen dem geistigen Kern des Christentums und seiner äußeren Schale. Der Kern enthüllte sich als der unverhüllteste Pantheismus nach Hegelscher Façon; die Schale aber, die man mit der Zeit wegzuwerfen habe, war der Glaube an die Wunder und an die Gottheit Christi, sowie die äußere Gestaltung der Kirche und des Kultus. Die Schriften des Neuen Testamentes wurden mit Baurscher Gelehrsamkeit kritisch geprüft, und wie es sich erwarten ließ, sämtlich (mit Ausnahme einiger Paulinischer Briefe) als tendenziöse Machwerke einer nachapostolischen Zeit verworfen.

Kein Wunder, daß bei einem so gut angelegten Plane die Schüler des Zürcherischen Gymnasiums in das Netz des modernen Unglaubens gerieten. Auch Usteri wurde ein eifriger Anhänger der Tübinger Aufklärung; und da er stets für das, was er als Wahrheit ansah, mit Lebhaftigkeit in die Schranken trat, so traf sein bitterster Haß alle, die noch an Christi Wunder und Gottheit glaubten, zumal die gläubig gesinnten Prediger. Selbst der Vater mußte oft genug die gereizte Stimmung des Sohnes fühlen. Die Katholiken aber, welche nach des Professors System unbedingt auf der untersten Stufe des „Gottesbewußtseins" standen, hielt der aufgeklärte Gymnasiast kaum seiner Beachtung wert. Wenn er mit seinen Freunden katholische Gegenden der Schweiz durchreiste, so wurde nicht selten die Frage erörtert, wie es denn überhaupt auch nur möglich sei, daß ein vernünftiger Mensch katholisch bleiben könne. Ein Schächtelchen Stahlfedern, denen ein kleines Kreuz aufgeprägt war, warf er weg; denn er wollte nicht an den katholischen Aberglauben erinnert werden.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Emil keine Lust fühlte, nach bestandener Maturitätsprüfung sich in die theologische Fakultät einschreiben zu lassen. Geistlicher zu werden, war zwar früher sein Lieblingsgedanke gewesen und seine Eltern hatten mit Vorliebe denselben Wunsch gehegt. Allein nun er-

klärte er rund heraus, dem Volke den Glauben predigen könne er nicht, den Unglauben predigen wolle er nicht; er ziehe es daher vor, Jurisprudenz zu studieren. Sein Vater vernahm diesen Entschluß mit Schmerz; indessen machte er klugerweise keinen Versuch, ihn sofort auf andere Gedanken zu bringen, sondern schlug ihm einfach vor, die Theologie wenigstens ein Jahr lang „zur Probe" zu betreiben; dann stehe es ihm immer noch frei, einen anderen Beruf zu wählen.

Dagegen ließ sich nicht viel einwenden und so betrat denn Emil (mit Ostern 1858) die Hörsäle der protestantischen Theologie zu Zürich. In mehr als einer Beziehung war dieses Jahr entscheidend für sein ganzes Leben. Fürs erste erlitt das unsolide Gebäude seiner religiösen oder vielmehr irreligiösen Überzeugungen, die er vom Gymnasium mitgebracht hatte, eine gewaltige Erschütterung.

Professor der neutestamentlichen Exegese war damals der (später nach Bonn berufene) Dr. Schlottmann. Usteri hörte dessen Vorlesungen über die synoptischen Evangelien. Mit Gründlichkeit und Scharfsinn, oft auch mit beißendem Spotte ging Schlottmann der Tübinger Schule zu Leibe und verteidigte glänzend die Echtheit und Wahrhaftigkeit der evangelischen Berichte. Nur ungern und verdrießlich folgte im Anfang der Studierende diesen Vorlesungen; allein da die Sache nun einmal geprüft werden mußte, verglich er unparteiisch die verschiedenen Meinungen, las die apologetischen Werke, die ihm sein Vater mit Freuden gab, und ehe das Jahr zu Ende ging, war er ziemlich fest von der Wahrheit alles dessen überzeugt, was der Religionsprofessor am Gymnasium für Irrwahn erklärt hatte.

Dazu kam ein anderer wohlthätiger Einfluß. Es bestand in Zürich eine Gesellschaft junger Patricier, deren Zweck war, die vaterländische Geschichte zu studieren, und in der Politik im konservativen Sinne thätig zu sein. Der geistige Leiter dieser Verbindung war der in der Schweiz weithin bekannte Oberst David Nüscheler, ein Mann eben so hervorragend durch seine tiefe Kenntnis der Schweizergeschichte als durch seine Frömmigkeit und Biederkeit, zwar Protestant, aber voll Verständnis und Hochschätzung für alles Katholische und eng befreundet mit Hurter, v. Haller, v. Zeerleder und anderen ausgezeichneten Konvertiten.

In diese Gesellschaft wurde Usteri fast wie durch Zufall aufgenommen, indem man ihn eines Tages zum Eintritte einlud, er aber ohne weiteres Bedenken zusagte. Jetzt war er genötigt, die Geschichte Zürichs und der Schweiz genauer zu studieren, die Zustände vor und nach der Revolution miteinander zu vergleichen. So kam er allmählich, wenn auch nicht ohne inneren Kampf zu der Überzeugung, daß nicht nur die Revolution, sondern auch schon die Reformation der Schweiz wenig Segen, wohl aber viel sociales Elend, politische Tyrannei und Zerrissenheit eingetragen habe. Zwingli, der Held seiner Jugend, verlor in seinen Augen allen Glorienschein; er sprach offen aus, es wäre für Zürich besser gewesen, wenn es diesen Mann nie in seinen Mauern gesehen hätte. Schon früher war auch die Verehrung für Luther auf ein Minimum zusammengesunken, wozu die Vorlesungen eines höchst freisinnigen Professors, der des Reformators Schwächen erbarmungslos aufdeckte, den ersten Anstoß gaben.

Mehr und mehr begriff nun Usteri, wie doch auch ein vernünftiger Mensch katholisch sein könne, und ohne selbst schon von der Wahrheit der katholischen Lehre wirklich überzeugt zu sein, achtete, ja beneidete er alle, die in den Schoß der Kirche zurückgekehrt waren. Als er einst zufällig Hallers ergreifendes Schreiben „An seine Familie“ in die Hände bekam, konnte er sich der Thränen nicht enthalten und bat Gott, ihn erkennen zu lassen, ob die katholische Kirche die wahre sei, um in diesem Falle das Beispiel Hallers nachzuahmen.

Nachdem das Jahr, in welchem Usteri die Theologie „zur Probe“ studierte, verstrichen war, dachte er nicht mehr daran, diesen Beruf aufzugeben. Sein Vater schickte ihn daher zur weiteren Ausbildung auf die Universität Halle a. d. S.

Der hier docierende Dr. Tholuck, bekanntlich eine Autorität erster Größe im Lager des gläubigen Protestantismus, war des Vaters alter Universitätsfreund und zudem Emils Taufpate. Mit besonderer Liebe nahm er sich daher des jungen Theologen an. In seinem Umgange und durch seine Vorlesungen wurde in Usteri der Glaube an die Heilige Schrift und an die Gottheit Christi zur vollständigen und unerschütterlichen Gewißheit. Stets hat er daher, auch nach seiner Konversion und seinem

Eintritt in den Jesuitenorden, diesem Gelehrten ein dankbares Andenken bewahrt.

Zu gleicher Zeit, jedoch absolut unabhängig von Tholucks Einfluß, wuchs in ihm auch immer mehr die Hinneigung zur katholischen Kirche. Was er schon in Zürich, wie wir andeuteten, durchgefühlt hatte, das wurde ihm jetzt immer klarer und gewisser: der Protestantismus ist nicht ein Werk Gottes, und somit kann keine andere als die katholische Kirche die wahre Kirche Christi sein. Vorzüglich war es die praktische Beobachtung der protestantischen Zustände, die ihn zu diesem Resultate führte. Er schreibt darüber an einen Freund folgendes:

„Unmöglich konnte ich irgend eine der protestantischen Konfessionen und Sekten als ein göttliches Institut ansehen. Denn welches Chaos von unzählbaren Lehrsystemen und Glaubensbekenntnissen trat mir entgegen! Es war mir wahrhaftig zu Mute, wie Nehemia, als er in das verwüstete Jerusalem einzog, aber in dem Wirrwar der Trümmer den Weg nicht finden konnte. Die Gräfin Hahn-Hahn hat den Protestantismus ein „Babylon" genannt und Professor Hengstenberg stimmt über diese Verleumdung ein langes Klagelied an (in seiner evangelischen Kirchenzeitung). Mir scheint, es kann gar kein passenderes Bild gefunden werden. Babylonische Verwirrung ist ja alles, was wir sehen und hören! Wenn Du mich aufforderst, diesen Tadel zu begründen, so weise ich Dir einfach die Testate der Kollegien, die ich gehört habe, vor, vier Foliobogen, mit den Namen vieler großer Celebritäten. Glaubst Du, daß auch nur zwei von allen diesen Gelehrten das gleiche theologische Lehrsystem haben? Thörichte Hoffnung! Was Dir heute der eine mit schlagenden Gründen als Glaubenssatz darthut, das erklärt Dir morgen ein anderer mit nicht geringerer Suade und mit dem gleichen Rechte als unbegreiflichen Irrtum.

„Soll ich noch glauben, daß eine solche Kirche, voll Subjektivität, Ungewißheit und Zerrissenheit, das Werk Jesu Christi sei? — Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich es mich stets berührte, wenn ich die Zustände der Studentenwelt betrachtete. Da ist nirgends ein solides, wandelloses Fundament des Glaubens; wie jeder Professor seinen isolierten Standpunkt hat, so macht auch jeder Student sich seinen eigenen kleinen Standpunkt,

und keine Gesellschaft kannst Du besuchen, ohne nicht sofort die Frage zu hören (die mir immer wie ein Stich durchs Herz ging): „Welcher Richtung gehören Sie an?“ Ja, subjektiven Standpunkt, besondere Richtung findest Du überall, aber nirgends festen Grund, göttliche Autorität. — Unsere Frommen jammern, daß auf allen Universitäten glaubenslose Anhänger von Strauß und Baur ihr Wesen treiben. Gewiß, das ist traurig. Aber wer will es ihnen verbieten? Nach dem protestantischen Principe der freien Schrifterklärung haben sie so gut das Recht, zu lehren, wie die Gläubigen. Ich aber frage: Kann eine Kirche, die ihrem Grundprincipe nach konsequenterweise allen Feinden Christi Thür und Thor öffnet, die wahre Kirche sein? Noch eine andere Erwägung kann ich Dir nicht verhehlen: Die wahre Kirche muß eine Mutter sein. Sie muß mit Mutterliebe ihre Kinder mit Gott versöhnen, auf dem Pfad der Tugend kräftigen, im Unglück tröften u. s. w.

„Thut das der Protestantismus? Nein! denn er hat die Mittel dazu nicht. Mit der Predigt allein ist nichts gethan; was helfen dem Volke die schönen Hohlheiten und hohlen Schönheiten unserer Kanzelredner? Die Sakramente fehlen uns! Sie allein trösten und stärken wahrhaft. Ich höre immer klagen über die Teilnahmlosigkeit des Volkes für die evangelische Kirche; nun, so unbegreiflich ist mir diese Indifferenz nicht u. s. w.“

Je tiefer in Usteris Augen der Protestantismus sank, um so höher stieg fortwährend der Katholizismus. Denn alles, was er dort vermißte, fand er hier. Die absolute Unwandelbarkeit des katholischen Dogmas, sowie auch dessen Alter und apostolischer Ursprung standen ihm fest aus der Kirchengeschichte, die er eifrig studierte. Den segensvollen Einfluß der katholischen Kirche auf das Leben der Völker, wie der einzelnen lernte er kennen aus Werken wie Voigts Gregor VII., Hurters Innocenz, Leos Universalgeschichte u. a. Hallers Ideen über das Wesen der religiösen Gesellschaften (in seiner Restauration der Staatswissenschaften) dienten ihm hierbei gleichsam als Richtschnur. Möhlers Symbolik zeigte ihm, wie konsequent, vernünftig und trostreich das katholische Dogma sei gegenüber den widerspruchsvollen Lehrsystemen der Reformation. In diesem Punkte hatte er deswegen weit weniger Schwierigkeit als die meisten Prote-

stanten, weil ihm von vornherein die Autorität der Kirche feststand. Nicht aus der Wahrheit der einzelnen Dogmen schloß er auf die Wahrheit der Kirche, sondern umgekehrt. — Den katholischen Gottesdienst besuchte er in Halle oft und gern. So armselig die dortige Kirche war (ein kahler Saal, in den man über eine holperige Treppe hinaufsteigen mußte), so erbaulich war ihm andererseits die Andacht des Volkes (meist armer Leute) und der Eifer des Priesters. Hier hörte er zum erstenmal eine Litanei vom bitteren Leiden Christi beten und dies machte auf ihn einen wunderbaren Eindruck. „Wir sagen immer," äußerte er sich, „die Katholiken seien beim Gottesdienst bloß passiv, wir aber aktiv. In was besteht denn unsere Aktivität? Daß wir eine Predigt anhören? Das thun ja die Katholiken auch, und noch viel mehr: aktiv feiern sie ihre heiligen Geheimnisse mit dem Priester."

Überhaupt verhehlte Usteri den Mitstudierenden gegenüber seine Vorliebe für den Katholizismus nicht im geringsten. Offen und heftig tadelte er vor ihnen die Reformatoren und ihr ganzes Kirchenwesen, weshalb man ihn von dieser Seite für einen „Kryptokatholiken" hielt, ohne sich übrigens von ihm zurückzuziehen. Dagegen Tholuck oder Leo gegenüber, mit dem er ebenfalls bekannt war, berührte er diesen Punkt nie mit einer Silbe. Denn er ging von der Ansicht aus, daß er von dieser Seite keine unparteiischen Aufschlüsse erwarten dürfe. Ebensowenig hatte er Verbindungen mit Katholiken.

Zu Ostern 1860 verließ er Halle, um sich noch für ein Semester in die Metropole des deutschen Protestantismus, nach Berlin, zu begeben. Zurückgezogen von dem studentischen Treiben, das er in Halle mitgemacht hatte, hörte er hier besonders philosophische Vorlesungen (bei Trendelenburg) und exegetische (bei Hengstenberg, Twesten u. a.). Auch hier besuchte er regelmäßig den katholischen Gottesdienst. Die St. Hedwigskirche, in der schon so mancher Protestant Eindrücke erschütternder Wirkung durch Gottes Gnade empfangen hat, blieb ihm stets unvergeßlich. Hier lernte er zuerst den katholischen Kultus besser verstehen, fing an, das Kreuzzeichen zu machen, das Knie zu beugen, dem Vaterunser das Ave Maria folgen zu lassen. In die Schweiz zurückgekehrt, hatte er lange förm-

liches Heimweh nicht sowohl nach Berlin, als nach der St. Hedwigskirche.

Mit Recht mag hier der Leser fragen, weshalb ein solcher Protestant nicht auf der Stelle das Tridentinische Glaubensbekenntnis ablege. Allein die Gnade wirkt eben frei. Usteri erkannte es damals noch keineswegs als seine Pflicht, in die Kirche zurückzukehren. Er war in dem Glauben, wenn er nichts rede, thue oder denke, was der Kirche zuwider sei, dann sei er im Grunde Katholik und könne des äußeren Bekenntnisses entbehren, wenigstens eile es damit nicht, ja es sei sogar besser, noch einige Jahre zuzuwarten und zu prüfen, ob auch wirklich seine Ansicht von der katholischen Kirche auf Wahrheit beruhe.

Nachdem er daher in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und das sogenannte Staatsexamen bestanden hatte, ließ er sich zum „Verbi Divini Minister" ordinieren und wurde sofort Vikar seines Vaters, der krank daniederlag; und als dieser bald darauf (im Jahre 1863) starb, erhielt er als Verweser dessen Pfarrei.

In dieser Stellung waren seine äußeren Verhältnisse ungemein günstig. Er hatte ein Haus mit schönen Gütern in prachtvoller Lage. Als Prediger war er bezüglich dessen, was er lehren und nicht lehren wollte, ziemlich ungehindert, keine Kirchengesetze verboten ihm, das Evangelium nach seinen katholischen Begriffen vorzutragen (denn bei der derzeitigen Verfassung des Kantons Zürich bekennt jeder Geistliche seine Privatreligion); wie er denn auch wirklich nicht selten über die Verehrung der allerseligsten Jungfrau, über die Existenz eines Reinigungsortes u. a. predigte. Bei seiner Gemeinde war er beliebt; wenigstens bei dem „gläubigen" Teile derselben, der zufällig hier in großer Majorität war.[1]) Die Armen hingen ihm an, da er ihnen gern Unterstützung verschaffte. Allein dies alles hinderte nicht, daß er sich im Herzen wahrhaft unglücklich fühlte.

„Du bist kein Glied der Kirche," dieser Gedanke lag wie ein Alp auf seiner Seele. „All dein Wirken ist nutzlos für dich

[1]) Jede Gemeinde war nämlich sehr schroff in zwei Parteien gespalten, eine sogenannte gläubige und eine ungläubige, die dem modernen Rationalismus huldigte.

und für deine Gemeinde!" Er kam sich vor wie ein Mann, der weit im Meere seine Kinder ertrinken sieht, aber keinen Kahn hat, ihnen beizuspringen. „Ohne die Sakramente," äußerte er sich seinen Freunden gegenüber, „vor allem ohne die Beichte und die Eucharistie, ist unser Predigen ein reines Säen in den Wind. Mit bloßen Worten, die überdies nicht einmal die volle Wahrheit sind, macht man das Volk nicht frei von Sünden." Besonders schwer fiel ihm dieser Gedanke aufs Herz beim Unterrichte der Jugend. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Kinder schutzlos gegen alle Versuchungen ins Leben hinaustraten. — Oft sah er abends spät arme Fabrikarbeiter in die methodistischen Versammlungen ziehen. Dann mußte er sich sagen: „Die Leute scheuen einen weiten Weg nach harter Tagesarbeit nicht, um religiösen Trost zu suchen. Könntest du doch ihnen den vollen Trost der wahren Kirche bieten!" Mehrmals wurde diese innere Unruhe so groß, daß er Sonntags einen anderen Geistlichen predigen ließ und sich inkognito nach Luzern oder Solothurn in die heilige Messe begab.

Natürlich konnte ein solcher Zustand auf die Dauer nicht ertragen werden. Die Gnade Gottes zwang den Schwankenden zu einer entscheidenden That. Da er in Zürich keine katholischen Freunde hatte, so wandte er sich schriftlich an einen seiner Mitbürger und ehemaligen Freund seines Vaters, den Ritter Gustav v. Schultheß-Rechberg in München.[1]) Dieser besuchte ihn bald darauf persönlich in Kilchberg und seinen liebevollen Räten und innigen Fürbitten hat er ganz besonders das Werk seiner völligen Bekehrung zu danken. — Die Gelegenheit zum Rücktritte war günstig. Die Gemeinde wünschte Usteri zum definitiven Pfarrer anzustellen. Er erklärte also, daß er die Wahl nicht annehme, sondern sich für einige Zeit ins Ausland begeben wolle, um seine Studien fortzusetzen. Seine Absicht, katholisch zu werden, wurde durch besondere Fügung Gottes in der Öffentlichkeit nicht bekannt. Er entging so manchen unnützen Streitigkeiten; auch wurde es ihm möglich, an seine Stelle einen

---

[1]) v. Schultheß, aus einem alten Patriciergeschlechte der Stadt Zürich, gewesener kgl. franz. Oberstleutnant, bekannt als Numismatiker, Verfasser des „Thalerkabinets" und eifriger Konvertit. † 1866. (S. Tl. 2, Seite 361—363.)

gläubigen und tugendhaften jungen Geistlichen zu befördern. Seine näheren Freunde, seine zwei Brüder und seine Verwandten, die längst seine Gesinnungen kannten, bedauerten, wie begreiflich, seinen Entschluß. Indes konnten und wollten sie denselben auf keine Weise hindern. Die Familie Nüscheler überhäufte ihn mit Beweisen ihrer Teilnahme und Liebe. Keines seiner Freundschaftsbande wurde durch seinen Austritt gelöst, im Gegenteil nahm man auf die herzlichste Weise von ihm Abschied. — Auf Pfingsten 1864 hielt er seine letzte Predigt und bestieg bald darauf den Bahnzug nach München. „Noch nie," so schrieb er einem protestantischen Freunde, „habe ich eine Reise mit solchen Gefühlen der Freude angetreten. Obschon mir an und für sich das Scheiden nicht leicht wurde, so war mir doch der Weg nach München eine Art Triumphzug. Spät abends kam ich an und das Zimmer im Gasthof war schlecht; aber ich kann Dich versichern, in meinem Leben habe ich noch nie so sanft geschlafen wie damals. Am folgenden Morgen — es war Sonntag — eilte ich natürlich zuerst in die Kirche, um Gott zu danken, und hörte zufällig gerade eine herrliche Predigt des Dr. Lierheimer über das Altarssakrament. Dann ging ich zu Herrn Oberst v. Schultheß. Ich habe Sie heute erwartet! rief er mir schon an der Treppe zu (trotzdem ich ihm den Tag meiner Ankunft nicht angezeigt hatte). Dann umarmte er mich mit einer Freude, die sich nicht schildern läßt. Bei dem frommen und gelehrten Domkapitulare Herb ließ ich mich darauf einige Wochen unterrichten. Schwierigkeiten hatte ich dabei nicht; das kannst Du Dir denken. Am 21. Juni endlich, am Feste des heiligen Aloysius, legte ich vor eben diesem Herrn in einer Seitenkapelle der St. Michaelskirche in Gegenwart zweier Zeugen, des Herrn Oberst und des Herrn Geheimrats von Ringseis, in dessen Familie ich eine überaus freundliche Aufnahme gefunden hatte, das katholische Glaubensbekenntnis ab. Ich brauche Dir nicht zu sagen, welche Gefühle des Dankes und Jubels mich erfüllen. Lies den Brief des Herrn K. L. v. Haller an die Seinigen; dann hast Du das Schönste und Wahrste, was ich Dir darüber sagen könnte." — Auf den Rat seines Freundes v. Schultheß reiste sodann der Konvertit nach Gorheim (bei Sigmaringen) mit Empfehlungen an den P. Faller S. J. Unter dessen

Leitung machte er die Exercitien des heiligen Ignatius und begab sich dann, neugestärkt und wiedergeboren, an die Universität Innsbruck, woselbst er sich zum Weltpriester auszubilden beabsichtigte.

Allein schon nach einem Jahre, nachdem er die Gesellschaft Jesu hatte näher kennen und schätzen lernen, fühlte er das lebhafte Verlangen, in diesen Orden einzutreten. Die Aufnahme wurde ihm gewährt. In Maria-Laach bereitete er sich auf die heilige Priesterweihe vor. Später wurde er nach Ostindien gesendet. Noch ist er in St. Xavierskollege zu Bombay als Professor für lateinische Litteratur und römisches Recht. Die „Katholischen Missionen" 1897 S. 113 bringen auf einem Gesamtbild die Porträts der Professoren des genannten Jesuitenkollegiums, darunter auch das des P. Emil Usteri.

Aus dem Jahre 1864 haben wir noch zu erwähnen einen mecklenburgischen Edelmann, den Herrn

Hermann v. Suckow,

großherzogl. Kammerherrn, Intendant und Kommissarius des Seebades Doberan Heiligen-Damm.

einen Mann, dem umfassendes Wissen und gelehrte Bildung nachgerühmt wird. Geboren am 1. August 1820 auf dem Gute Toddin bei Hagenow im Herzogtum Mecklenburg-Schwerin wurde er zu Dresden im Blockmannschen Institut erzogen. Die Konversion seines wenig älteren Bruders Paul[1]) machte auf ihn

[1]) Siehe Tl. II. S. 537, Paul von Suckow, geboren am 29. Januar 1818, konvertierte zu Schwerin wo er Amtsassessor war. Man gab ihm die in jener Zeit zu Schwerin erfolgte Konversion mehrerer Personen höheren wie niederen Standes schuld, obwohl er dieselben nicht einmal kannte, und versetzte ihn darum von Schwerin nach Dömitz. Als er zu Münster Noviz der Gesellschaft Jesu geworden, erwies sich leider seine damals schwache Gesundheit als ein Hindernis der Zulassung zu den Gelüb-

einen tiefen Eindruck, zumal dieser nicht unterließ, ihm die eigene gewonnene Erkenntnis von der katholischen Wahrheit mündlich und schriftlich mitzuteilen. Der wachsenden Hinneigung zur katholischen Kirche trat aber hemmend die Rücksicht auf die streng protestantische Gemahlin und auf den ihm befreundeten Großherzog, der in Dresden sein Mitschüler gewesen, entgegen. Da erschien das Buch des Bischofs Martin von Paderborn: „Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands" (Paderborn 1861) und dieses drängte zur Entscheidung. Auf einer Reise nach dem südwestlichen Deutschland bewog ihn eine katholische Dame, die er in Heidelberg besuchte, sich zu dem Bischofe Nikolaus Weis von Speyer zu begeben. Das Resultat seiner Unterredung mit dem Bischof war, daß er alsbald das katholische Glaubensbekenntnis zu Speyer ablegte.

Ein Denkmal seines Glaubenseifers hat sich Herr v. Suckow durch die Herz Jesu-Kapelle am Heiligen-Damm bei Doberan gestiftet, deren Erbauung seinen rastlosen Bemühungen zu danken ist. Die zahlreichen katholischen Badegäste entbehrten schmerzlich der Gelegenheit, eine heilige Messe während ihres Aufenthaltes im Seebad zu hören. Daß einer der wenigen Geistlichen des Großherzogtums da und dort einmal an einem Wochentage in dem ersten besten Wohnzimmer eines Badegastes celebrierte, bedurfte es jedesmal besonderer Erlaubnis der Regierung und zudem war das mit allerlei Schwierigkeiten verbunden und kostspielig. Am günstigsten war es, wenn einmal eine vornehme Familie ihren Hausgeistlichen mitbrachte, der in einem von ihr gemieteten Zimmer die heilige Messe las, der auch andere katholische Badegäste beiwohnen durften.

Mit der Zeit erlangte Herr v. Suckow die staatliche Erlaubnis ein für allemal, bei Anwesenheit katholischer Badegäste,

---

den, weshalb er nach einjährigem Verweilen im Noviziat dasselbe verließ. Er vermählte sich später mit einer katholischen Dame ungarischer Nationalität und ist noch Besitzer eines Gutes in Galizien, das er aber wegen hohen Alters einem Administrator zur Verwaltung übergeben hat. Er lebt gegenwärtig (1900) zu Brieg in Schlesien im St. Marienstift, wo er die Pflege Barmherziger Schwestern genießt, die er durch seine Frömmigkeit erbaut. Dies zur Ergänzung des im 2. Teil gesagten auf Grund eigener Mitteilung des Herrn Paul v. Suckow.

ohne vorherige Anfrage, für sie Gottesdienst halten zu lassen, und als 1873 die Seebadeanstalt Heiligen-Damm an eine Aktiengesellschaft verkauft wurde, ließ der Großherzog auf Veranlassung des Herrn v. Suckow im Walde 25 Quadratruten zum Bau einer katholischen Kapelle reservieren. Nun aber blieb noch die Sorge, ein Kapital zur Erbauung derselben zu sammeln. Herr v. Suckow übernahm dieselbe. Leider ging es damit sehr langsam vor sich. Erst Ende 1882 konnte Herr v. Suckow dem Landesherrn und dem Ministerium bei Überreichung das vom Architekten Möckel, damals in Dresden, gefertigten Planes die vorhandenen Geldmittel in Höhe von 9383 Mark nachweisen. Da aber der Kostenanschlag sich auf 18,000 Mark bezifferte, wurde die Erlaubnis zum Bau trotz wiederholter Bitten versagt, bis die ganze erforderliche Summe vorhanden sein würde.

Anfang 1886 war der Baufond auf 13,670 Mark herangewachsen, den Rest der nötigen Summe beschloß Herr v. Suckow trotz seiner sechsundsechzig Jahre persönlich zu erbetteln, zu welchem Zwecke er eine Reise in die Rheinlande unternahm, die für den Kapellenbau 2362 Mark eintrug.

Im Sommer 1887 war endlich die nötige Bausumme vorhanden, die Bauerlaubnis erteilt und im Sommer 1888 war der Bau glücklich vollendet, so daß die Kapelle am 23. August die kirchliche Weihe erhalten konnte.

Herr v. Suckow hat in dem Paderborner Bonifacius-Blatt 1890, Nr. 3, die Geschichte dieses Baues, die für ihn ein guter Teil seiner Lebensgeschichte ist, ausführlich mitgeteilt. Jede Zeile bekundet seine demütige Frömmigkeit. Er schließt seine Erzählung mit den Worten:

„So steht nun die Kapelle am Ostseestrande, in unmittelbarer Nähe des Meeres, im schönsten Buchenwalde ruhig und friedlich — eine Zierde des Platzes — da.

„Mit dem Verse: quantum potes, tantum aude, habe ich begonnen, ich schließe in Gottes Namen mit:

Lauda Sion Salvatorem.

Dresden im Oktober 1889. H. v. Suckow.

Leider müssen wir hinzufügen, was im April 1899 die Märkische Volkszeitung in einem Artikel über die Lage der Katholiken in Mecklenburg mitteilte:

„Erwähnen müssen wir auch noch, daß bis zum vorigen Jahre ein etwa zeitweilig im Sommer am Heiligen-Damm zur Kur weilender katholischer Geistlicher den Badegästen in der Herz Jesu-Kapelle daselbst Gottesdienst halten durfte. Da aber wurde diese Erlaubnis für die Folge versagt, mit der Begründung, die zwei in Schwerin respektive der in R. angestellte Geistliche könnten auch diese Missionsstation noch mit versehen. Natürlich ist dies bei der jetzt schon völligen Überlastung der drei hochwürdigen Herren ganz unmöglich, worüber auf gewisser Seite großer Jubel herrscht."

Hermann v. Suckow ist am 1. Mai 1895 zu Dresden gestorben.

Ferner einen schweizerischen Patrizier:

Graf Rudolf v. Mülinen,

k. k. Kämmerer und k. k. Legationsrat zu Paris,

aus einer reformierten, auch in Österreich und in Württemberg begüterten Familie stammend, ist der Sohn des verstorbenen württembergischen Kammerherrn und Staatsrates Grafen Rudolf Albrecht v. Mülinen, am 29. September 1827 geboren. Im Mai 1864 schwur er feierlich zu Paris den Protestantismus ab. Später wurde er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Stockholm. Seine Gattin war eine Polin, Maria, verw. Gräfin von Hutten-Czapska, geb. Gräfin Rzewuska. Dieselbe starb am 25. Juli 1897 zu Bern, er selbst folgte ihr am 17. Februar 1898 zu Graz im Tode nach.

Herzogin Ida Luise v. Talleyrand-Périgord.

Sie war eine Tochter des dänischen Admirals v. Ulrich und seit 1847 Witwe des Hugh Mac Donell aus dem Hause Glengarry. Am 12. Dezember 1864 vermählte sie sich zu Flo-

renz mit dem Herzog Edmond v. Talleyrand-Périgord, dessen erste Gemahlin, die Herzogin Dorothea v. Sagan (siehe Tl. I. S. 239—241) am 19. September 1862 gestorben war. Noch vor der Hochzeit kehrte sie zur katholischen Kirche zurück.

Sie verlor ihren Gemahl schon am 14. Mai 1872 durch den Tod, der ihn in Florenz ereilte. Sie selbst folgte ihm am 2. Oktober 1880 in die Ewigkeit nach.

Ihre Tochter Karoline aus der ersten Ehe heiratete 1855 den herzoglich sachsen-meiningenschen Kammerherrn, Franz Karl Freiherrn v. Stein-Liebenstein.

Gräfin Cäcilie v. Westphalen,

geb. Gräfin Lucchesini, geb. am 28. Dezember 1834 zu Breslau, vermählte sie sich am 14. April 1863 mit Graf Klemens v. Westphalen, und wurde 1864 katholisch. Seit dem 4. Oktober 1885 Witwe, lebt sie zu Münster.

Joseph Karl v. Smid-Bürgler,

aus einer geachteten norddeutschen Familie stammend, studierte Theologie und ging nach Amerika, wo er als Feldkaplan bei der Armee der Union in Thätigkeit war. Derselbe war nach seinem Ausscheiden aus dem öffentlichen Dienste Redakteur des in Cincinnati erscheinenden „Volksfreundes". Sein Eintritt in die katholische Kirche erfolgte im ersten Viertel des Jahres zu Covington in Kentucky, einer Cincinnati unmittelbar gegenüber gelegenen Stadt, und soll er durch ein Büchlein des Paters Alto S. Hörmann vom Benediktinerorden dazu bestimmt worden sein. Dasselbe erschien unter dem Titel: Aners Heimkehr. Eine allegorische Erzählung (Landshut 1864).

Freiherr Friedrich v. Berlichingen,

kgl. württembergischer Kammerherr, geb. 18. September 1798 zu Heilbronn, konvertierte kurz vor seinem am 3. Juni 1865 erfolgten Tode, nachdem seine Gattin Albertine, geb. Eschenburg (geb. 17. Mai 1817 zu Lübeck, gest. 18. November 1883 zu Mergentheim), diesen Schritt schon früher gethan hatte. Der erstgeborene Sohn, Freiherr Adolf v. Berlichingen, geb. 30. Mai 1840 zu Stuttgart, war schon 1858 zur katholischen Kirche übergetreten, worauf er im Jesuitenkollegium zu Feldkirch Philosophie und dann in Tübingen Naturwissenschaften studierte. 1865 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Er machte den Krieg gegen Frankreich als Krankenpfleger mit. 1872 als Jesuit aus Deutschland verwiesen, wurde er 1873 in England zum Priester geweiht. 1884 verließ er seine Gesellschaft und nahm seinen Wohnsitz in Wien ohne eine amtliche Stellung. Seine Dramen und geistlichen Spiele sind in Keiters Litteraturkalender und in Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten verzeichnet. 4. Aufl. — Die Schwester desselben, Freiin Mathilde v. Berlichingen, geb. 27. Juli 1842, trat in die Gesellschaft der Frauen vom „heiligen Herzen Jesu".

Gräfin Agnes Stolberg,

geb. Gräfin Seherr-Thoß aus Schlesien, geb. 8. Juli 1809, vermählt 8. Januar 1833 mit Graf Bernhard Stolberg auf Weidenhof bei Breslau († 1859), einem Sohne des Dichters, ward 1865 in die Kirche aufgenommen. Sie ist am 1. August 1878 zu Marienbad gestorben.

Dr. Gustav Bickell,

Orientalist.

„Die folgenden Mitteilungen sollen nur eine Geschichte meiner religiösen Entwicklung liefern und schließen daher alle biographischen Notizen, die nicht in einem inneren Zusammenhang mit dieser stehen, grundsätzlich aus. Eine jede Bekehrungsgeschichte läßt sich nun selbst wieder unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten darstellen, je nachdem man entweder die inneren Einwirkungen der göttlichen Gnade ins Auge faßt, welche den Willen anregen und endlich zur Mitwirkung bewegen, oder jene bloß natürlich scheinende Entwicklung zur katholischen Wahrheit hin, die man nur als Resultat der Gemütsanlagen, Studien und Lebensführungen zu betrachten versucht sein könnte. Wenn nun im folgenden mehr der letztere Gesichtspunkt hervortritt, da der erstere vielfach zu zarter und individueller Natur ist, um ohne weiteres dem Publikum mitgeteilt zu werden, so wird es gut sein, vorher darauf hinzuweisen, daß beide Auffassungen nur logisch trennbar sind, während in Wirklichkeit das übernatürliche und das natürliche Moment nur eine einzige Entwicklung bilden, in der sich Gottes Barmherzigkeit auch der natürlichen Mittel bedient, um die in der Irre gehenden Seelen zum Glauben zu führen. Um aber zum Glauben im Sinne der Kirche, d. h. zur demütigen Unterwerfung der Einsicht und des Willens unter die unfehlbare von Gott geoffenbarte und von der Kirche verkündigte Wahrheit zu gelangen, dazu ist der übernatürliche Gnadenbeistand Gottes unerläßlich, da sonst der abgeneigte Wille stets, wenn auch der Verstand die Folgerichtig-

keit und Notwendigkeit des katholischen Systems eingesehen hat, diese im Glaubensakte enthaltene Unterwerfung verweigern wird.

„Die Geschichte meiner religiösen Anschauungen zerfällt wie von selbst in vier Perioden. Bis zu meinem zwölften Jahr lebte ich mit kindlicher Unbefangenheit in den religiösen Traditionen des Elternhauses, indem ich mich vertrauend dem Einflusse des Protestantismus hingab, ohne weder seine Rechtfertigungslehre zu kennen, noch über sein Verhältnis zur katholischen und primitiven Kirche irgendwie nachzudenken. In meinem zwölften Jahre lernte ich die lutherische Rechtfertigungslehre kennen, nahm sie ohne weiteres als den Kern des Christentums an und strebte jahrelang danach, auf Grund dieser Lehre mein Heil zu wirken und desselben gewiß zu werden. Mit siebzehn Jahren verwarf ich diese Lehre als eine moderne Fiktion und begann seitdem, trotz mannigfacher Bedenken und Schwierigkeiten, mich immer mehr der katholischen Kirche zu nähern. Seit meinem siebenundzwanzigsten Jahre endlich gehöre ich der Kirche an, in deren Gemeinschaft und mit deren Segen ich einst zu sterben hoffe.

„Zu Kassel am 7. Juli 1838 geboren, verweilte ich bis zum Tode meines Vaters, des bekannten Kanonisten († 1848 zu Kassel als Vorstand des Justizministeriums), im elterlichen Hause teils in der genannten Stadt, teils in Marburg. In unserer Familie herrschte eine tief religiöse Gesinnung, die jedoch von Pietismus und prononciertem Lutheranismus frei war. Denn für derartige Richtungen hatte mein Vater, der als einer der ersten gegen den damals auch in Hessen allgemein verbreiteten Rationalismus aufgetreten war, einen zu gebildeten Geist und eine zu zarte, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, jungfräuliche Seele. Seine von ihm auch öffentlich ausgesprochenen Sympathien für die katholische Kirche, deren wunderbar harmonischen äußeren Bau seine Studien ihn kennen lehrten, wurden leider gemindert durch das Ärgernis, das er auf seinen wissenschaftlichen Reisen nach Frankreich und Süddeutschland an der Irreligiosität oder Lauheit so mancher Namenskatholiken nahm.

„Die Erziehung in einer solchen Familie hatte für mich den doppelten Vorteil, daß ich von Kindheit an eine religiöse Neigung und Richtung erhielt, die sich später mit den teuersten

Erinnerungen vereinigte und mich davor bewahrte, dem kalten Unglauben zu verfallen, andererseits aber auch den, daß mein kindliches Gemüt nicht durch Schmähungen und Verleumdungen gegen die katholische Kirche getäuscht und voreingenommen wurde. Der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus blieb mir in dieser Periode noch so gut wie fremd. Auch der historische Sinn, die Vorliebe für das organisch Gewordene und der Widerwille gegen das künstlich Gemachte, die Abneigung gegen rohe, destruktive Schreier aller Art, dieser Charakterzug, der mir beim Suchen nach der Wahrheit so wesentliche Dienste leistete, ist sicher als väterliches Erbe zu betrachten, wenn mir auch die Weise, in der ich mir ihn in jenen Jahren aneignete, nicht bewußt sein kann. Die liebsten Bücher waren mir damals Grimms Märchen, Brentanos Gockel und der Festkalender von Görres und Pocci, wie ich denn von Anfang an auch in der Poesie nur für das Einfache, Volkstümliche Sinn und Teilnahme hatte. Die Lieder und Bilder des Festkalenders machten den tiefsten Eindruck bis zu Thränen auf mich zu einer Zeit, als ich noch nichts, außer vielleicht den Namen, von der katholischen Kirche wußte; das religiöse Leben, wie es mir aus diesem Buche entgegentrat, kam mir vor wie ein Stück stiller, himmlischer Glückseligkeit, für die diese Erde zu rauh und unfreundlich sei. Es war der Geist der katholischen Kirche, der mich, ohne daß ich ihn kannte, so anzog.

„Nach meines Vaters Tod brachte ich ein Jahr auf dem Lande zu, indem ich Wohnung und Unterricht in dem Knabenpensionat des Pfarrers Hartwig zu Niederurff erhielt. Während dieser Zeit war ich noch eifriger bestrebt, ein religiöses Leben in den Formen der protestantischen Kirche zu führen; ich hielt mir sogar ein Tagebuch, um mich über meine geistlichen Fortschritte und Rückschritte zu kontrolieren, und las manche protestantische Erbauungsschriften. Dennoch und obgleich ich alle Ursache habe, anzunehmen, daß uns Herr Hartwig die Sola-fides-Lehre vortrug, blieb sie mir auch in Niederurff noch völlig unbekannt.

„Dies änderte sich, als ich zu Ostern 1849 nach Marburg in das Haus meiner Mutter zurückkehrte und in das dortige Gymnasium eintrat. Zwar meine Mitschüler würden mich schwer-

lich zu jener Lehre bekehrt haben, da sie wenigstens 99 Prozenten der Protestanten völlig unbekannt ist, und auf protestantischen Gymnasien fast durchgängig unter den Schülern sehr indifferente Stimmung in religiöser Beziehung herrscht. Auch der Konfirmandenunterricht, den ich von einem sehr achtungswerten Geistlichen gemäßigt rationalistischer Richtung erhielt, war nicht dazu angethan. Mein Führer zu dieser Lehre war Vilmar, nicht durch persönliche Einwirkung, denn er wurde schon 1850 vom Marburger Gymnasium hinwegberufen, sondern durch seine Schriften, die ich mit wahrem Heißhunger verschlang und deren gewaltige Zuversicht mir so imponierte, daß ich mir ihre Behauptungen unbedingt und ohne jede Kritik aneignete. In jeder anderen Darstellung würde mich wahrscheinlich der Solifidianismus unwillkürlich abgestoßen haben; bei Vilmar aber war er so geschickt und täuschend mit allem dem verschmolzen, was mich anzog und fesselte, mit der tiefsten Eigenart des deutschen Volkes, seiner Treue, Innerlichkeit und Hingebung, mit dem Kernigen und Volkstümlichen in der Person Luthers, mit dem herzlichen Widerwillen gegen seichte Aufklärerei, während zugleich die Neuheit und der revolutionäre Charakter dieser Lehre durch Betonung der kirchlichen Autorität und Behauptung einer ununterbrochenen Kontinuität der lutherischen mit der alten Kirche verhüllt wurde, daß auch ich mich fangen ließ und fünf Jahre hindurch Lutheraner in des Wortes eigentlichster Bedeutung blieb.

„Da die Lehre, wegen deren vor drei Jahrhunderten die unselige Glaubensspaltung entstand, jetzt selbst in ihrer Heimat, dem protestantischen Deutschland, abgesehen von einer Anzahl Prediger mit einigen wenigen pietistischen Anhängern, gänzlich unbekannt und verschollen ist, so würde es zu viel verlangt sein, bei katholischen Lesern dieser Zeilen Bekanntschaft mit dem „fünften Evangelium“ Luthers vorauszusetzen. Da eine solche aber zum Verständnis des folgenden unumgänglich ist, so kann ich nicht umhin, dasselbe hier in aller Kürze zu skizzieren.

„Bekanntlich nimmt die katholische Kirche keinen wirklichen Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung an, sondern faßt die Gerechterklärung des Sünders nur als die Deklaration seiner wahrhaften Gerecht- und Heiligmachung durch die Mit-

teilung der heiligmachenden Gnade, welche habituell in dem Menschen verbleibt und ihn innerlich umwandelt. Sie kann nur erlangt werden durch getreue Mitwirkung mit den vorher mitgeteilten aktuellen Gnaden des Glaubens, der Hoffnung, der Reue, des Vorsatzes, die Sünde zu meiden, und wenigstens des Keimes einer liebenden Hinwendung zu Gott. Der Rechtfertigungsakt selbst vollzieht sich aber, der regelmäßigen Anordnung Gottes nach, in dem Sakrament der heiligen Taufe, für die Rückfälligen im Bußsakrament durch die Absolution, wenn nicht schon zuvor durch die vollkommene Reue und Liebe die Aussöhnung des Sünders mit Gott stattgefunden hat. Das neue Leben, welches durch die Rechtfertigung dem Menschen geschenkt wird, nennt die Kirche nun mit dem heiligen Paulus den durch die Liebe belebten Glauben, da der Glaube, d. h. die feste, demütige Annahme aller geoffenbarten Wahrheit, nur dann seligmachend wird, wenn ihn die heilige Liebe zu Gott und den Brüdern durchdringt und belebt, das will sagen bewirkt, daß die Glaubenslehren nicht nur unserem Verstand als Wahrheiten gelten, sondern auch unseren Willen antreiben, denselben gemäß zu fühlen und zu leben, Gott für sein Erbarmen zu danken, ihn über alles und den Nächsten gleich uns selbst lieben. Da die Kirche die eigene Mitwirkung des Gerechtfertigten als notwendig betrachtet, so kann selbstverständlich von keiner absoluten subjektiven Gewißheit der Rechtfertigung die Rede sein, obgleich das Bewußtsein eines guten Willens und angestrengten Strebens den Gläubigen stets vor Verzweiflung bewahren und mit Hoffnung erfüllen wird.

„Ich habe diese jedem Kinde aus seinem Katechismus wohlbekannten Wahrheiten deshalb hier in übersichtlicher Darstellung vorausgeschickt, damit jeder unbefangene und unverschrobene Leser daraus sehen kann, wie einfach, klar, in sich zusammenhängend, und besonders wie sachgemäß, ich möchte sagen selbstverständlich, die katholische Rechtfertigungslehre ist. Alle ihre einzelnen Bestandteile ergeben sich mit logischer, innerer Notwendigkeit aus dem Begriff der Bekehrung, der Versetzung aus dem Zustand der Sünde und der Gottesfeindschaft in den der Gnade und der Kindschaft Gottes. Diesen Heilsweg wird jeder, der sich von Herzen zu bekehren verlangt, ganz von selbst ein-

schlagen, ohne je Dogmatik studiert oder von ihr gehört zu haben. Denn während die katholische Lehre dem gesunden Menschenverstand gemäß die Erlangung der Gottwohlgefälligkeit nicht, wie im Protestantismus, von irgend einer festen Einbildung abhängig macht, sondern von einer wahren inneren Erneuerung und Wiedergeburt, wahrt sie zugleich die übernatürliche Weltanschauung des Christentums, indem sie diese Erneuerung von der göttlichen Gnade auf Grund des unendlichen Verdienstes Christi zu erflehen lehrt und dieselbe ordnungsmäßig durch die heiligen Sakramente erteilt werden läßt. Auch die Vorbedingungen für die Rechtfertigung ergeben sich im katholischen System ganz aus der Natur der Sache; denn, wie der heilige Paulus sagt: „wer zu Gott gelangen will, muß glauben, daß er sei und denen, die ihn suchen, vergelten werde," er muß sich durch Glaube, Hoffnung, Liebe Gott zu-, durch wahre Reue von der Sünde abwenden.

„Wie lautet nun die neue, anderthalb Jahrtausende hindurch in der Kirche Christi unerhörte Lehre, welche Luther für das „Evangelium" ausgab und welche den Vorwand für die Trennung seiner Anhänger von der Kirche abgab? Nach ihm ist der Mensch durch Adams Fall so tief verderbt, daß alle seine Gedanken, Worte und Werke nichts als Todsünde sind, ja daß er sogar nicht einmal mehr Sehnsucht und Verlangen nach Errettung haben kann. Aus diesem Zustand der Verdammnis wird der Mensch erlöst, indem Gott in ihm zuerst die Buße, einen an Verzweiflung grenzenden Schrecken und Entsetzen über die Höllenstrafen erregt, die er durch jene seine totale Sündhaftigkeit verdient hat, dann aber oder eigentlich gleichzeitig damit in ihm die absolute Gewißheit hervorbringt, daß ihm persönlich seine Sünden erlassen, und die Gerechtigkeit Christi zugerechnet sei. Dieser Akt des absoluten Gewißwerdens seiner eigenen Rechtfertigung ist also nach Luther das Mittel, vermittelst dessen sich der einzelne die durch Christum vollbrachte Versöhnung aneignet. Seine Sündhaftigkeit bleibt, wird aber hinfort nicht mehr ihm, sondern Christo angerechnet; gerecht gemacht wird er nicht, sondern bloß von Gott als gerecht angesehen um der ihm zugerechneten Gerechtigkeit Christi willen. Auf unklare und verworrene Weise wird dann noch von einer Heiligung gesprochen, die sich

aus der Dankbarkeit über diese „Wohlthat Christi“ entwickeln werde, aber nicht das Geringste mit der Rechtfertigung selbst zu thun habe.

„Dem Katholiken, wie dem vorurteilsfreien Protestanten wird an dieser Rechtfertigungslehre zunächst ihre vollkommene Willkürlichkeit auffallen, die sich in dem Mangel an innerem notwendigen Zusammenhang zwischen dem Ziel und dem zu ihm angeblich hinführenden Weg besteht. Während das katholische Dogma nichts weiter enthält, als eine in die präcisen und klaren Ausdrücke der Dogmatik gefaßte Beschreibung des inneren Prozesses, den der verirrte Sohn bei seiner reuigen Rückkehr zu seinem Schöpfer und Erlöser eben so sicher und oft ebensowenig mit reflexem Bewußtsein der einzelnen Momente und deren Aufeinanderfolge durchmacht, als das Auge den Sehprozeß, steht im protestantischen Dogma das Mittel zur Erlangung der Rechtfertigung in gar keinem Kausal- oder Kongruenzverhältnis zu dieser. Denn aus welchem Grund soll wohl Gott, der gerechte und allliebende, gewissen Menschen bloß deshalb seine Gnade zuwenden, weil es ihnen beliebt, sich mit unfehlbarer Gewißheit für gerechtfertigt zu halten, während er anderen diese Gnade versagt, weil sie vielleicht zu demütig oder zu gewissenszart sind, um ihrer Seligkeit sich so unbedingt gewiß zu dünken? Kann diese absolute Gewißheit seiner Rechtfertigung an sich einen Menschen auch nur um ein Haarbreit heiliger, geistlicher, des göttlichen Wohlgefallens würdiger machen? Und doch soll von einem solchen ganz willkürlich und zusammenhanglos in den Bekehrungsprozeß, wie er nach den Befehlen der Religionsstifter des 16. Jahrhunderts zu erfolgen hat, hineingeschobenen Moment ewige Seligkeit oder ewige Verdammnis abhängen! Um die ganze Absurdität dieser Lehre einzusehen, bedenke man nur, daß nach ihr der fanatischste und liebloseste Anhänger Luthers durch den „rechtfertigenden Glauben“ an seine eigene Gottwohlgefälligkeit, wenn diese seine Einbildung nur recht fest und unerschütterlich ist, seiner ewigen Seligkeit ganz sicher ist, während z. B. ein heiliger Bernhard dem unauslöschlichen Feuer überantwortet werden müßte, da er noch in dem Augenblick, als er im Begriff stand, seine himmlische Krone zu empfangen, bei dem Gedanken an den großen und furchtbaren Richter, vor den

er jetzt treten sollte, erzitterte, obgleich man doch von ihm, wie von wenig anderen, sagen konnte, daß er dem Bilde des Sohnes Gottes gleichförmig geworden war. Auf diese Weise erhalten wir eine Hölle, angefüllt mit den Heiligen aller christlichen Jahrhunderte, deren Abtötung, Demut, Vollkommenheit und Gottesliebe zwar den höchsten Triumph der Gnade bildete, die aber unglücklicherweise der allein zur ewigen Seligkeit berechtigenden „absoluten Gewißheit ihrer Rechtfertigung" entbehrten und dagegen einen Himmel, bevölkert von Zeloten, die ihren harten, finsteren Trotz gegen die Kirche und ihr in seiner höchsten Form nur bis zu einer anständigen Respektabilität sich emporschwingendes Leben durch eben diese absolute Gewißheit gesichert und gedeckt fühlen. Welche Absurdität, um nicht zu sagen welche Lästerung gegen den gerechten Richter schließt eine solche Vorstellung in sich ein!

„Da ich später nur diejenigen Gründe erwähnen werde, welche die direkte Ursache meiner Verwerfung des protestantischen Justifikationsdogma waren, nicht aber diejenigen, welche mein bereits definitiv darüber gefaßtes Urteil nur nachträglich bestätigten, so mag hier der geeignete Platz sein, noch einige der letzteren zu erwähnen. Eben so verhängnisvoll, wie seine soeben hervorgehobene Willkürlichkeit, ist diesem Dogma seine Künstlichkeit. Als Bedingung zur Erlangung der Seligkeit wird dem Menschen eine Reihenfolge von inneren Akten vorgeschrieben, die von so eigentümlicher Art und so sehr aus dem abnormen Seelenzustand einer einzelnen Person, nämlich Luthers, hervorgegangen ist, daß die Lutheraner selbst erklären, nichts sei so schwierig, als ihre Rechtfertigungslehre richtig zu verstehen und aufzufassen. Und in der That ist, wie schon bemerkt, diese Lehre kaum einem Prozent der protestantischen Bevölkerung auch nur bekannt. Um nun aber die ganze Tragweite dieses Umstandes zu begreifen, muß man immer im Auge behalten, daß nach dem protestantischen System eine Rechtfertigung ohne das vollkommen bewußte successive Durchmachen aller dieser Akte, erst der terrores incussi und dann unmittelbar darauf der Aneignung der Gerechtigkeit Christi durch den Glauben, gar nicht möglich sein kann, da sich ja nach ihm die Rechtfertigung gerade in dem Akte der absoluten Gewißwerdung des Menschen

über die ihm zugerechnete Gerechtigkeit Christi vollzieht, also dieser rechtfertigende Akt selbst nebst den ihm vorhergehenden und von ihm vorausgesetzten Sündenschrecken notwendig in dieser bestimmten Weise und Reihenfolge im Bewußtsein reflektiert werden müßte. Es wird demnach die Rechtfertigung des Sünders vor Gott an die Hervorbringung mehrerer eigentümlicher Seelenzustände notwendig gebunden, die nicht nur in gar keinem inneren Zusammenhang mit der Gottwohlgefälligkeit stehen, sondern auch zu ihrem Zustandekommen eine Art methodischer, schwerverständlicher, dogmatischer Unterweisung verlangen. Da ferner diese Seelenzustände ihrer Natur nach bestimmt als solche in das Bewußtsein treten müssen, weil eben die Rechtfertigung in das Bewußt- und Gewißwerden ihres Eintrittes gesetzt wird, so würden, wäre der lutherische Heilsweg der richtige, nicht nur alle vor Luther verstorbenen Christen der Verdammnis verfallen sein, sondern auch die große Mehrzahl der Protestanten, die von demselben entweder nichts gehört oder ihn nicht verstanden hat und daher nicht darauf gehen kann. Einer meiner Mitschüler am Gymnasium sagte einst, nachdem uns die protestantische Rechtfertigungslehre erklärt worden war, mit treffender Ironie: „Wenn eins von allen diesen Dingen nicht gemacht wird, oder nicht an der richtigen Stelle gemacht wird, dann gilt's nicht!“

„Wie ganz anders ist dies doch in der katholischen Kirche. In ihr kann der Ärmste und Unwissendste ohne jede Schwierigkeit Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott erhalten, wenn er nur, im Geiste demütigen Gehorsams und vorbereitet durch die schon in der Natur der Sache liegenden inneren Akte, über deren angemessenste Übung ihn aber die Kirche auch noch ausdrücklich in einfachen, jedem Kind verständlichen Worten belehrt, das heilige Bußsakrament empfängt, in welchem er nach göttlicher Anordnung durch das kostbare Blut Jesu entsühnt und geheiligt wird, ohne daß er dabei nötig hat, dogmatische Formeln über den Heilsweg gelernt zu haben.

„Ein weiteres vernichtendes Zeugnis legen die praktischen Resultate der protestantischen Rechtfertigungslehre, verglichen mit denen der katholischen Lehre, gegen erstere ab. Selbstverständlich spreche ich hier nicht von den in der kirchenfeindlichen Po-

lemik so beliebten Vergleichungen zwischen den sittlichen Zuständen protestantischer und katholischer Völker. Eine solche Vergleichung hat, aus gleich zu erwähnenden Ursachen, mit unserem jetzigen Fragepunkt gar nichts zu schaffen, obgleich aus anderen Gründen eine Berücksichtigung dieses Gegenstandes katholischen Schriftstellern dringend zu empfehlen wäre. Denn ich spreche aus eigener Erfahrung, wenn ich sage, daß nichts so viel dazu beiträgt, die Protestanten in ihrem Irrtume sicher zu machen und sie von jeder Prüfung der katholischen Wahrheit zurückzuhalten, als der unter ihnen fast allgemein verbreitete Glaube, die katholischen Völker seien in hohem Grad lasterhaft und verkommen. In der deutschen antikatholischen Litteratur tritt diese Anschauung meist mehr andeutungsweise auf und nie so brutal, als bei den englischen Evangelikals, dieser Mangel wird aber durch eine Art mündlicher Tradition ersetzt, die den Protestanten wie eine geistige Atmosphäre umgiebt und ihn die Überzeugung von der Schlechtigkeit der Katholiken als ein selbstverständliches, keines weiteren Beweises bedürftiges Axiom betrachten läßt. Ich selbst war früher so von der Wahrheit dieser Behauptung (obgleich ich sie niemals in meinem elterlichen Hause gehört habe) überzeugt, daß sie für mich noch lange ein Stein des Anstoßes blieb und ein Hindernis für meine Rückkehr zur Kirche bildete, als ich sonst schon fast ganz katholisch gesinnt war. Gleichwohl ist diese Behauptung durchaus unwahr, und es wäre ein Werk der christlichen Nächstenliebe für unsere irrenden Mitbrüder, wenn eine sachkundige Feder dieselbe gründlich widerlegte. Bis jetzt haben die Katholiken hartnäckig geschwiegen; nur die englischen Ritualisten haben nach dieser Seite hin defensiv und offensiv die katholische Kirche verteidigt.

„Indessen, wie gesagt, dieser Streit hat mit der Frage wegen der Resultate der protestantischen Rechtfertigungslehre nicht das mindeste zu schaffen, aus dem einfachen Grunde nicht, weil es nur einige einzelne Individuen, aber keine Völker giebt, die ihr sittlich-religiöses Leben auf der Basis der sola fides aufbauen. Die einzige Ausnahme wäre höchstens Schottland, und gerade dort sind die sittlichen Zustände trauriger, als vielleicht in irgend einem anderen christlichen Land und können gewiß nicht zur Empfehlung jener Doktrin dienen. Die Vergleichung der katho-

lischen mit den protestantischen Völkern ist also eine Kontroverse, die wir mit dem Rationalismus, nicht mit dem Solafidestum haben. Wollen wir demnach die katholische und altprotestantische Rechtfertigungslehre nach ihren bezüglichen Resultaten beurteilen, so müssen wir vergleichen, wie, im großen und ganzen betrachtet, das erstere System auf wirkliche Katholiken einwirkt, d. h. auf diejenigen, welche alles glauben, was die katholische Kirche lehrt, und das befolgen, was sie vorschreibt, und welche Wirkung andererseits die lutherische Lehre auf diejenigen einzelnen Persönlichkeiten ausübt, die ihr religiöses Leben auf sie gründen und durch sie bestimmen lassen. Das Ergebnis dieser Prüfung besteht in folgenden unwiderlegbaren Sätzen:

Der protestantische Heilsweg zerstört durch seine Lehre von der Buße den wahren, heilsamen Schrecken und Abscheu vor der Sünde.

Er befördert durch seine Lehre vom allein rechtfertigenden Glauben den abstoßendsten geistlichen Hochmut.

Er unterdrückt durch seine Lehre oder vielmehr sein Schweigen über die Heiligung jedes höhere Streben nach Vollkommenheit und selbstverleugnender Nachfolge Christi.

„Was die erste Behauptung betrifft, so wird von den Anhängern der Solafideslehre gerade das Gegenteil behauptet, und in der That wird einem oberflächlichen Urteil unsere Anklage als ganz grundlos erscheinen, da jene ja gar nicht kraß genug schildern können, in welche entsetzliche, an Wahnsinn und Verzweiflung grenzende Höllenangst über seine Sündhaftigkeit und Verdammnis der ihren Bußakt Durchmachende gestürzt werde. Aber hier berühren sich die Extreme; denn der Protestantismus lehrt mich nicht, wie es die katholische Kirche thut, meine eigenen Sünden, die ich mea culpa, mea maxima culpa begangen habe, in der Bitterkeit meines Herzens zu bereuen, sondern er lenkt meine Aufmerksamkeit bloß auf die allgemeine menschliche Sündhaftigkeit, die mir mit allen anderen Menschen gemeinsam ist. Gerade dieses überspannte und affektierte Sündenbewußtsein des Luthertums, wonach in dem Nichtgerechtfertigten und faktisch sogar in dem Gerechtfertigten alles, selbst die scheinbar besten Gedanken, Worte und Werke nichts als Todsünde sein sollen, und wonach diese allgemeine Sündhaftigkeit den Men-

schen mit unwiderstehlicher Notwendigkeit zur fortwährenden Begehung von Einzelsünden zwingt, sobald sich nur eine Gelegenheit darbietet, gerade diese Überspanntheit schlägt praktisch in die größte Laxheit und Gleichgültigkeit gegen die Sünde um. Denn ich mag noch so krampfhaft von meinem Sündenelend reden, noch so sehr beteuern, daß ich vor Gott nur Sünde, nichts als Sünde sei, diese Bekenntnisse werden dennoch meinem natürlichen Menschen nicht die geringste Beschämung und Verdemütigung bereiten, wenn ich damit nur sagen will, ich sei genau gerade so schlecht, wie alle meine Mitmenschen eben auch. Ferner können wir doch über die Erbsünde, da sie nicht in einem persönlichen Willensakt von uns begründet ist, der Natur der Sache nach, nur Trauer und Abscheu, aber keine eigentliche Reue empfinden; da nun der Protestantismus alle persönlichen Sünden nur als naturnotwendige, unvermeidliche Folgen der Erbsünde betrachtet, so ist klar, daß er die wahre Reue unmöglich macht. Denn für Sünden, die nichts als die unausweichbare Konsequenz eines ohne unsere Mitwirkung von vornherein in uns vorhandenen Zustandes sind, kann niemand sich selbst verantwortlich fühlen oder Beschämung empfinden. Endlich erläßt das Luthertum dem Menschen nicht nur alle besondere Verantwortlichkeit für seine persönlichen Sünden, sondern es macht auch unter diesen selbst keinen Unterschied zwischen den mit der Gnade Gottes unvereinbaren und den Verlust derselben bewirkenden Todsünden und den geringeren Schwachheits- oder Übereilungssünden, welche den menschlichen Stolz an seine Schwäche und Armseligkeit erinnern, aber von der barmherzigen Gerechtigkeit nur mit zeitlichen Strafen geahndet werden. Alle Übertretungen sind ihm, wie gleich unvermeidlich, so auch gleichmäßig Todsünden, und auch hier schlägt die krankhafte Übertreibung naturgemäß in das andere Extrem um, denn wenn alle Sünden gleich schwer sind, so sind sie auch alle gleich — leicht, und es schwindet jenes Grauen vor der Todsünde, das dem Katholiken so tief eingeprägt ist und ihm so oft in der Stunde der Versuchung beisteht. So kommen wir denn zu dem Resultat, daß jene von Luther und seinen Jüngern mit so eitler Selbstgefälligkeit geschilderten „Gewissensschrecken“ keine wahre Reue im Sinne der Kirche sind, nur ein sinnloses Toben gegen die Verdorben-

heit der menschlichen Natur im allgemeinen, aber nicht ein auf dem demütigen und demütigenden Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit beruhender Schmerz, Gott durch eigene Sünden beleidigt zu haben.

„Die katholische Kirche dagegen, so entschieden sie auch an der geoffenbarten Lehre von der Erbsünde festhält, lehrt die Gläubigen gleichwohl vor allem zu heilsamer Beschämung ihrer persönlichen Sünden zu gedenken, diese zu bereuen, zu bekennen und Vergebung im heiligen Bußsakrament nachzusuchen. Hierdurch erhält der Bußakt einen äußerlich erkennbaren, eben so tief einschneidenden als beruhigenden, sakramentalen Abschluß, während er nach lutherischer Anweisung nur innerlich in unrealen und phantastischen Gefühlseindrücken verläuft. Mit Recht haben die Solafidesgläubigen einen solchen Widerwillen gegen die papistische „Ohrenbeichte", denn diese ist eine wirkliche, dem natürlichen Menschen durch Mark und Bein gehende, und nicht eine ostentatorische, dem Hochmut keine Überwindung kostende „mortificatio", wie die lutherischen „Gewissensschrecken", die wie erfunden scheinen, um jene unglückselige Klasse von Menschen, die zugleich Skrupulanten und Laxisten sind, und deren unglückseligstes Mitglied Luther selbst war, unter dem Scheine einer krampfhaften Gewissenszartheit vor jeder strafenden, heilenden und disciplinierenden Zucht durch die von Christo eingesetzte Kirche sicher zu stellen. Bei der großen Abneigung, die der Mensch von Natur dagegen hat, seine eigenen Sünden durch Gewissenserforschung, Reue und demütigendes Bekenntnis auf beschämende und schmerzliche Weise von sich abzulösen, wird er ohne die Beichte, die ihn hierzu zwingt, im allgemeinen in den Tag hineinleben, seine Sünden als etwas Unvermeidliches hinnehmen, über die begangenen wenig Zerknirschung, vor den zu begehenden wenig Angst und Scheu empfinden, der schmerzhaften Operation durch den von Gott verordneten Arzt den Schlaftrunk der großartig klingenden, aber den Hochmut nicht belästigenden „Gewissensschrecken" über seine angeborene Sündhaftigkeit vorziehen, und so nie zu einer wahren Sündenerkenntnis gelangen.

„Was die Beförderung des geistlichen Hochmuts durch den allein rechtfertigenden Glauben betrifft, so könnte ich mich zum

Beweis dafür einfach auf das Zeugnis aller unbefangenen Beurteiler berufen, die mit pietistischen oder solafidelutherischen Kreisen vertraut sind, wobei selbstverständlich nicht zu übersehen ist, daß die natürliche Liebenswürdigkeit und Einfachheit mancher ohne ihre Schuld irrender Seelen ihre Beeinflussung durch die verderblichen Wirkungen jener falschen Doktrin verhindert. Daß der lutherische Glaubensakt diese Wirkung ausüben muß, ist von vornherein zu erwarten; denn da er eben darin besteht, daß der Gerechtfertigte seiner Rechtfertigung und Gottwohlgefälligkeit absolut und unfehlbar gewiß wird, so zerfällt durch ihn die Menschheit in zwei scharfgetrennte Abteilungen, nicht nur, wie die katholische Kirche lehrt, vor dem allwissenden und die Geheimnisse der Herzen durchdringenden Auge Gottes, sondern auch in dem Selbstbewußtsein der einzelnen „Gläubigen“. Auf der einen Seite steht die große Masse der nicht gerechtfertigten „Weltkinder“, auf der anderen das kleine Häuflein der gerechtfertigten „Kinder Gottes“, von denen jeder einzelne wissen muß und zwar mit unfehlbarer Gewißheit wissen muß, daß er zu dieser privilegierten Klasse gehört, widrigenfalls er sein ganzes Anrecht auf Mitgliedschaft verlieren würde. Aus diesem Bewußtsein von der unfehlbaren Gewißheit seiner Rechtfertigung stammt jenes harte, finstere und stolze Wesen, welches in der Regel den Anhänger dieser eigentümlichen religiösen Richtung charakterisiert und oft die Ursache ist, daß solche, die das Christentum nur in dieser Karrikatur kennen gelernt haben, sich von demselben abwenden.

„In der katholischen Kirche dagegen ist geistlicher Hochmut ein fast ganz unbekanntes Ding, und zwar folgt dies notwendig aus ihrer Lehre. Denn wenngleich sie selbstverständlich die Rechtfertigung, d. h. den Übergang aus dem Zustand der Sünde in den der Gnade Gottes, als einen momentanen, in einem bestimmten Zeitpunkt eintretenden Akt betrachtet, so lehrt sie auch, daß der Mensch nie mit absoluter Gewißheit behaupten kann, jene Veränderung sei in ihm vorgegangen. Der Katholik kann also nie in jenes triumphatorische Gefühl des seiner Rechtfertigung und Gotteskindschaft sicheren und in jenen Dank, daß er nicht ist wie andere, Weltkinder, Werkheilige, Unwiedergeborene und wie die Namen alle heißen, einstimmen, sondern er muß

stets, zwar mit Hoffnung, aber auch mit Furcht und Zittern an seinem Heile arbeiten, ohne sich je für etwas Besseres als seine Mitbrüder halten zu dürfen. Wenn die Kirche auch die Liebe, welche das Princip der guten Werke ist, als rechtfertigend betrachtet, so kann dies unmöglich zur Werkheiligkeit führen, da ja diese guten Werke samt dem Glauben und der Liebe, aus denen sie hervorgehen, nicht aus den natürlichen Kräften des Menschen entspringen, sondern ein Geschenk der göttlichen Gnade sind. In Wirklichkeit findet man auch nirgends so wenig „Werkheiligkeit“ als bei den Katholiken, ja, ich glaube, daß diese Sünde in dem Sinn, den die Protestanten damit verbinden, überhaupt kaum unter jenen vorkommt. Man besuche doch nur etwa ein Kloster strenger Regel oder ein Jesuitenkollegium oder ein Hospital der Barmherzigen Schwestern, alles Orte, deren Bewohner wohl, wenn irgend jemand, Ursache hätten, sich „zu rühmen im Gericht“, wie der heilige Jakobus sagt, deren ganzes Leben nichts ist als Entsagung, Abtötung, Arbeit, Gehorsam, Gebet und Meditation, und man wird in ihrer stillen, sanften Frömmigkeit, in der gleichsam unbewußten Vollkommenheit ihrer Handlungen, in der steten übernatürlichen Richtung aller ihrer Absichten und Gedanken weder die stolze Zuversicht des „glaubensgerechten“ Pietisten, noch die eitle Selbstgefälligkeit des werkheiligen Pharisäers finden. Das ganze geistliche System der katholischen Kirche läuft eben darauf hinaus, den Menschen stets vorwärts zu treiben, ihn immer auf das, was ihm noch fehlt, hinzuweisen und ihn niemals zu einem behaglichen Ruhen in seiner eigenen vermeinten Vortrefflichkeit kommen zu lassen. Wer so hohe Ziele und Vorbilder vor Augen hat als der Katholik, müßte wahrlich ein Hochmutsnarr sein, wollte er auf seine „Werke“ stolz werden. Dagegen überlasse ich es gern dem Leser, sich aus eigener Erfahrung das Bild des geistlichen Hochmuts auszumalen, wie er nur zu häufig auf dem Gebiete der Solafides gefunden wird.

„Darüber endlich, daß die altprotestantische Rechtfertigungslehre das Streben nach christlicher Vollkommenheit unterdrückt, läßt weder das Zeugnis der Erfahrung, noch die unbefangene Betrachtung jener Lehre in ihrem Verhältnis zur Heiligung dem geringsten Zweifel Raum. Denn auf nichts dringt Luther so

sorgfältig, nichts erscheint ihm so sehr für die Tröstlichkeit seines Evangeliums notwendig, als daß die Heiligung aufs strengste aus dem Rechtfertigungsprozesse ausgeschlossen werde. Und wenn er auch nicht so weit ging als Calvin, der, die Unverlierbarkeit der Gnade behauptend, die entsetzliche Lehre aufstellte, daß selbst die schwersten, lang fortgesetzten Sünden gegen das Gewissen die Gottwohlgefälligkeit des einmal Gerechtfertigten nur verdunkeln, aber nicht aufheben könnten, und daß David, auch als er so tief in Sünde fiel, fortwährend gerecht geblieben sei, so hat er sich doch selbst darüber, ob nur überhaupt irgend eine innere Umänderung mit Notwendigkeit in dem Gerechtfertigten eintreten werde, nur unbestimmt und schwankend ausgesprochen. Zuweilen meint er, derselbe werde aus Dankbarkeit schon von selbst gute Werke thun, dann wieder sagt er: es schade nichts, wenn diese guten Werke auch ausbleiben, fortwährend aber ist er bemüht, einzuprägen, daß die Rechtfertigung des Sünders vor Gott nicht das Geringste mit einer ethischen Umwandlung zu thun habe, sondern ausschließlich von der absoluten Gewißwerdung desselben, daß ihm Christi Verdienst zugerechnet sei, abhänge. Wenn schon hierdurch die Heiligung als etwas Untergeordnetes, ja Überflüssiges erscheint, so muß sie noch mehr zurücktreten durch die düsteren Schlagschatten, welche jene krasse, die menschliche Natur verleumdende und herabwürdigende altprotestantische Sündenlehre auch noch auf den Zustand des Gerechtfertigten wirft. Nach ihr kann nämlich die dem Menschen anhaftende totale Sündhaftigkeit selbst durch die Gnade Gottes nicht getilgt werden; selbst der Gerechtfertigte kann nicht umhin, fortwährend Todsünden zu begehen, die ihm aber von Gott nicht mehr als Sünde angerechnet werden. Auch an dieser Lehre wird wieder gerühmt, wie sehr sie die Demut befördere; es ist aber unmöglich, darin eine besondere Demut zu finden, daß man die ganze Menschheit für unheilbar in der Sünde verkommen erklärt, um die eigene Lauheit und Unheiligkeit damit zu erklären und zu entschuldigen. Um so leichter sieht man dagegen ein, daß ein sittliches Streben, dem von vornherein ein so niedriges Ziel gesteckt, eine so entmutigende Aussicht eröffnet ist, sich nicht eben so hoch wird aufschwingen können; denn es liegt nicht in der Natur des Menschen,

sich Anstrengungen hinzugeben, deren Erfolg er für unmöglich hält.

„Im allgemeinen kann man denn auch sagen, daß es keine religiöse Richtung giebt, deren Anhänger so gewaltige Ansprüche auf geistliche Superiorität mit so geringen Leistungen verbinden als die des Fiducialglaubens. Wenn sie auch ein geregeltes, anständiges Leben führen, so kommen ihnen hierin viele Tausende der von ihnen so sehr verachteten „Weltmenschen" vollkommen gleich, von denen sie sich nur durch den festen Glauben an die ihnen zugerechnete Gerechtigkeit und Gottwohlgefälligkeit und ein hieraus entspringendes, höchst unliebenswürdiges, stolzes Selbstbewußtsein, begleitet von einer eigentümlichen, erkünstelten und abstoßenden Phraseologie, unterscheiden. Mit unglaublicher Verachtung sehen sie auf die Wirkungen des heiligen Geistes in der katholischen Kirche herab, die sie weder zu würdigen verstehen noch nachzuahmen vermögen, und die sie daher entweder ignorieren oder als „selbstgerechte Werkheiligkeit" verwerfen. Da nach ihrer Meinung der Mensch in diesem Leben doch nie von der Herrschaft der Sünde befreit werden und zu wahrer Heiligkeit gelangen kann, sondern sich damit begnügen muß, seine unheilbare Sündhaftigkeit durch das zugerechnete Verdienst Christi zu verhüllen, so erscheint ihnen jedes Streben nach Vollkommenheit als eine thörichte, ja frevelhafte Anmaßung und die ganze katholische Ascetik und Mystik als ein nutzloser, seelengefährlicher „Werkdienst". Da nach der Solafideslehre die Gottwohlgefälligkeit ganz von der ohnedies für unmöglich gehaltenen inneren Heiligung und Herzenserneuerung getrennt wird, da ihre Rechtfertigung nicht in einer wahren Wiedergeburt in und für das Leben aus Gott besteht, sondern nur im Festhalten an einer bestimmten Einbildung, so ist diese Religion die einzige unter allen geworden, welche selbst jene elementarsten Grundlagen aller Beziehungen des Menschen zu Gott, wie die absoluten Rechte des Schöpfers über das Geschöpf und die entsprechende Verpflichtung des letzteren zum Dienste Gottes als seinem höchsten und der Endabsicht nach einzigem Zwecke, die Wohlthätigkeit und Notwendigkeit der Buße, Abtötung und Selbstverleugnung für eine gefallene Menschheit zur Genugthuung, Heilung und Befreiung, endlich die Unumgänglichkeit anstren-

genden und beharrlichen Fortschreitens auf der vom göttlichen Erlöser vorgezeichneten Bahn der Heiligung und Vervollkommnung, um zu dem heiligen und gerechten Gott zu gelangen, teils verwirft, teils ignoriert. Die katholische Kirche, die nie das Ethische vom Religiösen, die Heiligung von der Rechtfertigung, die Liebe von dem Glauben trennt, hält das erhabenste Ideal der Heiligkeit als das zu erstrebende Ziel fest und führt es auch in ihrem korporativen Leben in ungetrübter Reinheit durch. Denn, wenn sie sich auch zu der Schwachheit ihrer Kinder herabläßt und sich begnügt, einen großen Teil derselben hauptsächlich durch Beobachtung der göttlichen Gebote, Gehorsam gegen die kirchlichen Vorschriften und würdigen Empfang der Sakramente zu heiligen, so hat sie auch andere Kinder, die mitten in der Welt die höchste Vollkommenheit erstreben, andere, welche in der Beobachtung der evangelischen Räte dem Heiland noch näher auf seiner Bahn der Selbstverleugnung nachfolgen, und endlich noch andere, welche wie sühnende Erscheinungen auf den höchsten, einsamen Gipfeln der Heiligkeit einherschreiten, sich selbst vollkommen erstorben und alles irdischen Trostes entbehrend, nur noch zur Ehre Gottes leben und leiden, die Desolation und Agonie Christi teilen und, wie der heilige Paulus sagt, das, was noch an dem Leiden des Erlösers zu mangeln scheint, erstatten wollen. Alle diese sind aber Glieder desselben mystischen Leibes Christi, und so haben auch die schwächeren, solange sie nur überhaupt das natürliche Leben bewahren, durch diese ihre gliedliche Gemeinschaft Anteil an all der überschwenglichen Gnadenfülle, die von Christo, dem Haupte, ausgehend sich den Gliedern je nach ihrer Fähigkeit mitteilt. Bis zu welchem Grad die menschliche Natur unter dem Sonnenstrahl der Gnade sich zur Gleichförmigkeit mit dem allerheiligsten Bilde des Sohnes Gottes aufschwingen kann, das hat die Kirche in ihren Heiligen der Welt unzähligemal bewiesen, von einem heiligen Petrus und heiligen Paulus an bis zu jenem Pfarrer Vianney, dessen staunenswerte Wunder und noch wunderbarere Heiligkeit Tausende unserer Zeitgenossen bis auf diesen Tag aus eigener Anschauung bezeugen können.

Der Solifidianismus dagegen bleibt auch hier seiner Gewohnheit treu, in der Theorie einen überspannten Rigorismus

aufzustellen, um eben dadurch sich die Berechtigung zu der laxesten und sorglosesten Praxis zu erwerben. Indem er dem einzelnen jede Unvollkommenheit, jedes Nochnichterreichthaben der absoluten, Gott gleichen Heiligkeit als Todsünde in das Gewissen schieben will, die dem Gerechtfertigten bloß nicht zugerechnet wird, belehrt er ihn, daß er überhaupt sich nicht um die Erstrebung eines so unerreichbaren Zieles, wie die Heiligung seines Lebens ist, zu bemühen brauche, sondern statt dessen bloß seiner zugerechneten Gerechtigkeit sich getrösten solle. In der That, wie sehr verachtet und vernachlässigt diese religiöse Richtung alle jene heiligen Hilfsmittel und apostolischen Künste, deren sich die Kirche bedient, um den Menschen über seine natürliche Armseligkeit zu erheben und ihn immer enger mit seinem Gott zu verbinden! Hat sie nicht die häufigen und mannigfaltigen Gottesdienste und Andachten, wodurch die Kirche ihre Kinder anleitet, dem Schöpfer und Erlöser im Gotteshause wie im stillen Kämmerlein den ihm so strikt gebührenden Tribut der Anbetung, des Lobes und Dankes darzubringen, auf wöchentliche Anhörung eines Vortrags reduziert? Verschmäht sie es nicht gänzlich, den Ihrigen die systematische Meditation, die Gewissenserforschung und alle jene anderen Mittel anzuempfehlen, ohne die ein Fortschritt im inneren Leben so gut wie unmöglich ist? Hat sie nicht selbst das von ihr vermeintlich beibehaltene hochheiligste Altarssakrament aus einem Wunder der Liebe Jesu, worin er sich den zuvor durch sein sühnendes Blut im Bußsakrament Gereinigten auf eine unaussprechliche Weise mitteilt, um in ihnen zu wohnen, in eine „Nießung" verwandelt, die man „gebraucht" (wie die platten termini technici des 16. Jahrhunderts lauten), um sich der Sündenvergebung gewiß zu fühlen, und zu der nach Luther die schlechteste Vorbereitung die beste ist? Um jedoch einen vollen Einblick zu erhalten darüber, inwieweit das katholische und altprotestantische System heiligend einwirken, dürfen wir wieder unser Augenmerk nicht auf ganze protestantische Bevölkerungen richten (denn diesen ist durchschnittlich, wie schon bemerkt, die Solafideslehre ganz unbekannt), sondern auf gewisse engere Kreise, deren religiöses Leben sich ganz auf dem Boden der sola fides auferbaut. Da bieten sich uns zunächst die Reformatoren selbst, die Entdecker und ersten Verkündiger

dieser Lehre, dar; wir erblicken einen Luther, entschieden der Beste unter seinen Genossen, doch ein ungebändigter, leidenschaftlichen Charakter, der sich nie unter die Zucht des heiligen Geistes gestellt hat, und dessen religiöse Entwicklung die abnormste Mischung überspannter Skrupulosität mit sorglosem ungebundenen Sichgehenlassen darbietet; dann einen Calvin, den Stifter der am wenigsten liebenswürdigen unter allen Formen des Christentums, voll finsterer Härte gegen seine Mitmenschen, aber gegen sich selbst so nachsichtig, daß er sich nicht scheute, öffentlich zu erklären, er und seine Amtsbrüder könnten den Pestkranken keinen geistlichen Beistand leisten, da ihnen Gott den hierzu nötigen moralischen Mut versagt habe. Noch tief unter diesen beiden steht der dritte große Reformator, Zwingli, dem selbst die Sittlichkeit im niedrigsten Sinne des Wortes fehlte, und dessen schmachvolle Sünden und noch schmachvollere Entschuldigungen man bei Riffel oder Vilmar aufgeführt finden kann. Es ist sehr begreiflich, daß die Bewunderer solcher Charaktere mit so großem Eifer die Unheilbarkeit der menschlichen Natur und die Unmöglichkeit wahrer Heiligkeit behaupten; denn eine Vergleichung dieser Männer mit den Heiligen der Kirche würde die reinste Satire werden.

„Ein anderes Gebiet, das eine Beurteilung beider Doktrinen nach ihren Früchten zuläßt, ist das der Missionen, da die protestantischen Missionen eine fast ausschließliche Domäne des Pietismus sind und durchaus auf Solafideprincipien beruhen. Es ist aber überflüssig, hier die Entsagung, das Martyrium, die Heiligkeit, die mühsamen Arbeiten und dauerhaften Erfolge der katholischen Glaubensboten mit dem ganz entgegengesetzten Bild zu kontrastieren, welches die Agenten der außerkirchlichen Gesellschaften darbieten, da dies schon aufs beste und vollständigste in Marshalls Christian Missions geschehen ist, einem Buch, das aus seinem speciellen Gegenstand einen selbständigen, schlagenden Beweis für die Wahrheit der katholischen Kirche geliefert hat. Beschließen wir daher unsere Vergleichung mit einem flüchtigen Blick auf das weite Gebiet der christlichen Charitas. Es ist bekannt, mit welcher Leichtigkeit und in welch überreicher Menge die katholische Kirche stets Herzen findet, bereit, sich aus übernatürlichen Beweggründen ganz dem Dienste Christi in seinen

armen und leidenden Gliedern zu widmen, bekannt auch, mit welcher Aufopferung und Selbstverleugnung, die nur durch eine ganz besondere Gnade Gottes erklärbar ist, sie sich ihrer für die menschliche Natur so harten und kreuzigenden Aufgabe unterziehen. Ein nicht minder notorisches Faktum ist es aber auch, daß der Versuch, diesen Wirkungen des heiligen Geistes auf dem Gebiete der Kirche ähnliche dem Boden der Solafideslehre entsprossene gegenüberzustellen, sich im großen und ganzen (bei aller Anerkennung der Frömmigkeit und der guten Absichten, die vielen der Beteiligten gewiß nicht abzusprechen sind) als ein Fehlversuch erwiesen hat, indem das Unternehmen nur eine geringe äußere Ausbreitung gewann, in seiner Wirksamkeit und Beliebtheit ebensowenig den entsprechenden katholischen Anstalten gleichkam und die Unbeständigkeit seiner Mitglieder fortwährend deren Mangel an Beruf bezeugte. Noch bezeichnender als alles dies ist aber, daß selbst jener schwache und erfolglose Versuch seinen Ursprung nicht einem reinen Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen verdankt, sondern vielmehr polemischer Gehässigkeit und Eifersucht eines Predigers in der Diaspora gegen die katholische Kirche, die er durch sein Unternehmen erfolgreicher bekämpfen zu können hoffte. Dieser scharfe Zug der Polemik und des Hasses gegen die Kirche liegt überhaupt der Werkthätigkeit des Solifidianismus nur allzu deutlich als treibendes Motiv zu Grunde; man will eben durch diese Thätigkeit nur teils beweisen, daß ihm gleiche oder höhere religiöse Lebenskraft einwohne als dem Katholizismus, teils letzteren direkt angreifen und in seinem Terrain beschränken. Ja, wir müssen, um der Erscheinung noch tiefer auf den Grund zu kommen, hinzufügen, daß das pietistische Solafidetum überhaupt, wenn auch unbewußt, seine Wurzel in dem Verlangen hat, die katholische Kirche von einem protestierenden, aber zugleich positiven und fromm scheinenden Standpunkt aus intensiver und glühender hassen zu können, als dies von dem kühlen und toleranten Standpunkt der reinen Negation aus möglich ist. Daher finden wir, daß die Diaspora und die jetzt der Proselytenmacherei geöffneten altkatholischen Länder den dankbarsten Boden für die lutherische Rechtfertigungslehre bilden, während in kompakt protestantischen Ländern die Gebildeten fast ausnahmslos

auf rationalistischem Standpunkt stehen, das eigentliche Volk aber, insoweit es vom Unglauben noch nicht berührt ist, ganz auf katholische Weise der (vermeintlichen) kirchlichen Autorität glaubt und auch im Glaubensinhalt größtenteils unbewußt der katholischen Lehre folgt. Das allmähliche Erlöschen des alten Hasses gegen die Kirche muß also mit Naturnotwendigkeit den Untergang des Solifidianismus herbeiführen, indem die Menschheit sich alsdann weigern wird, ein System noch länger zu unterstützen, das nichts ist als ein polemischer Kriegsruf, stets nur sich selbst wiederholend und dem verhaßten Gegner fluchend, aber unfruchtbar für die Förderung der wahren religiösen und ethischen Interessen, und sich dagegen der Kirche zuwenden wird, die statt sich fortwährend selbst mit Worten zu affirmieren und ihren Zweck und Daseinsgrund in einem Protest zu suchen, vielmehr ein reales Werk in der Welt vollbringt, indem sie die Seelen aus ihrer Armseligkeit zu erheben und zur Selbstverleugnung, thätigen Liebe und Heiligkeit zu erziehen versteht.

„Diese Erwägungen haben bereits die Bewegung hervorgerufen, welche seit einigen Jahren das Angesicht Englands umgestaltet und vor der aller Solifidianismus mit unglaublicher Schnelligkeit verschwindet; und wenn gegenwärtig in Deutschland die absolute Gleichgültigkeit der Massen gegen alle theologischen Streitigkeiten des protestantischen Klerus noch ein letztes Bollwerk für die nominelle Aufrechterhaltung dieser Lehre als gemeinsames Bekenntnis des deutschen Protestantismus bildet, so wird ein Wiedererwachen des wahrhaft religiösen, nur auf Förderung des Reiches Gottes gerichteten Sinnes bei uns eben so sicher den Untergang der lutherischen Rechtfertigungslehre und die Rückbewegung zur Kirche zur Folge haben, als bei unseren angelsächsischen Verwandten.

„Nachdem ich in dieser vielleicht allzulang gewordenen Einschaltung einige derjenigen Gründe berührt habe, welche meine Verwerfung der Solafideslehre nicht veranlaßten, sondern mir nur nachträglich bestätigten, kehre ich zum Ausgangspunkt zurück. Ich hatte mir also diese Lehre angeeignet oder vielmehr dieselbe, sobald sie mir bekannt geworden war, auf Autorität hin ohne das geringste Bedenken hingenommen. Während aber Vilmar und seine Anhänger behaupten, die Rechtfertigung könne

sich auch ohne eine abrupte, wahrnehmbare Krisis vollziehen, faßte ich dieselbe, ohne daß mir jedoch damals Vilmars entgegenstehende Ansicht bekannt war, vom entschieden pietistischen oder methodistischen Standpunkt auf, indem ich die bewußte Durchmachung eines Bußkrampfes und der unmittelbar darauffolgenden unbedingten Gewißwerdung der Rechtfertigung durch das zugerechnete Verdienst Christi für unerläßlich hielt. Es ist klar, daß letztere Anschauung die allein richtige Konsequenz der Solafideslehre ist; denn wenn die Rechtfertigung eben dadurch erlangt wird, daß man ihrer absolut gewiß wird, so ist sie auch ein Akt, der seiner Natur nach aufs bestimmteste in das Bewußtsein treten muß, und Vilmars entgegenstehende Meinung kann nur als ein vergeblicher Versuch betrachtet werden, Luthers Lehre mit dem sakramentalen System zu versöhnen. Nach dieser meiner damaligen religiösen Überzeugung richtete ich mich dann auch in der Praxis; mein ganzes Bestreben war während jener Jahre darauf gerichtet, zunächst eine rechte Höllenangst über meine Sündhaftigkeit und Verdammlichkeit in mir zu erwecken, um dieselbe dann durch die rechtfertigende Ergreifung des Verdienstes Christi zu überwinden und meiner Seligkeit gewiß zu werden. Bei diesem Versuche nun bildete ich mir zwar zuweilen auf längere oder kürzere Zeit ein, meinen Zweck erreicht zu haben; dann aber fürchtete ich wieder, der Bußkrampf möchte nicht radikal genug oder die Rechtfertigungsergreifung nicht sicher und gewiß genug gewesen sein; und dann wieder besorgte ich, ich möchte wohl zuvor wirklich die Gerechtigkeit Christi ergriffen, sie aber nachher wieder verloren haben und ängstigte mich sehr darüber; kurz, ich bewegte mich stets um mich selbst in lauter krampfhaften, subjektiven Gefühlseindrücken, von denen ich die Entscheidung über mein Verhältnis zu Gott und mein dereinstiges ewiges Schicksal abhängig wähnte.

„Es konnte indessen nicht ausbleiben, daß meine damalige pietistisch-lutherische Richtung bald mit jenem Grundzug meines Charakters, den ich als den historischen Sinn bezeichnen kann, in Konflikt geriet. Anfangs ohne, später mit klarem Bewußtsein, beseelte mich stets eine tiefe Ehrerbietung vor den Autoritäten in Familie, Staat und Kirche, eine ehrfürchtige Pietät gegen diejenigen Institute und geistigen Mächte, die sich im

Laufe der Jahrhunderte aus ihrem eigenen innersten Wesen heraus wie unmerklich und unwillkürlich, ohne störendes fremdartiges Eingreifen entwickelt haben, eine Objektivität, die, statt räsonnirend abzuurteilen, sich liebevoll in die Dinge versenkt, ihre Entwicklung verfolgt und ihre Berechtigung zu erkennen sucht, dagegen ein gründlicher Widerwille gegen alles revolutionäre Brechen mit der Vergangenheit, gegen das anmaßende und dummdreiste Geltendmachen der eigenen Individualität und deren zufälligen singulären, unreifen Einfälle und Idiosynkrasien gegenüber der Weisheit der Jahrhunderte und dem seit unvordenklicher Zeit zu Recht bestehenden, niemals künstlich gemachten, sondern organisch gewordenen Bewußtsein der Gesamtheit. Es ist klar, daß eine solche Weltanschauung auf die Dauer sowohl mit dem rationalistischen, als dem pietistischen Protestantismus, die ja beide auf dem schärfsten Bruch mit der Vergangenheit beruhen, unverträglich ist; sie kann nur entweder, wenn man außer acht läßt, daß der lebendige Gott der letzte Grund der wahren Autorität und sein heiliger Geist das innerste Agens einer vollkommen zuverlässigen kirchlichen Entwicklung sein muß, zum Pantheismus, oder, wenn man diese übernatürlichen Wahrheiten festhält, zur katholischen Kirche führen. Auf allen nicht direkt religiösen Gebieten zog ich die Konsequenzen dieser historischen Gesinnung schon sehr früh, da ich ein sogenanntes altkluges Kind war und meine freie Zeit von jeher gern mit dem Lesen aller möglichen, besonders wissenschaftlicher Bücher ausfüllte, wozu mir meines Vaters Bibliothek, sowie die des Gymnasiums, Gelegenheit in Fülle darbot. Schon im Jahre 1850 hatte ich mir mit Hilfe von Vilmars „Hessischem Volksfreund“ eine sehr bestimmte politische Richtung des strengsten Konservatismus angeeignet, beruhend auf begeisterter Verehrung für das monarchische Princip und altständische, auf organischer Gliederung und geschichtlicher Entwicklung beruhende Institutionen. Auf poetischem Gebiet zog mich die klare, ruhige Objektivität Goethes und Shakespeares (den ich von jeher für einen Katholiken gehalten habe), unter den klassischen Dichtern besonders Homer und Sophokles mächtig an, während Horaz und Schiller wegen ihrer Rhetorik und Mangel an Naturwahrheit mich kalt ließen. Ein nicht minder lebhaftes Interesse nahm ich an der

Vergangenheit des deutschen Volkes in Religion, Staatsleben, Sitte, Litteratur und Sprache. Vilmars Schulgrammatik regte mich schon als Gymnasiasten an, mich eingehend mit der Geschichte der deutschen Sprache zu beschäftigen, während seine begeisternde Litteraturgeschichte mich auf die ältere deutsche Poesie aufmerksam machte, der ich einen solchen Eifer zuwandte, daß ich schon auf dem Gymnasium fast alle bedeutenderen altdeutschen Dichtungen nebst den Prosaschriften der Mystiker, die wichtigsten wiederholt, gelesen hatte. Dieses Interesse für das deutsche Altertum und die Litteratur des Mittelalters trug, wenngleich indirekt, das Seinige dazu bei, eine religiöse Umstimmung in mir vorzubereiten, einmal dadurch, daß es mir die Tiefe, den Ernst und die Innigkeit des religiösen Lebens in jener durch Luthers alleinseligmachendes „Evangelium“ noch unerleuchteten Zeit vor Augen stellte, dann aber besonders durch jenes Gefühl inniger Sympathie mit unserer großen vorreformatorischen Vergangenheit, welches aus einer unbefangenen, liebevollen Beschäftigung mit derselben hervorgeht, aber für den konsequenten Solafidegläubigen eine innerliche Unmöglichkeit ist. Denn ihm muß ja die Freude an dieser ganzen alten Herrlichkeit durch den Gedanken verleidet werden, daß sie auf dem festen Grunde einer Kirche ruhte, die von seinem religiösen Standpunkt für eine antichristliche Verfälschung, ja Vernichtung des seligmachenden Heilsweges ausgegeben wird. Er kann nicht in aufrichtiger Begeisterung auf das Mittelalter mit seinem kindlichen Glauben, seiner Ehrfurcht vor der Kirche Gottes und deren Priestern, seinem weltbeherrschenden Papsttum und heiligen römischen Kaisertum deutscher Nation, seinen ascetischen Mönchen und kreuzfahrenden Rittern, seiner im Dienst der Kirche stehenden Baukunst, Malerei und Dichtung hinblicken, sondern muß vielmehr diese Periode als den höchsten Triumph des Antichrists hassen und die entsetzlichen Sekten, welche damals dies so wunderbar kunstvoll zusammengefügte Meisterwerk Gottes und der christlichen Welt zu zerstören strebten, als das der Wittenberger Sonne vorandämmernde Morgenrot begrüßen. So trugen also auch meine altdeutschen Liebhabereien dazu bei, mich dem Zauberkreise des lutherischen Rechtfertigungsdogmas zu entziehen; jedoch trat der unversöhnliche Konflikt dieses

Dogmas mit allen Grundanschauungen meines historischen Standpunktes zuerst von einer anderen Seite her in mein Bewußtsein.

„Bis zu meinem siebzehnten Jahre war ich, wie schon bemerkt, streng lutherisch gesinnt; die hessische reformierte Landeskirche, der ich angehörte, hielt ich für eine dem Rechte nach lutherische Gemeinschaft. Sie war für mich die „Kirche“, der ich mich zum Gehorsam verpflichtet glaubte, ohne mir die Frage vorzulegen, woher sie denn selbst ihre Autorität und Sendung erhalten habe. Ihre Heilslehre hielt ich für identisch mit der der Heiligen Schrift und der alten Kirche, besonders Augustins, und wenn ich auch zugab, daß im Mitelalter eine gewisse Verdunklung derselben eingetreten sei, so glaubte ich doch nach Vilmars Anleitung, daß sie allein namentlich den frommen Sinn des Deutschen wahrhaft befriedigen könne und daß das ganze religiöse Leben und Streben des Mittelalters ein Suchen nach dem klaren Ausdruck derselben gewesen, bis dieser endlich durch Luther wieder aufgefunden worden sei. In dieser Illusion wurde ich zuerst gestört durch die patristischen Schriften, die ich in der Bibliothek meines Vaters vorfand und eifrig las. Sie machten einen wunderbaren, unbeschreiblichen Eindruck auf mich; ich konnte nicht umhin, den Kontrast zwischen der ruhigen, unerschütterlichen Festigkeit, mit der die Kirchenväter an der Glaubensregel der apostolischen Überlieferung festhalten, und dem wilden, ein unsicheres Gewissen verratenden Toben, wodurch die Reformatoren ihre Neuerungen aufzudrängen suchten, zu bemerken und unwillkürlich meine Sympathie den ersteren zuzuwenden. Einen um so tieferen Eindruck machte es nun auf mich, in der ganzen patristischen Litteratur auch nicht das mindeste von dem lutherischen Heilsweg anzutreffen und überhaupt in ihr einer von der altprotestantischen grundverschiedenen religiösen Weltanschauung zu begegnen. Zur vollsten Klarheit über diesen Sachverhalt gelangte ich, als ich eines Tages die auf Seite 280 beginnende Stelle in dem herrlichen „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften“ von Thiersch las und darin dieselben Reflexionen über den Gegensatz zwischen dem altkirchlichen und lutherischen Glaubensbewußtsein so scharf und präcis

ausgesprochen fand. Von dieser Zeit an hörte ich auf, Lutheraner zu sein. Denn statt mich nun, wie es Thiersch in jenem Buche noch versuchte, dabei zu beruhigen, daß uns diese Einsicht nur vor einem zu einseitigen Betonen der lutherischen Rechtfertigungslehre bewahren solle, sah ich augenblicklich ein, daß diese ganze Lehre dadurch zu einer unmöglichen und empörenden Absurdität werde. Denn wenn die Solafidedoktrin wahr ist, so kann der Mensch nur dadurch gerecht und selig werden, daß er sich aus den terrores incussi über seine Sündhaftigkeit durch Ergreifung des Verdienstes Christi mittels absoluten Gewißwerdens seiner Rechtfertigung herausrettet. Da nun das ganze christliche Altertum von diesem „Heilsweg“ nichts weiß, derselbe aber, wie schon gezeigt ist, seiner Natur nach ein vollkommen bewußtes Durchmachen erfordert, so ergiebt sich von selbst die Konsequenz, daß alle die Märtyrer, Väter und Heiligen der Urkirche als Nichtgerechtfertigte den ewigen Höllenflammen überantwortet werden müßten. Dieser Gedanke erregte meine tiefste Entrüstung und ich sah mich genötigt, weiter zu fragen: Wer und woher ist denn eigentlich dieser Luther, der sich anmaßte, den alten Heilsweg, auf dem die Christenheit anderthalb Jahrtausende hindurch heilig geworden ist und selig zu werden hoffte, als antichristlich zu verwerfen und aus seiner Privatauslegung der Bibel einen neuen, bis dahin vollständig unerhörten aufzustellen, der es wagte, zu behaupten, daß von der Apostel Zeiten an bis auf ihn das „Evangelium“ verloren und der „Himmel zugeschlossen gewesen sei, da ein jeder, der sich der Papisten verdammten Zweifelsglauben habe gefallen lassen (d. h. wer nicht seiner Rechtfertigung absolut gewiß zu sein vermeinte), ohne Zweifel ewiglich verdammt sein müsse“? Wäre seine Lehre wahr, so würde er weit größer sein als die Apostel, ja als Christus; denn während es dem eingeborenen Sohne Gottes nicht gelungen wäre, durch sein eigenes Lehramt und das seiner Apostel die Kunde von dem allein wahren Weg zur ewigen Seligkeit auch nur der nächsten Generation einzuprägen und zu erhalten, während vielmehr trotz seiner Menschwerdung, trotz der Verheißung seines ewigen Beistandes für seine Kirche, trotz der Sendung des in alle Wahrheit führenden Parakleten diese von ihm gestiftete Kirche alsbald nach seiner Auffahrt zum

Vater den wahren Heilsweg, das heißt die Möglichkeit, selig zu werden, verloren und einem diabolischen, antichristlichen Millennium verfallen wäre, würde erst mit Luther eine zweite und erfolgreichere Erlösung eingetreten sein, welche der Menschheit das Mittel zur Erlangung der Seligkeit, das ihnen der menschgewordene Gott unbegreiflicherweise bloß gezeigt hatte, nunmehr wirklich und auf die Dauer mitgeteilt hätte. Um so mehr mußte ich mich fragen: woher hat Luther Sendung und Vollmacht empfangen, die ihn berechtigt, seine Privatmeinung dem Gesamtbewußtsein der ganzen alten Kirche gegenüber geltend zu machen, die letztere als abgefallen und geistlich unwissend zu verschreien und seine Bibelauslegung als Wiederherstellung des ursprünglichen, verloren gegangenen Heilsweges anzupreisen? Als einzige Antwort fand ich bei ihm, ein jeder Neuerer dürfe sich als von Gott gesandt betrachten, wenn er seiner neuen Lehre so gewiß sei, daß er den alten Kirchenglauben, der ihr entgegenstehe, zu verdammen den Mut habe. Nach seinem eigenen Geständnis beruhte also seine Berechtigung, der ganzen alten Kirche seligmachende Erkenntnis abzusprechen, nur auf dem Besitz kräftiger Lungen und eines unbeschränkten Maßes jener agitatorischen Dreistigkeit, die sich mit rücksichtsloser Ungeniertheit über Geschichte, Überlieferung und Autorität hinwegsetzend die eigenen Einfälle für das unfehlbare Maß aller Dinge hält. Als mir so das Dilemma klar wurde, entweder Luthers Rechtfertigungslehre aufzugeben oder die Kirchenväter und ihre heiligen Zeitgenossen als verdammt zu betrachten, da erst kam jener konservative, historische Grundzug meines Charakters auch auf religiösem Gebiet zur Geltung und meine Seele antwortete: „Fort mit dem revolutionären Demagogen, der es wagt, fünfzehn christlichen Jahrhunderten die seligmachende Heilserkenntnis abzusprechen, an die Stelle der ökumenischen Glaubensregel seine individuellen Träumereien, ein Gemisch seiner Hypochondrie und seiner Bequemlichkeitsliebe, zu setzen, und gegen alles, was bis dahin der gesamten Christenheit heilig war, die Sprache eines Energumenen zu führen." Ich weigerte mich seitdem entschieden, die Schöpfung und die Inkarnation als das Piedestal zu betrachten, auf dem sich in thronender Majestät die Statue des Wittenberger Mönches als des letzten und wahren Messias erhebt.

„Nachdem mir die Nichtexistenz der lutherischen Rechtfertigungslehre in der alten Kirche klar geworden war, erkannte ich auch, daß sie ebensowenig in den Paulinischen Briefen zu finden ist und daß der entgegengesetzte Schein nur eine Wirkung ist teils der tendenziösen Übersetzung Luthers, teils der unwillkürlichen Ideenassociation zwischen den Worten der Bibel und den des sie angeblich erklärenden protestantischen Religionsunterrichts, wodurch den Ausdrücken des heiligen Paulus die Bedeutung des gleichlautenden termini technici des Solifidianismus stillschweigend untergeschoben wird, teils endlich jenes Mangels an geschichtlichem Sinn, der die Bibel ähnlich erklärend, wie die Mohammedaner den Koran, nur die einzelnen „Verse" und Worte aus dem Zusammenhang herausgreift und nach einer willkürlich ersonnenen vorgefaßten Lieblingsmeinung und mit Beziehung auf moderne Kontroversen, an die damals kein Mensch dachte, „auslegt", ohne auch nur daran zu denken, ob jene Worte in ihrem Kontext, zufolge ihrer speciellen Veranlassung, unter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und der damals sich bekämpfenden Gegensätze auch nur möglicherweise das besagen können, was ihnen von den Auslegern, deren Religion mit dem Jahr 1517 beginnt, unterlegt wird. Wenn der große Völkerapostel seinen judaistischen Gegnern, deren ganzes Christentum nur in der Anerkennung Jesu als des Messias bestand und die aus eigenen Kräften durch Erfüllung des mosaischen Gesetzes die Seligkeit zu erlangen vermeinten, im Römer- und Galaterbrief nachweist, daß kein Mensch aus eigener Kraft etwas übernatürlich Gutes und zur ewigen Seligkeit Verhelfendes vollbringen kann, sondern daß die einzige Möglichkeit der Errettung für alle, für die Juden sowohl als die Heiden, in der unverdienten Gnade der Rechtfertigung besteht, die uns Christus durch sein erlösendes Leiden erworben hat und die uns Gott um Christi willen mitteilt, so machte Luther hieraus ganz willkürlich einen Protest gegen die rechtfertigende und verdienstliche Eigenschaft derjenigen guten Werke, welche aus dem wiedergeborenen und vom heiligen Geiste erfüllten Willen des durch Jesum Christum Gerechtfertigten hervorgehen und Wirkungen der heiligmachenden Gnade sind, während doch aus dem Gedankenzusammenhang des Apostels aufs klarste erhellt,

daß er von den guten Werken des Gerechtfertigten weder redet noch reden kann. Wenn der heilige Paulus ferner das übernatürliche Leben, dessen Mitteilung dem einzelnen die durch Christum für die ganze Menschheit verdiente Erlösung zueignet, mit dem Namen „Glaube" bezeichnet, weil der Glaube an die Offenbarungsthatsachen und besonders die Erlösung durch Christum die Grundlage der Rechtfertigung und als lebendiger, durch die Liebe belebter und zum Princip der Heiligung gewordener Glaube in der That mit der Rechtfertigung (im subjektiven Sinne) vollkommen identisch ist, so kann nur der hierin eine Bestätigung der lutherischen Solafideslehre finden, der dem Paulinischen Glauben unberechtigterweise und gegen die deutlichsten Aussprüche des Apostels die Bedeutung des lutherischen Glaubens, das heißt der absoluten Gewißwerdung der zugerechneten Gerechtigkeit, unterschiebt. Wenn endlich aus dem siebenten Kapitel des Römerbriefes die empörende Lehre gefolgert werden sollte, daß selbst die Gnade Gottes den Menschen nicht innerlich umwandeln könne und auch der Gerechtfertigte noch immer „verkauft unter die Sünde" und zum Sündigen fortwährend gezwungen bleibe, so ist es auch nur bei der oberflächlichsten Betrachtung einleuchtend, daß diese Verleumdung des Apostels und Beschönigung der eigenen sittlichen Trägheit auf einer Verdrehung jener Worte beruht, in denen der heilige Paulus seinen Seelenzustand vor seiner Bekehrung schildert und welche demnach nicht die katholische Lehre von der heiligmachenden Gnade, sondern die lutherische von der absoluten Verdorbenheit der menschlichen Natur widerlegen. Bei dieser ganzen Berufung auf die falsch ausgelegten Paulinischen Briefe stieß mich, abgesehen von der entsetzlichen Verachtung des heiligen Jakobus, dessen ausdrücklicher Verwerfung des „allein durch den Glauben" zum Trotz Luther ein „doch allein" in den Römerbrief hinein — korrigierte, besonders noch dies ab, daß sie einerseits voraussetzte, Christus selbst habe der Menschheit nicht so klar und deutlich den einzigen Weg zur Seligkeit verkündigt als der Apostel, andererseits selbst dieser sei von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern so schlecht verstanden worden, daß die Kirche anderthalb Jahrtausende hindurch die Frage: „Was muß ich thun, um selig zu werden?" falsch beantwortet und die ewige

Wahrheit erst am Schlusse dieser langen Periode, um mit Tertullian zu reden, einen Häresiarchen als Befreier erhalten hätte. Nach dieser monströsen Ansicht würde Paulus über Christum, unseren Herrn, Luther aber hoch über beide zu stellen sein.

„Außer der Unvereinbarkeit des lutherischen Rechtfertigungsdogmas mit der historischen Kontinuität der Kirche und der im richtigen Zusammenhang aufgefaßten Heiligen Schrift fiel mir noch besonders der vernichtende Einfluß dieser Lehre auf die Analogie und Proportion der Glaubensregel auf. Ich meine damit jene Eigenschaft des Fiducialdogmas, wodurch es in dem Geiste seiner Anhänger das Bewußtsein für die Bedeutung und den Wert der anderen Glaubenswahrheiten, sowie der vom Heiland eingesetzten sakramentalen Handlungen abschwächt und ganz austilgt, um unter allen Wahrheiten und Heilsmitteln der christlichen Offenbarung als das einzige Wesentliche zu gelten. Recht gut drückt dies Schwarz, einer der geistreichsten Wortführer des rationalistischen Protestantismus, so aus: Das Solafide ist ein strenger und eifriger Grundsatz, der keine anderen Dogmen, namentlich auch kein sakramentales System neben sich duldet. Das Faktum ist unleugbar bezeugt nicht nur im großen durch die überall eingetretene Weiterbildung des Solifidianismus zum Rationalismus, sondern auch im einzelnen durch die kalte Gleichgültigkeit, mit der die Fiducialgläubigen den christlichen Grundwahrheiten gegenüberstehen, während sie von dem glühendsten Eifer für ihre Rechtfertigungslehre durchdrungen sind und mit Krummacher als das einzige Heilmittel für unsere Zeit verlangen, „daß die Rechtfertigungslehrposaune einen deutlichen Ton von sich gebe". Der Grund dieser Erscheinung liegt zunächst in dem schon hervorgehobenen, rein polemischen Charakter des Protestantismus, wodurch er gezwungen wird, die Lehre, um derentwillen er sich von der verhaßten katholischen Kirche getrennt hat, zu seinem Lieblingsthema zu erheben, alle anderen Lehren aber, namentlich die ihm mit der Kirche gemeinschaftlichen, verhältnismäßig gering zu schätzen. Es ist dies jene Gesinnung glühendsten Hasses gegen Rom, die Stahl in einem allzu edlen Bild mit der Stellung des borghesischen Fechters verglich, eine Gesinnung, die sich noch jüngst z. B. in schmählichen Schimpfreden gegen den hochwür-

digsten Herrn Bischof (Martin) von Paderborn und auf der letzten bayerischen „Synode" in der Bezeichnung des heiligen Vaters als eines Narren kundgab (nicht erzitternd, die Majestäten zu lästern), die aber dadurch am deutlichsten den sie beseelenden Ingrimm gegen die rechtmäßige Autorität und ihre Gleichgültigkeit selbst gegen diejenigen christlichen Wahrheiten, die sie noch zu bekennen vorgiebt, an den Tag legt, daß sie dem entschiedensten Rationalismus in ihrer eigenen „Kirche" Gleichberechtigung zugesteht, während sie unermüdlichen Kampf gegen die katholische Kirche für Pflicht erklärt und mit allen Mitteln betreibt. Ein anderer Grund dieser Gleichgültigkeit gegen die mit der Kirche gemeinschaftlichen Lehren, wie gegen die Sakramente, liegt jedoch im Wesen der protestantischen Justifikationslehre selbst begründet. Denn wenn der Glaube nicht mehr als demütige Annahme aller von Gott geoffenbarten Wahrheit, sondern nur als absolute Gewißheit der Sündenvergebung und Rechtfertigung aufgefaßt wird, so bleibt der Specialglaube, das heißt jene feste Einbildung, gerechtfertigt zu sein, das einzige zur Seligkeit notwendige Dogma; alle anderen müssen, da sie in keiner Beziehung zur Erlangung des ewigen Lebens stehen, als durchaus unwesentlich betrachtet werden. Nicht minder müssen die Sakramente vor dem Fiducialglauben in den Hintergrund treten; denn da nur dieser Akt des Ergreifens des Verdienstes Christi dem Sünder Vergebung und Rechtfertigung erwirken kann, so bleibt für die Sakramente höchstens nichts anderes übrig, als ihn ziemlich überflüssigerweise an seinen Gnadenstand zu erinnern. Die lutherische Annahme einer Wiedergeburt in der heiligen Taufe steht im schreiendsten Widerspruch mit der lutherischen Gnadenlehre; konsequent ist hier nur die reformierte Lehre, die aus der Taufe eine bedeutungslose Ceremonie macht. Das Bußsakrament fiel ganz weg, nicht nur weil es jenem dem natürlichen Menschen so widerwärtigen Systeme angehört, nach welchem die Kirche ihre Kinder zu stetem Fortschritt in der Heiligung discipliniert, sondern auch zur größeren Ehre der Solafides, indem jetzt die Todsünden des Wiedergeborenen viel einfacher nach lutherischer Auffassung durch Erneuerung des rechtfertigenden Gewißwerdungsaktes gesühnt werden, nach calvinistischer aber überhaupt nur eine Verdunklung, keine Auf-

hebung des Gnadenstandes bewirken. Die heilige Eucharistie kann schon wegen der niedrigen Ansicht der Reformatoren von der Heiligung nicht jene hohe Bedeutung erhalten, wie in der katholischen Kirche, wo der unter den sakramentalen Hüllen dem irdischen Auge verborgene Heiland sich zu seinen Dienern herabläßt, um ihnen mit sich selbst alle die übernatürlichen Gaben und Gnaden mitzuteilen, deren Möglichkeit sogar von jenen bestritten wird. Auch liegt es nicht in den Neigungen der reformatorischen Gemeinschaften, viel Gewicht auf das von ihnen Abendmahl genannte Sakrament zu legen; denn alles andere mußte ja in den Hintergrund gedrängt, grau in grau gemalt werden, damit sich ihr Rechtfertigungsdogma um so glänzender dagegen abhebe, jenes vielgeliebte Kontroversdogma, das ihnen den Vorwand darbot, sich der lästigen Zucht der Kirche zu entziehen. Aus demselben Grund wurden zwei weitere Vehikel sakramentaler Gnade, die letzte Ölung und die Firmung, ganz beseitigt, obgleich doch im Neuen Testament die erstere ausdrücklich vorgeschrieben, die letztere sogar als eine der sechs ersten Elementarlehren des Christentums bezeichnet wird. Denn wenn auch die Lutheraner später wieder einen sogenannten Konfirmationsritus eingeführt haben, so betrachten sie denselben doch nur als eine willkürlich von den landeskirchlichen Behörden angeordnete Ceremonie, nicht aber als eine obligatorische, von Gott vorgeschriebene und zum Bestand der Kirche wesentliche Handlung. So wenig Achtung erweisen sie selbst den klarsten Aussprüchen der Heiligen Schrift, wenn es gilt, im Interesse des Fiducialglaubens den sakramentalen Charakter des Christentums zu zerstören.

„Nachdem ich so entschieden mit der protestantischen Rechtfertigungslehre gebrochen hatte, wird sich vielleicht mancher darüber wundern, daß ich gleichwohl, als ich zu Ostern 1857 das Gymnasium verließ und meine akademischen Studien an der Universität Marburg begann, außer Philologie auch protestantische Theologie zu meinem Studium erwählte. Aber da die Anhänger dieser Lehre innerhalb des Protestantismus selbst nur gleichsam eine kleine, fast verschwindende Sekte bilden, da die Nichtannahme derselben keineswegs als Grund zum Ausschluß aus der Gemeinschaft oder auch nur dem Lehramt des Protestan-

tismus betrachtet wird, und da selbst bei meinen strenglutherischen theologischen Freunden von der Verbindung Wingolf und sonst die Solafidedoktrin weit weniger in den Vordergrund gestellt wurde als die durch Vilmar zur Geltung gebrachten anticalvinistischen und katholisierenden Sakraments- und Kirchenlehren, so konnte mich nicht der geringste Skrupel abhalten, auf dem Boden der protestantischen Theologie, wenn auch mit Luthers Heilslehre nicht einverstanden, nach der ewigen Wahrheit zu suchen, die mir stets als das einzige letzte Ziel, nach dem zu streben eines unsterblichen Wesens würdig ist, erschien. Ich war damals noch nicht im entferntesten weder geneigt noch befähigt, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Der nächste Grund dieser Unfähigkeit lag darin, daß ich mir die Principienfrage über die unfehlbare Autorität der von Christo gestifteten Kirche nicht scharf und klar genug stellte, und daher, statt durch Anerkennung dieses für den aufrichtigen, demütigen Sucher unverkennbaren, evidenten Erkenntnisprincips ein für allemal alles, was die Kirche lehrt, als von Gott geoffenbart und folglich unfehlbar wahr, als testimonia Domini credibilia nimis hinzunehmen und zu glauben, mich vielmehr mit der Untersuchung der einzelnen Dogmen beschäftigte und auf diesem weitläufigen Gebiet dann eine Anzahl Schwierigkeiten vorfand, die mir damals unwiderlegbar schienen und daher zwischen der Kirche und mir eben so viele unübersteigliche Schranken errichteten. Der tiefere Grund aber und die wahre Ursache jener mangelhaften Auffassung der religiösen Lebensfrage lag sicher darin, daß ich dieselbe in jener Zeit der Unentschlossenheit zu ausschließlich von der intellektuellen Seite betrachtete, statt vor allem durch anhaltendes, demütiges Gebet die Leitung des heiligen Geistes anzuflehen, so daß mir Gott in seiner Gerechtigkeit zur Strafe für die schlechte Verwertung der bisher empfangenen Gnaden keine weiterführende Erleuchtung zu teil werden ließ. Aus diesem Grunde konnte ich damals das nicht einsehen, was mir jetzt eben so einleuchtend und unumstößlich ist, als die Sätze der Mathematik oder meine eigene Existenz.

„Ich sagte soeben, daß ich mir die Notwendigkeit einer unfehlbaren, von Christo eingesetzten Autorität, der die Bewahrung und Verkündigung der göttlichen Offenbarung anver-

traut ist, nicht klar machte. In unklarer Weise war allerdings dies Princip schon in jener meiner Geistesrichtung enthalten, die ich als historischen Sinn bezeichnet habe. Denn derselbe gründete sich doch in seiner Anwendung auf die Kirche mehr oder weniger bewußt darauf, daß die von Christo ausgehende Gesamtkirche in ihrer kontinuierlichen geschichtlichen Entwicklung die in ihr niedergelegte und lebende Wahrheit stets getreuer und zuverlässiger in sich bewahrt, als ein einzelner Empörer, der, eigenem Dünken und Dünkel vertrauend, dem traditionellen Bewußtsein der Kirchen widerspricht und eine neue, von ihm selbst ausgehende Entwicklungsreihe eröffnet, sowie, daß es Gottes unwürdig sei, eine Kirche selbst zu stiften, nur um sie alsbald den dämonischen Mächten verfallen zu lassen und dann nach 1500 Jahren einen Wiederhersteller oder vielmehr ersten wirklichen Begründer seines mißglückten Werkes, freilich ohne jede Beglaubigung, auszuschicken. Indessen wenn auch diese Erwägungen mich konsequenterweise zur Einsicht in die Wahrheit und Unfehlbarkeit der katholischen Kirche hätten führen müssen, so reichten sie doch dazu nicht aus, weil sie zu ausschließlich mit meinen allgemeinen Sympathien für rechtmäßige Autorität und ehrwürdiges Altertum, sowie meinen Antipathien gegen dreistes Besserwissenwollen revolutionärer Neuerer zusammenhingen und nicht scharf genug den in Bezug auf die Kirche allentscheidenden übernatürlichen Standpunkt klar stellten und festhielten, nämlich die Frage: Wohin muß ich mich wenden, um die von Christo der Menschheit verkündigte seligmachende Wahrheit sicher und unverfälscht zu erhalten? Es war also nicht ein klarer Einblick in die absolute Notwendigkeit einer unfehlbaren, von Gott eingesetzten kirchlichen Autorität für den übernatürlichen Glauben, was mich dem Luthertum entfremdete, sondern Entrüstung über dessen rücksichtslose Invektiven gegen das christliche Altertum und über dessen Behauptung, die Kirche habe schon so bald nach ihrer Gründung das wichtigste, weil allein zur Seligkeit verhelfende Dogma vergessen. Die Möglichkeit, daß die Kirche je auf diese Weise sich selbst verlieren und dem Antichristentum anheimfallen könne, war für mich allerdings völlig ausgeschlossen; aber zu einem korrekten Glauben an ihre Unfehlbarkeit konnte ich mich noch mehrere Jahre hin-

durch nicht erheben. Denn statt das in Schrift und Tradition ausgeprägte Gesamtbewußtsein der Kirche vor allem in der lebendigen Autorität des unfehlbaren Lehramtes zu suchen, trennte ich es ganz auf protestantische Art von dem letzteren, indem ich mir vermittelst meines Privaturteils aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern eine richtige Vorstellung von dem wahren Katholizismus und dem mustergültigen Altertum herzustellen suchte, also eine Art Protestantismus mit Ehrfurcht vor dem patristischen Zeitalter und ohne Sympathie für die Reformatoren, oder einen vermeintlichen Katholizismus ohne Gemeinschaft mit der lebenden Kirche und in erträumter Übereinstimmung mit einer längst vergangenen Periode derselben. So befand ich mich lange in der unhaltbaren, höchst bedenklichen und gefährlichen Position eines, dessen religiöse Überzeugungen weder auf einer wahren, noch auf einer vermeintlichen Autorität fest gegründet waren; denn während ich die größte Devotion vor der alten Kirche hatte, betrachtete ich schon die mittelalterliche mit etwas gemischteren Gefühlen, obgleich ich anerkannte, daß sie im großen und ganzen die evangelische Wahrheit rein bewahrt habe, und die im Protestantismus so häufige maßlose Verleumdung des Mittelalters für eine freche Verletzung der schuldigen Pietät hielt; und obgleich ich den Glaubensdekreten eines Luther oder Calvin für keinen Zoll breit weiter Autorität einräumte, als die von ihnen beigebrachten Gründe reichten, so war ich doch eben so weit entfernt, mich unbedingt der Autorität der lebenden katholischen Kirche zu unterwerfen, gegen die ich noch mehr Bedenken als gegen die mittelalterliche hegte. Da ich, wie gesagt, die Frage nach der wahren, von Christo eingesetzten Autorität nicht in Vordergrund stellte, so war es möglich, daß ich, statt mich an diese Principienfrage zu halten, durch einzelne Schwierigkeiten beeinflußt wurde, die mir so gewichtig vorkamen, daß mir die Ansprüche der Kirche auf meinen unbedingten Gehorsam gar nicht diskutierbar erschienen, bevor nicht diese Einzelbedenken eine vollkommen befriedigende Lösung gefunden haben würden. Diese Schwierigkeiten waren teilweise sehr eigentümlicher Art, während mir manches, was sonst den Stein des Anstoßes zu bilden pflegt, wie z. B. die Lehre von der Transsubstantiation, meines Wissens

nie die geringste Unruhe bereitet hat. Meine Bedenken beruhten vielmehr entweder auf Vorurteilen gegen das innere religiöse Leben und das praktische System der gegenwärtigen katholischen Kirche oder auf den vermeintlichen Lücken und Widersprüchen in dem traditionellen Beweise für mehrere kirchliche Dogmen und Institutionen, oder endlich auf den Konsequenzen der negativen Bibelkritik.

„Was den ersten Punkt betrifft, so habe ich bereits früher bemerkt, wie tief auch mir damals noch die unter Protestanten so häufige Vorstellung von der moralischen Inferiorität der Katholiken eingeprägt war; solange ich nun das angebliche Faktum für wahr hielt, schloß ich, daß eine konstant sich gleich bleibende Wirkung auch eine in der Sache selbst begründete Ursache haben müsse und glaubte diese darin zu finden, daß, wenn auch nicht im eigentlichen Dogma, so doch in dessen Auffassung, Anwendung und Bethätigung im Leben die katholische Kirche der Gegenwart eine tiefe Verdunklung des christlichen Heilsweges und der wahren Principien lebendiger Frömmigkeit erlitten habe. Ich bildete mir allen Ernstes ein, die Katholiken nähmen keinen specifischen Unterschied zwischen dem Zustand des Gerechtfertigten und des nicht Gerechtfertigten an, sondern huldigten einem krassen, religiös-sittlichen Atomismus, indem sie die Stellung des Menschen zu Gott und sein Endschicksal von der größeren oder geringeren Anzahl seiner ganz außer Zusammenhang mit seiner Herzensgesinnung betrachteten guten oder bösen Werke abhängig machten. Die Erkenntnis von der Schwere der Sünde glaubte ich durch die Art, wie zwischen Tod- und läßlicher Sünde unterschieden wird, gefährdet; die Einsicht in die Notwendigkeit einer gründlichen Bekehrung und eines neuen Lebens als des unumgänglichen, ja gewissermaßen einzigen Postulats aller wahren Religion, schien mir dadurch verdunkelt, daß die Aufmerksamkeit des Gläubigen mit weit größerem Eifer auf einzelne Übungen und Devotionen wie auf ein Surrogat für jene den ganzen Menschen heiligende Umwandlung gelenkt werde, so daß ich in dieser Beziehung selbst Luthers Toben einen Gran von Berechtigung zugestand. Als eine Folge dieser in meiner Einbildung feststehenden verkehrten Auffassung der Heilslehre bei den Katholiken betrachtete ich dann

das faktische religiöse Leben derselben, das ich mir teils nach allgemein protestantischen, teils nach speciell pietistischen Traditionen ohne geistliche Erkenntnis und ernstliches Ringen nach der Seligkeit dachte und für eine Veräußerlichung der Religion aus einer Angelegenheit des Gewissens und einer Umwandlung der ganzen Persönlichkeit zu einer Menge äußerlicher Observanzen, Vorschriften und einzelner guten Werke ohne Rücksicht auf die geheiligte Gesinnung hielt. Diese vermeintlichen Übelstände innerhalb der katholischen Kirche betrachtete ich jedoch, wie gesagt, nur als eine faktisch in weitem Umfange herrschende Verkehrung und Trübung der wahren Lehre, empfand auch keine polemische Freude darüber, sondern es ärgerte mich eher, daß durch solche Veräußerlichung und Atomisierung des inneren Lebens dem hochmütigen Solifidianismus ein Vorwand geboten werde, sich seiner Superiorität über die altchristliche Heilslehre zu rühmen. Alle diese wunderlichen und lächerlichen Vorurteile, nach denen ich über die katholische Auffassung und Bethätigung der Heilswahrheiten aburteilte, wie der Blinde über die Farben, waren nur dadurch erklärlich, daß ich zwar mit der patristischen Periode ziemlich vertraut war, von der katholischen Kirche der Gegenwart aber weder aus dem Leben, noch aus Schriften eine irgend ausreichende Kenntnis hatte. In Marburg besteht zwar eine katholische Kirche, deren in der ganzen Stadt hochgeachteter Pfarrer, Herr Will, nur seinem heiligen Berufe lebt; ich pflegte ihn schon als Gymnasiast stets achtungsvollst zu begrüßen, seine Kirche habe ich aber in dieser ganzen Zeit nur einmal besucht, als ich bei Herrn Professor Heppe christliche Archäologie hörte und derselbe uns an den Marburger Kirchen die verschiedenen Phasen des gotischen Baustiles erklärte. In Halle nahm ich wohl ein- oder zweimal an dem katholischen Gottesdienste teil; da ich aber von dem Inhalt und der Bedeutung des heiligen Meßopfers noch zu wenig wußte, so konnte ich dem Gange der Handlung nicht folgen und verließ den Saal, ohne einen bestimmten Eindruck empfangen zu haben. Am Gymnasium hatte ich mehrere katholische Mitschüler, deren Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht ohne Eindruck auf mich blieb; als Student war ich befreundet mit einem katholischen Mediziner, jetzt Dr. Raabe, und mein Umgang mit ihm trug nicht wenig dazu

bei, jene meine lächerlichen Vorurteile über Theorie und Praxis des religiösen Lebens in der jetzigen katholischen Kirche allmählich zu beseitigen. Wenn ich noch einer sehr ehrenwerten und frommen katholischen Familie gedenke, mit der die unsrige viel verkehrte, so habe ich alles aufgezählt, wodurch nach dieser Seite hin meine Ansichten über die praktische Wirksamkeit des katholischen Systems berichtigt werden konnten. Unter neueren religiösen Schriften lernte ich zuerst die von Alban Stolz kennen, die ich natürlich mit Begeisterung las, ohne jedoch dadurch viel für eine bessere Würdigung des inneren Lebens in der katholischen Kirche gewonnen zu haben, da sich die Protestanten wegen Alban Stolz, der ihnen nicht ganz unbekannt geblieben ist, mit der seltsamen Behauptung beruhigen, er werde von den „eigentlichen" Katholiken mißtrauisch angesehen und stehe persönlich mehr auf „evangelischem" als katholischem Standpunkt. Später sah ich jedoch gelegentlich einige viel gebrauchte Erbauungsbücher, die von den anerkannt Ultramontansten der Ultramontanen, wie dem heiligen Alfons von Liguori, ja sogar — horribile dictu — von Jesuiten verfaßt waren, die doch als die ärgsten „Materialisierer, Atomisierer und Formalisierer" des religiösen Lebens verschrieen sind. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in diesen Büchern eine Tiefe, Innigkeit und Intensität lebendiger, subjektiver Frömmigkeit fand, von der ich bisher keine Ahnung hatte und die auf protestantischem Boden ebensowenig vorhanden, als auch nur denkbar ist. Ich behaupte kühn, daß, wer einmal die Ascetik der katholischen Kirche in den Gebeten, Meditationen und Anleitungen ihrer bewährten Geistesmänner kennen gelernt hat, nie wieder bona fide zu dem Pabulum der fiducialgläubigen Erbauungslitteratur zurückkehren kann. Der Unterschied ist zu immens. Schon in der Form macht die erkünstelte, der Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts nachgeahmte „Glaubenssprache" der letzteren den Eindruck des Unreellen, während erstere sich einer zwar edlen, aber einfachen und naturgemäßen Redeweise bedienen. Dieser Unterschied hängt aber aufs innigste mit der Verschiedenheit in dem Inhalt und dem Geiste der beiderseitigen Litteratur zusammen. Den Geistesmännern der Kirche merkt man gleich an, daß sie eine, ich möchte sagen, methodische Schule des inneren Lebens durchgemacht haben;

sie haben sich durch mutige Übung der Selbstverleugnung und Abtötung von der ungeordneten Neigung zu allem dem, was nicht Gott ist, frei gemacht; sie haben die ewigen Heilswahrheiten und Heilsthatsachen in allen ihren Beziehungen erforscht und betrachtet, und die daraus sich ergebenden Motive, Warnungen und Aufforderungen auf ihren eigenen Seelenzustand angewandt; sie haben endlich auf Grund der so erworbenen Einsicht sich durch das Gebet und den Empfang der heiligen Sakramente immer inniger mit der göttlichen Liebe vereinigt und das Bild des allerheiligsten Erlösers immer deutlicher in sich ausgeprägt. Daher reden sie auch über göttliche Dinge in einer so klaren und präcisen Weise; bei dem, was sie sagen, haben sie immer etwas Bestimmtes im Auge und treffen es; sie haben Gewalt über die Herzen der Hörer oder Leser und reißen deren Einsicht und Willen unwillkürlich mit sich fort. Denn diese fühlen gleich, daß das keine leeren, ins Blaue hinein geredeten, nur die Luft peitschenden Worte sind, sondern daß hier einer von Dingen spricht, die er innerlich gesehen, erlebt und erfahren hat, mit denen er aufs vollkommenste vertraut und von deren Realität er auf das innigste überzeugt ist. Und gleichwie sich die ernste geistliche Disciplinierung der Verstandeskräfte durch die kirchliche Ascese in dieser Klarheit und Schärfe der Gedanken zu erkennen giebt, die sich nur um Realität, nicht um Phrasen bewegen, so verrät sich das übernatürliche Leben in Gott durch jene ergreifende Wärme und Innigkeit, mit der von den Heilswahrheiten und Heilsthatsachen, z. B. von dem erlösenden Leiden Jesu Christi oder von dem heiligen Altarssakrament geredet wird, und welche einem Protestanten unnatürlich und übertrieben vorkommen muß, weil seine Auffassungsweise des Christentums, selbst in ihrer höchsten Form, ihn nicht dazu anleiten kann, in diesen Mysterien zu leben, aus ihnen Gnade um Gnade zu schöpfen und daher in so zarter, liebevoller, ergreifender Weise von ihnen zu reden. Diese innige Subjektivität der katholischen Frömmigkeit ist übrigens nur eine Folge der festen Objektivität, mit der sie auf der Autorität der unfehlbaren, von Gott eingesetzten Kirche, der ganzen geoffenbarten Wahrheit und dem sakramentalen System ruht. Das Bewußtsein, daß sein Glaube nicht auf den Sand individueller Bibelauslegung oder schwan-

kender Gefühle, sondern auf den Felsengrund der Kirche begründet ist, an die uns Christus selbst gewiesen hat, verleiht dem Glauben des Katholiken vollkommene Gewißheit und daher größere Energie und mehr Einwirkung auf das Leben. Während der Protestant nur auf ein einziges und zwar falsches Dogma, das des Fiducialglaubens, irgend welches Gewicht legt, achtet der Katholik alle göttlich geoffenbarten Wahrheiten hoch und entnimmt aus allen die stärksten Motive zur Liebe Gottes und zur Heiligung. Das mächtigste Hilfsmittel zum Fortschritt im geistlichen Leben sind dem Katholiken aber die heiligen Sakramente; im Bußsakrament erhält er nicht nur Vergebung der Sünden, sondern auch Mahnung und Leitung zu stetem, angestrengtem Vorwärtsstreben auf dem Wege der Heiligung, während die heilige Kommunion, in der er den Spender aller Gnade selbst empfängt, ihm die dazu nötige Kraft verleiht und in diesem Thränenthal sein Trost und seine Seligkeit wird. Die protestantische Ascetik bewegt sich dagegen fast nur in gewissen konventionellen dankenden oder bittenden Redewendungen, deren unbestimmte und unklare Breite bei genauerer Beobachtung in ein verschwindendes Minimum präcisen und greifbaren Gedankeninhalts zusammenschmilzt. Dieser Inhalt bezieht sich in der Regel auf die mit Ausschluß aller anderen Glaubenswahrheiten in den Vordergrund geschobene Solafideslehre, welche zwar in Zeiten und an Orten, wo das polemische Interesse gegen Rom angeregt ist, ein wildes Feuer entzünden kann, sonst aber der allgemeinsten Gleichgültigkeit begegnet und unfähig ist, der Verbreitung des Unglaubens entgegenzuwirken. Die religiöse Richtung kann die Seele höchstens aufregen, aber nicht leiten und zur Vollkommenheit disciplinieren, sie vermag zu dem Menschen nur von einem längstvergangenen Erlöser zu reden, aber nicht ihn zu dem in seiner Kirche und in dem eucharistischen Mysterium wahrhaft und real gegenwärtigen Jesus Christus hinzuführen, damit er sich mit liebender Anbetung in das göttliche Herz versenke und von diesem den Mut erhalte, alles für Jesum dahinzugeben und nur ihn, als das einzig wahre Gut, zu suchen.

„In dieser Weise lernte ich den Geist der katholischen Kirche, wenn auch nicht aus dem unmittelbaren Leben, so doch aus Schriften, die vielen Einfluß auf dies Leben ausüben, einiger-

maßen kennen, und sah immer deutlicher ein, daß ich in dieser Beziehung aus Unkunde des wirklichen Sachverhaltes mich gründlich geirrt hatte. Ich konnte nicht umhin, zu entdecken, daß das „System" der katholischen Kirche gegenwärtig, wie zu allen Zeiten der Inbegriff der höchsten Heiligkeit und Vollkommenheit ist, daß die Kirche einen scharfen Unterschied macht zwischen dem Gnadenstand und dem Zustand der Todsünde, ein Unterschied, der infolge des Beichtinstitutes auch dem Volke unendlich bekannter ist und weit mehr auf das praktische Leben einwirkt, als auf protestantischem Gebiet, daß die Einteilung der Sünden in läßliche und Todsünden nur dazu dient, die entsetzliche Schwere der mit der Gnade Gottes unvereinbaren Sünden gegen das Gewissen hervorzuheben, daß vieles zu den Todsünden gerechnet wird, woraus sich mancher rigorose Pietist wenig machen würde, daß die wahren Katholiken ihr Seelenheil mit Furcht und Zittern und mit einem Eifer suchen, von dem man in solifidianischen Kreisen keine Ahnung hat, und daß die sogenannten Äußerlichkeiten, weit entfernt, die große Hauptsache der gründlichen Bekehrung zu verdunkeln, vielmehr die wirksamsten Mittel sind, um dieselbe zu erhalten, zu bewahren und zu vervollkommnen. Diese Einsicht drängte sich mir gegen Ende dieser Periode um so mehr auf, je mehr ich von der bloß historisch-antiquarischen Auffassung der kirchlichen Dinge abkam und statt dessen nach sicherer Leitung, Trost und Frieden für meine arme Seele verlangte.

„Mit der eben erwähnten historisch-antiquarischen Einseitigkeit hing die zweite Klasse meiner Schwierigkeiten zusammen. Da meine Hinneigung zum Katholizismus, wie schon bemerkt, nicht mit der Einsicht in die unfehlbare Autorität der Kirche, sondern mit meiner Überzeugung von dem urchristlichen Altertum mehrerer vom Protestantismus verworfenen Dogmen begann, und sich lange fast nur hierauf stützte, so mußte notwendigerweise jedes Dogma und jede wesentliche kirchliche Institution, deren Ursprünglichkeit und fortwährende Geltung in der Kirche ich nicht nachweisen zu können glaubte, ein Hindernis für meine Anerkennung der gegenwärtigen katholischen Kirche als unfehlbare Lehrerin der Wahrheit werden, zumal da ich in dieser Hinsicht sehr skrupulös war und die größten Bedenken

gegen jeden Glaubenssatz empfand, für den sich nicht aus allen Jahrhunderten eine Wolke von Zeugen anführen ließ. Über diese Zweifel will ich in aller Kürze hinweggehen, da sie nicht in einem so engen Zusammenhang mit meiner inneren religiösen Entwicklung stehen, sondern nur von außen her durch historische Schwierigkeiten in mir angeregt wurden. In betreff des apostolischen Ursprungs des Episkopats hatte ich eigentlich nie ernste Zweifel, denn es kam mir zu monströs vor, das einstimmige Zeugnis der ganzen Kirche des zweiten Jahrhunderts, die es doch wissen mußte, zu verwerfen; doch veranlaßte mich der hier besonders zuversichtliche Widerspruch der deutsch-protestantischen Wissenschaft zu einer sorgfältigen Untersuchung dieses Punktes. Der Primat des römischen Stuhles schien mir dagegen lange Zeit eine Institution späteren Ursprungs, selbst als ich schon wünschte, ihn als göttliche Einsetzung betrachten zu können; hierüber gelangte ich erst zur Beruhigung, nachdem ich mir mit großer Mühe, zum Teil aus den entlegensten Quellen, die Zeugnisse der ersten fünf Jahrhunderte für den Primat zusammengestellt hatte. In der Lehre von den Sakramenten beirrte mich besonders der Mangel an zahlreichen Zeugnissen für die letzte Ölung und mehrere patristische Stellen, die sich scheinbar inkorrekt über die Notwendigkeit des sakramentalen Sündenbekenntnisses aussprechen, vor allem aber die mißverstandene Erzählung von der Abschaffung des Bußpriesters durch den Patriarchen Nektarius, bis mich endlich die richtige Erklärung dieser so viel mißbrauchten Geschichte beruhigte. Eine besondere Erwähnung verdient aber noch meine Stellung zu der Lehre von der unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau, weil es sich nicht geziemen würde, die unverdiente Barmherzigkeit Gottes und den besonderen Schutz der Himmelskönigin, den ich hierin zu erkennen glaube, mit Stillschweigen zu übergehen. Als ich schon mit allen anderen dogmatischen Einzelschwierigkeiten so gut wie abgeschlossen hatte, konnte ich mich mit diesem Dogma noch immer nicht befreunden; ich fand es in der Tradition nicht begründet und hielt die Gegenargumente von Preuß (nicht in seiner erst später erschienenen eigenen Schrift, sondern im Anhang zu seiner Ausgabe des Chemnitz) für unwiderlegbar. Während ich nun im Winter 1862 zu

London mit dem Abschreiben der bis dahin noch vollständig unbekannten nisibinischen Lieder des heiligen Ephrem beschäftigt war, kam mir fortwährend, wie von außen angeregt, der Gedanke in den Sinn, wenn in diesen Gedichten ein unzweideutiges Zeugnis für jene Lehre sich finden werde, so solle ich dies als einen Beweis der Wahrheit dieser Lehre und der katholischen Kirche betrachten. Diese Einsprechung veranlaßte mich, Gott von Herzensgrund anzuflehen, er möge, wenn die katholische Kirche die einzig wahre sei, und alles, was sie lehre, bei Verlust der Seligkeit geglaubt werden müsse, mir dies auf die eben erwähnte Weise zu erkennen geben; zugleich rief ich auch die Fürbitte der Mutter Gottes zum erstenmal in meinem Leben in dieser Angelegenheit an. Und wirklich fand ich nun auch in jener Liedersammlung ein entscheidendes Zeugnis, das bestimmteste, welches sich aus der ganzen patristischen Litteratur erhalten hat. Es lautet: „Du, o Herr, und deine Mutter, ihr seid die einzigen, in jeder Beziehung vollkommen Reinen, denn kein Flecken ist an dir, o Herr, und kein Makel an deiner Mutter.“ Das Gewicht dieses Ausspruches wird dadurch noch beträchtlich erhöht, daß der heilige Ephrem sonst stets die ohne persönliche Sünden in der Taufgnade gestorbenen Kinder über alle anderen Heiligen stellt, und daß die angeführten Worte nicht etwa in einem Loblied auf die heilige Jungfrau vorkommen, sondern nur ganz gelegentlich eingeschoben werden, um das der Kirche von Edessa zugesprochene Prädikat der Reinheit und Heiligkeit zu beschränken.

„Man sollte es nicht erwarten, daß ich selbst nach diesem Ereignis, einen so ergreifenden Eindruck es auch auf mich machte, doch noch nicht zur vollständigen Klarheit über meine religiösen Verpflichtungen gelangte. Wenn ich auch nicht mehr im entferntesten daran dachte, daß die göttliche Offenbarung irgend eine der außerkirchlichen Gemeinschaften zu ihrer Bewahrung und Mitteilung an die Menschheit erwählt haben könne, so drohten mir doch immer noch die Konsequenzen der negativen Bibelkritik den Glauben an eine specielle, übernatürliche Offenbarung überhaupt zu entreißen. Diese Zweifel, die mich am längsten und am peinlichsten beunruhigten, haben noch weit mehr als die vorher besprochenen einen technischen Charakter

und eignen sich daher nicht zur ausführlichen Mitteilung. Da sie aber aufs innigste mit den Gegenständen meines eigentlichen Studiums zusammenhingen, so wird es gut sein, die äußeren Data meiner akademischen Laufbahn als Student und Docent, insoweit sie zum besseren Verständnis meiner Konversionsgeschichte notwendig sind, hier vorauszuschicken. Zu Ostern 1857 wurde ich als Studiosus der Theologie und Philologie an der Marburger Universität immatrikuliert und verblieb an derselben, abgerechnet das in Halle zugebrachte akademische Jahr 1859—60, bis zum Schlusse meines Studiums, während dessen ich mich auf theologischem Gebiet besonders mit dem Alten Testament, auf philologischem mit Sprachvergleichung, Sanskrit, Altdeutsch und semitischen Sprachen beschäftigte. Im Jahre 1861 bestand ich das theologische Examen, 1862 die Habilitationsprüfung für das Fach der indogermanischen und semitischen Philologie an der philosophischen Fakultät zu Marburg. Hieran schloß sich die schon erwähnte Reise nach London an, nach deren Beendigung mir geraten wurde, mich vorübergehend in Gießen zu habilitieren, weil daselbst gerade infolge von Knobels Erkrankung die alttestamentlichen Vorlesungen nicht vertreten waren, ein Vorschlag, den ich auch gegen Ostern 1863 ausführte. Ich habe in diesem Zusammenhang Veranlassung, eingehend über meine akademischen Lehrer zu reden, da ich diesen gelehrten und würdigen Männern, die mir während meiner Studienzeit viel Teilnahme und Aufmunterung erwiesen und auch nachher ausnahmslos ihre wohlwollende Gesinnung bewahrt haben, zwar in wissenschaftlicher Hinsicht viel verdanke, auf die Richtung aber, welche meine religiöse und kirchliche Entwicklung nahm, kaum einer derselben einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Ich begnüge mich daher damit, die gefeierten Namen eines Gildemeister, Dietrich, Hupfeld, Pott und Leo, unter deren Anleitung ich meine Specialstudien betrieb, hier nur mit dem Gefühle aufrichtigen Dankes zu nennen. Sonst möchte ich noch erwähnen, daß Henkes humane und sympathievolle Darstellung der Kirchengeschichte mich von manchen üblichen Vorurteilen gegen den mittelalterlichen und neueren Katholizismus befreit hat, sowie daß ich nicht nur Vilmars Kollegien eifrig hörte, sondern auch seinem wöchentlichen Tertulliankränzchen

beiwohnle, und überhaupt, so wenig ich auch jetzt seinem Grundsatz beistimmte, „man müsse durch die Person Luthers hindurch zu Christo kommen,“ mich vorzugsweise an ihn anschloß und an der Entschiedenheit seiner positiv christlichen Überzeugung einen Halt gegen die Gefahren suchte, die mir von seiten des kritischen Zweifels drohten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich zum ehrenden Gedächtnis dieses großen deutschen Mannes darauf hinweisen, wie nahe er der katholischen Wahrheit stand und wie begründet die Vermutung ist, er würde, hätte ihn nicht ein vorzeitiger, plötzlicher Tod hinweggerafft, noch die Unhaltbarkeit seines Standpunktes eingesehen und sich der rechtmäßigen Autorität unterworfen haben. Einem berühmten Jesuiten, dem Fürsten Gagarin, erklärte er einst, er sei bereit, das ganze Tridentinische Glaubensbekenntnis anzunehmen, nur könne er nicht in die Verdammung der lutherischen Rechtfertigungslehre einstimmen. Als ihm darauf der Fürst sein Bedauern aussprach, daß er dann also doch ebenso gut außerhalb der Kirche stehe, als wenn er alle ihre Dogmen leugne, da brach Vilmar in Thränen aus und bat ihn um seine Fürbitte, auf daß ihn Gott erleuchten möge, wenn er über diesen Punkt im Irrtum sei. Nach meiner Konversion habe ich mich noch mehrmals mit ihm unterredet, wobei er mir stets auf das herzlichste und liebevollste entgegenkam und auch nicht im geringsten durchblicken ließ, daß er nunmehr durch eine innerliche Scheidewand von mir getrennt sei. Er erkannte sogar ausdrücklich die unfehlbare Autorität der katholischen Kirche an; denn nicht nur verglich er den Protestantismus mit dem untheokratischen Reich Israel, wobei er allerdings die Vorsteher der katholischen Kirche für die Schuld der Trennung mitverantwortlich machte, sondern als ich ihm einst auf seine Forderung, die Kirche solle die neue von Luther seinem Zugeständnis gemäß zuerst gemachte Erfahrung betreffs der Rechtfertigung anerkennen, entgegenhielt, daß dann die katholische Kirche erklären müsse, sie habe sich auf dem letzten ökumenischen Konzil geirrt, daß dadurch die einzige Autorität, die je Unfehlbarkeit beansprucht habe, sich selbst vernichten würde und die Menschheit jede übernatürliche Garantie für die Intakterhaltung der geoffenbarten Wahrheit verliere, da antwortete er: „So meine ich es nicht, das wäre ja entsetzlich, ich

halte die Unfehlbarkeit der Kirche fest; kein Kanon des Tridentinums soll verworfen werden, man soll sie nur richtig interpretieren und in einigen Punkten durch die seit Luther der Kirche zu teil gewordenen neuen Einsichten und Erfahrungen ergänzen." Im Kolleg sagte er einmal, es stehe in den historisch-politischen Blättern ein Artikel über die Rechtfertigung (ich erinnere mich leider nicht mehr, von welchem Verfasser), mit dessen Lehre er vollkommen übereinstimme. Aus seinen Schriften ist ja bekannt, wie er immer die Rechtfertigung durch die Kirche und die Sakramente vermittelt wissen will und auf die Autorität der Kirche, die göttliche Einsetzung des geistlichen Amtes, die Wiedergeburt durch die Taufe, die Mitteilung des heiligen Geistes in der Konfirmation, die Absolution und die reale Gegenwart des Leibes Christi in der Eucharistie weit mehr Gewicht legt, als auf die specifisch-lutherischen Doktrinen. Daß er nicht zur vollen Klarheit durchdrang, ist gewiß bei ihm um so milder zu beurteilen, als er so sehr mit allen Fasern seines Wesens an dem Hessenlande und dessen faktisch bestehenden kirchlichen, wie sonstigen Zuständen hing, daß es für ihn ohne einen ganz besonderen göttlichen Gnadenbeistand jedenfalls eine moralische Unmöglichkeit war, sein Geschick von dem der hessischen „Landeskirche" zu trennen.

„Kehren wir nach dieser Abschweifung zu meiner Stellung gegenüber der negativen Bibelkritik zurück, so ist bekannt, daß diese Methode, die Heilige Schrift zu behandeln, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiet der protestantischen Theologie immer weiter um sich gegriffen hat, so daß ihr jetzt nicht nur die rationalistische Schule, sondern auch die der Vermittlungstheologie, ja sogar ein großer Teil der „Gläubigen" huldigt. Trotz der Bibliolatrie des 16. und 17. Jahrhunderts ist dies Resultat nur eine logische Konsequenz des protestantischen Princips. Das sogenannte Materialprincip des Protestantismus muß dem Formalprincip erliegen; wenn der rechtfertigende Glaube nur in der absoluten Gewißheit über die eigene Rechtfertigung besteht, so muß auch der Glaube an die Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift eben so unwesentlich zur Seligkeit als alle anderen Glaubenswahrheiten sein. Nach Beseitigung der kirchlichen Autorität ruhte die Garantie

für die Inspiration der Bibel ausschließlich auf dem angeblichen Zeugnis des heiligen Geistes, wurde also hinfällig, sobald jemand dies Zeugnis nicht mehr zu empfinden glaubte. Nur der Katholik, dessen Glaube nicht auf seinen persönlichen Eindrücken und Auslegungen über ein Buch, sondern auf der von Christo selbst autorisierten lehrenden Kirche beruht, kann ohne Gefahr für seine übernatürliche Weltanschauung das menschliche Element historisch-organischer Entwicklung in der Heiligen Schrift anerkennen; der Protestant, dessen ganzes System nur auf den freilich nach seinem oder seines Religionsstifters Privaturteil ausgelegten Bibelbuchstaben sich stützt, muß, sobald einmal die naive altlutherische Auffassung, welche die Bibel nur wie eine Rüstkammer von polemischen Citaten gegen den Papismus betrachtet, sich als unhaltbar erweist, alsbald jeden festen Haltpunkt verlieren, wenn seine einzige Autorität selbst ins Schwanken zu geraten scheint. So ist denn jetzt namentlich auf dem Gebiet der alttestamentlichen Exegese (von den ähnlichen Bestrebungen auf neutestamentlichem Boden schweige ich, da mir diese nie erhebliche Besorgnis bereitet haben) die Anschauung in der protestantischen Wissenschaft vorherrschend, welche, wenn nicht ausdrücklich, so doch praktisch, jede specifische übernatürliche Offenbarung und unmittelbares göttliches Eingreifen bestreitet, Wunder als Merkmale späterer, den Ereignissen fernstehender Aufzeichnung, bestimmte Weissagungen als vaticinia post eventum ansieht, die ältere biblische Geschichte für mythisch, die der folgenden Zeit wenigstens für sagenhaft hält. Wohl die wichtigsten Konsequenzen dieses Standpunktes sind die Verwerfung der Echtheit des Buches Daniels und die Behauptung, die fünf Bücher Mosis seien lange nach der mosaischen Zeit entweder durch successive Überarbeitungen oder durch Zusammenstellung aus verschiedenen Quellenschriften, die auch den anderen älteren historischen Büchern zu Grunde liegen sollen, entstanden. Diese Annahmen schienen mir viele Jahre hindurch kaum widerlegbar, wenn ich auch nie den Hoffnungsschimmer ganz aufgab, es möge sich noch ein Ausweg finden lassen, um ihnen zu entgehen. Daß mich dieselben auf das tiefste beunruhigten und beängstigten, war natürlich, da ich ihre Unvereinbarkeit mit der Offenbarung durch Jesum Christum deutlich einsah und die Un-

möglichkeit aller der verschiedenen Versöhnungsversuche zwischen der negativen Kritik und dem positiven Glauben nicht verkennen konnte. Denn nichts ist evidenter, als daß Jesus Christus überall eine wahre, eigentliche Offenbarung Gottes im Alten Bunde voraussetzt, daß er die Geschichtserzählung des Alten Testaments als thatsächlich, seine Wunder als wirklich geschehen, seine Propheten, darunter ausdrücklich auch Daniel, als gotterleuchtete Seher, die von ihm geweissagt, erklärt. Will nun die Kritik das Gegenteil von allem diesen beweisen, so kann sie auch die wahre Gottheit und das Erlösungswerk des Heilands nicht mehr aufrecht erhalten. Ohne den Sündenfall entbehrt ferner die ganze christliche Heilsökonomie ihre Voraussetzung, dessen historische Wahrheit wird aber durch die moderne Pentateuchkritik rettungslos zertrümmert. Das entsetzliche Dilemma, in dem ich so schwebte, entweder dem so stringent scheinenden kritischen Beweis zu widersprechen oder den Glauben an die fundamentalsten Offenbarungswahrheiten aufzugeben, peinigte mich dermaßen, daß ich nach meiner Rückkehr von Halle eine Zeit lang entschlossen war, der Theologie ganz zu entsagen und mich der klassischen Philologie zuzuwenden. Doch gab ich diesen Plan bald wieder auf, entschlossen, den Gewinn der religiösen Wahrheit nicht aus dem Auge zu lassen und in der Hoffnung, auch über diese Schwierigkeiten noch zur Klarheit zu gelangen. Alle diejenigen Bedenken, welche im Grunde doch wesentlich nur auf der dogmatischen Voreingenommenheit gegen Wunder und Weissagungen beruhen, wie die gegen die Echtheit des Buches Daniels, legte ich denn auch bald ab; am längsten beirrten mich die Schwierigkeiten gegen die Echtheit und Einheit der mosaischen Bücher, weil hier ein Argument ganz anderer Art aus der Verschiedenheit des Sprachgebrauches, der Anschauungsweise und der Geschichtsdarstellung der angeblichen Quellenschriftsteller entnommen wird. Durch genaueres Eingehen auf das Detail dieser Untersuchungen kam ich aber, besonders während meines Aufenthaltes zu Gießen, wo ich über Genesis und alttestamentliche Einleitung las, zu der Überzeugung, daß diese angeblichen Verschiedenheiten auf einer petitio principii beruhen, indem die Kritik den Sprachgebrauch und ähnliches erst als Kriterium für die Ausscheidung der „Quellenschriften“ benutzt und dann aus

eben diesem Sprachgebrauch die Existenz der erst durch ihn konstituierten Quellen beweist.

„So gelangte ich denn in Gießen zum glücklichen Abschluß mit allen den Zweifeln und Schwierigkeiten, die mich bisher am Eintritt in die katholische Kirche verhindert hatten. Zugleich wurde mir auch hier die eigentliche Principienfrage, nämlich die Notwendigkeit einer von Gott eingesetzten unfehlbaren kirchlichen Autorität, in ihrer ganzen Bestimmtheit und Tragweite klar, indem ich hier nicht nur die herrliche Möhlersche Symbolik eifrig studierte, sondern auch solche dogmatische Werke kennen lernte, die in der strengen und scharfen scholastischen Form diese unfehlbare Autorität und ihre Notwendigkeit mit logischer Konsequenz beweisen. Es wurde mir jetzt evident, daß der Sohn Gottes, um die von ihm der Welt verkündigte seligmachende Wahrheit zu erhalten und den Zweck der Offenbarung zu erreichen, notwendig eine infallibel lehrende Kirche einsetzen mußte, teils weil sonst die geoffenbarte Wahrheit nicht vor Fälschung und Entstellung gesichert sein würde, teils weil der Glaube, um übernatürlich und seligmachend zu sein, direkt auf der absolut sicheren Autorität Gottes, der durch seine Kirche zu uns spricht, beruhen muß, nicht aber auf der bloß menschlichen Autorität individueller, eigener oder fremder Bibelauslegung. Ich erkannte es als ein unleugbares, historisches Faktum, daß Christus wirklich eine solche Kirche stiftete, ihren Vorstehern, den Aposteln ganz dieselben Vollmachten übertrug, die ihm der Vater verliehen, allen Menschen bei Verlust der Seligkeit gebot, dieser Kirche und ihrem Lehramt zu gehorchen und dieser seiner Stiftung perennen, unzerstörbaren Bestand und die in alle Wahrheit führende Assistenz des heiligen Geistes für alle Zeiten bis zum Ende der Welt verhieß. Diese selbe von Christo gestiftete Kirche sah ich dann durch alle Jahrhunderte in ununterbrochener Kontinuität dahinschreiten, stets sich selbst gleich bleibend, die einzige Autorität auf Erden, die für sich Unfehlbarkeit beansprucht und da sie auf dem vom Herrn selbst gelegten, allen Angriffen der Hölle trotzenden petrinischen Felsengrund ruht, mit evidenter Berechtigung beanspruchen kann, stets die Menschheit segnend, errettend und heiligend, durch göttliche Wunder bestätigt, immer verfolgt, verleumdet und martyrisiert von der

Welt wie von der tausendgestaltigen Häresie, deren verworrenen Stimmen sie mit ruhiger Entschiedenheit ihr unabänderliches nihil innovetur, nisi quod traditum est entgegenhält. Unbegreiflich wurde mir jetzt, wie man, gegenüber dieser zwingenden logischen Notwendigkeit, die katholische Kirche als die von Gott eingesetzte unfehlbare Autorität anzuerkennen und sich ihr demütig zu unterwerfen, noch einzelne Schwierigkeiten gegen diese oder jene Lehre derselben erheben könne, statt dieselben von vornherein als nur scheinbar zu verwerfen, da die Unmöglichkeit jedes Irrtums der Kirche so evident nachweisbar ist.

„Zugleich und in innerem Zusammenhang mit dieser auf meinen Verstand einwirkenden klareren Einsicht in die Notwendigkeit und die Pflicht vollkommener Unterwerfung unter die einzige rechtmäßige Autorität, wurde mein Wille durch die inneren Einsprechungen der göttlichen Gnade gerührt und angetrieben, den seelengefährlichen Zustand, in dem ich mich befand, zu verlassen und für mein ewiges Heil zu sorgen. Ich bestrebte mich jetzt einer eifrigeren Mitwirkung mit der Gnade durch Gebet und Flehen zum Vater des Lichtes um seine barmherzige Leitung. Statt der kalten, historisch-antiquarischen Sympathien für das kirchliche Altertum erfüllte mein Herz nunmehr demütige, unbedingte Hingebung an die unvergängliche lebende Kirche, die einzige Rettungsarche, inniges Verlangen, durch ihr Priestertum, dem der Herr gesagt hat: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen," von der schweren Last meiner Sünden befreit zu werden, und alsdann in ihrer Gemeinschaft, gestärkt durch ihre Sakramente und Heilsmittel, ein gottwohlgefälliges Leben zu führen. Meine Seele zu retten, meine ewige Bestimmung nicht zu verfehlen, dem Zuge des Vaters zum Sohne und dessen wahrer Kirche zu folgen, — das erschien mir als meine höchste und dringendste Pflicht und nichts für unwürdiger eines unsterblichen Wesens, das eine Ewigkeit zu erwarten hat, als diese Pflicht gegen irgend etwas anderes zurückzusetzen. Aber der entscheidende Schritt war schwer; wohl zitterte ich bei dem Gedanken, daß mich Gott plötzlich vor seinen Richterstuhl rufen könne, während ich außerhalb seiner Kirche stand und selbst der Entschuldigung des unverschuldeten Irrtums entbehrte; wohl wünschte ich oft, ganz armselig, unbekannt

und verlassen zu sein, wenn ich nur dabei der Gemeinschaft der wahren Kirche und der zuverlässigen Sündenvergebung teilhaftig sein könnte; aber doch überlief mich ein kalter Schauer, wenn ich an alle die schmerzlichen Konsequenzen dachte, die meistens Konversionen zu begleiten pflegen. Ich meine damit nicht bloß schmerzliche Dissonanzen nach außen hin, sondern noch mehr jene empfindlichen, der Natur so weh thuenden Berührungen der eigenen Daseinsbedingungen und teuersten Ideenassociationen in ihren feinsten, zartesten Fäden. Indessen wagte ich doch nicht dem Geiste Gottes zu widerstehen, der mich ermahnte, alle menschlichen Rücksichten, alles Zucken und Zurückschaudern der Natur dem Willen Gottes, der erkannten Wahrheit und dem Frieden meiner Seele zum Opfer zu bringen, und nach langer Überlegung, vielen Thränen und innigem Gebet um Licht und Leitung von oben faßte ich gegen Anfang des Jahres 1864 den bestimmten Entschluß, in kürzester Frist zur Kirche zurückzukehren.

„Da ich in Gießen in dem Hause des berühmten Orientalisten Professor Vullers wohnte, so hat man, wie ich höre, diesem Gelehrten in unfreundlicher Absicht eine Beeinflussung meines Schrittes angedichtet. Ich halte es daher für meine Pflicht, hier öffentlich zu erklären, daß ich mit Herrn Vullers vor dem Tage meiner Abreise von Gießen niemals über meinen Entschluß, zur Kirche zurückzukehren, gesprochen habe, daß er sich als entschiedener Katholik, der das Glück, ein Kind der Kirche zu sein, zu schätzen weiß, zwar über meine Konversion von Herzen freute, aber selbst nur indirekt durch das erbauliche Beispiel seiner aufrichtigen Frömmigkeit dazu beigetragen hat.

„Gegen Ostern 1864 erklärte ich öffentlich meinen Entschluß, Katholik zu werden, schob aber alsdann aus Gründen der Pietät dessen Ausführung noch bis zum 5. November 1865 auf, an welchem Tage ich in der Pfarrkirche zu Neustadt, einem katholischen Städtchen Oberhessens, das katholische Glaubensbekenntnis ablegte, die Sünden meines vergangenen Lebens dem Pfarrer Herrn Dempt beichtete und zum erstenmal die heilige Kommunion empfing. Nach so vielen Stürmen war ich jetzt endlich im sicheren Hafen angelangt; Ruhe und Frieden herrschte in meiner Seele und ich dankte Gott für seine übergroße Barmherzigkeit.

Nie habe ich diesen Schritt im mindesten zu bereuen Ursache gehabt; gegen jede einzelne Lehre der Kirche habe ich seitdem nie weder den leisesten Zweifel empfunden, noch auch die Möglichkeit einer solchen Bezweiflung einsehen können; in den Institutionen und dem Geist der Kirche habe ich, je genauer ich sie kennen lernte, um so mehr den Ausdruck der erhabensten Weisheit, Heiligkeit und Vollkommenheit gefunden; und meine vielen Sünden, Schwächen und Unvollkommenheiten, deren ich mich leider noch immer schuldig bekennen muß, kann ich mit gutem Gewissen nur daraus erklären, daß ich den Geist der Kirche nicht genug auf mich einwirken lasse.

„Meine Konversionsgeschichte hat hiermit ihr Ende erreicht und will ich nur noch in wenigen Worten die ferneren Data meines Lebens berichten. In der Absicht, mich dereinst als Welt- oder Ordenspriester, wie es dem anbetungswürdigen Willen gemäß sein werde, dem Dienste Gottes zu widmen, trat ich Ostern 1866 in das Priesterseminar zu Fulda ein. Hier hatte ich die beste Gelegenheit, das innere Leben der Kirche kennen zu lernen und zu beobachten, wie sie den Menschen nie in bequemer Ruhe stehen bleiben läßt, sondern ihn immer vorwärts treibt zu tieferer Erkenntnis seiner selbst und seiner Fehler, zu eifrigerem Streben nach Vollkommenheit und zu immer innigerer Vereinigung mit dem Herzen Jesu. Meine Mitschüler erregten mein Staunen durch ihre zarte Gewissenhaftigkeit, ihre Freiheit selbst von verzeihlich scheinenden Unvollkommenheiten, die stete übernatürliche Richtung aller ihrer Gedanken auf das Endziel der Ehre Gottes und des Heils der Seelen, und ich, der ich wohl einen gewissen Enthusiasmus für das Gute besaß, dem aber ein angestrengtes, unablässiges, mühevolles Ringen nach Heiligung und eine so habituelle Richtung auf das übernatürliche schwer fiel, mußte mir mit Beschämung eingestehen, wie weit ich im geistlichen Leben hinter all diesen jungen Männern zurückstehe. Und was soll ich gar von unseren Lehrern sagen, die uns in allem mit dem heiligsten Beispiele vorangingen und als weise Seelenführer uns auf dem Wege der Nachfolge Christi leiteten. In ihnen lernte ich wahre christliche Charaktere kennen, Männer aus einem Guß, deren Christentum nicht in bloßem Reden, sondern in dem Beweise des Geistes und der Kraft besteht, in deren ganzem

Leben bis in alle Einzelheiten hinein Christus Gestalt gewonnen hat. Ich will hier die verehrten Namen derselben nicht nennen, aus Furcht, den Unwillen ihrer Demut zu erregen. Namentlich erwähnen will ich aber in Ihrem[1]) Interesse hier den Konvertiten Taschner, Lehrer des vorbereitenden Kursus für das Knabenseminar in Maberzell bei Fulda, einst lutherischer, der Löheschen Richtung angehöriger Lehrer in Bayern, den ich einmal zu sprechen die Freude hatte; er ist ein heiligmäßiger Mann, der ein ganz in Gott verborgenes Leben führt und daher vielleicht diese Bemerkungen über ihn gar nicht zu Gesicht bekommt.

„Im Sommer 1867 erhielt ich die ordines minores und das Subdiakonat, im Herbst desselben Jahres das Diakonat und die heilige Priesterweihe; am Grabe des heiligen Bonifacius las ich meine erste heilige Messe. Bald darauf folgte ich einem Ruf als außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Akademie Münster, woselbst ich mich sowohl wegen des meinen Neigungen entsprechenden Wirkungskreises, als wegen der tiefkatholischen Gesinnung des frommen Westfalenvolkes sehr glücklich fühle.

„Dies ist die kurze, mangelhafte und eilig hingeworfene Skizze einer Bekehrungsgeschichte, bei deren Darstellung ich nur mit innigstem Danke an die überreiche göttliche Barmherzigkeit, mit tiefster Beschämung an meine eigene Undankbarkeit und Lauheit denken muß.

Sollten diese Aufzeichnungen dennoch auch nur einer einzigen Seele dazu behilflich sein, sich aus den Labyrinthen des Irrtums in die wahre Kirche Gottes zu retten, so würde ich den Zweck derselben als erfüllt betrachten."

Fügen wir diesen dankenswerten, eben so erbaulichen wie belehrenden Mitteilungen des berühmten Gelehrten, die im Jahre 1871 niedergeschrieben wurden, noch hinzu, daß Bickell im Jahre 1874 an die Universität Innsbruck und von da 1892 an die von Wien als ordentlicher Professor berufen wurde. In Innsbruck verlieh ihm die theologische Fakultät den theologischen Doktortitel hon. causa.

---

[1]) Obiges war ursprünglich in Form einer Zuschrift an den Verfasser niedergeschrieben.

Bickells Schriften sind:

1) De indole ac ratione versionis Alexandrinae in interpretando libro Jobi (Marburg 1862).
2) S. Ephraemi Syri carmina Nisibena, additis prolegomenis et supplemento lexicorum syriacorum (Leipzig 1866).
3) Grundriß der hebräischen Grammatik (Leipzig 1869—70).
4) Gründe für die Unfehlbarkeit des Kirchenoberhauptes (2. A. Münster 1870).
5) Conspectus rei Syrorum literariae, additis notis bibliographicis et excerptis anecdotis (Münster 1871).
6) Messe und Pascha. Der apostolische Ursprung der Meßliturgie und ihr genauer Anschluß an die Einsetzungsfeier der heiligen Eucharistie durch Christum, aus dem Pascharitus nachgewiesen (Mainz 1872).
7) S. Isaaci Antiocheni opera omnia (Gießen 1872—1873. 3 Bde.).
8) Ausgewählte Werke der syrischen Kirchenväter (für die Kemptener Bibliothek der Kirchenväter).
9) Kalilah und Dimnah (Leipzig 1876).
10) Metrices biblicae regulae exemplis illustratae (Innsbruck 1879).
11) Synodi Brixinenses saeculi XV. (Innsbruck 1880).
12) Carmina Veteris Testamenti metrici, notas criticas et dissertationem de re metrica Hebraeorum adjecit (Innsbruck 1882).
13) Dichtungen der Hebräer nach dem Versmaß des Urtextes übersetzt (3 Bändchen. Innsbruck 1882—1883).
14) Der Prediger über den Wert des Daseins (Innsbruck 1884).
15) Das Buch Job nach Anleitung der Strophik und der Septuaginta auf seine ursprüngliche Form zurückgeführt und im Versmaß des Urtextes übersetzt (Wien 1894).

Abhandlungen und Recensionen in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung", der Tübinger „Theolog. Quartalschrift", dem Bonner „Theol. Litteraturblatt", dem „Litterar. Handweiser", in dem „Katholiken", in der Innsbrucker „Zeitschrift für kath. Theologie" und in anderen Blättern.

Sir Charles Hallé,
Musikdirektor.

Karl Hallé wurde 1819 zu Hagen in Westfalen geboren. Sein Vater war Chorrektor daselbst. Zeitig entwickelte sich das musikalische Talent des jungen Hallé und als Knabe schon trat er öffentlich als Pianist auf. 1836 kam er nach Paris und in Verkehr mit den großen Musikern, die sich da zusammenfanden, mit Chopin, Liszt, Cherubini, Berlioz und Stephan Heller. Auf Anraten Mendelssohns ging er 1843 nach England, wo er bald die größte Anerkennung fand. Dennoch zog es ihn zurück nach Paris und er blieb daselbst, bis 1848 ihm die Revolution die französische Hauptstadt verleidete. Wieder ging er nach England und nahm nach kurzem Aufenthalt in London seinen dauernden Wohnsitz in Manchester. Sein Ruhm wuchs stetig. Er hatte viele sehr distinguierte Schüler, so den Herzog von Albany, den Herzog von Clarence, die Prinzessin von Wales.

1857 gründete er ein Orchester zu Manchester. Die ebendaselbst von ihm dirigierten Gentlemans-Konzerte und die Philharmonie-Konzerte zu Liverpool fanden die allgemeinste Teilnahme und übten großen Einfluß auf den musikalischen Geschmack. Oft kam er auch nach London, wo er in den Monday-Popular-Konzerten immer gern gehört wurde. Er reiste viel, schlief zur Winterszeit öfter im Eisenbahnwagen als zu Hause, doch waren es besonders Lancashire und Yorkshire, wo er den größten Einfluß auf die musikalische Bildung des Volkes bis zu den Arbeitern hinab ausübte. Später (1893) gründete und leitete er zu Manchester das Royal College of Music.

Hallé gab viele eigene Kompositionen heraus und edierte die Sonaten von Mozart und Beethoven sowie die „48 Fugen“

von Bach. Auch eine praktische Pianoforte-Schule gab er heraus. Er gehörte verschiedenen gelehrten Gesellschaften an und von der Universität zu Edinburgh erhielt er das Doktordiplom.

1841 hatte er sich mit Desirée Smith, einer Katholikin französischer Nationalität vermählt. Dieselbe zeichnete sich durch werkthätige Liebe zu den Armen und Glaubenseifer aus. Sehnsüchtig wünschte sie seine Rückkehr zur katholischen Kirche, was ihm nicht unbekannt blieb und als sie 1866 zum Sterben kam, versprach er ihr, ihren Wunsch zu erfüllen und katholisch zu werden. Das, so sagte sie ihren Kindern, war „der glücklichste Tag ihres Lebens". Er nahm es ernst und begann den katholischen Katechismus mit der Demut eines Kindes zu lernen. Von P. Galway S. J. wurde er in die katholische Kirche aufgenommen.

Ob ihm dieser Schritt in seinem Ansehen geschadet, wissen wir nicht. Jedenfalls gewann er es in Kürze wieder. War er doch eben so liebenswürdig in seinem Charakter wie ausgezeichnet in seinem Berufe, den er als ein Mittel ansah, zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen zu wirken. Von jeher lag ihm dieses am Herzen und er scheute dafür kein Opfer. Als er lange vor seiner Konversion in Greenhays wohnte, klopfte der Postbote bei ihm an. Derselbe war mit Postsachen also beladen, daß seine Kräfte erschöpft waren und er nicht mehr weiter konnte. Da lud ihn Hallé in seine Wohnung ein, nahm selbst die Posttasche und trug den Inhalt derselben an die Adressaten ab, worauf er den Boten zu seiner Familie zurückbrachte. Rührend war der Erweis der Dankbarkeit eines Lohnkutschers, welcher, als sich im Jahre 1869 das unbegründete Gerücht verbreitete, Hallé sei zum Militärdienst in seinem Geburtslande aus Anlaß des deutsch-französischen Krieges einberufen, sich ihm als Stellvertreter anbot, da er gern für seinen Wohlthäter die Strapazen des Krieges ertragen, ja selbst sein Leben geben wollte.

Lebhaft interessierte er sich für eine Niederlassung Barmherziger Schwestern in Manchester. Kaum waren dieselben da, als religiöse Fanatiker ihnen das Haus anzündeten und sie nötigten, aus der Stadt zu ziehen. Das schmerzte Hallé tief und er betete zu Gott um die Gnade, ihn die Rückkehr der Schwestern erleben zu lassen. Er erlebte sie, blieb stets ein

hilfsbereiter Freund der Schwestern und gestattete selbst seiner Tochter Gabriele, Barmherzige Schwester zu werden. Auch die Kleinen Schwestern der Armen und die Frauen vom Guten Hirten erfuhren die Beweise seiner barmherzigen Liebe. Das letzte von ihm geleitete Konzert war auch einem edlen Zwecke gewidmet: für das Waisenhaus der vaterlosen Kinder von Eisenbahnbeamten. Er war selbst Vicepräsident des Waisenhausvorstandes. 1888 schloß er eine zweite Ehe mit Madame Wilhelmine Normann Neruda, der berühmten Geigenkünstlerin. In demselben Jahre wurde er in den Ritterstand erhoben.

Am 25. Oktober 1895 wurde er nach kurzer Krankheit zu Manchester aus dem irdischen Leben abberufen. Sein Begräbnis fand unter großer Teilnahme der Bevölkerung von Manchester-Salford statt. Der Bischof Bilsborrow von Salford hielt die Leichenrede. Bei dem heiligen Opfer wurde das Mozartsche Requiem von 100 Sängern und 50 Musikern seines Orchesters aufgeführt. Auf dem katholischen Friedhof von Salford fand die Beisetzung statt am 29. Oktober.

Dr. Anton Martius,

ehemal. protestantischer Pfarrer zu Schönberg in Sachsen.

Um das Jahr 1790 geboren, studierte der Obige in Leipzig Theologie, trat aber nach Beendigung seiner Studien in ein preußisches Husarenregiment und machte als Offizier die Feldzüge von 1812—15 mit, in welchen er in den Schlachten bei Dresden, Kulm, Leipzig und Waterloo kämpfte. Nach Beendigung des Krieges begleitete er Alexander v. Humboldt auf dessen wissenschaftlichen Reisen in Deutschland, Frankreich, Rußland und Polen, und wurde von der Universität zu Jena zum Doktor der Philosophie ernannt. 1816 erhielt er die Pfarrei Schönberg, die er bis zum Jahre 1842 verwaltete, in welchem er auf dieselbe verzichtete und sich auf ein kleines ihm angehöriges Landgut (Malkau) zurückzog, wo er vorzugsweise den Naturwissenschaften oblag. Am 28. Januar 1866 trat er in den Schoß der katholischen Kirche

zurück, indem er in der Pfarrkirche zu Körbitz bei Kaaden (Saazer Kreis) das tridentinische Glaubensbekenntnis ablegte. Sein einziger Sohn hatte diesen Schritt schon 1865 gethan, möglich, daß dies auf den Entschluß des damals schon hochbejahrten Mannes von Einfluß gewesen, der wohl bald nach seiner Konversion gestorben ist.

Graf Dominik Bethlen.

Der letzte Sprosse der Bethlen-Gabor von Iktar, einer der bedeutendsten Magnaten Siebenbürgens, war im März 1804 geboren und fühlte schon seit Jahren eine entschiedene Hinneigung zur Kirche, in deren Schoß er denn auch nach Beseitigung vieler Bedenklichkeiten und Hindernisse zurücktrat. Am 10. März 1866 ward er von Msgr. Mislin, Abt zu St. Maria-Deg, feierlich in die Kirche aufgenommen, worauf er von dem päpstlichen Nuntius zu Wien, Msgr. Falcinelli, die heilige Firmung erhielt. Gott schien ihn für diesen glücklichen Schritt des Heils aufgespart zu haben, denn schon wenige Tage später, am 17. März, starb er auf seinem Schlosse zu Hetzendorf bei Wien unvermutet am Schlagfluß. Der Leichnam wurde nach Siebenbürgen zur Bestattung in die gräfliche Familiengruft übergeführt.

Noch am Ende dieſes Jahres, am 27. Dezember 1865 legten die zwei Schweſtern,

Suſanna Maria Freiin v. Leonhardi,
Johanna Maria Karoline Freiin v. Leonhardi,

in der biſchöflichen Kapelle zu Budweis das katholiſche Glaubensbekenntnis ab. Jene war am 17. September 1806, dieſe am 12. Oktober 1817 geboren; beide waren Schweſtern des Philoſophen Hermann Freiherrn v. Leonhardi, Profeſſors in Prag, der am 21. Auguſt 1875 ſtarb.

Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach.

Graf Wilhelm von Württemberg, Sohn des 1830 verstorbenen Herzogs Wilhelm von Württemberg, und Bruder des 1844 verstorbenen als Dichter bekannten Grafen Alexander von Württemberg, General der Infanterie und Gouverneur der ehemaligen Bundesfestung Ulm, war am 6. Juli 1810 geboren und in erster Ehe mit der Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg vermählt, nach deren Tode (1857) er am 16. Februar 1863 die katholische Prinzessin Florestine von Monaco heiratete. Die erste Gemahlin schenkte ihm vier Töchter, die zweite zwei Söhne. Ein positiver Christ, ernst und religiös gesinnt, ließ er gern seine Kinder in der katholischen Religion erziehen, die er am 17. Oktober 1867 selbst annahm. „Inmitten seiner katholischen Familie", lesen wir in einem Berichte über seine Konversion, „traten dem Herzog die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche immer wieder nahe, und forderten ihn zum Nachdenken auf. Den letzten Winter brachte er im Mittelpunkt der katholischen Christenheit, in Rom, zu, und versäumte nicht, dem heiligen Vater wiederholt Beweise von Verehrung und Ergebenheit zu zollen. Schwere Krankheiten, welche diesen Sommer sowohl den Herzog selbst als seine Tochter Eugenie heimsuchten, zeitigten in seiner Seele den Entschluß, sich der katholischen Kirche zuzuwenden." Und in einem im „Schles. Kirchenbl." teilweise abgedruckten Privatbriefe heißt es: „Die Luft weht nicht immer rein in den höheren Regionen, darum ist es wahrhaft tröstlich, in unserer glaubensarmen Zeit einer so tiefen Überzeugung zu begegnen, wie sie sich bei der Herzogin

35*

in dem unermüdlichen Streben offenbart, ihren Gemahl der ewigen Wahrheit zuzuführen. Und der liebe Gott hat sie gesegnet. Denn am 18. Oktober empfing der Herzog, vereint mit einer sterbenden Tochter, seiner Gemahlin und allen seinen Kindern die heilige Kommunion, nachdem er am Tage vorher dem Irrtum abgeschworen und das Glaubensbekenntnis unserer heiligen Kirche abgelegt hatte. Er selbst war (infolge eines Schlaganfalles) nahe am Tode. Und wenn er sich auch jetzt etwas erholt hat, so ist sein Zustand doch noch immer sehr ernst, und das Haus zudem noch in tiefem Kummer wegen des hoffnungslosen Hinsiechens einer vor sechs Monaten noch blühenden jungen Prinzeß von 19 Jahren, die dem lieben Gott ihr Leben aufopferte für die Konversion ihres Vaters. Trotz all diesem Kreuz jedoch war die Familie nicht unglücklich. Die Gnade Gottes war zu sichtbar in diesem Hause und wenn er die beiden Kranken zu sich ruft, so haben sie einen wundervollen Tod! — Fürwahr! ein solcher Glaubensheldenmut einer deutschen Prinzessin verdient in unserer glaubensarmen Zeit ans Licht gezogen zu werden. Und wenn sie selbst auch denken mag: „Sacramentum regis abscondere bonum est," so gilt für uns doch auch das andere Wort: „opera autem Dei revelare honorificum." Ein solches Opfer ist solch eines Sieges wert. Und solch ein Sieg der Gnade wiegt einen ganzen Räuberzug von Gewaltthätigkeit und Verfolgung gegen die Kirche Gottes auf. In der That, das Herz des heiligen Vaters mag durch diesen Triumph der Kirche nicht weniger getröstet sein, als durch den Sieg über Garibaldi. Hat er doch gewiß durch sein Gebet und durch seinen Segen seinen besonderen Anteil an dieser Konversion, da die herzogliche Familie sich den letzten Winter in Rom aufhielt."

In demselben Jahre, in welchem Graf Wilhelm zur katholischen Kirche übertrat, wurde er, der ein ausgezeichneter Soldat war, zum General der Infanterie befördert und unter Beibehaltung der Grafenwürde von Württemberg zum Herzog von Urach ernannt. Noch waren ihm zwei Lebensjahre vergönnt. Abermals vom Schlage gerührt starb er auf seinem Schlosse Lichtenstein am 17. Juli 1869. Die Herzogin, seine Gemahlin, folgte ihm im Tode erst am 24. April 1897 im Alter von 64 Jahren (geb. 22. Oktober 1833).

Herzog Wilhelm von Urach, der sich großer Beliebtheit in allen Kreisen der Bevölkerung Württembergs zu erfreuen hatte, war ein hochgebildeter Mann. Er war ein bedeutender Mathematiker und die Artillerie verdankt ihm Erfindungen für das Geschützwesen. Naturwissenschaft, Kunstgeschichte, Altertumskunde pflegte er eifrig. Er war Mitbegründer und Förderer des württembergischen Altertumsvereins wie des Vereins für vaterländische Naturkunde. Wiederholt präsidierte er den Jahresversammlungen der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Seinen hohen Kunstsinn bethätigte er bei dem Neubau des verfallenen Schlosses Lichtenstein. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen trugen ihm schon 1845 die Ernennung zum Doktor der Philosophie seitens der Universität Tübingen ein. Die von ihm verfaßten Schriften, welche in der „Allg. deutschen Biographie" Bd. 39, S. 344 namhaft gemacht sind, wurden nur „als Manuskript" gedruckt.

Prediger Schimmel

in New-York, aus Deutschland gebürtig, legte zu New-York am 30. Oktober 1867 das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Graf L. v. Holstein-Ledreborg

aus einem der vornehmsten Geschlechter in Dänemark, trat im November 1867 gleichzeitig mit seiner Braut, Fräulein Henriette v. Löwenörn, in die katholische Kirche zurück.

Diese ist die am 11. August 1842 geborene Tochter des Geh. Legationsrates und Kammerherrn Frederik v. Löwenörn und seiner Gemahlin Elisabeth, geb. Bayer. Letztere, welche am 1. März 1849 Witwe wurde, ist als das älteste Mitglied der katholischen Kirche in Dänemark im Alter von beinahe sechsundneunzig Jahren am 31. Dezember 1899 gestorben.

Hermann A. Des Amorie van der Hoeven,

Advokat im Haag.

Sohn eines reformierten Geistlichen von der „Remonstrantenpartei, Professors am Seminar der Remonstranten", ward Hermann van der Hoeven am 22. Juli 1829 zu Amsterdam geboren. Er studierte die Rechte, widmete sich der Advokatur und trat nach einem wechselvollen Leben im Jahre 1867 in die katholische Kirche ein. In einer äußerst interessanten Schrift: „Meine Rückkehr zur Kirche Christi"[1]) hat er diesen seinen Schritt motiviert, und den Gang seiner geistigen Entwicklung niedergelegt. Wir wollen ihn auf demselben begleiten.

Sein Vater war „ein reines und edles Gemüt, ein honnête homme in jenem strengen Sinne dieses Wortes, in welchem Pascal es als den höchsten Ehrentitel bezeichnete. Frömmigkeit, Aufrichtigkeit und Humanität waren die Grundzüge seines Wesens". Ein vortrefflicher Prediger, besaß er eine natürliche Hinneigung zur katholischen Kirche. Die Einheit derselben gegenüber der Vielheit der Sekten, ihr Alter, der Glanz ihres Gottesdienstes zogen ihn mächtig an, und er sehnte sich nach jener „Kirche der Zukunft", in welcher die ganze Christenheit wieder wie ehedem eine Herde unter einem Hirten bilden sollte. Wenn er unter letzterem auch nicht den Nachfolger Petri verstand, sondern das unsichtbare Haupt der Kirche, so hinderte ihn dies doch nicht im Jahre 1848, nach der Flucht des Papstes nach Gaëta, von der Kanzel herab für das „ehrwürdige Kirchenober-

---

[1]) Mijn terugkeer tot de kerk van Christus door H. A. Des Amorie van der Hoeven (Amsterdam 1871).

haupt," das ein verführtes Volk von seinem Sitze vertrieben, zu beten. Ähnlich gesinnt war sein ältester Bruder Abraham, der eine Schrift herausgab: „Aphorismen über die Vorzüge der katholischen Kirche."

Und doch, meint Hermann van der Hoeven, würde man beide falsch beurteilen, wenn man sie nicht für echte Protestanten hielte. „Weder mein Vater," sagt er, „noch mein ältester Bruder sind in das Herz der Frage eingedrungen, obschon des letzteren tiefere Natur ihn vielleicht dazu gebracht haben würde, wenn Gott ihn nicht so frühzeitig zu sich gerufen hätte." Zur Erklärung dieses Umstandes bemerkt er: „Daß die römische Kirche den reinen christlichen Glauben mit allerlei menschlichen Zusätzen vermengt hat; daß sie von der Lehre der Apostel und ältesten Kirchenväter sehr weit abgewichen ist; daß sie besonders in der Praxis viele und auffällige Mißbräuche teils anpreist, teils verstattet; daß ohne bedeutende Zugeständnisse ihrerseits an keine Vereinigung der Christenheit zu denken ist — das sind Punkte, die von fast allen Protestanten in Holland, auch den erleuchtetsten und gelehrtesten, als eben so viele Axiome angenommen sind, die der gesunde Verstand nicht in Zweifel ziehen kann und über welche eine ernstliche Untersuchung völlig überflüssig ist."

Während auch die übrigen Geschwister Hermanns fromm und positiv gläubig waren, fühlte er sich selbst schon früh durch das Christentum, wie es ihm gelehrt wurde, unbefriedigt und von Zweifeln befangen, bis er den Glauben endlich völlig verlor. Das aber blieb auch auf seinen Lebenswandel nicht ohne sehr üble Einwirkung, wie er selbst bekennt: „Mehr und mehr in Sünden versunken, wendete ich mein Herz ab von Gott; ich aß Staub mit der Schlange und erfreute mich an meiner schändlichen Nahrung. Ich verlernte das Gebet, worin ich niemals eifrig gewesen war, ich dachte, sprach und handelte, als gäbe es keinen Gott . . . Ich erinnere mich nicht, daß der Gedanke an den Tod und das künftige Gericht in dieser dunkelsten Zeit meines Lebens — von meinem siebzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre — mich jemals von der Sünde zurückgehalten hätte. Im Gegenteil, sobald ich mich nicht in einem Zustande unnatürlicher Aufregung und Ausgelassenheit befand, der den mir ferner Stehenden als eine Überfülle von Lebenslust erschien,

ward ich von Selbstmordgedanken gequält, die sich zuletzt meiner so sehr bemeisterten, daß nur der Zeitpunkt der Ausführung noch eine offene Frage für mich blieb. Oftmals habe ich auf dem Punkt gestanden, mein abscheuliches Vorhaben zur Ausführung zu bringen, nicht aus Gewissensfurcht, vielmehr aus Leichtsinn, weil das Leben mir langweilig war und ich keinen Ausweg sah, die Schulden zu bezahlen, in welche ich mich gestürzt hatte. Die Furcht vor Gott hat mich nicht abgehalten, auch nicht die Furcht vor dem Tode, den ich mich gewöhnt hatte als eine Vernichtung meiner Persönlichkeit zu betrachten, lediglich die tausendmal verwirkte Gnade des Herrn hat mich gerettet, so oft ich mich in den Abgrund stürzen wollte . . ."

Hermann van der Hoeven hatte sich für das Studium der Rechte bestimmt. Sein ungeregeltes Leben behinderte ihn nicht, demselben mit Erfolg obzuliegen, so daß er seine Prüfungen glänzend bestand und schon im Alter von zwanzig Jahren als Advokat in seiner Vaterstadt auftreten konnte. Er durfte einer glänzenden Zukunft entgegensehen, da der gute Ruf seines Bruders Martin, damals schon Professor der Rechte und zugleich praktischer Jurist, ihm wesentlich zu statten kam. Allein seine Stellung wurde unhaltbar durch die Menge der Schulden, die er gemacht und nicht bezahlen konnte. Da er sich seinem Vater nicht zu offenbaren wagte, beschloß er, nach England zu flüchten und sich dort zunächst durch schriftstellerische Thätigkeit zu erhalten. Allein sein Vorhaben wurde vereitelt, indem einer seiner Freunde es seinem Vater mitteilen zu sollen glaubte. „Dieser Freund und mein Bruder Martin," so berichtet er, „trafen mich noch in Antwerpen, wo ich mich einen Tag länger als ich anfänglich gedachte, aufgehalten hatte; sie baten mich dringendst zurückzukehren, und versprachen im Namen meines Vaters, daß meine Schulden bezahlt und alles vergeben werden sollte." Er reiste also zurück, sein Vater hielt das ihm gegebene Versprechen, erachtete es jedoch für geraten, daß er in neuer Umgebung ein neues Leben beginnen sollte; er schlug ihm zu diesem Behufe vor, nach Java zu gehen, wo ein anderer Bruder, Johann, sich schon drei Jahre vorher niedergelassen hatte. Gern ging Hermann auf diesen Vorschlag ein. Am 25. Februar 1857 reiste er ab.

„Die Seereise von reichlich hundert Tagen hatte einen heilsamen, dauernden Einfluß auf mich, schon infolge des Umstandes, daß ich der einzige Passagier an Bord war. Vorerst ward ich der Herrschaft einiger meiner schlechten Angewöhnungen entzogen, die mich danach nicht wieder in gleichem Maße wie früher bemeisterten. Der Gedanke an Selbstmord verschwand für immer. Die Betrachtung des Meeres und der großartigen Naturscenen erhob meinen Geist einigermaßen über die Niedrigkeit, in die er so lange versunken war. Und hauptsächlich: ich lernte wieder Geschmack finden an religiösen Betrachtungen, und ich entdeckte den Schatz der Heiligen Schrift, die ich seit Jahren auch nicht der geringsten Beachtung für würdig gehalten.

„Als Knabe hatte ich van der Palms Bibel für die Jugend verschlungen, wie ich alle Bücher verschlang, deren ich habhaft werden konnte. In der Bibel selbst sah ich ein ehrwürdiges, aber langweiliges Buch, aus welchem ich durch die täglichen Vorlesungen meines Vaters und in der Kirche mehr als genug anhören mußte. Meine Abneigung gegen das Buch ward immer größer und aus freien Stücken dürfte es mir wohl kaum eingefallen sein, es jemals aufzuschlagen.

„Nun änderte sich das — und ich ward hingerissen von den Schönheiten, die mich früher kalt gelassen hatten. Zum erstenmal wehte mir aus den Blättern der Heiligen Schrift der Atem Gottes entgegen; zum erstenmal empfand ich Bewunderung vor der Gewalt, der Tiefe und grenzenlosen Liebe der Worte des Herrn; zum erstenmal entflossen meinen Augen Thränen beim Lesen der Geschichte von der Ehebrecherin oder des Gleichnisses von dem verlorenen Sohne; zum erstenmal ward ich ein entzückter Zuhörer der Bergpredigt. Ja, gewiß, hier sprach mehr als menschliche Weisheit, hier war der Weg der Wahrheit . . .

„Täglich verzeichnete ich das Resultat meiner Betrachtungen in ein kleines Buch, das mein Schwager Rauwenhoff mir bei meiner Abreise zum Geschenke gemacht und worin er die Worte aus dem ersten Hauptstücke der Bekenntnisse des heiligen Augustin geschrieben hatte: „Tu, Deus, fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.“ Schon dieses Wort traf mich tief. Wurde ich nicht von Unruhe ver-

zehrt, worauf mich schon mein sterbender Bruder Abraham aufmerksam gemacht hatte; war auch nur ein Funke von Zufriedenheit mit mir, mit Gott und der Welt in meiner Seele? Und bei dem Lesen des Neuen Testamentes ward es mir nun klar: Ruhe und Friede waren bei Jesu zu finden. Wer war denn nun dieser Jesus? Ich begann zu glauben, daß er ein außerordentlicher Mensch gewesen war; ich ward jedoch bald zu der Erkenntnis gezwungen, daß er unzweifelhaft eine göttliche Sendung empfangen hatte; daß er mehr als Mensch gewesen sein mußte; daß er, weder Betrüger noch Betrogener, in Wahrheit das war, als was er sich ausgab, Gottes Sohn, eins mit dem Vater; ich endigte meine Aufzeichnungen mit der Erklärung: Christus ist Gott. Ich glaubte . . . aber wie glaubte ich?

„Ach, es war kein lebendiger Glaube, kein Glaube des Herzens, wozu ich durch meine Betrachtungen gekommen war. Er hatte weder die Verdemütigung vor Gott und die Reue über meine Sünden, noch vor allem das Gebet zur Ursache oder zur Folge. Ich beugte mich bewundernd vor des Herrn Größe, aber ich warf mich nicht weinend, um Erbarmen flehend zu seinen Füßen; ich erkannte Gott, aber ich verschmähte den Heiland. Ich hatte richtigere Ansichten bekommen in Bezug auf Jesum und die Heilige Schrift, aber keinen neuen Willen und kein neues Herz. Ich hatte den Namen Christus mit Ehrerbietung auszusprechen gelernt, aber ich fühlte mich nicht bewogen, ein Christ zu sein. Das war gewißlich für mich eine Unmöglichkeit. Wie sollte ich nach solch einem Ideal von Vollkommenheit streben, als nach meinem Begriff ein Christ sein mußte? Wie soll ich es wagen, einen Kampf zu beginnen mit meinen Leidenschaften und Begierden, vor welchem selbst der reiche Jüngling, trotz seines fleckenlosen Lebens, zurückgeschreckt war? Ja, Christus war Gott — aber ich hatte nichts gemein mit diesem Christus.

„So verließ ich das Schiff nicht als Christ, aber doch als ein anderer Mensch. Meine Abneigung gegen das Christentum war der Ehrerbietung gewichen. Ich spottete nicht mehr über das Heilige und mochte den Spott auch bei anderen nicht leiden. Wurde die Heilige Schrift oder die Person des Herrn in meiner Gegenwart auf unwürdige Weise angegriffen, dann fühlte ich

mich gedrungen, gegen den Angreifer aufzutreten. Ich verlernte das Fluchen und bekam einen Abscheu davor, obschon das Gebet mir fremd blieb.

„Meine innere Unruhe verminderte sich nicht, natürlich. Denn der Streit der zwei Menschen erneuerte sich in meinem Innersten, der sündige Mensch führte da nicht länger eine unbestrittene Herrschaft. Wohl war er noch fortdauernd der Herr meines Willens, aber er konnte meinen Verstand nicht mehr wie früher verblenden. Das Gewissen erhob zu Zeiten seine lange erstickte Stimme, und ich erzitterte zuweilen vor dem traurigen verweisenden Blick des guten Meisters, gegen welchen ich mich empörte. Ich folgte dem Schlechten, aber ich erkannte und pries das Bessere. Ich war aus einem Tiere wieder ein Mensch, wenn auch ein sehr verderbter, geworden.

„So dauerte es viele Jahre. Ich fand erst zu Samarang, später zu Batavia eine ausgebreitete Rechtspraxis und nahm meine Sachen mit dem größten Eifer wahr. Ich genoß als Rechtsgelehrter die allgemeine Achtung und hatte zahlreiche Freunde. Einer von diesen, mit welchen ich in Samarang ganz besonders vertrauten Umgang gepflogen habe, schrieb mir 1869: „Vous me dites dans votre lettre que vous n'êtes plus le van der Hoeven d'autrefois et que vous êtes beaucoup changé. J'ai connu autrefois un van der Hoeven bon enfant, bon coeur, généreux, honnête en affaires, sensible etc., et je crois qu'il vous sera difficile d'être meilleur que je vous ai connu.“ Viele meiner früheren Bekannten dürften dieses Urteil, vielleicht mit Weglassung der letzten Worte, unterschreiben; man begreift, daß ich es nicht aus Eitelkeit mitgeteilt habe, sondern um zu zeigen, für was ich in den Augen der Welt galt, und nach der Moral der Welt nicht ganz mit Unrecht. Doch ich wußte wohl, daß jenes Urteil falsch war, und daß mein Leben voll Bosheit sein mußte in den Augen Gottes. Es gab auch Leute, die nicht so günstig über mich dachten, und selbst die Welt nahm Anstoß an meiner Lebensweise, da ich gewisse Grenzen der Schicklichkeit überschritt, die sie nicht überschritten haben will. Sie ist jedoch allzeit nachsichtig und tolerant gegen mich gewesen, bis ich ernstlich daranging, zu versuchen, ein Christ zu werden.

„Meine Arbeit und meine Geschäfte nahmen meine Zeit so

in Anspruch, daß ich fast den letzten Gedanken an Gott abschüttelte. Ich betete niemals, ging niemals in die Kirche und hoffte so mit Gott in einem Verhältnis gegenseitigen Vergessens zu bleiben. Indes beliebte es Gott, im Laufe des Jahres 1858 diesem Zustande ein Ende zu machen. Ich hatte mich gerade einer Verbindlichkeit entledigt, die mir sehr lästig gewesen war. An einem regnerischen Abend saß ich auf meinem Zimmer und wußte nicht, wie ich die Zeit zubringen sollte, bis mir einfiel, daß eine Bücherversteigerung abgehalten wurde. Ich ging hin und kaufte für eine Kleinigkeit „ein Paket Bücher“ — so stand, glaube ich, die Nummer im Katalog verzeichnet. Zu Hause angekommen, sah ich meinen Kauf durch und fand dabei u. a. die zwei ersten Teile der „Conférences de Notre-Dame de Paris“ von Pater Lacordaire. Kaum kannte ich den Namen des berühmten Schriftstellers, dessen Werk ich nun aufschlug. Und sieh', ich las, erst gleichgültig, dann mit Aufmerksamkeit, warmer Teilnahme, endlich mit großer Aufregung. O Gott, du hast mich wieder angefaßt; da gab es keinen Ausweg, der Herr Jesus stand vor mir und fragte: wie lange willst du gegen mich sein? Nicht länger, Herr, nicht länger, habe Erbarmen mit mir! Und mein überladenes Gemüt machte sich Luft in einer Flut von Thränen, herrliche Thränen — o wie arm und unglücklich ist der, welcher die Lust solchen Weinens niemals gekostet. Es giebt keine irdische Freude, die mit diesem himmlischen Schmerz verglichen werden kann . . . Ich weinte, ich betete, und oft nahm ich mein Buch wieder auf, um es eben so oft wieder hinzulegen. Auch den folgenden Tag war mein Herz allein dabei, und ich ruhte nicht, bis ich die beiden Bände ganz durchgelesen hatte, die mir, hiervon war ich überzeugt, Gott selbst zugesendet hatte.

„In Lacordaires schöner Sprache hatte nun zuerst die Stimme der katholischen Wahrheit zu mir gesprochen. Ich wußte nichts vom Katholizismus, als daß er, nach der Ansicht meines Vaters und ältesten Bruders, seine eigentümlichen Lichtseiten habe, die mir in Indien aus Erfahrung klar wurden. Wie wenig ich mich mit Geistlichen und ihrer Wirksamkeit befaßte, so mußte ich doch wahrnehmen, daß der Eifer der römischen Geistlichen in ihrem Wirkungskreise viel feuriger war, als der

der protestantischen. Fast niemals kam ich in die Gefängnisse, die ich meiner Beziehungen wegen oftmals besuchte, ohne daß ich den Pastor oder den Kaplan vorgefunden hätte, selten jedoch oder niemals sah ich da den Dominé.[1]) Eines Abends begegnete ich auf dem langen Wege zwischen Samarang und Salatiga dem Pastor zu Pferde, der mir auf meine Frage mitteilte, daß er sich nach dem letztgenannten Orte begebe, um einem sterbenden Soldaten Beistand zu leisten; für ihn war das etwas Natürliches, etwas, das in der gewohnten Regel war; ich glaube nicht, daß ein Dominé das, außer in seltenen Ausnahmsfällen und als ein Opfer, gethan hätte. Außerdem machte mir der Pastor vielmehr den Eindruck eines Priesters und Machthabers als der Predikant, in welchem ich nur einen gewöhnlichen Menschen erkennen konnte. Ich sage hier nur, was mir — und sehr vielen mit mir, denn ich habe in Indien darüber niemals anders sprechen hören — von selbst vor Augen gekommen war; es liegt mir natürlich fern, die protestantischen Geistlichen, unter welchen sich zweifelsohne vortreffliche und eifrige Männer befinden, tadeln zu wollen. Aber ich erkannte schon damals, ohne sie im mindesten zu suchen, jene Wahrheit, deren Grund ich später bei Lacordaire auseinandergesetzt fand: die katholische Kirche allein besitzt die Fülle der christlichen Liebe, wie sie allein die Fülle des christlichen Glaubens hat.

„Besonderen Wert legte ich nicht auf meinen Befund, und ich hatte niemals daran gedacht, daß die katholische Kirche die allein wahre Kirche Jesu Christi sein sollte. Hatte ich ein einziges Mal aus Neugierde ihrem Gottesdienste beigewohnt, dann war ich mit der Frage hingegangen, wie verständige Menschen in solch fremdartigem Thun einige Befriedigung finden könnten, und ich freute mich, daß die Reformation mit allen diesen Thorheiten gebrochen hätte. Die Heiligenbilder und die Verzierung des Altars, die Blumen und Lichter verletzten mich gewaltig. Mit Einem Wort, alles, was ich da sah und hörte, stieß mich gegen die Brust, und ich sollte wohl herzlich gelacht haben, wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich einstmals an diesem Altar niederknieen würde und meine Stirn benetzen mit Weih-

---

[1]) Protestantischer Pfarrer.

wasser. Hatte ich auch mehrmals das Christentum verteidigt gegen die Angriffe eines Freundes, des Schreibers des oben erwähnten Briefes, der seine Waffen mit Vorliebe aus Voltaires dictionnaire philosophique holte, so begann ich stets mit der Versicherung, daß ich nur für das protestantische Christentum in die Bresche träte, und dem Voltaireschen Spotte freies Spiel gab gegen den katholischen Aberglauben.

„Jetzt, in Lacordaires Conférences, erschien mir der Katholizismus in einem so schönen und erhabenen Lichte, daß ich sofort einsah, früherhin nichts davon begriffen zu haben, und daß in der fremdfarbigen Schale ein kostbarer Kern verborgen liege. Ich fühlte wie durch Eingebung, daß ich, um Christ zu werden, katholisch sein müßte. Niemals hatte ich die Wahrheit in diesem Glanze erstrahlen gesehen, niemals diese Glut in mein Herz dringen gefühlt. Ich begann zu vermuten, daß all das Abstoßende des katholischen Gottesdienstes in dem Maße verschwinden möchte, als ich mit der katholischen Lehre bekannt würde; daß alle die absonderlichen Äußerlichkeiten eine tiefe Bedeutung haben dürften für den, der sie verstünde und kännte. Ich begriff nun, daß die Hauptfrage eine ganz andere wäre, als ich mir bisher vorgestellt hatte; daß ich bei fortgesetzter Untersuchung wahrscheinlich gezwungen sein würde, dieselbe im katholischen Sinne zu beantworten, und daß alles, was mir noch dunkel war, aufgehellt werden würde.

„Pater Lacordaire war, nach meiner jetzigen Ansicht, kein tiefer Denker, und ich glaube nicht, daß das Lesen seiner Conférences viele protestantische Theologen nach Rom zurückführen dürfte. Gegen seine Beweisführung läßt sich mitunter viel einwenden, und es ist ersichtlich, daß er jederzeit ein katholisches, und zwar französisches Publikum vor Augen gehabt hat. Ich möchte seine Schriften den Protestanten an erster Stelle nicht anempfehlen, die mit der katholischen Kirche bekannt werden wollen. Aber das ist gewiß, daß ich ihm die größte Dankbarkeit schulde. Er hat mir den Weg gewiesen, den ich viele Jahre nachher unter anderer Leitung zurückgelegt habe. Für mich ist er der göttliche Bote gewesen, der Verkündiger der großen Wohlthat, die mir später zu teil werden sollte. Er schließt die Vorrede seiner Konferenzen mit dem Wunsche: „Mes paroles arri-

veront au lecteur froides et décolorées; mais quand, au soir de l'automne, les feuilles tombent et gisent par terre, plus d'un regard et plus d'une main les cherchent encore, et, fussent-elles dedaignées de tous, le vent peut les emporter et en préparer une couche à quelque pauvre dont la Providence se souvient au haut du ciel."

„Ich war der Arme, der endlich zur Vorstellung seiner Armut gekommen war. Denn während meine früheren religiösen Betrachtungen nur zu einer höheren Würdigung des Christentums als einer außer mir stehenden Sache geführt und wohl meinen Verstand erleuchtet, aber nicht mein Herz getroffen hatten, fühlte ich mich jetzt durch die Schwere meiner Sünden gedrückt und sah mit Abscheu auf mein verlorenes Leben zurück. Ich sehnte mich nach Versöhnung mit Gott und glaubte in Wahrheit schon jetzt alle Bande lösen zu können, die mich an die Sünde gefesselt hielten. Kein Opfer schien mir zu schwer, keine Buße zu streng. Als ein ganz neuer Mensch mußte ich ein neues Leben anfangen, ein Leben fleckenloser Reinheit und Heiligkeit. Die Kirche bedarf der Heiligen, so las ich bei Lacordaire — wohlan! ich will einer dieser Heiligen sein.

„Unsinniger, der ich vermeinte, es ginge das so gemütlich, aus einem Sklaven des Teufels ein Kind Gottes zu werden, der die Krone der Überwindung ohne Kampf zu erringen wähnte! der ich, bedeckt mit eingefressenen Wunden, mich genesen glaubte, weil ich beim Anblick derselben zusammenschauderte; der ich erwartete, wie durch einen Zauberschlag mein verderbtes Herz erneuert, meine schmutzige Phantasie gereinigt, meinen zur Sünde geneigten Willen umgewandelt zu sehen ... Ich wollte an einem Tage Christ und zwar sogar katholischer Christ und Priester werden. Ich ging zum Pastor van der Grinten, um ihm mein Vorhaben mitzuteilen, doch fand ich ihn nicht zu Hause — und niemals habe ich meinen Besuch wiederholt oder mit diesem Geistlichen ein Wort über mein Vorhaben gesprochen. Du lachst, Leser, und nicht mit Unrecht, aber habe ich nicht gesagt, daß auch dein verdienter Spott mich nicht zurückhalten soll, in diesem Berichte so aufrichtig zu sein als es in meinem Vermögen läge?

Der so plötzlich erwachte Eifer ließ wieder nach, weder der Verkehr mit einem pietistischen Kreise, noch der Briefwechsel mit

seinem wahrhaft frommen Bruder Cornelius[1]) verhinderten es, daß er allgemach wieder in so manche seiner früheren Gewohnheiten zurückfiel. „Daß die Briefe meines Bruders, so oft ich einen empfing, mich jedesmal tief rührten, daß diese und andere Eindrücke mich zeitweise zu neuem Streit erweckten, daß ich nicht plötzlich in meine frühere Gottlosigkeit zurücksank, ist die Wahrheit. Aber wahr ist es auch, daß die guten Eindrücke stets matter und schwächer wurden; daß mein Gebet sein Feuer und seine Aufrichtigkeit verlor, auch wohl ganz vernachlässigt wurde; daß ich allgemach meine Gedanken wieder abzog von der himmlischen Wahrheit und in den Schlamm zurückfiel, aus welchem ich mich bis zur Hälfte herausgearbeitet hatte."

Hierzu trug auch der Umstand bei, daß er im Jahre 1860 die Redaktion eines politischen Blattes, „Bataviaasch Handelsblad", übernommen hatte, wodurch seine noch übrige Zeit und all sein Denken in Anspruch genommen ward. „Ich war," sagt er, „unzweifelhaft ein „„Vorleuchter der öffentlichen Meinung"" geworden, und das viel größere Bedürfnis meiner Seele nach Erleuchtung mußte unbefriedigt bleiben." Indes legte er schon im folgenden Jahre die Redaktion sowie seine Advokatur nieder und kehrte nach Europa zurück. In Deutschland, wo er sich längere Zeit aufhielt, verlobte er sich mit einer jungen Dame aus strengkatholischer Familie, und heiratete sie im Januar 1864, nachdem er alle religiösen Bedenklichkeiten derselben durch das Versprechen der katholischen Kindererziehung beseitigt hatte. Bald darauf ging er mit seiner Frau wieder nach Batavia, woselbst er sowohl seine Rechtspraxis als seine publizistische Thätigkeit wieder aufnahm. „Ich war," sagt er, „jeder Zeit mit Arbeit überhäuft und suchte fast keine Erholung außer die ich in einem ruhigen und angenehmen häuslichen Leben fand. Der gedeihliche Gang meiner Geschäfte und unsere einfache Lebensweise gaben uns das Vertrauen, daß wir nach einigen Jahren nach Europa, wo das Herz meiner Frau doch zum Teil geblieben war, würden zurückkehren können. Im Jahre 1866

---

[1]) Derselbe starb im noch jugendlichen Alter zu Cannes im Februar 1860, nach den mitgeteilten Briefen zu urteilen, ein frommes, edles Gemüt, voll von Liebe und Gottvertrauen.

krönte die Geburt einer Tochter unser häusliches Glück. Was fehlte mir noch? Nichts nach dem Urteil der Welt, alles nach der Ansicht Gottes."

„Gewiß," fährt er fort, „war seit meiner Verheiratung meine Lebensweise eine bessere geworden. Die Verführungen, denen ich früher am meisten unterworfen war, hatten nun scheinbar ihre Macht verloren; auch anderer groben Fehltritte machte ich mich selten schuldig. Aufrichtige Neigung zu meiner Frau machte mich zu einem ziemlich guten Ehegenossen — soweit sich dies mit der Verwahrlosung des priesterlichen Charakters des christlichen Hausvaters verträgt. Wohl hinderte ich sie nicht, ihre kirchlichen Pflichten zu erfüllen, ja, ich begleitete sie sogar bisweilen in die Kirche, aber ich gab ihr doch ein Beispiel von Gleichgültigkeit und Undankbarkeit gegen Gott, das auf die Dauer auf ihr sanftes und mildes, einer kräftigen Stütze bedürftiges Gemüt einen nachteiligen Einfluß ausüben mußte. — Und diese Stütze konnte sie an mir nicht finden, ich selbst ermangelte ihrer . . ."

Doch der Wendepunkt seines Lebens nahte heran. „Ich war jetzt," so erzählt er, „was man im gewöhnlichen Leben einen „braven Mann" heißt; ich gab keinen Anstoß, beging keine besondere Sünde und that so viel Gutes, als von meiner natürlichen Gutherzigkeit erwartet werden konnte. Aber im September 1866 ließ Gott es zu, daß ich eine unrechte Handlung beging, deren ich mich nicht fähig gehalten hatte. Sie hatte Folgen, deren Entdeckung mir Verdruß, ja Schande bereiten mußte. Und die Entdeckung schien unvermeidlich. In meiner Angst nahm ich, wie getrieben durch einen unwiderstehlichen Drang, meine Zuflucht zum Gebet. Ich bat Gott um Hilfe und gelobte eine ansehnliche Summe an die Armen zu zahlen, wenn er mir helfen wollte. Gewiß entbehrte mein Gebet des rechten Grundes, es war die Frucht der Furcht und nicht der Liebe, und zwar nicht der Furcht vor dem Urteile Gottes, sondern vor einer zeitlichen Strafe meiner Sünde. Der Kontrakt, den ich Gott anbot, dürfte vielen fast als eine Gotteslästerung erscheinen, um so mehr, da ich seine Gnade so lange zurückwies. Allein mein Gebet war aufrichtig und inbrünstig, und was ihm auch ermangeln mochte, es gefiel Gott, es aufzunehmen: die ge-

fürchtete Entdeckung fand nicht statt. Ich erfüllte mein Gelübde, aber Gott that nach seiner Gewohnheit unendlich mehr denn dies. In jedem Menschen wiederholt sich die Geschichte der Menschheit; jeder von uns verliert durch eigene Schuld das Paradies, um, sofern er will, den Himmel zu gewinnen. Nicht bloß Adams Sünde ist durch Gottes Barmherzigkeit die felix culpa geworden, über welche die Kirche ihr Loblied singt, auch die eigene Sünde eines jeden seiner Nachkommen, wird, damit er sich bekehre und nicht mehr sündige, eine „glückselige Schuld". Die Sünde mit ihrer Reue ist es, die den Menschen zum Christen macht . . ."

Die gute Frucht, die Gott aus seinem Vergehen entstehen ließ, war an erster Stelle ein volles Vertrauen in die Kraft des Gebetes, woran sich von selbst das Verlangen knüpfte, die christliche Lehre in ihrer Wahrheit kennen zu lernen. Zu diesem Behufe ging er mit größtem Eifer daran, die ganze Heilige Schrift, von der Genesis an bis zum letzten Verse der Offenbarung, zu lesen. Während dieser Zeit enthielt er sich sorgfältig, irgend ein Buch zu lesen, welches ihn etwa hätte beeinflussen können. „Ich wollte," sagte er, „meinen ersten Eindruck ausschließlich aus der Heiligen Schrift empfangen, die mich schon früher zu der Erkenntnis der Gottheit Christi geführt hatte, und auch nun genügte, um meine Überzeugung von den Grundwahrheiten des Christentums über allen Zweifel zu erheben . . . Aus dieser Lektüre ging ich als fester Christ hervor, und außerdem mit der doppelten Überzeugung, daß die Reformatoren einige der vornehmsten Lehrstücke willkürlich verworfen hatten, und daß die meisten Beschwerden, die gegen den Katholizismus erhoben werden, ebensosehr gegen das Christentum gerichtet sind."

Sehr interessant sind die Bemerkungen van der Hoevens über die Art und Weise, wie er bei seinem Forschen nach der Wahrheit zu Werke ging. „Hierbei muß ich," sagt er, „ein in meinen Augen außerordentlich wichtiges Princip bei dem Studium der Wahrheit in den Vordergrund stellen, ohne dessen Festhaltung ich wohl niemals zu einem festen Entschlusse dürfte gekommen sein, nämlich: daß man sich durch untergeordnete Punkte nicht von der Hauptsache entfernen lassen darf. In mir war dieses Princip durch meine Rechtspraxis fest eingewurzelt.

Es giebt beinahe keine Sache, die sich nicht, in gewissem Sinne ohne Unrecht, von zwei Seiten beurteilen ließe. Selten ist das gute Recht der einen Partei so deutlich und vollkommen bewiesen, daß sich nicht zum Vorteile der Gegenpartei Einwendungen dagegen machen und Argumente von einigem Gewichte dagegen anführen ließe. Wenn ein Uneingeweihter zwei tüchtige Advokaten gegeneinander plädieren hört, dann geht es ihm wie einst Heinrich IV., der im gleichen Falle ausrief: „Sie haben, wahrhaftig, alle beide recht.“ Aber die Advokaten selbst, oder doch ihre unparteiischen Amtsgenossen und die Richter wissen in der Regel ganz gut, wer von ihnen die gute Sache verteidigt und welcher das Recht zu verkehren trachtet. Denn sie durchschauen die cardo quaestionis, den entscheidenden Punkt der streitigen Sache, und daran halten sie auch fest, so daß alle die davon abweichenden Beweisführungen, wie scharfsinnig ausgedacht und annehmbar sie erscheinen, ohne Einfluß auf ihr Urteil bleiben. Wäre es anders, dann würde der Ausspruch des Richters nur durch Zufall ein Rechtsspruch sein.“

Die Hauptsache nun in dem Kampfe zwischen Christentum und Unglauben war für ihn die: „ob Christus in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen?“ Eine verneinende Antwort auf diese Frage, meint er, beraube das Christentum seines Charakters, ja entziehe ihm sogar den Grund seiner Existenz. „War Christus wirklich nur der Verkündiger einer erhabenen Sittenlehre, ein außergewöhnlich reiner und edler Mensch, der uns das Schöne und Gute in seiner höchsten Auffassung verkündigt und ein herrliches Vorbild zur Nachfolge gelassen hat, aber die Macht nicht besaß, um uns von der Herrschaft und der Strafe der Sünde zu erlösen, dann ist es Götzendienst, ihn zum Mittelpunkt unserer Gottesverehrung zu machen, dann ist der christliche Glaube von Anfang bis zu Ende eine Lüge, die die Menschheit erniedrigen und von der wahren Erkenntnis Gottes abführen muß . . . Ist aber der Sohn Mariens in Wahrheit der Erlöser der Welt, ist er nicht bloß gekommen, um die Sünder zur Bekehrung aufzurufen, sondern vor allem sie selig zu machen, dann muß er auch zugleich der Sohn Gottes gewesen sein. Denn das erste kann jeder, das andere nur der allein, welcher „in allem Gott gleich ist“. Die Worte: „euere

Sünden sind euch vergeben“, die Christus an einige reuige Sünder richtete, wären eine abscheuliche Gotteslästerung in dem Munde eines Menschen, der sie, wie Christus that, aus eigenem Kopfe sprach. Oder ist ein größerer Wahnsinn denkbar, als daß ein Mensch aus eigener Vollmacht sich auf den Richterstuhl Gottes setzt? Und kann man sich einen höheren Ausdruck der göttlichen Allmacht vorstellen, als welcher in den Worten Christi an seine Apostel liegt: „Empfanget den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten?“

„Erst dann auch wird das Christentum für uns eine Sache von der allerhöchsten Bedeutung. Denn was geht es mich an, ob da ein vortrefflicher Mensch, Namens Jesus, gelebt hat? Was geht es mich an, ob Gott selbst unter diesem Namen auf Erden erschienen ist, wenn sein Erscheinen keinen anderen Zweck gehabt hat, als die vollkommene Vorstellung einer morale en action, deren Lehren ich in meinem eigenen Gewissen finden kann? Ich weiß wohl, daß es edel ist, Böses mit Gutem zu vergelten, doch kann ich es von Epiktet lernen oder von Sokrates. Kommt dieser Gott, um durch die Zurschaustellung seiner unerreichbaren Heiligkeit gegenüber meinem Elende mich zur Verzweiflung zu bringen? Nein — er kommt, um mein Elend auf sich zu nehmen und mich zum Teilhaber seiner Heiligkeit zu machen. Er kommt, um, selbst sündenlos, die Last meiner Sünde zu tragen und mich durch sein Leiden von der Strafe derselben zu befreien. Er kommt, mich aus einem Sklaven des Teufels zu einem Kinde Gottes zu machen, wenn ich es nur werden will. Er kommt, um mich durch seine unaussprechliche Liebe zur Gegenliebe, das ist zur Seligkeit, zu zwingen. Denn es giebt keine andere Seligkeit als die Liebe Gottes; wer diese hat, ist selig.

„Ist der Fluch der Sünde, unter welchen der natürliche Mensch gebeugt einhergeht, ist die Befreiung von diesem Fluche für den Christen ein Traum oder eine Wirklichkeit? Das ist die alles entscheidende Frage, deren Beantwortung das Christentum für jeden von uns entweder zu einem unauflösbaren Rätsel oder zur sichersten Wahrheit machen muß.

„Ein Traum — der Fluch der Sünde! Fraget die Ge-

schichte, die Jahrbücher des Blutvergießens und das endlose Verzeichnis der Kriege, und versuchet dann die Menschheit von unheilbarem Wahnsinn freizusprechen ohne die Zulassung des Fluches! Fraget die Überlieferung aller Völker und höret aus jedem Winkel der Erde dieselbe Antwort zu euch gelangen: die Schuld des Menschen hat ihn aus dem Paradiese vertrieben, das er einst besessen hat. Fraget vor allem euer eigenes Herz. Und wann dieses euch, und das ist der Fall, erfüllt erscheint von bösen Neigungen, Neid, Bösartigkeit, Habsucht, Falschheit, Eitelkeit, schlechten Lüsten, von einem so erschrecklichen Egoismus, daß ihr den geringsten Nachteil für euch selbst mehr fürchtet als den schwersten Schaden für den Nebenmenschen, und von einer Unruhe und Unzufriedenheit, die euch niemals in der Gegenwart, sondern stets in der Zukunft und zwar stets fruchtlos Befriedigung erhoffen läßt, dann erkennet, daß Gott in dem Menschen das elendeste seiner irdischen Geschöpfe würde geschaffen haben, wenn er ihn also geschaffen. Denn ihr seid keine unglückselige Ausnahme, jeder natürliche Mensch ist so wie ihr. Die Neigung zum Bösen liegt in jedem von uns, seitdem das erste Menschenpaar sich freiwillig der Sünde unterworfen hat, nur beherrscht sie uns nicht alle in gleichem Maße . . .

„Es ist jedoch nicht möglich, daß Gott den Menschen so schuf, man müßte dann mit einigen Wahnsinnigen einen bösen Geist als Schöpfer annehmen. In dem Falle wären wir natürlich zum ewigen Verderben verurteilt. Aber wir wissen, daß es anders ist, und daß wir keine Kinder des Teufels sind, selbst wenn wir seine Sklaven wären. Er lockt uns allzeit und verlockt uns oftmals, aber niemand glaubt, durch ihn auf den Weg seiner wahren Bestimmung geführt zu werden. Wenn wir ihm folgen, dann handeln wir mit bewußter Verletzung unseres eigenen Wesens, oder wir vermeinen in dem bösen Geist der Finsternis einen Engel des Lichts zu sehen. Nicht beim Teufel suchen wir unseren Ursprung, sondern bei einem guten und liebreichen Gott, dessen Ruhm das Weltall verkündigt. Und dieser Schöpfer sollte die Neigung zum Bösesthun in unser Herz legen? Nein, die herrschende Neigung kann keinen anderen Grund haben als unsere mißbrauchte Freiheit. Sie lag nicht im Menschen, als er als ein von Natur gutes Wesen aus Gottes

Händen hervorging. Sie war die Frucht seiner völlig freien Wahl, die Gott ihm gelassen hatte als schönstes Vorrecht seiner Vernunft, und die er, durch den bösen Geist verleitet, zu seinem Verderben anwendete. Sie war die notwendige Folge des ersten und verderblichsten Ungehorsams, wodurch die Menschheit in ihrem Stammvater gegen Gott in Aufstand gekommen ist. Erst durch und seit dieser That trägt sie des Teufels Livree, das Tierfell geworfen über ihre ursprüngliche Schönheit.

„Und seit dieser That hat sich das Paradies für den schuldigen Menschen in ein Jammerthal verwandelt, worin er einen harten und unaufhörlichen Kampf gegen unzählige Nöte und Qualen kämpfen muß; wo er sein Elend keinen Augenblick vergessen kann, ohne den Unterschied selbst zu vergessen, der ihn über das Tier erhebt; wo sein tiefstes Denken das tiefste Leiden, und sein feinstes Empfinden auch sein schmerzlichstes geworden ist; wo er mühseliges Dasein endlich vertauschen muß mit einem gefürchteten Tod — um entweder Vernichtung zu finden oder mit einem schwer beladenen Gewissen vor dem allerheiligsten Richter zu erscheinen, der ihm auf Erden wohl gezeigt hat, wie er strafen, nicht aber, wie er sich erbarmen kann — der Fluch der Sünde ist kein Traum!“

War ihm dies klar geworden aus der Heiligen Schrift, so gab sie ihm auch die Gewißheit, daß die Erlösung von diesem Fluche für den Christen kein Traum sei. „Es war mir nun gegangen,“ sagt er, „wie mein Bruder Cornelius mir geschrieben hatte. Weil ich mit demütigem und wahrheitssuchendem Herzen einen Blick geworfen hatte in die Tiefe meines Elendes und einen Blick in die Tiefe der Erbarmung Gottes, war ich ein gläubiger Christ geworden; all mein Schwanken war weggefegt durch die unwiderstehliche Kraft des „Wortes des ewigen Lebens“. Doch ich gebe zu, daß diese Kraft erst unwiderstehlich wurde durch Gottes Gnade, daß sie nicht durch Beweisführung aufgedrungen oder gar als eine Behauptung der Wissenschaft bewiesen werden kann. Für den Christen ist es unmöglich, das Licht nicht zu sehen, vor dem das Auge des Ungläubigen geschlossen bleibt . . .“

Aber das eingehende Studium der Heiligen Schrift hatte noch andere Resultate für ihn zur Folge. Es entging ihm nicht,

daß der Protestantismus mit derselben höchst willkürlich umgegangen war, daß die Reformatoren die für ihre Zwecke nicht passenden Stellen „als nutzlosen Ballast über Bord geworfen, und selbst die bestimmtesten Aussprüche Christi, insofern sie zu gunsten der katholischen Kirche und ihrer Institutionen sprachen, verdreht und entstellt hatten". Wir können ihm in seiner Beweisführung, so interessant sie auch ist, nicht folgen, auch ist es ja zur Genüge bekannt, wie man protestantischerseits mit der Bibel umgeht, wie jeder einzelne darin findet, was er sucht und braucht, und wie sie schließlich zum großen Teile nur noch als Vorwand dient, um das noch gläubige Volk zu täuschen und im Hasse gegen seine katholischen Mitchristen zu erhalten.

Er fährt fort: „Ich habe hier, soweit ich mich erinnern kann, die Beschwerden angegeben, die das Lesen der Heiligen Schrift gegen den Protestantismus bei mir hervorgerufen hat. Es sollte mir keine Mühe kosten, die Zahl dieser Beschwerden jetzt zu vermehren, doch habe ich mir zur Aufgabe gestellt, eine aufrichtige Erzählung, nicht eine dogmatische Darstellung zu schreiben. Wie sie waren, erschienen mir die Beschwerden wichtig genug, um die Überzeugung zu befestigen, daß die Lehre der Heiligen Schrift bei den Protestanten verstümmelt worden ist, daß sie sie nur teilweise behalten haben. Mit einer solchen Erhebung der menschlichen Willkür über das Wort Gottes konnte ich nicht übereinstimmen, und ich beschloß, unter erneutem Gebet den Blick zu wenden auf die katholische Kirche — ob die ganze Wahrheit bei ihr sollte zu finden sein.

„Furcht und Hoffnung teilten mein Gemüt. Ich war besorgt, daß der Katholizismus mir würde zu viel aufdringen wollen, während der Protestantismus mir zu viel vorenthalten hat; daß ich dem Unglauben nur entgehen würde, um in Aberglauben zu verfallen; daß mir statt eines verstümmelten Christus ein aufgeputzter zur Anbetung würde dargeboten werden; daß der wahre Christus, den ich suchte, nirgends in der christlichen Kirche werde zu finden sein . . .

„Doch auf der anderen Seite fand ich Ermutigung in dem Gedanken, daß gerade die Punkte, in denen die protestantische Abweichung von der Lehre der Heiligen Schrift unbestreitbar erschien, das Fundament der Beschuldigung bildeten, die ich

jederzeit gegen die katholische Kirche hatte erheben sehen. Allzeit hatte ich gelernt, die Beichte und priesterliche Absolution als eine Quelle ärgerlicher Mißbräuche zu verabscheuen; die geistliche Suprematie des Papstes als eine ungereimte Anmaßung zu verwerfen; das heilige Meßopfer als eine Abgötterei, und die wirkliche Gegenwart des Leibes des Herrn in dem Brot und Wein des Abendmahls als eine niedrige und verkehrte Auffassung zu betrachten; das unfehlbare Lehramt des heiligen Geistes auf die erste Zeit der christlichen Kirche zu beschränken. Als die Hauptbeschwerden gegen die römische Lehre, wegen welcher jeder Vergleich undenkbar, jede Annäherung unmöglich war, hatte ich gerade die stets anführen hören, die mit meinen Beschwerden gegen den Protestantismus auf gleicher Linie standen. Es war das nicht hinreichend, um anzunehmen, daß die katholische Kirche in denselben Punkten freigeblieben war von Schwankungen; sie konnte unrecht haben durch Übertreibung auf der anderen Seite . . .

„Meine Untersuchung konnte meine frühere Gesinnung gegen den Katholizismus nur mehr verbessern. Ich hatte ihn beschreiben hören — und auf mich selbst hat er mehrmals diesen Eindruck gemacht — als mit Formen und Äußerlichkeiten überladen, wodurch der freie Gehorsam des Christenherzens an vielerlei drückende Vorschriften gebunden und gewissen Ceremonien eine geheimnisvolle Kraft zuerkannt werde. Über den ersten Vorwurf werde ich hernach Rechenschaft geben, von dem letzteren jedoch sah ich schon jetzt deutlich, daß er, sollte er wahr sein, das Christentum selbst und seinen Stifter treffen mußte. Denn was ist wohl die Tauffeierlichkeit selbst, dem Anschein nach, anders als eine Ceremonie: das Werfen von etwas wenigem Wasser unter dem Aussprechen bestimmter Worte auf den Körper des Täuflings? Und doch hat Christus, so kräftig als möglich, von dieser Ceremonie den Entscheid über das ewige Los des Menschen abhängig erklärt: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden; wer nicht aus dem Wasser und dem heiligen Geist wiedergeboren ist, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen.“ Und sein letzter Befehl an seine Jünger lautete: „Gehet denn hin, unterweiset alle Völker, taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie alles halten,

was ich euch geboten habe." Es ist sonnenklar, daß überall die Ceremonie der Wassertaufe als eine der zwei Haupterfordernisse zur Seligkeit aufgestellt ist. Sicherlich stehen wir hier einem göttlichen Geheimnis gegenüber, das uns auf Erden nicht vollkommen klar werden wird, doch die Notwendigkeit der äußerlichen Taufe kann nur von denen geleugnet werden, welche Christus als den unfehlbaren Lehrer der Wahrheit und die Heilige Schrift als sein unfehlbares Wort verwerfen. Somit ist der einer solchen Verwerfung abgeneigte Protestant nicht berechtigt, das Princip zu verurteilen, wodurch die katholische Kirche gewisse äußerliche Handlungen zu einer innerlichen Gnadenwirkung für unerläßlich erklärt, und bleibt lediglich die Frage, inwiefern sie in jedem gegebenen Falle hierzu berechtigt gewesen. Die Verwerfung en bloc muß für den Protestanten durch eine gründliche Untersuchung en detail ersetzt werden, deren der Katholik durch sein Vertrauen in die Unfehlbarkeit der Kirche nicht bedarf.

„Ja, es kann nicht geleugnet werden, daß die Bibel in diesem Sinne von Katholizismus durchzogen ist. Wenn wir uns schon auf das Neue Testament beschränken und die Beispiele, die darin vorkommen, dann muß es den Protestanten doch stutzig machen, wenn er erwägt: wie der Apostel Jakobus vorschreibt, die Kranken mit Öl zu salben im Namen des Herrn; wie die Erteilung des heiligen Geistes durch oder mit Auflegung der Hände geschieht; wie der Herr es bisweilen für gut befunden hat, seinen Wundern äußerliche Handlungen vorausgehen zu lassen, während das einzelne Machtwort, das er ein andermal gebrauchte, uns so viel würdiger erscheint; wie die Weisen aus dem Osten durch einen mit ihnen ziehenden Stern zu dem Jesuskinde mußten geleitet werden, wo wir die Stimme eines inneren Dranges für genügend würden erachtet haben; wie die Kranken auf die Straßen getragen wurden, damit der Schatten des Petrus sie genesen mache; wie andere Kranke genesen und böse Geister ausgetrieben werden durch Auflegung von Tüchern, die der heilige Paulus getragen hatte. Für das alles war, so dachte ich, kein Platz im Protestantismus, aber dann gab es auch für den Protestantismus keinen Platz im biblischen Christentum."

Van der Hoeven legte seine damaligen Ansichten in einigen Artikeln nieder, die in dem von ihm redigierten Blatte abgedruckt wurden. Sie sind noch von unrichtigen und unklaren Anschauungen durchzogen, zeigen aber, daß er in Wirklichkeit schon außerhalb des Protestantismus stand. Zu weiterer Untersuchung, denn stehen bleiben konnte er nicht, bedurfte er Bücher, und um diese zu erhalten, wandte er sich an einen katholischen Geistlichen in Batavia. „Ich erinnere mich nicht," schreibt er, „ob ich schon gleich dem Pastor Claessens meinen Gemütszustand eröffnete, oder ob dies später geschah, so viel ist gewiß, daß er sich eigener Einwirkung auf das Gähren der Wahrheit in meinem Geiste sowohl damals als später enthalten hat. Sein Beistand hat bis zu dem Augenblicke meiner Rückkehr in die Kirche in nichts anderem bestanden, als im Leihen aller der Bücher, die ich lesen wollte, im Gewähren der Erklärungen, um die ich ihn ersuchte, und im Beantworten der Fragen, die ich ihm vorlegte, sowie endlich in dem ernstlichen Abraten von Übereilung beim Fassen eines endgültigen Beschlusses. Ich war verwundert, gerade das Gegenteil der Proselytenmacherei bei ihm zu finden, die ich sonst oftmals an den römischen Priestern hatte tadeln hören, ja, ich fühlte mich beinahe geneigt, diesen Priester einer gewissen Gleichgültigkeit zu beschuldigen . . . Sofort zogen in Pastor Claessens Bibliothek Bossuets Schriften meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich las die „Geschichte der Veränderungen des Protestantismus", die „Auseinandersetzung der katholischen Glaubenslehre", die „Predigt über die Einheit der Kirche" und viele andere Schriften dieses ausgezeichneten Verkündigers der katholischen Wahrheit. Das Hauptergebnis von dem, was er mich gelehrt hat, ist: daß der Protestantismus, aus Verkennung und Verwerfung des Bestehenden entstanden, in seinem Versuche zum Wiederaufbau einer dauerhaften christlichen Glaubenslehre kläglich gescheitert ist; und daß die katholische Kirche die Kirche ist, welcher Christus versprochen hat, bei ihr zu sein „alle Tage bis zum Ende der Welt", also die Kirche Christi.

„Wo die Thatsachen Zeugnis ablegen," fährt er fort, „sind Worte überflüssig. Ob man die Geschichte der sogenannten Reformation nachschlage, ob man jetzt den Blick um sich werfe — jedesmal und überall sieht man, daß der Protestantismus keine

andere Einheit hat als seinen Haß gegen Rom. Weder der allein rechtfertigende Glaube, noch der unfreie Wille des Menschen und seine Vorherbestimmung zur ewigen Seligkeit oder zum ewigen Verderben, noch die Auffassung der Sakramente im lutherischen, calvinistischen oder zwinglianischen Sinne hat einen bleibenden Vereinigungspunkt der protestantischen Sekten ausmachen können ... Welche der verschiedenen lutherischen oder reformierten Bekenntnisse oder anderer Schriften muß für den reinen Ausdruck der protestantisch-christlichen Glaubenslehre gehalten werden? Natürlich giebt jede Sekte eine andere Antwort. Als ich dies einst meinem Bruder Martinus vorstellte, ward ich von ihm auf die erste Ausgabe der loci theologici Melanchthons verwiesen; denn, fügte er hinzu, in den späteren Ausgaben habe Melanchthon selbst sein System verdorben. Ist es möglich, eine schärfere Kritik des Protestantismus zu liefern, als die Worte meines Bruders enthalten? Eine Dogmatik, die sich kaum einige Jahre unverfälscht erhalten hat, soll die wahre Dogmatik des Christentums sein! Man kann einwenden, daß die späteren Abweichungen Melanchthons seiner ersten Darstellung die Richtigkeit nicht entzogen hätten, aber fast jeder denkende Protestant ist ein Luther oder Melanchthon in der Unsicherheit seiner religiösen Überzeugung, und vielleicht sind keine zwei protestantischen Theologen zu finden, die in betreff der Hauptpunkte des Glaubens derselben Meinung sind. Der berühmte Spruch: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe“ hat allein für den Katholiken eine wirkliche Bedeutung, denn die Kirche lehrt ihm sehr bestimmt, wo die Grenze zwischen dem Notwendigen und Zweifelhaften gelegen ist. Dagegen ist für den Protestanten nichts zweifelhafter als die Entscheidung der Frage, was notwendig ist. Bisweilen sieht er sich, um einen Schein von Einheit zu erhalten, gezwungen, den Punkt, wo das Notwendige anfängt, weiter hinauszuschieben; bisweilen muß er ein neues Lehrstück preisgeben, woran er selbst oder sein Vorgänger ein diesen Streitpunkt beendigendes Gewicht geheftet hatten; zuweilen wird der Unterschied, der den Glauben vom Unglauben trennt, kleiner und nebelhafter u. s. w. Und gegenüber diesem niemals zufrieden gestellten Andrange ist der Protestant verpflichtet, zwischen

einem von beiden zu wählen: entweder einer Unduldsamkeit, die viel stärker ist als diejenige, welche er an der katholischen Kirche tadelt, und einem Ausschließungssystem, wodurch das „außer der Kirche kein Heil“ auf einen sehr kleinen Kreis von Gleichgesinnten seine Anwendung findet; oder einer unbegrenzten Nachgiebigkeit, wodurch die christliche Kirche allen geöffnet wird, die Christus die Ehre anthun wollen, sich nach ihm zu benennen, wie auch immer sie über ihn und seine Lehre denken mögen. Über die Pforte dieser Kirche muß dann das Reformationswort geschrieben werden: Einheit in den Namen, Freiheit im Wesen, in allem aber Gleichgültigkeit.

„Mein Vater suchte das letzte Bollwerk der christlichen Einheit in der Erkenntnis, daß Christus ist der Sohn Gottes, ohne in betreff der Frage, wie dies anerkannte Verhältnis zwischen Gott und Christo aufgefaßt werden müsse, Übereinstimmung zu fordern. Man sollte meinen, daß die Toleranz unmöglich weiter gehen könne. Nun wohl, schon bei seinen Lebzeiten ward ihm das Recht streitig gemacht, hier die Grenze zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Christen und Nichtchristen zu ziehen. Und jetzt, sechzehn Jahre nach seinem Ableben, würde die Annahme dieser Grenze die große Mehrheit der sogenannten gebildeten Protestanten in unserem Vaterlande außerhalb der Kirche stellen. Denn wenn sie auch Christus noch den Sohn Gottes nennen mögen, dann geschieht es in einem Sinne, der nicht nur die altgläubige, sondern überhaupt jede wesentliche Bedeutung verloren hat.

„Der Unterschied zwischen Protestanten und Protestanten ist viel größer geworden als der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten ursprünglich war. Der orthodoxe Protestant verkennt nicht, daß der Katholik in seiner Kirche die Seligkeit erlangen kann, während er sie für die modernen Protestanten unerreichbar halten muß, die mit der Gottheit Christi auch seine Wunder und Auferstehung leugnen, die mit der Existenz des Teufels auch die Erbsünde und die ewige Strafe der unbekehrten Sünder verwerfen, die mit Einem Worte das Christentum für ein durch allerlei Fabeln entstelltes System der Gottesverehrung und Sittenlehre verlachen. Doch ist der moderne Protestant der wahre Fortsetzer des Werkes der Reformatoren ...

„Schon Melanchthon hat," sagt Nicolas, „mit der Aufschrift des Protestantismus zugleich die Grabschrift des Christentums wie jeder Religion geliefert, als er erklärte: die Glaubensartikel müssen bisweilen verändert werden und der Abdruck der Zeiten und Umstände sein." Besser als die Rechtgläubigen haben die Aufgeklärten diese Losung des Schreibers der ersten und späteren Ausgaben der loci theologici begriffen und zugepaßt. Das Princip der Verwerfung des Autoritätsglaubens, ursprünglich allein gegen die katholische Kirche gerichtet, haben sie mit wenigstens gleicher Berechtigung gegen die Schriften ihrer Vorgänger und die symbolischen Bücher ihrer Sekten angewendet, um es nachher gegen die Verfasser der Heiligen Schrift und endlich gegen Christum selbst zu kehren. Und allzeit sind sie als Sieger aus jeder neuen Wendung dieses Kampfes für die „Freiheit der Gedanken" hervorgegangen. Nach dem majestätischen Gebäude der katholischen Kirche, nach den Häusern und Hütten der großen und kleinen Reformer ist der Tempel der Heiligen Schrift, ist zuletzt das Gottesbild Christus unter ihren Schlägen erlegen. Nichts bleibt bestehen, nichts . . . als die noch allzeit hartnäckige „Gottesidee". Doch auch ihre Stunden sind gezählt, wir konnten es unlängst von einem holländischen Schriftsteller in einer italienischen Zeitschrift vernehmen. Mit ihrem Falle und nicht eher soll Luthers großartiger Versuch, wovon er nur einen geringen Teil übersehen konnte, ganz vollendet und das Reich der wahren Gewissensfreiheit auf Erden befestigt sein. Das ist, in dem hier bezweckten Sinne: das Reich des Teufels."

Welch anderes Bild bot ihm dagegen die katholische Kirche dar, von welcher Seite, von welchem Gesichtspunkte aus er sie auch betrachten mochte. Es würde uns zu weit führen, allen seinen Ausführungen zu folgen, nur einzelnes können wir herausgreifen. „Es ist wahrscheinlich," sagt er, „kein denkender Mensch zu finden, der nicht im Laufe seines Lebens über manche wichtige Punkte seine Ansicht geändert hätte und durch vermehrte Erfahrung und schärfere Untersuchung genötigt gewesen wäre, das mehr oder weniger zu verwerfen, was er früher mit einer ehrlichen und scheinbar festen Überzeugung als Wahrheit angenommen hatte. „Il y a des gens qui ne changent jamais de pensée," sagte Mirabeau, als ihm eine solche Veränderung

seiner Ansichten vorgeworfen wurde, „ce sont les gens qui ne pensent jamais.“ Noch seltener, wenn sie überhaupt irgend vorkommt, ist eine dauernde Übereinstimmung von zwei Menschen in der Beurteilung aller religiösen, politischen oder wissenschaftlichen Fragen. Man vermehre nur diese zwei zu vielen Millionen; verlängere die Dauer des menschlichen Lebens zu achtzehn oder neunzehn Jahrhunderten; denke dabei an den Einfluß der sehr verschiedenen Verhältnisse, unter denen die Menschheit in den unterschiedlichen Perioden ihrer Existenz gelebt hat; an das ganz andere Verhältnis der Kirche zum Staate und die Wissenschaften zu den Zeiten des heidnischen Rom, im Mittelalter und in der Neuzeit; an die Macht der Leidenschaften, der stets erweiterten Wissenschaften — und dann hefte man den Blick auf die Geschichte der katholischen Kirche und die Entwicklung des katholischen Dogmas. Wenn ihr auf der einen Seite in der äußerlichen Kirchengeschichte ein Gemälde erblicket von Verfolgung, Zwist, Haß, Schisma, von menschlichem Elend mit Einem Worte, wie es vielleicht nirgends wieder zu sehen ist; wenn ihr auf der anderen Seite sehet, wie aus all der Verwirrung und all dem bitteren Kampfe eine Glaubenslehre sich entwickelt, sich befestigt und stets klarer begrenzt, welche, wie ein Baum aus seinem Keime, aus der durch Christum gelegten Grundlage im Laufe der Zeiten zu einem seiner Vollendung sich stetig nähernden Gebäude aufwächst, dessen einzelne Teile in vollkommenster Harmonie sich zusammenfügen, und von welchem kein einziger Stein jemals weggeworfen worden, kein einziger nicht passend oder überflüssig gewesen ist — dann erkennet, daß ihr hier einer Entscheidung gegenüberstehet, die für die Vernunft und Erfahrung ganz unerklärbar ist. Suchet, solange ihr wollet, ihr werdet keine andere Erklärung finden als die, daß ihr hier vor einem Werke desjenigen stehet, dessen Kraft in Schwachheit vollendet wird, vor der wunderthätigen Erfüllung seines letzten Abschiedswortes: „Ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

„In protestantischen Schriften, zumal in den Tagesblättern, liest man häufig von dem „inneren Zwist der Katholiken“, von „Parteien innerhalb der katholischen Kirche“, von „gemäßigten und ultramontanen Katholiken“ und was dergleichen mehr. Der

Katholik lacht über diese Vorstellungen und giebt sich nicht die Mühe, zu fragen, ob dies aus Haß oder Unwissenheit geschieht. Jeder wahre Katholik ist ein Ultramontaner, d. h. er erkennt den römischen Papst als das sichtbare Haupt der Kirche, als den gesetzlichen Nachfolger Petri in der Weide der Lämmer und Schafe, als den höchsten Dolmetscher der kirchlichen Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenlehren. Ward schon dieser Punkt seines Glaubens unlängst schärfer bestimmt, als es früher der Fall war, und hat die göttliche Vorsehung sich aufs neue glänzend bewährt, indem sie gerade jetzt auch den Schein von Unsicherheit beseitigte, der — früher vielleicht nützlich — in unserer Zeit auf das schädlichste hätte wirken können, davon weiß jeder Katholik doch sehr gut, daß der Glaube der Kirche von heute betreffs der päpstlichen Unfehlbarkeit auch der Glaube der Kirche von gestern war. Vor der Entscheidung des Vatikanischen Konziliums ward dies nicht von allen in gleichem Maße erkannt, nach der Entscheidung wird es bei keinem einzigen aufrichtigen Katholiken den geringsten Anstand hervorrufen. Denn über allem steht fest, daß weder Christus noch seine Kirche irren kann . . ."

Zu allen Zeiten hat die Kirche, das war ihm klar geworden, ihre Aufgabe begriffen und zur Ausführung gebracht. „Die katholische Kirche ist für alle ihre Kinder die liebevolle Mutter, die einem jeden nach seinem Bedürfnis und doch im Grunde allen dieselbe göttliche Nahrung giebt, an deren erbarmungsvollen Busen sich das Kind und der Weltweise, der Tagarbeiter und der Staatsmann, der am geringsten entwickelte Indianer und der Sohn der höchsten geistigen Bildung, die reine Jungfrau und der tief gefallene Sünder ruhen und jeder von ihnen für seinen Durst die herrlichste Befriedigung finden kann; die aus der unendlichen Verschiedenheit ihrer Schätze allen Armen, d. h. allen Menschen gleichen Reichtum schenkt, die allen, jeglichem in der Sprache seines Gemütes, ein Lebenswort verkündigt und alle, jeglichen auf seinem Wege, zu einem Glauben, einer Hoffnung, einer Seligkeit führt. Kann ein Buch dies thun?

„Auch für mich verirrten und lange verlorenen Sohn waren die Arme dieser Mutter geöffnet mit der unendlichen Barmherzigkeit, die das Merkzeichen ihrer Verlobung mit dem Erlöser

Christus ist. Nun gab es für mich keine Unentschiedenheit mehr. Denn wiewohl nach dem Lesen von Bossuet noch nicht alles, was oben erwähnt worden, denjenigen Grad von Festigkeit und Klarheit für mich hatte, den es späterhin durch fortgesetzte Studien erlangt hat, war ich doch schon jetzt gewiß, daß die katholische Kirche, und keine andere, die Kirche Christi sei, weil bei ihr allein die Kennzeichen zu finden sind, die Christus seiner Kirche zugesagt hatte. Und obschon ich einsah, daß mir noch viel zum Untersuchen übrig blieb, bevor alle meine Bedenklichkeiten gegen den katholischen Gottesdienst beseitigt und alle Schwierigkeiten würden gelöst sein, begriff ich doch ebensosehr, daß ich jetzt schon verpflichtet sei, den Richterstuhl mit der Schülerbank zu vertauschen, und mich von denen unterrichten zu lassen, die die Pflicht zu unterrichten von Christo empfangen hatten.

„Es waren jedoch Gründe vorhanden, die mich vor einem unverweilten Übertritt zurückhielten: zunächst das Verlangen, in die katholische Lehre tiefer einzudringen; dann der Rat von Pastor Claessens; der Wunsch, zu hören, was mein Bruder Martinus würde anführen können gegen ein Resultat, das mir so unleugbar erschien, endlich die mir jetzt schon sehr lästig gewordene Stellung als Zeitungsredakteur, deren ich zum 1. Juli 1867 ledig werden sollte. Ich hatte für den von mir zu thuenden Schritt eine Zeit stiller Vorbereitung nötig, die ich in dem heftigen politischen Kampfe, in welchen ich gerade verwickelt war, kaum zu finden hoffen durfte.

„Ich machte nun von der Bereitwilligkeit Gebrauch, mit welcher Pastor Claessens mir seine Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte. Ich las die Studien von Nicolas, denen ich mehr als irgend einem anderen Buche nach der Heiligen Schrift zu danken habe; die Schriften des bekehrten anglikanischen Geistlichen Dr. Newman; die von Joseph de Maistre, einige Schriften des spanischen Priesters Balmes, die sehr lebendige Kirchengeschichte Rohrbachers, den großen Katechismus von Gaume und andere Bücher, deren ich mich nicht mehr erinnern kann.

„Ich hatte gemeint, mein Vorhaben meiner Frau nicht mitteilen zu sollen, bevor es zur Reife gekommen wäre, allein da sie mich alle meine freie Zeit dieser Lektüre, die ich zuweilen bis spät in die Nacht fortsetzte, widmen sah, und mich deshalb

fragte, ob ich daran dächte, katholisch zu werden, gab ich ihr allerdings eine bestimmte Antwort, ersuchte sie jedoch dabei, diese Angelegenheit meiner Forschung und meinem Nachdenken zu überlassen. Ich hoffte dabei, daß sie nicht nachlassen würde, Gottes Beistand für mich zu erflehen, und in jedem Falle habe ich die Überzeugung, daß sie es gethan. Ich weiß, daß meine Rückkehr sie mit Freude erfüllt hat, wie von einer aufrichtigen Christin und liebenden Gattin zu erwarten war . . .

„Die Lektüre der oben erwähnten Schriften vollendete meine Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens. Es wird niemand erwarten, daß ich denselben hier in seinen Besonderheiten auseinandersetzen und gegen seine Gegner verteidigen werde. Jene Schriften sind einem jeden zugängig, auch die zahlreichen anderen apologetischen Werke, die ich erst später kennen gelernt habe. Die „Studien" von Nicolas und die „Katholische Wahrheit" von Beckedorff kann ich jedem, Möhlers berühmte Symbolik und seine Verteidigung derselben gegen Dr. Baur jedem wissenschaftlich gebildeten Manne empfehlen. Übrigens bietet sich für jeden, der die katholische Wahrheit kennen lernen will, überflüssige Gelegenheit dazu dar, denn sie ist bei allen ihren Verkündigern gleichlautend. Ich habe nur angeben wollen, wie ich zu der Erkenntnis gelangt bin, welche sich seitdem zu einer vollkommenen Sicherheit bei mir entwickelt hat. Und was etwa an dieser noch hätte fehlen mögen, das wurde durch einen Briefwechsel, den ich im Jahre 1867 mit meinem Bruder Martinus geführt, ergänzt . . . Zu ihm habe ich mit der größten Ehrerbietung, die man vor einem Menschen fühlen kann, emporgeblickt. Mehr vielleicht als irgend jemand kenne und würdige ich den erstaunlichen Umfang seiner Gelehrsamkeit, die Schnelligkeit seiner Auffassung, die Tiefe seines Denkens, sein eisernes Gedächtnis, seinen Scharfsinn. Und alle diese Gelehrsamkeit und Denkkraft wurde ausschließlich einer Sache gewidmet, die der Inbegriff seines ganzen Lebens war: dem Streben nach Wahrheit und Heiligkeit. Er erstrebte keinen Vorteil oder Ruhm für sich selbst, er wollte auch der Wissenschaft keinen anderen Nutzen erweisen, als er durch sein Vorbild stiften konnte. „Die Klöster sind ausgeartet," sagte er mir einst, „seit die Mönche an die Arbeit gegangen sind und nützlich sein wollten; der wahre Mönch denkt

und betet. Er giebt den anderen Menschen das Vorbild des eigentlichen Lebens, und dafür sind jene ihm Unterhalt schuldig. Ich bin ein solcher Mensch, und deshalb muß ich als Universitätslehrer oder dergleichen unterhalten werden." Das ist der Grund, weshalb er seine Professur der Rechte, der er sich anfangs mit Eifer gewidmet, später als Nebensache betrachtete, und daß er sehr wenige Schriften hinterlassen hat.

„Als ich mich in den Jahren 1862 und 1863 in den Niederlanden befand, hat mein Bruder mir gegenüber aus seiner Ehrerbietung für die katholische Kirche kein Geheimnis gemacht und selbst erklärt, daß er nicht ruhig würde sterben können, wenn ihm nicht auch ein katholischer Priester die feste Hoffnung auf die Seligkeit geben könnte. Ich meine, daß er damals schon danach getrachtet habe, im Beichtstuhle die Absolution zu erhalten, die ihm als Nichtkatholiken, der auch nicht bereit war, in dauernde Gemeinschaft mit der Kirche zu treten, versagt werden mußte. Er behauptete, daß jedermann Katholik sein müßte, mit Ausnahme einzelner Denker, denen allein das Recht zustehen sollte, zu protestieren und über den „herrlichen Katholizismus" den „noch herrlicheren Protestantismus" zu stellen. Damals aber ermangelte ich der Empfänglichkeit für die hohen Anschauungen, in denen er lebte, und der Eindruck der vertraulichen Gespräche, die wir zeitweilen miteinander hatten, verschwand später in den Kleinigkeitskrämereien und Elendigkeiten, in denen ich versunken war. Als er im Februar 1864 bei meiner zweiten Abreise nach Indien Abschied von mir nahm, sagte er zu mir, während ihm die Augen voll Thränen standen: „Laß uns ein jeder den Weg verfolgen, den er sich erwählt hat, du den des oberflächlichen, ich den des inneren Lebens; dich scheint der freie gut zu beglücken, mir wird er stets dunkler und trüber, und bisweilen fürchte ich, daß wir hier einem bösen Geiste unterworfen sind." Auch ich war bei diesem Abschiede tief ergriffen, und einige Jahre später erhielt ich nach Indien die traurigsten Nachrichten über ihn. Aber der Nebel, der sich über seinen Geist gelagert zu haben schien, verlor sich später, und sein Verstand und sein Wille hatten ihre volle Kraft wieder, als ich ihm den Entschluß und die Gründe zu meinem beabsichtigten Übertritt anzeigte. Er vernahm sie

mit großer Aufmerksamkeit, beantwortete pünktlich alle meine Briefe und wartete zuweilen diese nicht ab, um abermals zu schreiben. Er gewann es nicht über sich, mir von einem Schritte abzuraten, durch welchen ich, nach seiner Ansicht, für das „Gute" das „Bessere" verwerfen würde . . . Er begann damit mir einzuräumen, daß der Protestantismus die Heilige Schrift verfälscht und einen Teil der christlichen Glaubenslehre weggeworfen habe, während die Katholiken die Schrift und ihre Lehre ganz behalten hätten. Auch ihn hatte dies betroffen gemacht, als er, gerade wie ich, mit der Lektüre von Bossuets Variations seine Untersuchung begonnen hatte. Er erkannte, daß einige der im Protestantismus abgeschafften Sakramente auf der Schrift begründet seien; daß die katholische Lehre von der Rechtfertigung mit dem ganzen Inhalt des Neuen Testamentes übereinstimme, daß die Reformatoren dagegen ihre Lehre nur auf einen Teil des Inhalts desselben gegründet hatten. Aber — so meinte er nun — darin haben sie recht gehabt, und darin müssen wir noch weiter gehen, als sie. Paulus hat das Evangelium Christi, Luther die Briefe Pauli abgekürzt, und wir müssen die Lehre Luthers abkürzen . . .

„Doch genug hiervon. Als ich mit meinem Bruder im Jahre 1868, dem Jahre meiner Rückkehr nach Europa und seines Todes — ich hielt mich meiner kranken Frau wegen hauptsächlich in Frankreich und Deutschland auf — einigemal zusammentraf, habe ich ihm meine Verwunderung über die Schwachheit seiner Beweisführung nicht verhehlt, wogegen er meinte, daß die meinige auf ihn keinen Eindruck gemacht habe. Bei der letzten Zusammenkunft haben wir übrigens weniger die Streitpunkte zwischen Katholizismus und Protestantismus besprochen als die Grundfragen selbst von der Existenz eines persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit des Menschen. Auf diese und alle anderen Fragen hat mein Bruder damals die Antwort gefunden, so daß nach so viel Unruhe und Arbeiten seinem Geiste ein vollständiger Friede zu teil werden sollte . . ."

In betreff der Wahrheit und Reinheit des katholischen Glaubens hegte Hermann van der Hoeven selbst zu dieser Zeit nicht den geringsten Zweifel, nur waren es noch einige Formen und Gebräuche, die ihm zu absonderlich vorkamen. „Aber ich be-

griff," sagt er, „daß dies bei meiner protestantischen Erziehung nicht anders möglich, und daß die Weisheit der Jahrhunderte hierin eine sicherere Richtschnur wäre, als das beginnende Verständnis eines Lehrlings; daß es mir nicht zukäme, über die Formen des Gottesdienstes mit denen zu rechten, die ich als meine rechtmäßigen Lehrer nicht länger verleugnen konnte. Ich begriff auch, daß allein das Leben in der Kirche mich in ihre Gewohnheiten einweihen und diese mir zu eigen machen würde, und daß es eine Albernheit wäre, zu warten, bis die Frucht der Erfahrung ohne Erfahrung mir zufiele. Weil ich, mit Einem Worte, in dem Wesen der Kirche ihre Göttlichkeit erkannt hatte, konnte ich mich nicht zurückhalten lassen durch das, was mir noch dunkel blieb in ihrer Erscheinung.

„Mein Beschluß stand fest; um den Eindruck, den er auf andere machen würde, kümmerte ich mich wenig. Es hat mir später geschienen, als ob viele sich ein übertriebenes Bild gemacht hätten von dem sittlichen Mut, der zu meinem Übertritt erforderlich war. Sicher hat es mich einige Aufopferung gekostet, die Mitglieder meiner Familie zu betrüben, aber ich wußte auch, daß diese Betrübnis von kurzer Dauer — höchstens für dieses Leben — sein würde. Mit Dankbarkeit bemerkte ich jedoch, daß sich das Herz von keinem, der mir teuer ist, meiner Rückkehr zur Kirche wegen von mir abgewendet hat. Möchte es ebensowenig durch dieses Bekenntnis geschehen, wozu Gott mich angetrieben!

„Mit dem 1. Juli 1867 ward ich der schweren Arbeit enthoben, die mich so lange in dem behindert hat, was nun mein Hauptwerk geworden war. Nach zwei Monaten dachte ich daran, mich auf die Stunde des Heils vorzubereiten, deren Bestimmung ich dem Pater Claessens überlassen hatte. Derselbe hielt es zur Vermeidung unnützen Geredes für besser, daß mein Rücktritt nicht öffentlich stattfinden sollte.

„Am 4. September 1867 ward ich als Kind der Kirche aufgenommen; an demselben Tage erteilte sie mir, nach einer aufrichtigen und soviel als möglich vollständigen Beichte ihre ersten Segnungen in der Vergebung meiner Sünden und dem Genusse des heiligen Abendmahls. Ich wage nicht, das Gefühl von Erlösung, seliger Ruhe und Wiedergeburt zu beschreiben, das

meine Seele empfand, als ich vor dem Altare niederkniete, und als ich als ein freier, mit Gott versöhnter Christ die Kirche verließ, in die ich als ein schwer gefesselter, tief gebeugter Sünder hineingetreten war.

„Was ich jedoch, trotz meiner Verhärtung, wirklich und gewiß durch meine Rückkehr zur Kirche Christi gewonnen habe, was ich fernerhin noch zu gewinnen hoffe, weil ich in ihr stehe, das will ich zur Vollendung meines zur Ehre Gottes unternommenen Werkes aufrichtig mitteilen."

Wir können aus dem, was nun folgt, ebenfalls nur einzelnes zur Charakterisierung des originellen Gedankenganges des Verfassers herausgreifen.

„Es ist," sagt er, „meines Erachtens nach eine unrichtige Auffassung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn, als ob dieser dem Vater teurer als sein treu gebliebener Bruder sollte gewesen sein. Das „mein Sohn, du bist allzeit bei mir, und all das Meine ist das Deine" klingt ganz anders, als das „Ihr Otterngezücht!", womit der Herr die scheinheiligen Pharisäer von sich wies. Es ist die Sprache des innigsten Vertrauens, die wohl eine leise Zurechtweisung wegen der sehr verzeihlichen Bestürzung, jedoch mit Versicherung der wärmsten Vaterliebe in sich schloß. Man macht keine frais de réception für einen Busenfreund, der zu allen Zeiten auf das Unsrige als auf das Seinige rechnen darf. „All das Meine ist das Deine!" — was hatte der gekreuzigte Jesus auf Erden? Nichts als seine Mutter. Und wem vertraute er sie an? Dem allein treu verbliebenen Johannes, nicht dem gefallenen Petrus.

„Du bist allzeit bei mir, und all das Meine ist das Deine" — so spricht Christus zu den Reinen von Herzen, zu allen, die ihn niemals verleugneten oder schweres Leid anthaten, die, wiewohl nicht unschuldig, ihn niemals von sich gestoßen oder seine Liebe verachtet und verworfen haben. Ihnen galten in erster Stelle die Seligsprechungen in der Bergpredigt, ihr Teil ist schon auf Erden ein Vorgeschmack des Himmels. Sie sind die Kinder des Hauses, deren täglicher Umgang mit den Engeln des Himmels ist; die der Teufel wohl oberflächlich verletzen, doch nicht tief verwunden oder verstümmeln kann. Sie haben sich kein Auge auszureißen, keine Hand abzuhauen, damit nicht der ganze

Körper verloren gehe. Sie sind das Salz der Erde und das Licht der Welt; sie sind allzeit fröhlich, welche Mißgeschicke sie auch hier treffen mögen, weil ihr wahres Leben schon jetzt oben ist.

„Nicht also diejenigen, die Gottes Gnade lange verworfen und sich mit schweren Sünden befleckt haben. Von ihnen muß man vernehmen, was der Kampf zwischen den zu Christo Bekehrten und dem Teufel zu bedeuten hat; wie tiefe Furchen und immer wieder blutende Wundmale der Dienst der Sünde, selbst nach dem Abschütteln ihres Joches, in der Menschenseele hinterläßt; wie furchtbar das Ringen ist gegen eine befleckte Phantasie und ein durch schlechte Gewohnheiten verunreinigtes Herz. Von ihnen allein könnt ihr die volle Wahrheit hören von des Menschen Verderbnis, der Schlauheit der Schlange und der Macht des Bösen, aber auch von der obsiegenden Kraft der Erbarmung Gottes.

„Sicherlich würde der durch eine langdauernde Sklaverei geschwächte Mensch in dem Kampfe gegen seinen früheren Meister unterliegen, wenn ihm nicht die ganze Waffenrüstung Gottes zu Diensten stünde, die der heilige Paulus in seinem Briefe an die Epheser beschrieben hat. Mit ihr versehen ist er imstande, dem Teufel obzusiegen, alle seine Angriffe abzuschlagen, seine Plagen zu verachten, seine niedrigen Eingebungen abzuweisen. Jeder neue Sieg vermindert die Schwere des Streites, und der Schaden einer Niederlage — denn ach! selten gebricht es an solchen — ist bald auszugleichen. Mit dieser Waffenrüstung kann selbst der tiefst gefallene Sünder die ganze Macht der Hölle und die List der bösen Geister herausfordern — wer giebt sie ihm? Die heilige Kirche, welcher Christus die Austeilung seiner Gnadenmittel anvertraut hat. Wie sie ihre Kinder durch die Taufe von der Schuld der Erbsünde befreit hat, so reinigt sie ihn von später begangenen Sünden durch die Beichte und verschafft ihm die Kraft, nicht mehr zu sündigen, wenigstens keine Todsünde mehr zu begehen, durch das allerheiligste Sakrament des Altars.

„Ich werde sagen, was ich dem Gebrauche dieser Gnadenmittel zu danken habe . . . Unzweifelhaft würde meine Bekehrung nicht Bestand gehabt haben ohne die Beichte, und diese ist in

Gottes Hand das Hauptmittel gewesen zur Förderung in dem Guten, woran ich mich demütig erfreuen mag ... In zwei Beziehungen hat der vielfältige Gebrauch dieses Sakramentes einen höchst wohlthätigen Einfluß auf mich ausgeübt: es hat mich von vielen Sünden zurückgehalten und verhindert, daß ich durch eine begangene Sünde zur Begehung von noch mehreren schweren Sünden fortgerissen ward. Einmal in seinem Leben ein aufrichtiges Bekenntnis abzulegen von allem dem Bösen, das man sich vorzuwerfen hat, ist für denjenigen, der fest entschlossen ist sich zu bessern und von diesem Entschlusse zugleich Kenntnis giebt, so schwer eben nicht. Im Gegenteil, es liegt ein gewisser Reiz darin für ein edles Gemüt; die freiwillige Erniedrigung hat eine Seite, welche den, der sie auf sich nimmt, vor sich und anderen zugleich erheben muß. Unendlich schwerer ist es, öfters wiederzukommen mit dem beschämenden Geständnis, seinem festen Entschlusse untreu geworden zu sein und wieder gesündigt zu haben. Ein großer Sünder, der plötzlich zu einem eifrigen Diener Gottes wird, hat nichts Verächtliches; aber ein Sünder, der nach seiner Bekehrung nochmals in die Sünde verfällt, um sich dann wieder zu bekehren und dann abermals zu sündigen, hat nichts Interesse Erregendes. Nur Geringschätzung, Mißtrauen und Abneigung wird er bei denen finden, die er zu seinen Vertrauten macht. Jedoch Gottes Barmherzigkeit ist größer als die der Menschen, und die Dolmetscher und Ausspender dieser Barmherzigkeit sind die Priester, denen wir unsere Schuld zu bekennen verpflichtet sind. Dies weiß der Sünder wohl, und ohne dieses Bewußtsein würde ihm der Mut gebrechen, um vielleicht hundertmal zu kommen und sich des Rückfalls in dieselbe Sünde anzuklagen, die er hundertmal mit aufrichtiger Reue verabscheut und abgeschworen hat; wenigstens dürfte er bisweilen, sehr zu seinem geistigen Schaden, mit dem Beichtvater wechseln, um im Beichtstuhle weniger beschämt und erniedrigt zu sein. Aber obschon er aus Erfahrung weiß, daß Gott nicht aufhört, zu vergeben, solange der Mensch nicht aufhört, zu bereuen und Buße zu thun, bleibt das Gefühl von Scham über das öftere Wiederholen des Bekenntnisses derselben Sünde doch mächtig genug, um ihn zuweilen von dieser zurückzuhalten, auch wenn die Stimme seines Gewissens durch die der

Leidenschaft zum Schweigen gebracht sein sollte. Dies mag manchem als ein sehr unwürdiger Grund der Tugendbefleißigung erscheinen, und gewiß ist die Scham vor dem Beichtvater nicht der höchste Grund des katholisch-christlichen Lebens. Aber es kann nur Mangel an Menschenkenntnis verraten, wenn man die große Kraft dieses Hilfsmittels für den gläubigen doch schwachen Katholiken verkennen will, und Mangel an der jeglichem Christen erreichbaren Gotteskenntnis, wenn man behaupten will, daß die Vermeidung der Sünde aus menschlichen, doch nicht unedlen Gründen Gott nicht angenehm und darum ohne wahre Frucht für das zeitliche Leben sein sollte . . .

„In meinem früheren Leben, z. B. als ich mit meinem Bruder Cornelius in Briefwechsel stand, machte ich zuweilen Pläne von Lebenserneuerung, die an einem bestimmten Tage ihren Anfang nehmen und dann aufs strengste ausgeführt werden sollten. Ein solcher Plan hielt gewöhnlich einen einzigen oder einen halben Tag Bestand, bis eine erste Übertretung, manchmal sehr leichter Art, ihn zerstörte und meine vorgenommene „Heiligkeit" wieder auf ein späteres Datum verschob. In der Zwischenzeit war eine Sünde mehr oder weniger von geringem Belange. Ich mußte vor meinem Gewissen vollkommen und ganz tadellos sein oder es kam nichts darauf an, wie weit meine Abkehr von dem Ideale sich erstrecken möchte. So dachte ich in meiner Thorheit, und ohne es zu wissen, brachte ich die Lehre der Reformatoren zur Ausübung, welche die so gerechte Unterscheidung zwischen Tod- und läßlichen Sünden nicht anerkennen wollten oder sie in dem falschen Sinne annahmen, daß für den Ungläubigen eine jede Sünde eine Todsünde, für den Gläubigen dagegen eine läßliche sein sollte. Als ob Gott zwei Maße und Gewichte gebrauchte und nicht vielmehr an den Christen, wegen seiner besseren Kenntnis der Wahrheit, viel höhere sittliche Forderungen als an den Ungläubigen stellen sollte. Für mich hatte mein Irrtum die verderbliche Folge, daß ich verzweifelte, auch nur etwas zu erreichen, sobald ich bemerkte, daß ich das Allerhöchste noch nicht erreichen konnte . . . Die katholische Kirche hat mir einen besseren Weg gewiesen. Sie hat mich gelehrt, nicht entmutigt zu werden durch die täglich wiederkehrenden Beweise meiner Schwäche und nicht alles ver-

loren zu geben, weil ich nicht sogleich alles gewonnen habe. Sie hat mich, selbst nach begangener Todsünde, vom weiteren Sündigen zurückgehalten dadurch, daß sie mir in dem Sakrament der Beichte das Mittel der unverweilten Reinigung verschaffte, sobald ich durch eine aufrichtige Reue zum Bekenntnis meiner Schuld gedrängt ward. Und nun möge der Protestant mir entgegenwerfen: „Die Reue selbst war deine Reinigung vor Gott und du bedurftest keiner anderen;“ ich habe durch eine teuer erkaufte Erfahrung die Wahrheit des apostolischen Wortes empfunden: „Wenn wir unsere Sünden bekennen, dann ist Gott getreu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergebe und uns reinige von aller Ungerechtigkeit.“ Ich würde bei meinem unheiligen Leben für den Augenblick und bei meinen Heiligkeitsplänen für die Zukunft geblieben sein, wenn ich der handgreiflichen Stütze hätte entbehren müssen, die das „ich spreche dich los von deinen Sünden!“ aus dem Munde des Bevollmächtigten Christi dem gefallenen und zurückgefallenen Sünder verleiht. Kann ein Missethäter sich selbst seine Schuld erlassen? Kann ein Übertreter von Gottes Gesetz sich selbst zum Dolmetscher der göttlichen Barmherzigkeit aufstellen? War das Wort des Herrn „deine Sünden sind dir vergeben“ nur eine überflüssige Kundgebung oder eine wirkliche Gnadenthat, die eine wesentliche Bedeutung und Wirkung hat? Und war es das letztere, wie kann dann dasselbe Wort für uns überflüssig und wertlos sein?

Van der Hoeven widerlegt nun die von Protestanten gegen die Beichte gewöhnlich erhobenen Einwendungen. „So verschwinden,“ endigt er, „bei dem würdigen Gebrauch der Beichte alle scheinbar gewichtigen Beschwerden gegen sie wie die Nebel vor dem Sonnenschein; so steht sie da als das feste Bollwerk des christlichen Lebens und als die Stütze für die Ringenden und das Heilmittel für die Gefallenen, als ein Ärgernis für die Welt und ein Segensquell für den Christen . . .“

„Meine Aufgabe ist gelöst,“ so schließt er sein Buch, „mein Bericht ist zu Ende. Der Leser weiß nun, was ich war und was ich geworden bin. Wie wenig das letztere auch sein, ein wie großer Abstand mich noch von dem echten Nachfolger Christi scheiden mag — größer ist, ich darf es sagen, der Abstand, den

ich von der tiefsten Grenze meiner Verderbtheit zurückgelegt. Es ist dies das Werk von Gottes Gnade in Christo, die mir niemals ganz gebrechen möge! Und die Gnade ist mir zugekommen durch die Kirche, deren sichtbares Haupt der Nachfolger Petri, deren Bräutigam und König der Herr Christus ist. Ist es ein Wunder, daß ich aus aller Kraft meiner Seele sie liebe, die mich alles gelehrt und mir alles gegeben hat?

„Römisch-katholische Kirche, heilige Mutter! Gott beschütze und leite dich! Gott schenke dir Trost in deinem Leiden, Kraft in deiner Verfolgung! Er lasse dich triumphieren über alle Feinde, dein Licht scheinen über die ganze Welt und alle wahren Christen in dir vereinigt sein! Amen."

So Hermann A. des Amorie van der Hoeven in seinem interessanten, vier Jahre nach seiner Konversion herausgegebenen Konversionsschrift. Er hat sein späteres Leben wieder in der Heimat zugebracht und sich auch am politischen Leben beteiligt. Im holländischen Parlament war er als Abgeordneter für Breda eine Autorität in Kolonialsachen. Er war mit der Würde eines niederländischen Staatsrates bekleidet, als er am 13. Oktober 1897 im Haag starb.

Frau v. Bülow,

Tochter des verstorbenen dänischen Staatsrats v. Kammacher, vermählt mit dem dänischen Gesandten in London, Generalleutnant und Kammerherrn C. E. J. v. Bülow, trat schon 1867 in die katholische Gemeinschaft zurück; ihre Mutter, die verwitwete Staatsrat v. Kammacher, die auf ihrem Gute bei Fridericia lebte, that ein Jahr später denselben Schritt. Endlich wurde auch ihr oben genannter Gemahl 1872 in die katholische Kirche aufgenommen.

August Schwenck,

Pfarrvikar im Hessischen.

August Schwenck wurde am 14. Mai 1835 zu Lich in Oberhessen geboren. Als er kaum fünf Jahre alt war, starb sein Vater, der Arzt und Hofrat des Fürsten von Lich war. Seine fromme, gläubige Mutter erzog ihn aufs beste, und als er für das Gymnasium reif war, zog sie mit ihm nach Büdingen. Äußerst zart gebaut, war der Knabe viel kränklich und mußte auch infolge einer Krankheit seine Studien ein ganzes Jahr unterbrechen. Nachdem er seine Gymnasialstudien beendet hatte, studierte er in Gießen protestantische Theologie, allein die rationalistisch gesinnten Professoren sagten ihm nicht zu, ihre Vorlesungen widerten ihn an; er ging daher bald nach Erlangen über, wo er Lehrer fand, die seiner streng lutherischen Richtung zusagten. Dort kam er auch mit Pastor Löhe von Neudettelsau in Verbindung, der ihm manche falsche Ansicht über die katholische Kirche benahm und ihn zum Studium der Kirchenväter und der alten Liturgien aufmunterte.

Nachdem Schwenk in Gießen sein Examen absolviert hatte, trat er zu seiner praktischen Ausbildung für das evangelische Pfarramt in das Predigerseminar zu Friedberg, wo er sich trotz der abweichenden Ansichten seiner Mitseminaristen deren Achtung durch seine Bildung, seine Kenntnisse und seinen reinen Wandel erzwang.

Er wurde zuerst Vikar zu Lindheim in Oberhessen bei einem bejahrten kränklichen Pastor, nach dessen Tode er die Pfarrei verwaltete. Dann schickte man ihn nach Münster, einem Dorf

bei Lich; seine Kräfte reichten aber nicht mehr aus, er mußte die Stelle aufgeben und sich ins Privatleben zurückziehen.

Geduldig nahm er die Schickung Gottes hin. Die Muße, die er fand, benützte er zu eifrigen Studien. Als er in einer protestantischen Zeitschrift den bekannten katholischen „Litterarischen Handweiser" von Hülskamp warm empfohlen fand mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß man protestantischerseits kein derartiges Blatt habe, ließ er sich denselben kommen. Aus ihm lernte er katholische Schriften kennen. Er verschaffte sich Perrones Dogmatik und studierte dieselbe mit großem Eifer. Er lernte die katholische Lehre und ihre Begründung kennen und sah, wie sie mit dem Glauben der Christen in den ersten Jahrhunderten übereinstimmten.

Als er wieder genesen war, übernahm er eine Stelle als Vikar in Höchst und dann zu König im Odenwald. Er dachte also an einen Übertritt zur katholischen Kirche noch nicht, aber er setzte seine Studien fort. Bisher hatten ihm nur Bücher die katholische Kirche kennen gelehrt; katholisches Leben war ihm noch fremd; zum erstenmal trat es ihm in einem Waisenhaus in der Nähe von Neustadt, das er öfters besuchte, entgegen.

Seine Studien führten ihn weiter und weiter; er hatte viele und schwere innerliche Kämpfe zu bestehen, bis ihm die letzten Zweifel schwanden und er sein Amt niederlegte. Er begab sich nach Mainz, um dort die Aufnahme in die katholische Kirche zu erbitten. Das war im Jahre 1868.

Bis zu diesem Moment hatte Schwenck noch nie mit einem katholischen Geistlichen geredet. Im Sommer des genannten Jahres legte er sein Glaubensbekenntnis ab.

Was Schwenck diesen Schritt wesentlich erleichterte, war der Umstand, daß er unverheiratet geblieben war. Seine durch die Studien gewonnene hohe Idee vom Priestertum mochte ihn von der Schließung einer Ehe haben zurückschrecken lassen. Da er also frei war, konnte er als Katholik auch danach streben, katholischer Priester zu werden. Er ließ sich daher in das Mainzer Priesterseminar aufnehmen. Wiewohl er bereits dreiunddreißig Jahre zählte, unterwarf er sich allen Vorschriften der Haus- und Studienordnung mit der größten Freudigkeit wie der jüngste der Alumnen. Er würde es nur schmerzlich

empfunden haben, wenn man ihn mit Rücksicht auf sein Alter und seine Vergangenheit von irgend einer Verpflichtung der Seminaristen im Seminar oder der Kirche ausgenommen hätte. Mit besonderer Freude diente er bei der heiligen Messe.

Am 29. Juli 1870 wurde er zum Priester geweiht und zunächst als Kaplan nach Mühlheim am Main gesendet. Seine physischen Kräfte aber reichten dort nicht aus und so wurde er nach Bürgel bei Offenbach versetzt. Allein schon nach zwei Monaten gab sich ein krebsartiges Übel kund, das ihn bettlägerig machte und dann eine Operation erforderte, der er sich in Offenbach unterzog. Doch kaum war er nach Bürgel zurückgekehrt, als die Krankheit eine ernste Wendung nahm. Er sah seinem Ende mit großer Ruhe entgegen. Schon vordem hatte er oft geäußert: „Früher hatte ich vielen inneren Kampf, jetzt habe ich Ruhe und Frieden.“ So war es auch jetzt. Als ihn der Pfarrer von Mühlheim vier Tage vor seinem Tode besuchte, sagte er zu ihm: „Wie muß ich Gott danken, daß er mich hat katholisch werden lassen.“ Er fühlte, daß er sterben werde, und als derselbe Pfarrer ihm dies bestätigte, rief er mit großer Inbrunst aus: „Ja, komme, o Jesu, komme!“ Er starb am 29. April 1872 morgens 2 Uhr.

Große Teilnahme gab sich bei seiner Beerdigung kund. Die angesehensten Männer der Gemeinde trugen selbst seinen Sarg zu Grabe, denn so kurz die Zeit seines Wirkens in Bürgel war, er hatte sich aller Liebe erworben, weil er auch allen und zumal den Kindern mit großer Liebe entgegengekommen war.

Der Leichenrede, welche Pfarrer Philipp Laist von Mühlheim ihm hielt, war der Text: „Den Weg der Wahrheit habe ich erwählt“ (Psalm 118, 30.), zu Grunde gelegt. „Ach, wenn ich jetzt an dieses Jahr denke,“ sprach der Redner, „wo wir zusammen unter einem Dache wohnten, wo er mir ein Vorbild eines frommen Christen und Priesters gewesen, wo er mich erfrischte durch seine überaus anregende Unterhaltung — wenn ich an dieses Jahr jetzt denke, so zerreißt tiefer Schmerz meine Seele, weil ich so bald diesen guten Freund durch den Tod verloren. Unvergeßlich wird mir diese Zeit bleiben, unvergeßlich der Eindruck, den der teure Dahingeschiedene auf mich machte, unvergeßlich jene Liebe zur Wahrheit, die ich an ihm wahrnahm.“

In der That, welche Opfer hatte er der erkannten Wahrheit gebracht! Liebe zur Wahrheit belebte ihn bei den Disputationen, zu welchen es oft in Freundeskreisen über theologische Fragen kam. Er hätte sie auch gern denen gebracht, denen er ehedem angehört hatte. „Er hat den Weg der Wahrheit erwählt,“ sagt Pfarrer Laist, „deswegen war auch sein innigster Herzenswunsch, andere mit der Wahrheit zu beglücken, die ihn selbst glücklich machte. Seine größte Herzensangelegenheit war es, daß diejenigen, die ihm früher Freunde waren, wo er noch nicht katholisch war, und denen er die alte Liebe bewahrte, doch auch zum Ziele gelangen möchten, was er erreicht hatte. Im Interesse der Wahrheit schrieb er noch im Dezember vorigen Jahres (1871) zwei gediegene Aufsätze in die theologische Zeitschrift „Katholik“ über die kirchliche Wiedervereinigung. Im Interesse der Wahrheit und dieser Wiedervereinigung hatte er das Vorhaben, ein ganzes Buch über letzteren Punkt zu schreiben und dabei ganz genau anzugeben, was trennt und was einigt. Doch der Tod hat ihn an der Ausführung dieses schönen Vorhabens gehindert.“

Er wollte also in irenischem Interesse schreiben, aber er war weit entfernt zu glauben, daß die Einigung, die er wünschte, durch Vermischung der dogmatischen Gegensätze und durch Kompromisse zum Nachteile der Wahrheit zustande gebracht werden könne. Er konnte nur die volle Wahrheit der Erkenntnis jenen nahe bringen wollen, die ihm fern standen. Er selbst hatte ja seinen Frieden nur gefunden, als er sich auf den Felsen gestellt, der Petrus ist. Und als zur Zeit des vatikanischen Konzils die Geister aufs äußerste erregt waren, selbst viele Katholiken, die es treu mit ihrer Kirche meinten, schwere Seelenkämpfe durchmachten, bis sie im Gehorsam des Glaubens endlich die Ruhe wieder fanden, war er, der schon vor der Definition des vatikanischen Konzils an das unfehlbare Lehramt des Papstes geglaubt, ruhig und friedlich. Eines Tages sagte er: „O, wenn doch diese Katholiken, welche an der Unfehlbarkeit Anstoß nehmen, nur kurze Zeit Kinder der fehlbaren protestantischen Kirche sein müßten, wie würden sie dann die Unfehlbarkeit des Papstes begreifen und sich freuen, unter einem solchen Oberhaupte zu stehen; wer den Jammer in der lutherischen Kirche mit ihrem ewigen Suchen nach einem festen Boden kennt, der fühlt sich

unaussprechlich glücklich in einer Kirche, deren Oberhaupt Träger des unfehlbaren Lehramtes ist."

„Ihr aber," so sagte Pfarrer Laist am Schlusse seiner Grabrede, „die ihr das Glück habet, die sterblichen Überreste des Verblichenen nun auf euerem Gottesacker zu bewahren, bewahret ihm auch ein liebevolles Andenken und besuchet oft sein Grab. Und wenn du dann, Vater oder Mutter, mit deinem Kinde auf dem Kirchhofe weilest und dein Kind fragt dich: Vater, Mutter! was ist das für ein Grab? dann sage zu deinem Kinde: Das ist das Grab eines Mannes, der den Weg der Wahrheit erwählt, der eine Zierde des Priesterstandes gewesen. Da liegt ein frommer, braver Priester."

Die Rede des Pfarrers Laist erschien im Druck. Ein biographisches Denkmal hat August Schwenk in der „Katholischen Bewegung" 1873 durch L. W. erhalten. Hieraus sind obige Mitteilungen geschöpft.

Fräulein Plitt,

Tochter des Professors der Theologie Dr. Theodor Plitt an der Universität Bonn, ward, nachdem sie von einer Reise nach Rom zurückgekehrt, im Jahre 1868 katholisch. Ihr Vater war 1866 schon genötigt worden, eines papstfreundlichen Briefes wegen, den er aus Rom geschrieben, auf seine Professur zu verzichten, wurde 1867 Pfarrer zu Dossenheim bei Heidelberg und ist am 27. Mai 1886 zu Heidelberg gestorben.

Marie Baronin v. Oer.

Sie war die Tochter des kgl. sächsischen Oberappellationsgerichts-Präsidenten Dr. Ernst Schumann und ist am 17. Januar zu Dresden geboren. Im strenggläubigen Protestantismus erzogen, begabt mit einem tief christlichen Gemüt, strebte sie stets ihr Leben nach den Grundsätzen des Evangeliums zu regeln.

Am 12. Oktober 1890 vermählte sie sich mit dem katholischen, einer altadlichen Familie Westfalens entstammenden Historienmaler Freiherrn Theobald v. Oer. Die Eltern hatten zu dieser Ehe ihrer Tochter zugestimmt mit Rücksicht auf den edlen, tieffrommen Charakter des Barons, und in die katholische Erziehung der zu erwartenden Kinder gewilligt, weil das dem Landesgesetz entsprach, und sie hofften, dieselbe werde nicht im „römischen" Geiste vor sich gehen. Der Baron, von früher Jugend an taub, überließ die Erziehung seiner acht Kinder der Gemahlin in der sicheren Überzeugung, sie werde denselben nichts beibringen, was dem katholischen Glauben zuwider wäre. Nur zur Kirche führte er allsonntäglich selbst die kleine Schar, während die Baronin still für sich und oft mit schwerem Herzen den protestantischen Gottesdienst aufsuchte. Es lag ihr aber sehr daran, ihren Kindern einen gut katholischen Unterricht zu verschaffen. Als ihre älteste Tochter für die erste heilige Kommunion vorbereitet wurde, wohnte sie stets dem Unterrichte des frommen Lehrers bei, doch glaubte sie sich in ihren Überzeugungen durch die Erklärung schützen zu müssen, daß sie selbst fest auf dem protestantischen, von ihren Eltern ererbten Boden stehe.

Dennoch kam der Augenblick, da sich allmählich eine andere Anschauung Bahn brach. „Wie," sagte sie sich, „ich sehe, welche erhabene Lehren meine Kinder zu glauben haben und wie dieselben zur höchsten Gottes- und Nächstenliebe entflammen. Ist das der katholische Glaube, der mir von Kindheit auf als so verabscheuungswürdig dargestellt wurde, daß es mir immer Angst bereitete, meine Kinder in demselben zu wissen und ich nur

sorgte, sie trotz ihres Glaubens zu tief innerlichen Christen zu erziehen?" Es begann ein Kampf in ihrem Innern, der manches schmerzliche Jahr hindurch dauerte und durch die häuslichen Sorgen und den schwächlichen Körper noch erschwert wurde. Die protestantischen Prediger, welche sie befragte, widersprachen einander zu sehr, um sie befriedigen zu können und zeigten ihr nur die Haltlosigkeit ihrer Lehre. Wie anders trat ihr das katholische Dogma entgegen, zu welchem Möhler und Beckedorf ihre Wegweiser wurden. Rührend sind ihre Aufzeichnungen über die Kämpfe dieser Zeit, die sie meist zur Nacht, wenn sie allein wachte und betete, niedergeschrieben hat und welche noch von ihrer Familie gehütet werden.

Von ihrer Familie wußte nur ihr Gatte, was in ihr vorgehe. Niemals wäre sie aus Liebe zu ihm oder zu ihren Kindern, also wegen Fleisch und Blut allein katholisch geworden — aber ihre pietätvolle Liebe zu den verstorbenen Eltern und ihrer noch lebenden Brüder ließ sie immer wieder von dem Entschlusse zurückschrecken, dem Protestantismus zu entsagen. Dann tauchten noch einzelne dogmatische Bedenken auf. Einmal beunruhigte sie in schlafloser Nacht der Gedanke, bei der Kommunion unter nur einer Gestalt würde sie Christum nicht ganz empfangen, wiewohl sie darüber schon viel gelesen und gehört hatte. Nach einem inbrünstigen Gebete fielen ihr die heiligen Märtyrer ein, denen das heilige Sakrament ja auch nur in der Brotesgestalt in den Kerker gebracht wurde und sie sagte sich: „Soll ich Armselige denn mehr verlangen, als diese heiligen Blutzeugen, die durch den Empfang des Leibes Christi so gestärkt wurden, daß sie freudig ihr Leben hingaben?"

Indessen diese inneren Kämpfe machten endlich einem seligen Frieden Platz in dem Entschlusse, katholisch zu werden. Am Morgen des 8. Mai 1868 legte die Baronin v. Oer in Gegenwart ihrer glücklichen Familie in der bischöflichen Kapelle zu Dresden das katholische Glaubensbekenntnis vor dem Pfarrer der Hofkirche, Superior Franz Bernert,[1]) der sie unterrichtet hatte, ab. Diesem Akte folgte das heilige Meßopfer. Sonntag

[1]) Im Juli 1875 wurde Bernert Titularbischof von Azotus und Apostolischer Vikar im Königreich Sachsen. Er starb am 19. März 1890.

den 10. Mai empfing sie nach vorher abgelegter Beichte in der Hofkirche die erste heilige Kommunion — wohl für die ganze Familie einer der seligsten Tage.

Noch zehn Jahre lebte Maria v. Oer als Tochter der katholischen Kirche, stets bemüht, sich zu heiligen und in der göttlichen Liebe zu wachsen. Oftmals sagte sie: „Ich bete nur darum, daß alle meine Kinder in der Liebe Gottes wachsen mögen und dadurch selig werden — alles andere ist ja gleichgültig.“ Und Gott hat bis jetzt ihr Gebet erhört.

Leider hatte sie nach Gottes Ratschluß das Unglück, am Sylvesterabend des Jahres 1877 auf dem Heimwege von der Kirche, nach der Jahresschlußandacht, durch einen Wagen überfahren zu werden. Dadurch wurden Gehirnschläge veranlaßt, die nach längerem schweren Leiden ihr seliges Ende herbeiführten. Ruhig und gottergeben starb sie, gestärkt durch die heiligen Sakramente der katholischen Kirche, am 10. Juli 1878.

Ihr Gemahl folgte ihr am 30. Januar 1885 in die Ewigkeit nach. 1896 starb ihr ältester Sohn Alexander als Geh. Hofrat und Rektor des Polytechnikums in Dresden und am 20. September 1900 ihre älteste Tochter Elisabeth, Gemahlin des Obersten z. D. Freiherrn v. Hausen, nachdem sie etwa ein Jahr früher den Trost gehabt, ihren einzigen Sohn als Priester am Altare zu sehen. Von den noch lebenden Kindern der Baronin v. Oer ist ein Sohn im Justizdienst, zwei Söhne sind Offiziere. Auch ihr Sohn Ernst war Offizier, und es war ihm die Erziehung der königl. sächsischen Prinzen, auch des Prinzen Max, des nachmaligen Priesters, anvertraut, bis er 1888 mit dem Range eines Majors sich zurückzog, um im Kloster Beuron Benediktiner als P. Sebastian zu werden. Sein Bruder Franz ist Domherr in Graz und seine Schwester Anna, der wir diese Notizen danken, ist die allverehrte fromme Malerin Anna Maria Freiin v. Oer, welche zu Gößweinstein in Bayern lebt.

In demselben Jahre noch traten zur Kirche zurück der Maler

Herr v. Mohrenschild

in Rom, aus Esthland gebürtig, und die

Gräfin Anna Nayhauß-Cormons,

Tochter des kgl. Landschaftsrates Otto Siegesmund v. Treskow aus Owinsk im Großherzogtum Posen, geboren am 14. April 1837. Seit 6. November 1855 mit dem schlesischen Grafen Julius v. Nayhauß-Cormons vermählt, trat sie 1868 in die katholische Kirche über und starb am 22. Mai 1884 zu Nieder-Baumgarten im Kreise Bolkenhain.

Karl Graf und Herr v. Schönburg, Graf und Herr zu Glauchau und Waldenburg.

Die Konversion des Obigen hat ein ganz ungewöhnliches Aufsehen hervorgerufen, das wohl hauptsächlich seiner hervorragenden Stellung innerhalb des sächsischen Adels — das Haus Schönburg gehört zu den ehedem reichsunmittelbaren Standesherren[1]) — zuzuschreiben sein möchte. Zwar hat schon einmal in diesem Jahrhundert ein Glied dieses Hauses die Reihen des Protestantismus verlassen, um zu dem Glauben seiner Väter zurückzukehren, ohne daß bei dieser Gelegenheit so gewaltig wäre in die protestantische Alarmtrompete geblasen worden, wie in dem vorliegenden Falle. Allein einmal hatte Fürst Heinrich Eduard v. Schönburg-Hartenstein (s. Tl. I. S. 540) seinen bleibenden Aufenthalt in dem katholischen Lande Österreich genommen, so daß eine weitere Verbreitung des römischen Kontagiums im protestantischen Sachsen von seiner Seite nicht zu befürchten stand, während der Obige nach wie vor auf seinem Schlosse Wechselburg residierte und vermöge des Einflusses, den Rang und Reichtum gewähren, den protestantischen Glauben

[1]) Das Haus Schönburg zerfällt in eine fürstliche und eine gräfliche Linie mit je zwei Nebenlinien. Seit dem Jahre 1512, wo durch Herzog Heinrich der Protestantismus zwangsweise in Sachsen eingeführt wurde, der neuen Religion zugewendet, blieb das Gesamthaus der Fürsten und Grafen Schönburg protestantisch, bis zuerst Fürst Eduard, der Gründer der Linie Schönburg-Hartenstein, 1822 katholisch ward Graf Karl war Haupt der zweiten gräflichen Linie Schönburg Forderglauchau, und hatte seinen Sitz in Wechselburg bei Rochlitz, wo einst das altberühmte Augustinerkloster Zschillen stand.

der Bewohner seiner Herrschaften gefährden konnte. Sodann aber hat auch in unserer so durchleuchteten Zeit die religiöse Aufklärung, wie im allgemeinen, so auch und ganz besonders in der „Wiege des Luthertums“ einen so hohen Grad erreicht, daß ein Rückfall in die dunkle Nacht des positiven Christusglaubens als ein bedauerlicher Anachronismus zu betrachten und, zur Warnung und Abschreckung für andere, nicht streng genug zu richten und zu ahnden ist.

Graf Karl, geb. 13. Mai 1832, war der Sohn des am 23. März 1864 verstorbenen Grafen Alban von Schönburg, Besitzers der Receßherrschaft Forderglauchau und der Herrschaften Penig und Wechselburg. Er trat in österreichische Militärdienste, und war Rittmeister beim Kaiser Ferdinand-Kürassier-Regiment, bis er nach dem Tode des Vaters den Besitz seiner Herrschaften antrat. Am 10. November 1864 vermählte er sich zu Markt Einersheim mit der am 1. Februar 1845 geborenen Gräfin Adelhaid v. Rechteren-Limpurg-Speckfeld. Mit derselben machte er im Herbste 1868 eine Reise nach Italien und verweilte längere Zeit in Rom. Von da traf ganz unerwartet die Nachricht ein, daß er mit seiner Gemahlin am 19. März 1869 in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen worden sei. „Dies verursachte,“ heißt es in einem Berichte über dieses Ereignis im Berliner Bonifaziuskalender für 1870 (S. 129), „eine gewaltige Aufregung auf den Schönburgschen Herrschaften und im ganzen Königreiche. Man beschuldigte den Grafen in der Presse, daß er mit der ruhmvollen Geschichte seines erlauchten Hauses gänzlich gebrochen, und demselben sogar einen Schandfleck zugefügt habe. Der Kirchenvorstand von Glauchau nahm die Sache in mehreren Versammlungen zur Erwägung. Die Bauern zu Wiederau bei Wechselburg kamen zu ihrem Pastor und ersuchten ihn in allem Ernste das bisher übliche Kirchengebet für den Grafen nunmehr zu unterlassen. Man schrie in den Blättern über Apostasie und deutete wehmütig auf zwei Ahnherren des Grafen hin, Georg und Wolf v. Schönburg, welche sich unter den vielen fürstlichen und gräflichen Herren und Ständen im heiligen Reich deutscher Nation befanden, so die Vorrede zum Konkordienbuche mit unterzeichneten und ihr kirchliches Bekenntnis vor Kaiser und Reich ablegten . . .“

Über die Feierlichkeit seiner Aufnahme in die Kirche wurde dem „Sendboten“ aus Rom (d. d. 24. März) berichtet: „Letzten Freitag, am Feste des heiligen Joseph, fand in der Villa Caserta, dem Redemptoristenkloster zu Rom, eine schöne Feier statt, die mit allgemeiner Teilnahme begrüßt wurde, und geeignet war, besonders die Herzen der gegenwärtig so zahlreich in der heiligen Stadt weilenden Deutschen mit Freude und Trost zu erfüllen. Graf Karl Heinrich v. Schönburg-Forderglauchau und seine Gemahlin Adelheide, geb. Gräfin Rechteren-Limpurg, legten in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung, welche nebst anderen hervorragenden Persönlichkeiten die Spitzen der hier anwesenden deutschen Gesellschaft in sich schloß, in die Hände Sr. Eminenz des Kardinals Grafen v. Reisach das katholische Glaubensbekenntnis ab,[1]) und erhielten von demselben Kirchenfürsten die heiligen Sakramente der Firmung und des Altars. Alles vereinigte sich an diesem Tage zu einem eben so rührenden als großartigen Eindruck. Zweimal, je vor der Spendung eines jeden der heiligen Sakramente, ergriff der Kardinal das Wort, um die Bedeutung der heiligen Handlung ins Licht zu setzen und den neuen Mitgliedern der Kirche, die er im herzlichsten Ton als Bruder und Schwester begrüßte, recht unvergeßlich zu machen. Die Ergriffenheit des noch jungen Ehepaares, das durch seine eben so einfache als würdige Haltung den angenehmsten Eindruck machte, teilte sich allen Anwesenden mit; es floß manche Thräne dankbarer Rührung und als zum Schlusse der Kardinal das Te Deum anstimmte, wollte niemand zurückbleiben durch Einstimmen in den kirchlichen Lobgesang der vollen Herzensfreude Ausdruck zu geben. Auch der heilige Vater selbst wollte seinen neuen Kindern einen zarten Beweis seiner Zuneigung schenken, indem er sie durch Zusendung von Blumen beehrte. Der Entschluß, diesen Schritt zu thun, kam hier in Rom bald, aber ohne alle Übereilung zur Reife; Unterricht und Gebet vollendeten, wozu schon lange der Grund war gelegt worden.

[1]) Unter den Paten befand sich auch die Gräfin Louise v. Salm-Hoogstraeten, geb. Gräfin Bohlen, selbst Konvertitin und durch Frömmigkeit ausgezeichnet. Sie war am 21. Februar 1820 geboren, vermählte sich am 13. August 1843 mit Albrecht Grafen Salm-Hoogstraeten zu Münster und starb am 20. Oktober 1875.

Auch die Gräfin fühlte den Zug der Gnade und wollte ihm nicht widerstehen. Das Bedürfnis einer von Gott gesetzten unfehlbaren Autorität in Glaubenssachen drängte sich ihr mit großer Bestimmtheit auf; sie suchte Sicherheit und Gewißheit anstatt des Zweifels — und auch ihr Entschluß war gefaßt. In den Tagen unmittelbar vor dem Übertritt war freilich noch mancher Sturm zu bestehen." Und in der „Zeit" lesen wir: „Die Rückkehr des Grafen Karl Heinrich v. Schönburg-Forderglauchau und seiner Gemahlin in den Schoß der katholischen Kirche hat am Feste des heiligen Joseph, in Rom noch immer gebotener Feiertag, in der neuen Hauptkirche der Kongregation vom allerheiligsten Erlöser in der ehemaligen Villa Caserta vor Kardinal Reisach stattgefunden. Die Spitzen der Gesellschaft waren bei diesem feierlichen Akte zugegen. Der heilige Vater beehrte seine neuen Kinder durch Übersendung von Blumen. Der Graf, reich begütert und von alter hoch angesehener standesherrlicher Familie in Sachsen (ein Schönburg rettete Kaiser Karl V. in der Schlacht bei Pavia das Leben), hatte sich schon lange zur katholischen Kirche geneigt, die er Gelegenheit gehabt, achten und lieben zu lernen, sowohl auf Reisen als in seinem österreichischen Militärdienst. Auch der schon vor Jahren erfolgte Übertritt seiner Schwester Marie, Gemahlin des Grafen Quadt-Isny,[1]) hatte nicht verfehlt, Eindruck auf sein Gemüt zu machen. Die Briefe von der Heimat enthielten manches, was schwächere Herzen hätte schrecken oder erschüttern können. Die (reformierten) Eltern der Gräfin kamen plötzlich und unerwartet an; es war Teilnahme, die sie zu der Reise bewogen, und das Verlangen, sich von der völligen Freiheit und Unabhängigkeit des Übertritts der Tochter zu überzeugen. Sie verlangten eine Unterredung mit dem deutschen protestantischen Prediger; sie fand statt, konnte aber die Festigkeit und Entschlossenheit der Dispositionen, die sich vorfanden, in dem Entschlusse des Rücktrittes zur Kirche nur befestigen. Man kann den neuen Mitgliedern unserer Kirche übrigens nur Glück wün-

[1]) Marie Gräfin v. Schönburg-Glauchau geb. am 5. Dezember 1825 vermählte sich am 20. April 1846 mit Graf Otto v. Quadt-Wykradt-Isny und starb am 7. Oktober 1869. Ihre Konversion fand 1859 statt.

schen, daß ihr bedeutungsvoller Schritt keinerlei Trübung des guten Einvernehmens und des Friedens mit den nächsten Anverwandten zur Folge gehabt hat."

Sollen wir die Berichte der akatholischen Zeitungen über dieses Ereignis hier wiedergeben? Wir halten es für um so weniger angezeigt, als die Sprache der gegnerischen Presse in Sachen der katholischen Kirche und des katholischen Glaubens sattsam bekannt ist, und sind nicht gesonnen, jene Ergüsse wilder Leidenschaftlichkeit und blinden Fanatismus der verdienten Vergessenheit zu entreißen. Kann doch selbst die „A. Allg. Ztg." sich nicht enthalten, ihren Unwillen über dieses Gebahren kundzugeben. Sie findet es zwar in der Ordnung, daß man sich evangelischerseits gegen ein weiteres Schul- und Kirchenpatronat des nunmehr katholischen Grafen verwahrte,[1]) „aber welche Fälle niedrigster, konfessioneller Gehässigkeit," fügt sie hinzu „und vor allem, welche zwecklose Lärmsucht offenbarte sich bei dieser Gelegenheit wieder. Wenn man einen guten Teil der zu Tage getretenen Resolutionen, Briefe und Zeitungsartikel überschaut, so kommt man zur Meinung, daß es denselben gar nicht um die Sache, sondern lediglich um jenen Beifall der Bierbank zu thun war, welcher in unserem ganzen öffentlichen Leben eine so verhängnisvolle Rolle spielt."

Aber auch ein Geistlicher, der Superintendent und Konsistorialrat Dr. Otto in Glauchau, fühlte sich gedrungen, ein Schreiben an den Grafen zu richten, in welchem er denselben „einen von der Wahrheit Abgefallenen" nennt. Es ist dasselbe in verschiedenen Blättern veröffentlicht worden und lautet:

„Ew. Erlaucht haben mich aufgefordert, Ihnen einen Entlaßschein aus der evangelisch-lutherischen Kirche, welcher Sie bisher angehört haben, auszufertigen. Ew. Erlaucht haben mich damit als Ihren Seelsorger bezeichnet — denn nur von diesem ist man einen Entlaßschein zu fordern berechtigt. Ew. Erlaucht wollen zunächst meine unterthänigste Erklärung genehmigen, daß ich mich dem diesseitigen Gesetz gegenüber nicht in der Lage befinde, Entlaßscheine ohne vorausgegangene mündliche Bespre-

[1]) Wie steht es aber in überwiegend katholischen Gegenden, wo protestantische Grundbesitzer das Kirchen- und Schulpatronat unbeanstandet ausüben?

chung mit dem Konvertiten auszustellen — und ich danke Gott dafür, daß es so ist, denn es würde mir blutsauer, wo nicht unmöglich werden, einem Grafen und Herren v. Schönburg die Entlassung aus der lutherischen Kirche zum Übertritt in das Papsttum auszufertigen. Nichtsdestoweniger weiß ich, daß der Mangel eines Entlaßscheines den römischen Klerus nicht hindern wird, Ew. Erlaucht in die katholische Kirche aufzunehmen. Ich schreibe deshalb meiner Weigerung nicht die Wirkung zu, den Schritt, welchen Sie zu thun gedenken, auch nur einen Augenblick aufzuhalten. Vielleicht erreicht Ew. Erlaucht mein armes Wort erst, wenn der verhängnisvolle Schritt bereits geschehen ist. Wie dem auch sei, ich will mit blutendem Herzen mein Amt ausrichten, solange noch eine leise Hoffnung vorhanden ist, daß ich Ew. Erlaucht vor dem Angesichte des dreieinigen Gottes frage, ob Sie wirklich mit allem Ernst da geforscht haben, wo jeder aufrichtige evangelische Christ allein zu forschen hat, nämlich in Gottes heiligem Worte? (Apostelg. 17, 11). Als ein Diener Jesu Christi bezeuge ich Ihnen nicht bloß aus meiner eigenen Erfahrung heraus, sondern aus Erfahrung von Millionen treuer evangelischer Christen, daß die römische Kirche mit ihren Lehren und Ceremonien in hellem Widerstreit steht mit Gottes heiligem Wort und daß Ew. Erlaucht auf dem Wege der von Gott gebotenen Forschung nimmer zu dem Resultat kommen konnten: Finsternis sei Licht und Lüge sei Wahrheit. Und wann hätten Ew. Erlaucht geforscht? Hier etwa? Ew. Erlaucht bezeichnen mich als Seelsorger und haben mir doch niemals von Zweifeln an der Wahrheit der lutherischen Kirche gesagt; Sie haben mir niemals Gelegenheit gegeben, Ihnen Beistand zu leisten in Ihren inneren Kämpfen — und doch ist das die Pflicht auch des evangelischen Christen, sich mit seinen Zweifeln an den Seelsorger zu wenden. Ich muß annehmen, daß Ew. Erlaucht hier nicht gezweifelt, hier nicht geforscht haben. Also dort in Rom? — Ew. Erlaucht wollen mir verzeihen, wenn ich unbegreiflich finde, wie Sie in den wenigen Wochen Ihres dortigen Aufenthaltes durch redliche Forschung in der Schrift zu einem Resultate gekommen sein wollen, für welches Jahre angestrengten Betens und Ringens eine kurze, vielleicht zu kurze Frist sind. Ew. Erlaucht täuschen sich. Ihr Entschluß ist nicht

das Resultat des Forschens, sondern überwältigender sinnlicher Eindrücke, welche Rom und was in Rom ist, auf Ew. Erlaucht gemacht haben. O, wenn es noch Zeit wäre, Ew. Erlaucht zu warnen! Ew. Erlaucht verurteilen mit Ihrem Übertritt die 300jährige Geschichte des Hauses Schönburg; Sie verurteilen Ihre in Gott ruhenden Väter als Pfleger und Schirmherren eines verkehrten Glaubens, einer falschen Kirche. Das Gesamthaus Schönburg trug bisher das Patronat der lutherischen Kirche und Schule mit hohen Ehren; es ist nicht zu sagen, wie viel Segen durch Hereinziehung treuer und gewissenhafter Prediger und Lehrer in die Schönburgschen Länder auch für Sachsen gewirkt worden sind. Sie hatten die Aufgabe von Ihrem Erlauchten Herrn Vater geerbt, in Ihrem Teile die Stellung des Hauses Schönburg in der protestantischen Kirche Sachsens zu wahren als ein unveräußerliches heiliges Gut. — Das schönste Erbe Ihres erlauchten Vaters haben Sie verschmäht, verworfen; an Ew. Erlaucht richtet sich fernerhin unsere lutherische Kirche nicht auf; sie wird Sie als einen von der Wahrheit Abgefallenen beklagen oder Ärgernis an Ihrem verhängnisvollen Schritte nehmen. Ew. Erlaucht werden endlich doch unmöglich das Patronat über eine Kirche weiter führen wollen, welche Sie für falsch erkannt zu haben meinen, und wenn es die römische Kirche Ew. Erlaucht gestatten wollte, solches Amt fortzuführen, Sie würden als deutscher Fürst Wahrheitswidriges und Falsches nicht fördern wollen. Somit schädigen Ew. Erlaucht durch den Übertritt und die damit zusammenhängenden notwendigen Folgen das Interesse und die Stellung des Gesamthauses. Es kommt sicher eine Stunde — dessen sind die Katholiken eben so wie die Protestanten gewiß, wo wir vor dem Richterstuhle Jesu Christi Rechenschaft ablegen werden von allem, was wir gethan bei Leibes Leben. O, möchten Ew. Erlaucht, bevor Sie den Schritt thun, des Gerichts der Ewigkeit gedenken. Ich habe für Ew. Erlaucht nur das eine heiße Gebet, daß das, was Sie thun wollen, oder bereits gethan haben, Ihnen nicht mit seiner furchtbaren Gewalt schwer werden möge in Ihrer letzten, in Ihrer Todesstunde.

Mit herzlicher Fürbitte und tiefem Schmerz in geziemender Unterthänigkeit Dr. K. W. Otto.

Glauchau, den 15. März 1869."

Wir haben diesem Schreiben nichts hinzuzufügen, da es klar genug gehalten ist, um über die Anschauungsweise des Schreibers keinen Zweifel zu lassen. Wir bemerken nur, daß Graf Schönburg es nicht für angemessen erachtet hat, dem in obigem Schreiben ausgedrückten Wunsche, er möge sich seines Patronatsrechtes begeben, ein Wunsch, den auch die Kirchenvorstände einiger zu den Schönburgschen Herrschaften gehörigen Ortschaften sehr energisch ausgedrückt haben, zu entsprechen.

Gräfin Adelheid starb leider am 15. Juli 1873, nachdem sie fünf Tage vorher ihr einziges Kind geboren, Joachim, den künftigen Erben ihres Gatten. Dieser schritt am 19. März 1879 zu einer zweiten Ehe zu Brüssel mit Sophie, Tochter des Herzogs Leon d'Ursel.

Auf der Reise nach der Riviera, wo er Genesung zu finden hoffte, starb Graf Karl am 27. November 1898 zu Genf im Alter von 67 Jahren. Er war „das hellleuchtende Vorbild eines Edelmannes, ein großer Wohlthäter der Armen, ein Förderer vieler guter Unternehmungen und ein heiligmäßiger Katholik".

Kurz vor dem Grafen Schönburg war ein anderer sächsischer Edelmann aus altem Geschlechte zu der Religion seiner Väter zurückgekehrt, nämlich der

Freiherr Ernst v. Schönberg,

Sohn des Freiherrn Arthur v. Schönberg auf Rothschönberg bei Nossen. Die Familie Schönberg ist uralt und hat der Kirche hervorragende Kirchenfürsten geliefert, wie denn zwei Träger dieses Namens als Bischöfe von Meißen, zwei andere als Kardinäle erwähnt werden. Leider wandten sich die Enkel der von ihrem Landesfürsten zwangsweise eingeführten lutherischen Lehre zu. Ernst v. Schönberg, geboren am 4. Januar 1850 in Schloß Wilsdruff in Sachsen, wurde in der lutherischen Konfession erzogen, aber hatte zeitig eine große Zuneigung zur katholischen Kirche gefaßt und als er im Herbst 1868 aus Gesundheitsrücksichten mit seiner Mutter eine Reise durch die Schweiz nach Italien unternahm, trug er bereits den Entschluß in sich, in

Rom zur katholischen Kirche überzutreten.[1]) Diesen Entschluß führte er auch aus. Vor Weihnachten 1868 kamen Mutter und Sohn in Rom an. Hier feierte Freiherr Ernst am 21. Januar 1869 seinen neunzehnten Geburtstag und am 21. Januar 1869 legte er in der Villa Caserta in die Hände des Kardinals Lucian Bonaparte das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Als sein Vater diese Nachricht empfing, geriet er in Zorn und drohte ihn zu enterben, ersuchte auch den preußischen Gesandten in Rom, Herrn v. Arnim, dem Kardinal-Staatssekretär einen Protest gegen den Schritt seines Sohnes zu überreichen. Herr v. Arnim war unvorsichtig genug, sich hierzu herbeizulassen zur großen Verwunderung des Kardinals Antonelli, der ihn natürlich bald überzeugte, was der Gesandte allerdings schon wußte, daß sich hierin nichts thun ließe.

Inmitten dieser Kämpfe kam die Mutter des jungen Konvertiten selbst dazu, von der protestantischen Lehre der freien Forschung Gebrauch zu machen, und die Folge hiervon war, daß auch sie im Monat Mai in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurücktrat. Damit hatte die Gnade Gottes für diese Familie ihre Endschaft nicht erreicht. Kaum zwei Jahre später, am 12. April 1871, legte auch Freiherr Egon v. Schönberg, der ältere Bruder und seit dem Hinscheiden des Vaters am 15. Juni 1873 Majoratsherr der Familie, zu Rom in die Hände des Paters Generals der Redemptoristen P. Mauron, das katholische Glaubensbekenntnis ab, worauf ihm am folgenden Tage der heilige Vater selbst die heilige Firmung erteilte.

Freiherr Ernst v. Schönberg vermählte sich am 1. August 1874 mit einer Amerikanerin, Miß Grey Ward, deren ganze Familie mit Ausnahme ihres Vaters ebenfalls den katholischen Glauben annahm. Er wohnt auf seinem Schlosse Pallaus bei Brixen und im Winter zumeist in Rom, wo er als päpstlicher Kammerherr — Cameriere del numero — fungiert.

Die Mutter, Baronin v. Schönberg, geb. Baronin v. Ma-

---

[1]) Was von dem Eindruck des Domes und anderen Kirchen zu Florenz auf das Gemüt des jungen Freiherrn im Bonifaciuskalender für 1870 und nach diesem in der 2. Auflage dieses Werkes erzählt wird, beruht auf Irrtum. Ernst v. Schönberg hat als Protestant Florenz nicht betreten.

lortie, welche am 22. Juli 1811 zu Hannover geboren war, starb am 15. März 1877 zu Rom.

Freiherr Egon v. Schönberg, welcher am 14. Oktober 1845 zu Schloß Wilsdruff geboren ist, vermählte sich am 26. Oktober 1871 zu Prag mit der Reichsgräfin Marie Elisabeth v. Schönborn, Schwester des verstorbenen Erzbischofs von Prag, Kardinal Schönborn, und lebt auf dem Stammsitz der Familie zu Schloß Rothschönberg.[1]

[1]) Ob die schon mehrere Jahre früher konvertierte Freifrau von Seckendorf, eine geb. v. Schönberg, eine Verwandte des Obigen sei, wissen wir nicht.

Reinhold Baumstark,

Kreisgerichtsrat in Konstanz.

Herr Baumstark, der sich durch sein Reisewerk über Spanien, sowie durch seine treffliche Übersetzung des Cervantes als Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht hat, war der Sohn des am 28. März 1876 verstorbenen Professors der Philologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau, Anton Baumstark, und daselbst am 24. August 1831 geboren. In der Religion seiner Mutter, die Protestantin war, erzogen, widmete er sich der Rechtswissenschaft und ward nach Beendigung seiner Studien als Richter angestellt. Am 30. Juni 1869 trat er in der St. Stephanskirche zu Konstanz öffentlich in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurück. Wenige Monate darauf hatte er die unerwartete Freude, daß auch sein jüngerer Bruder Hermann, Professor der Theologie am lutherischen Konkordiaseminar zu St. Louis in Amerika, selbständig durch eigene Forschung die Wahrheit der katholischen Religion erkannte und sich derselben anschloß. Die Brüder, so durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit durch neue innige Bande miteinander verbunden, haben in einem gemeinsam abgefaßten Buche[1]) die Wege geschildert, auf welchen sie zu der Kirche ihrer nächsten Vorfahren zurückgelangten.

Seine wissenschaftliche Vorbildung empfing Reinhold Baumstark in den Schulen seiner Vaterstadt, ebenso den Religionsunterricht, den ein nach der gläubigen Richtung angehöriger

---

[1]) Unsere Wege zur katholischen Kirche. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, 1870.

Geistlicher erteilte. Der gute Grund, der in ihm durch denselben gelegt ward, wurde jedoch späterhin auf dem Lyceum durch den damaligen Religionslehrer, nachmals Stadtpfarrer von Mannheim, Schellenberg, gründlich zerstört. „In drei Jahreskursen," so schreibt Baumstark, „von 1845—1848, im Alter von 13 bis 16 Jahren, erhielt ich einen öffentlichen Religionsunterricht in wissenschaftlicher Form und mit reichem Aufwand von Kenntnissen und Beredsamkeit, dessen wesentlicher Inhalt und Zweck kein anderer war, als die vollständige Zerstörung alles positiven Christentums." Herr Schellenberg, ohne Zweifel einer der geistreichsten Verfechter seiner Richtung, ging zunächst davon aus, die Bibel nicht als das Wort Gottes, sondern als das Erzeugnis des menschlichen Geistes darzustellen, worin er freilich nicht originell war, sondern nur dem Vorgange früherer Rationalisten folgte, welche die Apostel einfach als Litteraten ihres Schlages behandelten, die Schriften des Alten Testamentes aber schlechthin für Dichtungen erklärten. Die Einwirkung einer solchen Auffassung auf den jugendlichen Geist läßt sich leicht ermessen, so wenn Schellenberg den Sündenfall „nicht als ein Unglück, wie die Bibel that, sondern als den Übergang der Menschheit aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit in den des Selbstbewußtseins, d. h. als das Erwachen des Menschengeistes aus dem Traum der Kindheit, mithin als einen großen Segen für die Menschen" zu betrachten lehrte. Daß die Wunder des Heilandes einfach geleugnet wurden, ist die natürliche Folge dieses Standpunktes, dem auch die den unglücklichen Lyceisten vorgetragene Glaubenslehre entsprach. Nach den von Baumstark mitgeteilten Proben war dieselbe nichts als ein Abklatsch des Hegelschen Pantheismus, wonach der menschliche Geist die alleinige Quelle der Religion ist, weil sich die Offenbarung in der Welt erst in ihm als eine Offenbarung Gottes bewußt wird. An diese widerchristliche Glaubenslehre, in welcher von dem dreieinigen Gotte keine Rede war, schloß sich konsequent eine adäquate Sittenlehre an, insofern nach derselben die göttlichen Gebote nicht existierten. Nicht die Ewigkeit, sondern das Menschsein auf Erden wurde als höchstes Ziel des Lebens gelehrt. „Nachdem ich," berichtet Herr Baumstark, „während drei Jahren mit einigen zufälligen Unterbrechungen den

bisher in seinen wesentlichen Ergebnissen dargestellten Religionsunterricht in mich aufgenommen hatte, kann ich wohl sagen, daß es in mir, sowie auch in meinen Mitschülern, insofern sie sich wirklich an der Sache beteiligt hatten, mit dem Christentum aus und vorbei war. Vor und bis zur Konfirmation hatte man uns gelehrt, daß wir Kinder Gottes seien, von Gott zur ewigen Seligkeit erschaffen, durch die Sünde vom rechten Wege abgekommen, durch die Taufe geheiligt, durch das Blut des Sohnes Gottes erlöst, durch die Gnadengaben des heiligen Geistes gestärkt zur Erfüllung der göttlichen Gebote und zur Erreichung unseres himmlischen Berufes. Dies, so hatte man uns gesagt, gelehrt und gepredigt, sei das Christentum; daß wir diese Lehre glauben, und daß wir derselben treu bleiben wollen unser ganzes Leben lang, hatten wir vor versammelter Gemeinde unter den Thränen unserer Eltern und auf unseren Knieen vor dem Altar feierlich gelobt. Und wenige Tage nachher hatte ein Lehrer der Kirche im Namen der Kirche begonnen, uns zu unterweisen, daß alles bisher Geglaubte teils geradezu unwahr, teils wenigstens ganz anders zu verstehen sei. Man kann sich leicht denken, wie durch ein solches Erlebnis alle göttliche und menschliche Autorität in einem jungen, des Zügels und der Zucht so sehr bedürftigen Herzen erschüttert werden mußte."

Mittlerweile kam das Jahr 1848 heran, in welchem Baumstark die Universität bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Der Strudel des „tollen Jahres" ergriff auch den siebzehnjährigen Jüngling, — das ernste Studium des klassischen Altertums und seiner Schriftsteller hatte ihn mit Begeisterung für die politische Freiheit erfüllt — und nur seine große Jugend und das ernste Auftreten seines Vaters retteten ihn vor einer verhängnisvollen Beteiligung an den blutigen Ereignissen des Jahres 1849. Er ward nach Neufchatel geschickt, um dort die französische Sprache zu erlernen. Als der Aufstand in seinem Vaterlande niedergeschlagen war, kehrte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Freiburg zurück; mit regem Eifer betrieb er dieselben, während er seine Mußestunden nach wie vor auf die ihm lieb gewordenen alt-klassischen Schriftsteller, sowie auf historische Studien anwandte. Von seinen akademischen Lehrern gedenkt er zweier, die für seine geistige Entwicklung von Bedeutung

waren, des Romanisten Fritz, bei welchem er „juristisch Denken" lernte, und „des Staats- und Kirchenrechtslehrers Buß", aus dessen Munde er „in diesen etwas verödeten Tagen den Ausdruck einer christlichen Weltanschauung und die Stimme der katholischen Kirche" vernahm. Vielleicht trug dieser letztere Umstand dazu bei, daß Baumstark sich zu Stahls Rechtsphilosophie hingezogen fühlte und diesen scharfen Denker bewundern lernte.

Seine Studienzeit ging vorüber. „Als ich im Spätjahr 1852 in die juristische Praxis eintrat," berichtet er, „konnte ich wohl sagen, daß meine Kenntnisse im positiven Recht auf einer ziemlich tiefen philosophischen und geschichtlichen Grundlage beruhten, und daß ich außerdem das geistige Leben der antiken Welt in mehr als gewöhnlichem Grade in mich aufgenommen hatte. Allein im Christentum war ich schwächer als je. Der Schellenbergsche Pantheismus und Nihilismus hatte wohl vermocht, die protestantische Glaubensgrundlage zu zerstören, allein eine positive Überzeuguug, daß die Schellenbergschen Lehren richtig seien, war nicht zurückgeblieben. Ich hatte auch schon damals die wissenschaftliche Unzulänglichkeit und Nichtigkeit dieses mit moderner Philosophie vermengten und verzwickten sogenannten Christentums einsehen gelernt. Die gegen den Offenbarungsglauben gerichtete Kritik hat durch alle ihre Vertreter bis zu David Strauß die Thatsache keineswegs zu beseitigen vermocht, daß Jesus Christus mit den unzweideutigsten Worten bei jeder Gelegenheit und in feierlichster Weise von sich selbst ausgesagt hat, er sei Gottes Sohn und Eins mit dem Vater. Hier waren nur drei Fälle möglich: Entweder hat er die Wahrheit gesagt, oder er hat sich selbst geirrt, oder er hat wissentlich die Unwahrheit gesagt. Da mir nun trotz aller Vorliebe für das heidnische Altertum meine geschichtlichen Studien die Überzeugung aufnötigten, daß eine wahrhafte Veredlung der menschlichen Natur erst durch Christum und seine Lehre möglich und wirklich geworden sei, und daß dieser Jesus Christus in der That den Mittelpunkt der Geschichte des Menschengeschlechtes bilde, so kam es mir schon damals manchmal vor, als ob Christus weder ein Betrüger noch ein Betrogener gewesen sei, und als ob es das Beste und namentlich auch das Gescheiteste wäre, seinen Worten

zu glauben. Schellenbergs Lehre, daß die christliche Religion auf jeder Entwicklungsstufe der Menschheit gewissermaßen eine andere, zu höherer Blüte gelangende, aber im wesentlichen doch immer noch christliche sei, machte mir schon damals das große Bedenken, daß hiernach alle religiöse Wahrheit dem Belieben jedes einzelnen Menschen preisgegeben sei. Die Frage, ob der Mensch zu einem ewigen Leben bestimmt sei oder ob mit dieser Erde für uns alles zu Ende gehe, vermochte ich auch zu keiner endgültigen Lösung zu bringen. Mein Lehrer hatte sich über diesen Punkt nicht bestimmt und klar ausgesprochen."

Nachdem Baumstark an verschiedenen Orten, auch im katholischen Schwarzwalde als Richter gewirkt, kam er nach dem protestantischen Durlach. Der Aufenthalt daselbst führte ihn näher zur katholischen Kirche, als es der Verkehr mit Geistlichen derselben, sowie der Umgang mit seiner Frau, er hatte 1855 eine Katholikin geheiratet, zu thun vermocht hatte. Wir haben dieses seines Verhältnisses zur katholischen Kirche noch nicht gedacht, und müssen daher nochmals auf seine Jugendjahre zurückblicken.

Aus einer Mischehe geboren, in einer überwiegend katholischen Stadt lebend, wo die kirchlichen Feste noch feierlichst begangen wurden, hatte er schon früh eine gewisse Vorliebe für die Religion seines Vaters, die erst durch den Konfirmationsunterricht unterdrückt ward und selbst einer Abneigung Platz machte. Er lernte „mit einem gewissen hochmütigen Dünkel herabsehen auf eine Kirche, deren religiöses Leben man mir als in Äußerlichkeiten befangen darstellte, während man das Wahre des Geistes und die Herrschaft der Geistigkeit, der Innerlichkeit und echter Religiosität für die protestantische Kirche in Anspruch nahm". Dennoch verließ ihn der geheime Zug nach der katholischen Kirche nicht, und während er sich von dem positiven Christentum immer mehr entfernte, machte er Gedichte an „Maria, die Mutter Jesu", und pries sie als „die Heilige und Reine", wendete sich an sie um Linderung in Schmerz und Sünde, nannte sie das „Bild ewiger Liebe", besang ihre Himmelfahrt, bezeichnete sie als „das keusche Bild süßer Liebe und zartfühlender Weiblichkeit", und das alles, obwohl sein verehrter Lehrer Schellenberg ihm die Lehre von der Menschwerdung

Christi durch die Geburt aus Maria der Jungfrau ausdrücklich als eine „liebliche Sage“ bezeichnet hatte. Der spätere Verkehr mit einzelnen katholischen Geistlichen trug aus so manchen Gründen nicht dazu bei, ihn in seiner geheimen Hinneigung zur katholischen Kirche zu bestärken, während er andererseits zugesteht, daß er aus seiner Ehe mit einer trefflichen Katholikin, die ihm durch eine „unter allen Lebensumständen gleich unerschütterliche Religiosität, eine in schweren Konflikten stets erprobte Pflichterfüllung und echt katholische Frömmigkeit“ als das Muster einer Gattin vorleuchtete, gerade „keinen Abscheu“ geschöpft habe.

So kam er nach Durlach, wo er Gelegenheit hatte, die Zustände der badischen evangelisch-protestantischen Landeskirche näher kennen zu lernen, und diese Kenntnis war nicht gerade geeignet, ihn für dieselbe zu begeistern. „Unzweifelhaft giebt es auch in dieser Kirche eine große Anzahl höchst ehrenwerter Männer, denen an der evangelischen Wahrheit alles gelegen ist. Faßt man aber die Erscheinungen im großen und ganzen in einem Gesamtbilde auf, so zeigt sich folgendes: Diejenige geistige Richtung, welche im Ministerium des Innern und überhaupt im Staatsministerium vorwiegt, bestimmt die geistige Richtung der obersten Kirchenbehörde. Amt und Brot für alle Pfarrer und Pfarrerinnen nebst ihrer zahlreichen Nachkommenschaft wird nur gespendet oder nicht gespendet, je nachdem der einzelne Geistliche sein Schifflein nach dem herrschenden Wind zu stellen weiß oder nicht. Da aber die ganze Sache doch wenigstens einigen Anschein einer geistigen und wissenschaftlichen Rechtfertigung haben muß, so hat man zu diesem Zweck eine protestantische Universität. Die Lehrer der Theologie an derselben haben den Beruf, die Wünsche und Tendenzen der Staatsregierung in wissenschaftlicher Form auf die Theologie anzuwenden. Wer sich den Machtsprüchen dieser Tendenzwissenschaft zu widersetzen wagt, der wird im günstigsten Falle als Ignorant verschrieen, im ungünstigen Fall durch Zurücksetzung und positive Kränkung verfolgt. Die Mehrzahl der Menschen aber besteht nicht aus Helden, am allerwenigsten dann, wenn sie für Familien zu sorgen haben. In größeren Städten, namentlich in der Residenz, sah ich von mancher Seite ein so unwürdiges Buhlen mit dem

sogenannten Zeitgeist, daß jeder letzte Rest von Achtung angesichts eines solchen Treibens verschwand . . .

„Wagt ein Geistlicher eine eigentliche Wirksamkeit als Seelsorger zu entwickeln, soweit dies ohne Beichtstuhl überhaupt denkbar ist, so ist es um ihn geschehen. Denn der Zeitgeist will nicht, daß man ihm in die Karten sehe; er will, daß man einander Komplimente und Flausen vormache; daß man sich gegenseitig anlüge. So wird dann in unserem Lande im allgemeinen und durchschnittlich jetzt gerade das Gegenteil von dem als evangelisch-protestantischer Glaube gelehrt und gepredigt, was vor zwei Jahrzehnten diesen Namen führte. An die Stelle des eingeborenen Sohnes Gottes ist, sogar bei Frauen, der Zimmermannssohn von Nazareth getreten, und die wenige lauwarme Religionsbrühe, welche an diesen Kern sich noch anschließt, ist von der Art, daß jede Freimaurerloge sich von ganzem Herzen damit einverstanden erklären kann. Daß der ohnedies kahle und dürftige protestantische Gottesdienst unter solchen Verhältnissen zu einer ganz vollendeten Armseligkeit, zum bloßen Anhören einer selbstgefälligen, häufig nur noch für die Frau Pfarrerin interessanten Rede herabsinkt, ist eben so gewiß als natürlich. Und alle Herzen von wahrhaft religiösem Bedürfnis, von Ernst und höherer Liebe zu Gott sind in einer solchen Kirche aufrichtig zu beklagen. Diese Anschauung schöpfte ich nicht etwa willkürlich aus mir selbst, ich verdankte sie auch nicht der Einwirkung katholischer Kreise; mit solchen stand ich damals nicht in der entferntesten Verbindung. Im Gegenteil; ich schöpfte meine Wahrnehmungen über das große Elend der protestantischen Landeskirche Badens ausschließlich aus protestantischen Quellen und zum großen Teil aus den Bekenntnissen protestantischer Geistlicher. Luthers Lehre hatte ich seinerzeit aus den Quellen studiert. Es war mir also leicht, zu erkennen, daß in dieser Kirche nicht nur im allgemeinen, sondern fast durch alle Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses hindurch geradezu das Gegenteil von dem gelehrt werde, was Luther gelehrt habe. Mit der Reformation des 16. Jahrhunderts hat diese Kirche gar nichts mehr gemein, als den feindseligen Gegensatz gegen den Katholizismus. Der „freien Forschung“ ist jede Willkür und jeder Unglaube gestattet, es wäre denn, daß sich ein Mensch

durch „freie Forschung“ zur katholischen Kirche gedrängt fühlte; in diesem Falle ist es „etwas anderes“, da wird die Forschung zum Verbrechen. Die evangelisch-protestantische Lehre selbst beruht auf keiner festen obersten Lehrautorität, sie stimmt nicht überein mit dem Inhalt der Heiligen Schrift, sie stimmt auch nicht überein mit der deutschen Philosophie, sie hat überall gar keinen Halt, gar keinen Boden, gar keine Überzeugungskraft. Was diese Kirche noch zusammenhält, das ist einerseits die natürlich fromme Gewohnheit vieler einzelner Mitglieder, andererseits das gehorsame und unterwürfige Anlehnen an die Staatsgewalt. Die Altlutheraner sah ich andererseits in einem wahrhaft gräßlichen Dogmatismus sklavisch befangen unter dem souveränen Papsttum der toten Worte und der gewaltsamen Bibelauslegung Luthers. Warf man aber gar einen Blick in die Zersplitterung der übrigen protestantischen Sekten und Denominationen, so gewahrte man wohl eine Fülle des Elends und der Thorheit neben aufrichtigem Glauben und stiller Frömmigkeit einzelner Menschen, weiter aber nichts. Unter diesen Umständen gelangte ich wohl so weit, an manchem stillen Sonntagvormittag die Katholiken in der meiner damaligen Wohnung gegenüberliegenden kleinen Kirche von ganzem Herzen zu beneiden, während ich den erhebenden Klängen ihrer Kirchenmusik beim Hochamte lauschte.“ Diese Eindrücke jedoch gingen nicht in die Tiefe, und wenn er auch für die katholische Kirche Achtung empfinden mußte, so blieb er doch selbst in seinen pantheistischen Anschauungen befangen und gefangen, wozu seine aus einseitigen Historikern geschöpften protestantischen Geschichtsvorurteile einen Hauptanteil hatten, Vorurteile, die erst auf dem Wege stillen freien Forschens und Denkens allmählich verschwanden und einer gesunderen, geschichtlichen und politischen Anschauung Platz machten. Nicht wenig trug zu diesem Wechsel bei die Politik der badischen Regierung gegenüber der katholischen Kirche. „Ohne entfernt im Herzen Katholik zu sein, konnte ich mich doch unmöglich der Überzeugung erwehren, daß jede vernünftige Staatsleitung Religion und religiöse Gesinnung des Volkes als die eigentliche Grundlage aller staatlichen Ordnung verehren und befördern müsse. Denn die Staatsordnung beruht auf der Unterwerfung des einzelnen unter das Ganze, also auf Gehorsam. Der Mensch

aber ist von Natur nicht gehorsam, sondern das Gegenteil, wie wohl jeder bezeugen wird, der ein Kind erzogen oder auch nur beobachtet hat. Gehorsam lernt der Mensch nur durch die Religion, durch die Unterwerfung unter Gottes Gesetz; er wird also nur durch die Religion ein rechter Staatsbürger. Von diesen Anschauungen ausgehend, mußte ich das Bestreben einer Staatsregierung, die Kirche aus dem geschichtlich hergebrachten und als wohlthätig nachgewiesenen Einfluß auf die Volksschule zu verdrängen und auf die notdürftige Erteilung des Religionsunterrichtes zu beschränken, im höchsten Grade unvernünftig und unstaatsmännisch finden. Das Vorgehen dieser Regierung im Verhältnis zur Kirche und Schule erweckte mir aber auch die ernsthaftesten juristischen Bedenken. Der beständige Streit mit dem erzbischöflichen Stuhle zeigte mir meistens nach meiner rechtlichen Erkenntnis die Gerechtigkeit nicht auf seiten der protestantischen Regierung, sondern auf seiten des katholischen Bischofs. Dabei machte ich die weitere Erfahrung, daß die lebhaftesten und lautesten Anhänger der Regierung, deren ich gar manche aus Jugendjahren kannte, entweder in ihrem Innersten geradezu der Fahne der Revolution angehörten, oder aber durchaus servile und gesinnungslose Menschen waren, von welchen ich getrost überzeugt sein durfte, daß sie einer jeden im Besitz der Gewalt befindlichen Geistesrichtung eben so laut und freudig zujubeln würden, wie der zufällig bei uns herrschenden."

So mit seinem Protestantismus zerfallen, denn weder bei der bibelgläubigen, noch bei der evangelisch-protestantisch-rationalistischen, noch bei der pantheistischen Form desselben hatte er Befriedigung oder Überzeugung gefunden; durch seine geschichtlichen Studien zu dem Ergebnis gelangt, daß der Grundsatz der Autorität, der Unterwerfung des einzelnen unter das ewige Gesetz der allein richtige, der entgegengesetzte Grundsatz der Subjektivität, der Revolution, ein Übel sei, meinte er noch einen Weg betreten zu sollen, auf welchem so manche ihr Heil gesucht haben, den Weg der eigentlichen und strengen Philosophie. Mit der Philosophie der Alten war er von früher her vertraut, sie schien ihm jetzt nur insofern einen Wert zu haben, als sie ein wichtiges und wertvolles Stück aus der Geschichte des menschlichen Geistes bildet; die Philosophie des Mittelalters war ihm

damals und auch noch später vollständig unbekannt, und so blieb ihm nur die moderne Philosophie übrig. Von den philosophischen Forschern der Neuzeit konnten indes für ihn nur zwei ernstlich in Betracht kommen, weil er ein konsequentes und allseitig durchgeführtes System bei ihnen vorfand: Spinoza und Hegel. In ersterem erkannte und verehrte er einen wahrhaft großen Geist, welcher von der Welt zurückgezogen, in stiller Einsamkeit auf dem Wege des Denkens Gott zu finden versuchte. „Was er gefunden hat, ist nach meiner Überzeugung das Höchste, was der Mensch für sich allein aufstellen kann, und zugleich der lebendige Beweis dafür, daß der Mensch überhaupt für sich allein die Wahrheit nicht finden kann. Spinoza lehrt, wahrhaft und wirklich sei nur die Substanz, als deren Attribute das Denken oder der Geist und die Ausdehnung oder die Natur erscheinen. Indem er diese einzige wahrhafte Wirklichkeit Gott nennt, und indem er die Sittlichkeit einfach darin findet, daß der Geist die wahre Idee von Gott habe, hat er seiner Lehre unstreitig einen tief religiösen Charakter gegeben. Alles Endliche muß in großartiger Selbstsuchtlosigkeit verschwinden und sich vernichten lassen vor dem Unendlichen, und dies ist echt religiös... Der Fehler an Spinozas Philosophie ist nur der, daß seine einzige Substanz nicht als Lebendiges erscheint. Und hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo für alle Ewigkeit die Grenzen des menschlichen Forschens unverrückt dieselben bleiben.“ Alles, was Spinoza und seine Nachfolger über Gott gedacht und gelehrt, sei am Ende ein menschlicher Begriff oder eine menschliche Idee, der keine außermenschliche, lebendige Wirklichkeit entspräche. „Darum kann man nicht beten zu dem Gott, welchen diese Philosophie lehrt; darum findet das innerlich bedrängte und von den Schlägen des Schicksals gepeinigte Menschenherz keinen Trost und keine Ruhe, keine Seligkeit bei diesem bloß vorgestellten und gedachten Gott. Der wahre und lebendige außerweltliche Gott kann von dem Menschen nicht durch sein Forschen ergriffen werden; was er in unendlicher Gnade uns von sich mitteilt, das haben wir in demütigem Glauben als lebendige Thatsache anzunehmen und zu verehren. Sonst bekommen wir statt eines ewigen Gottes eine Vorstellung ohne wirklichen Gehalt, statt eines allgütigen Vaters eine nackte, trostlose Abstraktion.

Indem Spinoza diese notwendige Schranke des endlichen Geistes nicht erkannte, indem er glaubte, mit seinem endlichen Denken auch den unendlichen Gott ergreifen zu können, verlor er den außerweltlichen, den lebendigen oder, was dasselbe ist, den persönlichen Gott."

In dieser Lehre, dem Kanon des Pantheismus, meinte eine Zeit lang auch Baumstark die Tiefen der Wahrheit entdeckt zu haben. Allein weiteres Studium, besonders die Bekanntschaft mit Hegel, ließ ihn seinen Irrtum gewahr werden. Nach der Lehre Hegels hat die Philosophie denselben Inhalt wie die Religion, nur daß sie ihn in der höheren Form des Denkens giebt, während die Religion dies in der Form des Glaubens thut. „Aber darin liegt eben der große, der verhängnisvolle, der alles beherrschende Irrtum. Wäre in der That das Denken die höchste Form menschlicher Geistesthätigkeit, so müßte auch auf dem Wege des Denkens das höchste Ergebnis menschlicher Entwicklung mit Notwendigkeit erreicht werden, nämlich geistige Befriedigung und sittliche Vervollkommnung; mit anderen Worten, der größte Philosoph müßte notwendig der glücklichste und sittlichste Mensch sein. Nun belehrt uns aber die Erfahrung einiger Jahrtausende geradezu vom Gegenteil. Alle Philosophie aller Zeiten hat noch keinen einzigen Philosophen zustande gebracht, der es gewagt hätte, von sich zu sagen: „Kraft meiner Lehre und meines Systems fühle ich mich glücklich und bin ich rein von Sünde. Und keiner von allen bekannten Philosophen, Sokrates nicht ausgenommen, vermag vor irgend einer unparteiischen Geschichtsforschung auch nur entfernt verglichen zu werden mit so vielen unter den Heiligen, welche am leuchtenden Sternenhimmel der katholischen Kirche mit unauslöschlichem Glanze prangen.[1]) Wenn aber das Denken die höchste Aufgabe des menschlichen Daseins nicht zu erfüllen vermag, so kann es

[1]) Eine hübsche Parallele böten einem Maler die beiden hervorragendsten Philosophen der Neuzeit und des Mittelalters, Hegel und Thomas von Aquin; der erstere nach anstrengender Geistesarbeit am Tage des Abends im Wirtshause beim Bier sich erholend, die lange Tabakspfeife im Munde, und die Whistkarte in der Hand, der andere, nach mindestens gleicher geistiger Thätigkeit am Tage des Nachts in tiefste Meditationen oder inbrünstiges Gebet versenkt. (D. V.)

auch unmöglich die höchste Form menschlicher Geistesthätigkeit sein; oder aber, man müßte annehmen, der Mensch sei dazu erschaffen, seine Bestimmung nicht zu erreichen, was ein Widerspruch in sich, also, nach den Gesetzen des Denkens, ein Unsinn wäre."

Das eingehende Studium der Werke Hegels führte Baumstark zu der Überzeugung, daß die (moderne) Philosophie, weit entfernt, nach Hegels Meinung den gleichen Inhalt mit der Religion zu haben, gerade den entgegengesetzten habe, statt der Versöhnung und Vereinigung mit Gott die Entfremdung von ihm und die Überhebung über ihn.

Damit jedoch war für ihn nur das erreicht, daß er sich der Mühe enthoben glaubte, Hegels Nachfolgern und der materialistischen Philosophie der neuesten Zeit auf ihren Irrgängen zu folgen; einen festen Standpunkt hatte er nicht gewonnen. „Spinoza und Hegel," sagt er, „waren die einzigen modernen Philosophen, welche ich zu überwinden genötigt war. Und als ich sie überwunden hatte, als auch diese Götzenbilder zertrümmert am Fuße ihrer Altäre lagen, da fragte sich meine Seele in blutender Verzweiflung und grenzenloser Verlassenheit: Wohin soll ich mich wenden? Das Christentum war verloren, in der Philosophie war keine Wahrheit zu finden. Sie gab mir nur Begriffe und meine Seele verlangte nach positiven Thatsachen. Am allerwenigsten konnte ich mich damit zufrieden geben, daß wie bei Hegel das Christentum zwar in seiner religionsphilosophischen Tiefe und weltveredelnden Kraft anerkannt, dagegen über die Wahrheit oder Unwahrheit der thatsächlichen Behauptungen, auf denen es beruht, gewissermaßen mit Stillschweigen hinausgegangen wird. Mein Geist verlangte unbedingt einen logisch richtigen und vollständigen Abschluß. Entweder, sagte mein Denken, beruht die Sache auf Wahrheit, dann muß man sich ihr unterwerfen, oder sie beruht auf Unwahrheit, dann muß man sie verwerfen. Eine glückliche Lüge, eine veredelnde Täuschung will ich nicht: ich will „Wahrheit".

Um diese Zeit (1864) trat ein für Baumstark wichtiges Ereignis ein. Bis dahin Einzelrichter in einem kleinen Orte ward er nach Konstanz versetzt, um dort als Mitglied des Gerichtshofes einzutreten. War er dort mit Berufsarbeiten überladen,

so gewann er hier mehr Muße, auch seinen Privatstudien obzuliegen. Und zwar war es das geistige Leben des Mittelalters, dem er nun seine Aufmerksamkeit zuwandte, da er gerade hier die meisten Lücken auszufüllen hatte. Dante diente ihm als Führer. Er lernte auch durch ihn die Philosophie des Mittelalters, die der Scholastiker kennen und würdigen. Sie hat erkannt, daß das Philosophieren des menschlichen Geistes die nämlichen Grenzen hat, welche dem menschlichen Geiste selbst gezogen sind, daß also die Philosophie nur über den Menschen und über die Welt positive, inhaltreiche Wahrheit zu Tage fördern kann, daß sie dagegen das Ewige nur aus der Hand des Ewigen als Gnadengeschenk zu empfangen vermag. Diese Erkenntnis ist das bleibende Verdienst der scholastischen Philosophie, und in dieser Beziehung wird die moderne Philosophie, nachdem der Kreislauf der hochmütigen Selbstüberschätzung vollendet sein wird, zu ihr zurückzukehren genötigt sein."

Als Hauptgewinn dieser Beschäftigung mit Dante betrachtet es Baumstark, daß er christlichen Glauben und christliche Lebensanschauung, wie sie in des Dichters reichbegabtem Kopfe sich darstellte, begreifen, bewundern und lieben lernte. „Dante war unzweifelhaft, bei aller Opposition gegen die Verweltlichung der Kirche, ein guter und getreuer Katholik. Sein Gedicht zeigt, wie das katholische Dogma von den höchstgebildeten Geistern jener Zeit verstanden wurde; und auf dem Wege, welchen ich zurückzulegen hatte, war es kein geringer Fortschritt, den Katholizismus Dantes zwar nicht zu teilen, aber zu verstehen."

Der Verlauf seiner Beschäftigung mit dem Mittelalter führte ihn auf Spanien und dessen Litteratur, die ihn in ihren großen Meistern Cervantes und Calderon mächtig anzog und den Wunsch in ihm rege machte, das schöne Land und seine Bevölkerung selbst kennen zu lernen. Er führte diesen Entschluß im Jahre 1867 aus und legte die Resultate seiner Beobachtungen in einem Buche[1]) nieder, welches wegen seiner frischen Schreibweise und der unbefangenen Anschauung und Beurteilung der Verhältnisse und Zustände jenes so schönen und so unglücklichen

[1]) Mein Ausflug nach Spanien im Frühling 1867. Regensburg 1868. 2. A. 1870.

Landes namentlich in katholischen Kreisen verdienten Beifall erlangte. Einen wesentlichen Einfluß aber auf seine religiöse Entwicklung hatte die Reise nicht. Ja, gerade die freundliche Aufnahme seines Buches seitens der katholischen Presse schüchterte ihn ein, so daß er sich innerlich gegen den Katholizismus förmlich zur Wehr setzte. Auch die eingehende Beschäftigung[1]) mit Calderon und Cervantes brachte ihn nicht vorwärts.

Unter diesen Beschäftigungen, die seine Mußezeit vollständig in Anspruch nahmen und ausfüllten, kam der Herbst 1868 heran, in welchem Papst Pius IX. anläßlich des bevorstehenden allgemeinen Konzils seine Einladung an die Protestanten zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche ergehen ließ. Sie traf Baumstark „mit der Macht eines von Gott gesandten Ereignisses" und schien ihm geradezu an ihn persönlich gerichtet und auf den Seelenzustand, in welchem er sich befand, auf das genaueste berechnet. „Es war mir die große Spaltung unserer Zeit in die zwei Lager des Glaubens und Unglaubens seit langer Zeit immer klarer in das Bewußtsein getreten. Vergebens suchte ich eine vernünftige, konsequente und einheitliche Stellung des Protestantismus in diesem Kampfe. Die gläubigen Protestanten sah ich, im schreienden Widerspruch mit ihrem obersten Grundsatz der freien Forschung und des Subjektivismus, als bewußtloses Anhängsel der katholischen Kirche einherziehen; die anderen sah ich denjenigen Grundsätzen verfallen, deren folgerichtige Durchführung unbedingt und naturnotwendig zur Religionslosigkeit, damit aber zugleich zur Auflösung aller gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung und Autorität führt. So wurde ich denn durch das Schreiben des heiligen Vaters vom 13. September 1868 in den innersten Tiefen des Gemütes ergriffen; die in mir wogenden Gedanken ließen mir keine Ruhe mehr, bis ihnen die Feder einen Ausdruck gegeben hatte." Auf diese Art entstand seine kleine Broschüre: Gedanken eines Protestanten

[1]) Früchte derselben waren seine Übersetzung von Calderons Lustspiel „Dame Kobold" in Jamben, und von Cervantes „Musternovellen". Die letztere ist so trefflich und zeigt ein so tiefes Verständnis des Dichters und seiner Zeit, daß der Wunsch rege wird, es hätte der so begabte Übersetzer sich auch an des großen Dichters Hauptwerk: Don Quixote, gegeben, da keine der vorhandenen Übersetzungen genügt.

über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche (Regensb. bei Manz, 1868), die in Monatsfrist nicht weniger als dreizehnmal aufgelegt und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Sie enthält seine Ansichten über die beiden Kirchen, und konnte füglich als ein förmliches Glaubensbekenntnis betrachtet werden. Danach war seine formelle Vereinigung mit der katholischen Kirche nur mehr eine Frage der Zeit. Es liegt auf der Hand, daß eine nähere Betrachtung dieser kleinen und doch so bedeutungsvollen Schrift, deren seltenen Erfolg ihr bescheidener Verfasser nur dem Umstande beimißt, daß er „das verdienstlose Werkzeug eines wahren Gedankens geworden war", hier nicht zu umgehen ist.

Ehe er auf die Einladung des Papstes zum Konzil eingeht, vergleicht er die beiden Kirchen in Bezug auf das, was sie ihren beiderseitigen Anhängern zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse bieten, und welchen Einfluß sie auf das praktische Leben jener ausüben. Er kommt zu dem Schlusse, daß die „evangelisch-protestantische Kirche" eine reine Negation sei und in dem gänzlichen Unglauben auf dem religiösen Gebiete, in der Revolution auf dem praktischen ihren Ausgang finde, auch für das Leben selbst unfruchtbar sei. Das Vorhandensein zahlreicher, trefflicher und tugendhafter Protestanten spreche nicht dagegen, denn sie besitzen jene Eigenschaften nicht wegen, sondern trotz ihres Bekenntnisses. Der Katholizismus dagegen stellt ihm das Bild einer unfehlbaren Kirche dar, die in ihrem Kultus durch das Opfer des Gottmenschen zu einem Opferleben begeistert. Schlechte Katholiken seien dies eben durch ihren Abfall vom Princip. Doch hören wir ihn selbst.

„Was bietet die evangelisch-protestantische Kirche ihren Bekennern?" Nachdem er auf die zahlreichen Faktionen und Sekten innerhalb derselben hingewiesen, sagt er:

„Ein Blick auf diese außerordentliche Vielgestaltigkeit und Zerrissenheit, die auf dem Boden Amerikas sich in ihrer bis ans Erstaunliche grenzenden Entwicklung zeigt, läßt von vornherein die wohlbegründete Vermutung entstehen, daß das Gemeinsame aller dieser kirchlichen Gestaltungen an Umfang und Inhalt nicht sehr bedeutend sein werde. Und in der That: außer dem von jeder kirchlichen Richtung anders ausgelegten

Evangelium beschränkt sich dieses Gemeinsame wohl auf drei Dogmen, welche hinwiederum auch Dogmen der römisch-katholischen Kirche sind. Ich meine den Glauben an Einen lebendigen, dreieinigen Gott, an die Erlösung durch den Mensch gewordenen Sohn Gottes, und an die Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. In allen übrigen Glaubenslehren trennen sich die akatholischen Kirchen voneinander in den verschiedensten Richtungen, und eine jede behauptet natürlich eben so fest und überzeugt, wie die römisch-katholische Kirche, im alleinigen Besitze der echten Wahrheit zu sein.

„Gemeinsam ist aber all den getrennten Kirchen noch ein Merkmal der Verneinung. Sie alle nämlich verwerfen bald eine größere, bald eine geringere Anzahl von Glaubenssätzen der römisch-katholischen Kirche, als von Menschensatzung herrührend; sie stimmen nicht überein miteinander hinsichtlich des Umfangs dessen, was sie als Menschensatzung bezeichnen, sie stimmen aber darin überein, daß sie alle weniger glauben als die Katholiken. Der Grund hiervon liegt in der ausschließlichen Anerkennung des geschriebenen Gotteswortes als Glaubensquelle, und in der verschiedenen Auslegung dieser Quelle durch die theologische Wissenschaft, oder, wo diese fehlt, durch die menschliche Willkür.

„In ähnlicher Weise kann auch das kirchliche Leben und der Gottesdienst sämtlicher akatholischen Kirchen eigentlich nur dadurch mit einem gemeinsamen Ausdruck bezeichnet werden, daß man sagt: sie sind alle, samt und sonders, auch in dieser Hinsicht ärmer als die römisch-katholische Kirche. Denn die Sakramente, nach Zahl und Wirkung möglichst beschränkt, ziehen nicht das ganze Leben von der Wiege bis zum Grab in den Kreis ihres das Menschenleben gen Himmel erhebenden Einflusses. Der Gottesdienst entbehrt vor allem des Glaubens an die unmittelbare göttliche Gegenwart; er ist größtenteils auf den Sonntag beschränkt, wo er, in ähnlicher Weise, wie ein sonstiges erlaubtes Vergnügen, als eine Art gewohnheitsmäßiger Erholung von den Strapazen der Woche begangen wird. Seinem Inhalte nach ist der Gottesdienst meist beschränkt auf gemeinsames Beten und Singen, nebst Anhörung eines religiösen Vortrages. In allen übrigen Beziehungen aber sehen wir die

nämliche, ins Tausendfältige gehende Verschiedenheit wie hinsichtlich des Glaubens.

„Wir kommen also, mögen wir die kirchliche Lehre oder das kirchliche Leben betrachten, zu keinem anderen Ergebnis, als daß die evangelisch-protestantischen Kirchen die Gesamtheit derjenigen christlichen Religionsgenossenschaften darstellen, welche ihren Bekennern in beiden Beziehungen weniger bieten, als die römisch-katholische Kirche den ihrigen."

„Es komme natürlich," fährt er fort, „nicht auf das Quantum des Glaubens, sondern auf die Wahrheit desselben an, für welche die Protestanten lediglich die Bibel als Quelle besitzen, eine Quelle, die durch das protestantische Princip von der freien Forschung gar sehr getrübt werde."

Nachdem er auf die Unsicherheit der alleinigen Autorität der Bibel für den Glauben hingewiesen, fährt er fort:

„Und zur Auslegung des Evangeliums verweisen die akatholischen Kirchen ihre Bekenner auf den Weg der freien Forschung, also auf Vernunft und Wissenschaft. An Hochachtung vor Vernunft und Wissenschaft will ich mich von keinem Menschen übertreffen lassen; allein es ist durch die bisherige Geschichte der Menschheit ganz überzeugend nachgewiesen, daß Vernunft und Wissenschaft eines endlichen Wesens die absolute Wahrheit nie zu enthüllen vermag. Die Naturforschung hat es durch den Mund ihrer genialsten Häupter immer und immer wieder ausgesprochen, daß sie das Geheimnis des Lebens zu ergreifen nicht imstande ist. Die Philosophie, und die deutsche Philosophie vor allen anderen, ist nachgerade wohl auch zu der Überzeugung gekommen, daß sie aus sich allein irgend einen positiven Inhalt über das Verhältnis des Endlichen zum Unendlichen zu geben nicht vermag. Und die gleiche Erfahrung macht der Protestant, wenn er in der Bibel forscht. Solange er nicht vollständig aufhört, Christ zu sein, bedarf er unbedingt des Glaubens. Denn um das Dogma von der Dreieinigkeit des persönlichen Gottes anzunehmen, muß ich gerade ebensosehr gläubiger Christ sein, als dies für das Dogma von der unbefleckten Empfängnis notwendig ist. Man kann durchaus nicht sagen, das eine sei vernünftiger als das andere; wer ehrlich sein will, muß gewiß bekennen, daß beide gleichmäßig über aller menschlichen Ver-

nunft sind. Ist aber die Forschung der Vernunft nicht imstande, die geoffenbarten Glaubenslehren zu begreifen, so ist sie auch ungenügend zur Auslegung der Bibel, und daß dem also ist, ergiebt sich eben daraus, daß mit ihr fast ein jeder zu einem anderen Ziele kommt."

Es seien also nicht nur die Glaubenslehre und das kirchliche Leben, sondern auch die Quellen der religiösen Überzeugung für die Protestanten ärmer.

Baumstark hielt die Reformation, obschon sie die Quelle politischen Unheils für Deutschland war, im ganzen und großen für eine notwendige, mithin auch wohlthätige Fügung Gottes. In Anbetreff der sie veranlassenden Momente kam er zu folgenden Grundgedanken:

Erstens war es, manchmal auch bloß vorgeblich, der reformatorische Gedanke, das Leben und die Disciplin in der Kirche zu bessern an Haupt und Gliedern. Diesen Gedanken hat die römisch-katholische Kirche sich angeeignet; sie hat denselben in und an sich besser verwirklicht, als irgend eine andere Religionsgemeinschaft. Die Werke der christlichen Liebe werden nirgends mit mehr Aufopferung, nirgends in großartigerem Maßstabe geübt, als in der katholischen Kirche. Blicket hin, ihr Kinder der Weltlust, auf die Barmherzigen Schwestern! Kein Würgengel der gräßlichsten Seuchen, kein Schrecken des Krieges, kein Jammer des Lebens besiegt das stille Liebeswirken dieser wahren Engel auf Erden. Und sie sind nur ein einziges Beispiel von so vielen! Von dem stillen Gehorsam, der selbstlosen Hingebung, der schweigenden Demut der Ordensgeistlichen will ich nicht reden, um nicht sofort als geheimer Jesuit erkannt zu werden. Das aber muß ich sagen, daß die katholischen Weltpriester trotz der Gefahren des Cölibats im allgemeinen keineswegs mehr sündigen, als ihre verheirateten und mit Kindern oft nur zu reich gesegneten protestantischen Amtsbrüder. Und wenn mir schließlich jemand in dem gewaltigen Tableau der gegenwärtig leidenden und ringenden Menschheit auch nur Eine Figur zu zeigen vermag, die mehr den Stempel göttlicher Hoheit auf der Stirne trägt, die mehr zu Bewunderung, Liebe und Verehrung hinreißt, als die Figur Pius IX., so mag er auftreten! Ich — weiß keine. Und so scheint es mir denn mehr als zweifelhaft,

ob die evangelisch-protestantische Kirche der Gegenwart sich vom Standpunkt der Kirchenverbesserung mit Recht als die höherstehende betrachten darf.

Zweitens war es die dogmatische Trennung, die Reinigung der Lehre auf Grund des Evangeliums, welche als Palladium der Reformation angerufen ward. Man bestritt als Menschensatzung alles, was nicht in der Bibel stand, und die Bibel legte ein jeder anders aus. Aus dem Sakrament des Altars ward, nachdem auch Luthers geistigere Auffassung den immer nüchterner werdenden Menschen zu poetisch erschien, eine trostlos abgeblaßte Erinnerungsfeier, man verwarf die Lehre vom Fegfeuer, von den Heiligen, man verwarf die meisten Sakramente. Ich bin kein Dogmatiker, aber so viel weiß ich: die Protestanten werfen sich selbst untereinander so große Irrtümer vor, als sie es den Katholiken gegenüber thun; und ferner: auch der allergeringste christliche Glaube braucht noch etwas außer der Vernunft, und endlich: das katholische Dogma enthält für seinen gläubigen Bekenner die vollste, alle Rätsel der Welt und des Lebens umfassende Beruhigung, was man von keiner anderen Glaubenslehre sagen kann. Auch hat der wissenschaftliche Kampf der beiderseitigen Dogmatik bis jetzt keineswegs mit einer entschiedenen Niederlage der Katholiken geendet, und die Protestanten können keinenfalls sagen, daß sie der reinen Lehre Christi gewiß, denn sie können nicht sagen, daß sie über dieselbe einig sind.

Drittens war es das Princip des Protestantismus, der freien, an keine Schranke der Autorität gebundenen Forschung. Das ist ein glänzender, ein blendender Gedanke; er ist notwendig in der Welt, als ein Mittel in der Hand Gottes bei Erziehung des Menschengeschlechtes; er ist vollberechtigt auf gewissen Gebieten des Lebens. Aber wenn die Freiheit des Individuums auf Staat und Kirche angewendet wird, so ergiebt sich folgerichtig das Princip der Revolution und des Atheismus. Der Mensch darf nur frei sein in den Schranken der ewigen Ordnung; sobald diese überschritten werden, verfällt er — brauchen wir nur ungeniert das rechte Wort — dem Reiche des Satans. Darum hat auch Luther von der freien Forschung nie etwas wissen wollen, sobald sie gegen die Ergebnisse seiner For-

schung sich wendete: und von der menschlichen Vernunft hat der Gründer des Protestantismus, den ich übrigens von meinem Standpunkte aus so hoch verehre, als ich die meisten seiner Thaten beklage, ganz einfach gesagt: „Die Vernunft ist des Teufels Hure."

So sei denn das Princip des Protestantismus ein durchaus negierendes, zerstörendes, was auf das religiöse Leben seiner Bekenner nur die unheilvollste Wirkung ausüben müsse. Und so sei es denn gekommen, daß die von den Staats- oder Landeskirchen getrennten sogenannten Sekten im ganzen einen tieferen Glauben bewahrt hätten als jene, und daß nur noch in der Landbevölkerung ein religiöser Kern zu finden wäre. Die Stadtbevölkerung aber sei durchschnittlich irreligiös. „Und an diesem Zustande der Dinge," fährt er fort, „ist die evangelisch-protestantische Kirche nicht unschuldig, denn sie ist vielfach charakterlos geworden. Man hat es erlebt, daß in einem Lande vor einem Jahrzehnt eine streng gläubige Richtung maßgebend war, daß die Gegner dieser Richtung ein saures Leben hatten und oft verfolgt wurden. Da kam in die Residenz dieses Landes ein anderer politischer Wind. Es tauchten Persönlichkeiten auf, welche zum Teil sogar früher der entgegengesetzten Geistesrichtung angehört hatten, jetzt aber mit allem Talent kluger Herren den Kirche und Staat auflösenden Fortschritt predigten. Diese Männer trugen den Sieg davon; Geld, Amt und Ehre ward von ihnen abhängig. Und nun fiel — mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen — die evangelisch-protestantische Geistlichkeit des Landes von ihrem früheren Standpunkt ab. Die Person, das Leben, die Auferstehung Christi, und damit die wesentlichen Grundlehren des Christentums, wurden in ganz entscheidenden Beziehungen aufgegeben. Keinem dieser Männer fiel es ein, zu bekennen, daß er in Gottes Namen ein Heide sei; sie melken alle ruhig fort an dem Euter, aus welchem nicht etwa die Milch der frommen Denkart, wohl aber der Nervensaft des Erdenlebens fließt; sie wollen die Schafe, wenn nicht weiden, doch scheren."

„Wer aber könne," fragt er, „bei aller Achtung für die individuelle Überzeugung, solche Männer achten, deren Glauben von dem jeweiligen Ministerium abhängt? Und welchen Einfluß

können sie auf das religiöse Leben des Volkes, welchen auf die Erziehung der Jugend haben?

„Und so ist es denn gekommen, daß Luther sich vor Entsetzen im Grabe umdrehen würde, wenn er dort zu hören bekäme, was unter seinem Namen gepredigt wird. So ist es gekommen, daß eine von den Philosophen selber aufgegebene Philosophie jetzt von theologischen Philosophen-Dilettanten dem Volke als Religion gepredigt wird. So ist es gekommen, daß die Edelsten und Besten des Volkes sich mit Verachtung abwenden von der Kirche, die ihnen geistige Mutter sein sollte. So ist es ferner gekommen, daß die konsequenten Männer des Fortschrittes jetzt schon mit offener Kühnheit die „Menschheit ohne Staat und ohne Gott“ als das Endziel ihrer Bestrebungen verkünden, daß sie die Protestanten verlachen, welche kirchlich-christlich sein wollen, aber es nicht mehr können. So es ist, mit Einem Worte, dahingekommen, daß mich niemand so leicht widerlegen wird, wenn ich sage: „Der Protestantismus als kirchliche Macht ist tot.“ Dieser kirchlich toten Kirche nun steht die lebendige katholische Kirche gegenüber, die mit ihren Dogmen das ganze Menschenleben, von der Wiege bis zum Grabe und darüber hinaus umfasse und durchdringe. Hierzu kommt der Vorzug eines sichtbaren Oberhauptes, wie es sich für eine sichtbare Kirche gezieme, und ein eigentliches Priestertum, welches für die Erfüllung der Lebensaufgaben der Kirche allein Garantien gebe.

„Der Gottesdienst, den diese Priester üben, bringt täglich die heiligsten Geheimnisse der geoffenbarten Religion zur unmittelbaren Anschauung; er beschäftigt sich nicht bloß mit dem räsonnierenden Verstand und etwa noch mit der Sentimentalität, sondern ergreift und erfüllt den ganzen Menschen, wie er leibt und lebt, mit Herz, Geist und Sinn. Er hat auch Gebet, Gesang und Predigt, aber er hat noch mehr. Für diesen Gottesdienst hat bildende und zeichnende Kunst Meisterwerke geschaffen, wie sie nur hervorgehen konnten aus der glühenden Tiefe gottverlangender Herzen, und jenen „barbarischen“ Zeiten, in welchen der Katholizismus seine Dome baute und die Menschheit zu Kreuzzügen führte, hinkt unsere hochgebildete Gegenwart in Bezug auf thatkräftige, poetische Begeisterung der Menschen gleich erbärmlich nach.“

Daraus ergebe sich aber auch, daß es mit dem religiösen Leben der Katholiken im allgemeinen besser bestellt ist, als mit dem der Protestanten. Baumstark stellt nicht in Abrede, daß es auch viele Tausende Katholiken gebe, die nicht kirchlicher gesinnt sind wie die Protestanten, aber sie „gehören unzweifelhaft der katholischen Kirche nicht in dem Sinne an, wie diese Kirche es verlangt.“ Er widerlegt die Meinung vieler sogenannten Gebildeten, daß das positiv kirchliche, streng katholische Wesen seinem Verfalle und seiner Auflösung entgegeneile, eine Meinung, die besonders in dem Kampfe der modernen Gesetzgebung gegen die katholische Kirche wurzele.

„Allein auch angenommen, wiewohl nicht zugegeben, der moderne Staat befinde sich der katholischen Kirche gegenüber in einem unlösbaren oder schwer zu lösenden Konflikt, so wäre damit noch gar nichts gesagt über die innerlichen Zustände des katholischen Volkes; es bliebe noch die Hauptfrage zu lösen, ob denn die Menschheit, so weit sie katholisch ist, dem modernen Staat oder ihrer Kirche angehört. Mich freut es für den Staat, daß man diese Frage nicht beantworten muß; denn ich zweisle sehr, ob die Antwort zu seinen Gunsten ausfallen würde. Gehet einmal hinaus aufs katholische Land, besuchet einmal die Berge und Thäler Österreichs, nicht nur die tirolischen, besuchet die Kirchen allüberall in den heiligen Zeiten des Kirchenjahres, suchet die Krankenbetten auf und die Sterbelager, durchwandelt die Spitäler, ziehet mit dem Feldprediger hinaus in das Morden der Schlacht, vergleichet ein Volksauditorium, das einer Passionsvorstellung mit klopfendem Herzen lauscht, mit einer Theaterversammlung gebildeter Herren und Damen, die einer halbnackten Ballettänzerin zwischen die Beine schauen — ja, schüttelt euch nicht über meine Worte, schämet euch lieber der Sache, ihr Herren und Damen! — folget einmal solchen, die an den Stätten des Lasters zu wohnen pflegen, bis in den Augenblick, wo der gebrochene Mensch verzweiflungsvoll nach Rettung umschaut vor ewigem Verderben, beobachtet einmal den modernen Freiheitshelden, wenn ihn das Glück, die Macht, die Stellung, der Erfolg verlassen hat! In allen diesen, und in tausend ähnlichen Fällen findet ihr schließlich immer wieder entweder den von Anfang an gläubigen, streng und tief religiösen Menschen, oder

die von Satan in den Kot getretene Menschheit, die sich als Wurm am Boden krümmt, und neben ihr den katholischen Priester, der sich gen Himmel aufrichtet.

„Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß es mir nicht entfernt einfällt, dem akatholischen Geistlichen eine ähnliche Wirksamkeit bei einer Gemeinde, der akatholischen Gemeinde den gleichen Segen echter Religiosität zu bestreiten. Was ich sage, ist nur dies: entweder haben Geistlicher und Pfarrkind einen positiven, von keiner menschlichen Vernunft angreifbaren, geoffenbarten Glaubensinhalt; dann sind sie in diesen wesentlichsten Beziehungen echt katholisch, oder sie haben einen solchen Glaubensinhalt nicht, und dann fehlt ihnen eben die positive Religion mit allen ihren Segnungen."

Daß die religiösen Zustände der katholischen Bevölkerung in der That viel besser seien als die der Protestanten, ergebe sich aus der so überaus reichen katholischen Vereinsthätigkeit, welche in Gesellenvereinen, Kasinos, Vincentius-, Borromäus- und unzähligen anderen Vereinen sich seit den letzten Decennien in ungeahnter Großartigkeit entwickelt habe.

„Diese Erscheinung verdient eine um so ernstere Aufmerksamkeit, als ja diese katholischen Vereine für den Augenblick und im allgemeinen keineswegs besonderen Schutz oder große Bevorzugung von seiten der Staatsgewalt genießen. Warum treten denn diese vielen, vielen Tausende von Menschen nicht lieber in Vereine, wo ihnen Vorteil, Genuß, Behagen, Ehre und Ansehen winkt? Warum ertragen sie lieber den Spott der Welt, die Beschimpfung der Zeitungen, den Verdacht der Polizei, nebst manchem noch viel ernsthafteren Nachteil? Ganz einfach, weil in ihnen ein tiefes religiöses Leben glüht, dessen Befriedigung ihnen wichtiger ist, als alles.

„Darum — Ehre dem edlen Menschen, Ehre dem religiösen Gemüt, welches auch seine Überzeugung sein mag! Wenn aber die Erscheinungen im großen und ganzen aufgefaßt werden sollen, wenn alle Strahlen des gesamten menschlichen Lebens in Einem Brennpunkte gesammelt werden, so muß ich mich ganz entschieden zu der Überzeugung bekennen:

Die katholische Kirche ist die größte geistige Macht auf Erden."

Er stellt nun die gewichtige Frage auf: „Was folgt daraus?“ und meint, daß unfreundliche Leser ganz einfach sagen möchten, „er solle katholisch werden und sie in Ruhe lassen.“ Damit aber wäre nichts gesagt und nichts widerlegt. Denn einerseits hätten schon viele Protestanten die Größe und Herrlichkeit der katholischen Kirche bewundert, denen niemand einen Hang zum Katholischwerden vorwerfen könne, andererseits aber sei die innerliche Zerrissenheit und Zerfahrenheit des Protestantismus in unserer Zeit so groß, daß auch ein ernst und religiös gesinnter Protestant unfähig werde, sich irgend einem positiven Glauben mit voller Hingebung anzuschließen.

In betreff der von Papst Pius IX. ausgeschriebenen allgemeinen Kirchenversammlung giebt sich Baumstark nicht der, allerdings schönen, Illusion hin, sie würde eine baldige Wiedervereinigung der getrennten Kirchen im großen zur Folge haben. „Die Existenz des Protestantismus,“ sagt er, „hat der katholischen Kirche viel genützt, und er wird auch fernerhin als oppositionelles Geistesprincip in der Welt bleiben, und der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts die Dienste thun, welche die Vorsehung ihm vorschreiben wird.

„Aber er wird die katholische Kirche nicht überwinden. Schon jetzt kann es als gewiß betrachtet werden, daß sie allein an Macht und Ausdehnung stetig und wesentlich fortschreitet. Die zufälligen politischen Verhältnisse des Augenblicks irren den Blick des Forschers nicht; der moderne Staat wird sich mit der Kirche versöhnen auf dem Standpunkte beiderseitiger Freiheit. Die wirklich gläubigen Christen werden im Laufe der Jahrhunderte sich immer mehr dem katholischen Princip zuwenden, und damit in immer größerer Zahl auch der sichtbaren katholischen Kirche angehören.

„Wenn von uns, die wir heute leben, dereinst auch nicht einmal die Gräber übrig sein werden, wenn alle die politischen Fragen, welche jetzt unseren Erdteil und unsere Erde in feindliche Lager spalten, nur noch der urteilenden Geschichte angehören werden, dann wird man sich der Worte erinnern, welche in diesem Jahre ein verfolgter, geschmähter und bedrängter Greis an die von ihm getrennten Mitchristen gerichtet hat. Es ist noch jetzt, nach achtzehnhundert Jahren, bei weitem der kleinere

Teil der Menschheit überhaupt christlich geworden. Und von denen, welche es äußerlich sind, werden es die Wenigeren innerlich sein. Und dennoch ist die Fahne in allen Wechseln der Geschicke hoch und immer höher gehalten worden. Die katholische Kirche ist es, welche die Menschheit durch das ganze Mittelalter geleitet und erzogen hat. Ungebrochen hat sie die drei gewaltigen Jahrhunderte seit der Reformation durchkämpft; und wenn überhaupt Gottes ewige Wahrheit in ihr lebt, so wird am Ende gewiß auch das Wort ihres Gründers den Sieg behalten:

„Es wird Ein Hirt und Eine Herde sein!"

Aber noch gehörte Baumstark dieser Einen Herde nicht an, noch folgte er nicht der Leitung des Einen Hirten.

Durch anstrengende Arbeiten erschöpft und einer Erholung bedürftig, reiste Baumstark anfangs 1869 nach dem südlichen Tirol, und nahm seinen Aufenthalt in dem lieblichen Gries bei Bozen. Dort sollten seine geistigen Kämpfe zum Abschluß gelangen, trotzdem er, um jeden menschlichen Einfluß von sich abzuwehren, sich strengstens abschloß und während seines dortigen Aufenthaltes mit keinem katholischen Geistlichen auch nur ein Wort sprechen mochte. Dennoch traf ihn der Strahl der göttlichen Gnade. Auf den 11. April desselben Jahres fiel die Sekundizfeier des heiligen Vaters. „Daß an diesem Tage die Strahlen der göttlichen Gnadensonne ganz besonders erwärmend und belebend auf diese Erde geleuchtet haben, dies wird keinem ernsthaften Katholiken zweifelhaft oder wunderbar sein. Daß auch meine Seele gewürdigt wurde, an dem geistigen Segen dieses Tages Anteil zu nehmen, das weiß ich und danke es Gott mit herzlicher Demut. Kurz nach diesem Tage, als ich im Augenblick der Wandlung vor das offene Portal der Klosterkirche zu Gries trat, bin ich zum erstenmal in lebendiger Überzeugung von der göttlichen Gegenwart auf meine Kniee gesunken, und wenn auch das Erreichte damals noch schwankend und unsicher war, so war es doch etwas anderes und zwar etwas wesentlich anderes als bisher."

Bis zum Mai blieb Baumstark in Gries in seiner stillen Ruhe und Abgeschlossenheit, nur mit seinem geistigen Heile beschäftigt und auf dem eingeschlagenen entscheidenden Pfade vor-

wärts schreitend. Mit dem Protestantismus hatte er längst gebrochen, der äußerliche Austritt aus demselben konnte ihm keine Schwierigkeit bereiten. „Meine Lage,“ sagt er, „war nicht die eines Protestanten, der sich zum Katholizismus, sondern die eines Heiden, der sich zum Christentum wendet.“ Und da konnte seine Wahl ja nicht zweifelhaft sein, oder vielmehr es gab für ihn keine Wahl mehr. Als er Tirol verließ, hatte er sich bereits entschieden. In Bregenz traf er mit seiner Frau zusammen und empfing von ihr einen Brief seines Bruders Hermann, welcher, bis dahin altlutherischer Prediger in Amerika, ihm seine bevorstehende Rückkehr zur katholischen Kirche anzeigte. Das überraschte ihn, und ganz besonders in diesem Augenblicke, wo er sich selbst mit diesem Gedanken trug. „Wir hatten uns seit vierzehn Jahren nicht gesehen; als ich ihn zum letztenmal sprach, war er fast noch ein Knabe. Treue Hingebung an seine religiöse Überzeugung hatte ihn genötigt, jenseits des Oceans eine Heimat zu suchen. Erst seit dem Jahre 1868 waren wir in einiger Korrespondenzverbindung und hatten uns gegenseitig unsere schriftstellerischen Arbeiten übersendet. Sein Weg zur katholischen Kirche war mir so gänzlich unbekannt geblieben wie ihm der meinige, und nun sahen wir uns auf einmal, wahrscheinlich durch die allerverschiedensten Mittel und Fügungen geleitet, auf einem und demselben „Punkte“.

Dieses merkwürdige Zusammentreffen war von entscheidender Wichtigkeit nicht sowohl für Baumstarks Überzeugung, als vielmehr für den äußeren Ausdruck derselben. Er hegte nämlich Zweifel darüber, ob er nicht aus Rücksicht auf seine protestantische Mutter die Ausführung seines Schrittes noch zu verschieben verpflichtet wäre. „Allein der Vorgang meines Bruders war deshalb entscheidend, weil lutherische Verfolgungssucht bei der ersten Wahrnehmung dessen, was bei ihm vorging, alles veröffentlichte und auf die Spitze trieb. Im Anfang Juni 1869 war es ganz entschieden, daß meine Mutter jedenfalls einen katholischen Sohn werde ertragen müssen: und da in geistigen Dingen die Zahlen nicht das Entscheidende sind, sondern die Sachen, so kam es auf mich als zweiten nicht mehr wesentlich an, sondern es war von nun an dieser Zweifel gehoben.“

Am 30. Juni 1869 legte Reinhold Baumstark in der

St. Stephanskirche zu Konstanz das katholische Glaubensbekenntnis ab. Noch in demselben Jahre wurde er in die badische Kammer gewählt, wo er die kirchlichen Interessen seiner katholischen Wähler in anerkannt glänzender Weise vertrat. Ein Mandat für den ersten deutschen Reichstag aber lehnte er im voraus ab, ohne jedoch damit seine politische Thätigkeit in der Presse aufzugeben. Als Ergebnis derselben sind seine trefflichen Broschüren: „Die katholische Volkspartei in Baden und ihr Verhältnis zum Kriege gegen Frankreich" und „Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche" (beide im Verlage von Herder, Freiburg 1871) hervorzuheben. Eine schöne Frucht seiner spanischen Studien ist das in demselben Jahre erschienene Buch: „Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert." (Freiburg bei Herder.)

Über sein Leben nach seiner Konversion berichtet Baumstark selbst in seiner in vieler Hinsicht lehrreichen und anregenden Schrift: Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869 bis 1882, die 1883 in erster und 1885 in zweiter Auflage zu Straßburg erschien. Der Inhalt seines politischen Lebens in den auf dem Titelblatte angegebenen Jahren ist Abkehr von den Bestrebungen der Centrumspartei und Kampf gegen deren Grundsätze. Er setzt seinen „religiösen Katholizismus" dem „politischen Katholizismus" des Centrums entgegen, den er mit dem „unhistorischen, unwissenschaftlichen, unchristlichen, unpatriotischen Ultramontanismus" identificiert. Er will plus ultra. Es kann an dieser Stelle nicht auf seine Ideen eingegangen werden, deren Verfechtung ihn zum „politischen Einsiedler" machten; aber nicht kann übergangen werden sein unleugbares Verdienst um die Anbahnung des Friedens zwischen Staat und Kirche im Großherzogtum Baden. Die Annäherung beider hat er ins Werk gesetzt und dank seiner Bemühungen wurde das badische Gesetz über das von den Priesteramtskandidaten geforderte Staatsexamen beseitigt, das bis dahin eine große Zahl von Geistlichen ins Ausland getrieben und überhaupt den Fortbestand geordneter Seelsorge in Frage gestellt hatte. Er schrieb hierüber eine Denkschrift: „Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogtum Baden." (1880.)

Über seine schriftstellerische Thätigkeit in den Jahren 1869

bis 1872 giebt „Plus ultra“ Aufschluß; sie war zum Teil bedingt durch seine politischen Kämpfe, zum Teil belletristischer Natur wie seine Arbeiten für die Alte und Neue Welt und die von ihm ins Leben gerufenen, durch zwei Jahre auch redigierten „Sterne und Blumen“. Durch seine vierzehntägigen Korrespondenzen für seines Bruders „Wahrheitsfreund“ von Cincinnati und später von 1881—1894 für den „Anzeiger des Westens“ in St. Louis wirkte er bis in die Neue Welt hinein.

Anlangend sein amtliches Leben, so wurde er, der bis zu seiner Konversion Kreisrichter in Konstanz gewesen, im Januar 1877 zum Mitglied des Appellationssenats in Konstanz ernannt. Nun Kollegialrichter geworden, hatte er unter den langdauernden Sitzungen zu leiden und seine ohnedies geschwächten Kräfte brachen derart zusammen, daß er um seine Pensionierung bis zur etwaigen Wiedergenesung bat. Dieselbe wurde ihm gewährt und er ließ sich in dem Dorfe Kirchhofen, zwei Stunden von Freiburg, nieder, später in Freiburg selbst. Als er sich genesen und arbeitsfähig glaubte, stellte er sich der Regierung zur Disposition, bat selbst um die Stelle eines Einzelrichters, die ihm Befriedigung ja früher gewährt hatte, und so erhielt er am 10. April 1880 die zur Erledigung gekommene Stelle als Amtsrichter in Achern. Daß er da nicht für immer bleiben würde, war vorherzusehen. Er wurde Landgerichtsdirektor zu Freiburg, 1895 Landgerichtspräsident zu Waldshut.

Obschon sich hier das Lungen- und Herzleiden einstellte, das seinem Leben ein Ziel setzen sollte, nahm er 1897 noch die Stelle des Landgerichtspräsidenten in Mannheim an. „Er war,“ sagt Pfarrer Hansjakob von ihm, „als Vorsitzender eines Gerichtshofes die Bewunderung aller Juristen der Stadt; alle anerkannten seine klassische Routine bei der Leitung einer Gerichtsverhandlung und waren des Lobes voll über die Klarheit und Bestimmtheit seiner Entscheidungsgründe.“

Seine Berufsarbeiten und zunehmendes Alter minderten seine litterarische Thätigkeit. Nach „Plus ultra“ erschien 1888 die Schrift: „Die kirchenpolitischen Gesetze und Verordnungen in Baden“ und 1891 Calderons „Standhafter Prinz“ in Übersetzung. In Zeitschriften veröffentlichte er eine Anzahl Aufsätze anonym oder auch unter dem Namen seiner Frau „Klemen-

tine Beck". Manche Arbeiten liegen bis zur Stunde noch ungedruckt da.

Im Jahre 1898 starb seine Gattin und so wurde sein Leben noch einsamer. Dies und sein zunehmendes Leiden ließ ihn daran denken, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, doch sollte er arbeiten bis ans Ende. Er begann aber das Jahr 1900 mit Todesahnungen. Schon am 13. Januar erfolgte ein Lungenbluten, das ihn veranlaßte, sich die Sterbesakramente reichen zu lassen. Von diesem Tage an stellte er erst seine Arbeit ein. Er las noch, aber nichts weiter als das Neue Testament. In der Nacht zum 29. Januar ließ er sich nochmals die heiligen Sakramente reichen, dann trat ein fünfstündiger Todeskampf ein, während dessen er die heiligen Namen „Jesus, Maria, Joseph" fort und fort anrief. Um 5 Uhr morgens verschied er im neunundsechzigsten Lebensjahr.

Er war bis an sein Lebensende ein tief gläubiger und frommer Christ. Unter allen Wirren und Kämpfen hat er den Glauben an die heilige katholische Kirche und das unfehlbare Lehramt des heiligen Vaters treu bewahrt. Er war eifrig im Besuch des Gottesdienstes und im Empfang der heiligen Sakramente. Auf seinem Arbeitstische lag das Neue Testament, das Brevier und der Rosenkranz. Seine Wallfahrten nach Einsiedeln bewiesen seine innige Verehrung der allerseligsten Jungfrau.

Seinem Wunsche gemäß wurde er auf dem Friedhofe von Kenzingen, dem Geburtsorte seiner Frau, am 1. Februar beerdigt.

Ein wertvolles litterarisches Denkmal hat ihm sein vieljähriger Freund, Pfarrer Hansjakob in der „Alten und Neuen Welt" 34. Jahrgang, S. 498—500 in einer mit dem Bildnis Baumstarks gezierten biographischen Skizze gesetzt.

Nur wenige Monate später als er ward sein jüngerer Bruder:

Hermann Baumstark,

Professor am lutherischen Predigerseminar zu St. Louis,

in die katholische Kirche aufgenommen. Verschieden wie ihr ganzer Lebenslauf war auch der Weg, auf welchem die Brüder zur Erkenntnis der Wahrheit gelangten; der eine Beamter in seinem Vaterlande, dem deutschen Musterstaate Baden, dem Eldorado einer kirchenfeindlichen Bureaukratie, der andere lutherischer Prediger im freien Amerika; ein ungläubiger Laie der eine, ein orthodoxer Theologe der andere, beide nur einig im Widerwillen gegen die katholische Religion, die Religion ihres Vaters. Ist der ältere in die katholische Kirche zurückgeführt worden vorzugsweise durch geschichtliche und philosophische Forschungen, durch politische Betrachtungen und praktische Beobachtungen im Leben und auf Reisen, so der jüngere durch streng theologische Studien sowohl wie durch persönliche Erfahrungen, die er im ausschließlichen lebendigen Verkehre innerhalb jener Sekte gewonnen, welcher er sich angeschlossen hatte. Die große Verschiedenheit des Standpunktes, von welchem aus die Brüder ihren Weg bis an die Pforten der Kirche, wo sie zusammentrafen, zurücklegten, giebt sich auch in der, in Ton und Schreibweise so wesentlich verschiedenen Darstellung ihrer Lebenserfahrungen unschwer zu erkennen.

Hermann Baumstark ist am 12. August 1839 zu Freiburg geboren. In der Religion seiner Mutter erzogen, besuchte er

die protestantische Volksschule und dann das Lyceum daselbst, worauf er vom Herbst 1858 ab, dem Wunsche seines Vaters gemäß, noch ein Semester lang die philologischen Vorlesungen desselben hörte und dann nach Heidelberg ging, um dort Theologie zu studieren. Die dortigen freigeistigen Professoren befriedigten ihn nicht und konnten es auch nicht, denn er selbst war Pietist. Die Frage liegt nahe, wie er, der Sohn eines indifferenten Katholiken und einer allem Anschein nach eifrigen Unionsprotestantin in diese Richtung gekommen war. Er selbst giebt hierüber Aufschluß. Er hatte zu seiner Konfirmation, wie alle Konfirmanden, ein neues Testament nebst Psalter zum Geschenk erhalten und seit der Zeit sich gewöhnt regelmäßig darin zu lesen, was natürlich nicht ohne Eindruck und Wirkung auf sein Gemüt blieb. „Ja, diese Wirkung wurde," so berichtet er, „je länger und fleißiger ich darin las, um so mächtiger und ich erlebte jene durch die Gnade Gottes gewirkte innere Umwandlung, welche von den bibelgläubigen Protestanten „Erweckung" genannt wird und darin besteht, daß die ganze Gemüts- und Lebensrichtung eines Menschen, der bisher in Feindschaft oder — wie ich — mehr oder weniger gleichgültig gegen die göttlichen Dinge und die christliche Wahrheit dahingelebt hat, im Glauben, und in der Liebe seines Heilandes auf das Himmlische gelenkt wird. Man mag nun über diese protestantischen Erweckungen denken wie man will — daß manches Unechte, Heuchlerische, Übertriebene dabei vorkommt, ist gewiß —, aber das weiß ich, daß ich damals eine kräftige Wirkung der göttlichen Gnade erfahren habe."

So kam er in das pietistische Wesen und die pietistischen Kreise mit ihren Konventikeln, Missionsfesten rc. hinein und brachte in dieser Weise die letzten Jahre des Lycealkursus und die erste Zeit des Universitätslebens zu. Dabei trug er sich mit der Absicht als Missionär unter den Heiden zu wirken, eine Idee, deren Verwirklichung an dem Widerspruche der Eltern scheiterte. Es ist daher leicht begreiflich, daß die dem positiven Christentum widerstrebenden Lehren der Heidelberger Theologen, unter denen Professor Schenkel sich des größten Rufes erfreute, ihm nicht zusagten. „Anfänglich war ich," so schreibt er, „über den Strudel der Schenkelschen Redensarten ganz verblüfft. Es

klang so manches wie hochtrabender Unsinn, und doch konnte ich nicht glauben, daß der berühmte Theologe bloß mit unsinnigen Phrasen um sich werfen sollte. Im Suchen nach der Worte tief verborgener Deutung fand ich jedoch allmählich so viel heraus, daß die Haupttendenz seiner Vorträge darin bestand, den positiven Christenglauben in dem Herzen seiner Zuhörer zu untergraben, und allen bibelgläubigen Protestantismus — die calvinistische und lutherische Orthodoxie, wie auch den Pietismus — verächtlich zu machen. Und zwar geschah dies nicht nur mit hochtönenden gelehrten Phrasen, sondern auch mit gemeinen, trivialen Einwendungen, Anspielungen und Zoten, wie sie in einer Gesellschaft aufgeklärter Bierlümmel besser passen, als in einem theologischen Hörsaal. Diese von giftigem Hasse gegen das Christentum sprudelnde und von der studierenden Jugend mit jubelndem Beifall aufgenommenen Vorträge wußte jedoch der Herr „Kirchenrat" mit ungläubigen Mißdeutungen solcher biblischen Ausdrücke und Stellen, auf welche gläubige Christen gerade die wichtigsten Heilswahrheiten zu gründen pflegen, in einer Weise zu vermengen und zu würzen, die für meinen Bibelglauben gefährlich zu werden anfing. Zwar ist die ganze Darstellungsweise Dr. Schenkels so gemein oberflächlich, daß es mir jetzt fast unerklärlich wäre, wie ich dadurch in meinem Glauben irre werden konnte, wenn ich mir nicht als einer der sonderbaren Obskuranten, die im 19. Jahrhundert noch an die Existenz eines Teufels glauben, diese Wirkung der Schenkelschen Vorträge durch die Annahme erklärte, daß der Lügner und Menschenmörder von Anfang als unsichtbarer Souffleur hinter dem Heidelberger Professor auf dem Katheder stand und dessen Worte mir wie feurige Pfeile ins Herz schoß. Kurz, es geschah, daß z. B. namentlich die arianische Deutung der Ausdrücke „Sohn Gottes" und „Gott", wo sie in der Heiligen Schrift von unserem Herrn und Heilande gebraucht werden, mir die wahre Gottheit Christi zweifelhaft machte und ich über diesen Fundamentalartikel des christlichen Glaubens in die peinlichsten Zweifel und die größte Seelennot geriet, weil mir dadurch mein ganzer Glaube, das ganze Christentum zweifelhaft wurde."

Aus diesem unglückseligen Zustande, der geraume Zeit an-

dauerte, ward er plötzlich durch den in ihm aufsteigenden und sich immer fester gestaltenden Gedanken gerissen, daß man nicht berechtigt sei in der Erklärung der Worte eines Schriftstellers — und so auch der heiligen Schriftsteller — vom nächsten buchstäblichen Sinne abzuweichen, wenn der Schriftsteller den Sinn derselben selbst nicht anders erklärt. Dieses Princip wendete er nun auf die biblischen Ausdrücke: „Gott" — „Gottes Sohn" — u. s. w. und auf die ganze Auslegung der Heiligen Schrift an und kam so in seinem Glauben wieder auf festen Grund und Boden, so daß die Vorträge Schenkels ihn wenig mehr anfochten. „Mein, über das heillose Schenkelsche Treiben erzürntes Gefühl," fährt er in seinem Berichte fort, „blieb aber nicht bei dem Mann selbst stehen; ich zog auch weitere, nahe genug liegende Schlüsse über die kirchlichen Zustände, die einen solchen Skandal möglich machten, und es drängte sich mir die Überzeugung auf, daß eine kirchliche Körperschaft, wie die badische protestantische Landeskirche, welche einen solchen giftigen und dazu so geistlos oberflächlichen, gemeinen Lästerer Christi, seiner Wahrheit und seines Reiches, nicht nur als öffentlichen Religionslehrer dulden, sondern ihm auch die einflußreichste Stellung in ihrem Gebiete als Universitätslehrer, Seminardirektor und „Kirchenrat" einräumen kann, allen positiv christlichen und kirchlichen Charakter aufgegeben habe und keine „Kirche" mehr, sondern ein Unding sei, das sich nur vermöge eines schädlichen Mißbrauches des Namens Gottes mit dem Namen „Kirche" schmückt. Mein ganzes Wesen verlangte nach einem festen kirchlichen Boden, und auch die pietistischen Konventikel, die ich noch zuweilen besuchte, konnten mir mit ihrem verschwommenen, manierierten und methodistischen Gefühlswesen, ihrem Indifferentismus gegen Lehrunterschiede noch so wichtiger Natur, und ihrem Durcheinander von verschiedenen Meinungen und Richtungen in betreff wichtiger Lehrpunkte, mein dringendes Bedürfnis nach dem festen Boden einer kirchlichen Gemeinschaft, die einen Glauben mit ganz bestimmtem Lehrinhalte bekennt und allem Wirrwarr menschlicher Neigungen und ungläubiger Zweifel gegenüber entschieden festhält, nicht befriedigen."

Was ihm der Unionsprotestantismus nicht gewährte, glaubte er dagegen im orthodoxen Lutheranismus zu finden, und er

fühlte sich um so mehr nach dieser Seite hingezogen, als er mit dem damaligen Vorkämpfer dieser Partei in Baden, Pastor Ludwig, bekannt geworden war. Die Entschiedenheit und der Eifer der Lutheraner für ihr Bekenntnis imponierten ihm, während „die heillosen Früchte der auf die Gleichgültigkeit gegen die Lehren der christlichen Wahrheit gegründeten Union“ ihn mit Ekel gegen die ganze Landeskirche erfüllten, von welcher er die Überzeugung gewann, daß sie eine „falsche, widergöttliche kirchliche Gemeinschaft sei.“ Er hielt es demgemäß für seine Pflicht sich von derselben loszusagen und sich zu der „wahren, reinen, d. h. der lutherischen Kirche“ öffentlich zu bekennen. Dies that er denn auch und entsagte damit allen Aussichten auf eine staatliche Stellung, da die Gemeinschaft der (Alt=) Lutheraner in Baden nur als eine geduldete Sekte betrachtet wird. Es hatte dieser Schritt auch die Folge, daß Baumstark dadurch in einen Konflikt mit seinen hierüber tief betrübten Eltern geriet, so daß er nur mittels Unterstützung seiner lutherischen Glaubensgenossen seine Studien fortsetzen konnte. Im Frühjahr 1860 ging er nach Leipzig, um dort die damals für streng orthodox geltenden lutherischen Theologen Kahnis, Luthardt, Zezschwitz und Hölemann zu hören. Hatten die Vorlesungen dieser Männer für den eifrigen jungen Mann einen ungleich höheren Wert als die Schenkelschen in Heidelberg, so glaubte er doch wahrzunehmen, daß man auch bei dieser Theologie nicht aus dem Kreise theologischer Meinungen und „Anschauungen“ herauskam und keinen festen kirchlichen Glaubensgrund unter die Füße bekommen konnte. „Denn orthodox im Sinne des alten Luthertums sind die genannten Theologen und waren sie auch damals keineswegs; moderne deutsche Wissenschaftlichkeit war auch hier der das Ganze beherrschende Charakter.“ Fühlte er sich so in diesem Punkte unbefriedigt, so mußte dies noch schlimmer sein in betreff seiner äußeren Lage und Stellung. Isoliert, ohne Freund, dem er sich erschließen konnte, dabei mit Mangel kämpfend, dem kleine Unterstützungen aus dem lutherischen „Gotteskasten“ nicht abhelfen konnten, schwebte ihm eine dunkle Zukunft vor Augen. Da schien sich ihm plötzlich ein Ausweg zu eröffnen. Im Sommer desselben Jahres wurde in Leipzig das lutherische Missionsfest gefeiert, und Baumstark hörte bei dieser Gelegenheit den

Professor Walther aus St. Louis Mitteilungen über die kirchlichen Zustände in Amerika machen. Bei dieser Gelegenheit stieg in ihm der Gedanke auf, nach Amerika auszuwandern, um dort der Kirche zu dienen und auf diese Weise den Mißverhältnissen im Vaterlande aus dem Wege zu gehen. Er teilte diese Absicht dem Professor Walther mit, welcher sich mit Freuden bereit erklärte, ihn mitzunehmen. Nachdem Baumstarks Vater seine Einwilligung gegeben, segelten sie von Bremerhaven aus ab und kamen Ende August 1860 nach New-York. Von da ging es nach St. Louis, wo Baumstark in das lutherische Prediger-Seminar (Konkordia-Kollegium) trat, um seine Studien zu vollenden.

Er fühlte sich daselbst bald heimisch. Was er bisher, auch noch in Leipzig vergebens gesucht hatte, nämlich ein bestimmtes Lehrsystem, welches auf einem für den Glauben gewissen göttlichen Grunde ruht und daher einen sicheren Halt bietet, das glaubte er dort, bei den orthodoxen Lutheranern der „Missouri-Synode“, endlich gefunden zu haben. „Und das muß ich dieser Körperschaft auch nachsagen,“ berichtet er, „dem zerfahrenen Wesen in der übrigen protestantischen Welt gegenüber herrscht in derselben eine in ihrer Art einzige und nur zu sehr bis ins kleinste durchgeführte Einmütigkeit der religiösen Überzeugung; abgesehen von den tiefer liegenden, mit dem gläubigen Protestantismus unzertrennlich verbundenen, inneren Widersprüchen —, wissen diese Leute, was sie wollen, nämlich die Wiederherstellung des alten Luthertums des 16. und 17. Jahrhunderts, welches sie, nachdem es in Deutschland abhanden gekommen, in der Neuen Welt in einer Weise wieder ins Dasein gerufen und durchgeführt haben, wie es — namentlich im Punkte der kirchlichen Verfassung — selbst in der Reformationszeit nicht durchgeführt werden konnte. Hier ist in der That Lutherus redivivus, wie er leibte und lebte, in Amerika.“ Es besteht diese Missouri-Synode, welche zumal im Westen der Vereinigten Staaten verbreitet ist, aus etwa dreihundert Gemeinden und drei blühenden Anstalten, einem theologischen Seminar, einem Gymnasium und einem Schullehrer-Seminar. „Das Ganze ist hauptsächlich das Werk Professor Walthers, der durch seine umfassende gelehrte Bildung, namentlich genaue Kenntnis der alten lutherischen

Theologie, wie sie wohl kein Theologe in Deutschland besitzt, seine Beredsamkeit, dialektische Schärfe und Schlagfertigkeit, und durch seine praktische Klugheit das Ganze so vollständig beherrscht, daß bis jetzt auch in den geringsten Fragen sich kein Widerspruch gegen ihn auf die Dauer hat geltend machen können. Man muß es Professor Walther zugestehen: Was Menschen auf kirchlichem Gebiete zu leisten vermögen, das hat er in seinem Kreise und in seiner Weise geleistet. Aber es ist eben ein menschliches Werk, das auf seiner Autorität beruht und darum, wie es entstanden, auch wieder mit ihm untergehen wird."

So ist es denn begreiflich, daß der junge um seines Glaubens willen ausgewanderte Theologe sich mit Wärme und Hingebung an seinen Lehrer anschloß, und mit Lust und Eifer seinen Studien oblag. Im Frühjahr 1861 legte er seine Prüfungen ab und ward dann sofort als Pastor nach Quincy im Staate Illinois geschickt, wo er eine kleine und arme Gemeinde von etwa vierzig Familien vorfand, zudem eine Gemeinde, welche je nach dem Standpunkte ihrer bisherigen Prediger alle Phasen des Protestantismus durchgemacht hatte und ihren jetzigen zweiundzwanzigjährigen Prediger mit seinem schroffen altlutherischen Standpunkte so wenig verstand, wie er sie. Die an ihn gemachten Anforderungen waren sehr groß, ja fast überwältigend, da er nicht bloß Seelsorger, sondern auch Lehrer und Organist in einer Person sein mußte. Zudem kam er durch seinen schroffen orthodox-lutherischen Standpunkt in mannigfache Konflikte, und so folgte er nach mehr als zweijähriger Wirksamkeit in Quincy einem wiederholt an ihn ergangenen Ruf nach Aurora, in der Nähe von Chicago. Dort fand er jedoch Verhältnisse und Zustände noch schlimmer als in seinem bisherigen Wirkungskreise. Die Gemeinde war trotz ihrer Kleinheit zerspalten, arm und sittlich verkommen; dazu hatte er an den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften erbitterte Gegner, die seine Stellung sehr schwierig, ja fast unhaltbar machten, und so nahm er im Herbst 1864 mit Freuden einen Ruf als Professor an das theologische Seminar von St. Louis an.

In dieser Stellung fühlte er sich sehr behaglich; sein Leben floß äußerlich still und ruhig dahin, und er hatte Zeit und Ge-

legenheit, seine schon früher mit Vorliebe betriebenen exegetischen Studien wieder aufzunehmen und sich litterarisch zu beschäftigen. „Die wichtigste und liebste Arbeit war mir die Fortsetzung meines exegetischen Studiums, während ich das dogmatische weniger pflegte als es sonst in der Synode üblich ist. War ich doch durch die Heilige Schrift zum positiv-christlichen Glauben gekommen und hatte aus ihr bisher alle meine geistliche und theologische Nahrung gezogen. Beruhte doch auch mein ganzes Luthertum, für das ich so viel gewagt, nur auf der Überzeugung, daß die symbolische Lehre der lutherischen Kirche völlig identisch sei mit der Lehre der Heiligen Schrift, aus der sie, als ihrer einzigen Quelle, geflossen, weshalb auch Luther selbst immer auf sie hinweist. Woher sollte denn sonst nach gläubig lutherischer Auffassung wahre, theologische Erkenntnis fließen, als aus diesem apostolischen Worte, das dem gläubigen Forscher nicht nur verstandesmäßige Erkenntnis mitteilt, sondern auch mit wunderbarer Geisteskraft das Herz und den ganzen Menschen erfaßt, erwärmt, belebt und heiligt? Ich verband daher auch immer bei meinem exegetischen Studium mit dem theologischen Interesse das der Erbauung, betete stets vorher um Erleuchtung, bewegte die Worte im Herzen und bekräftigte sie zum Schlusse durch Anwendung auf mein eigenes Herz und Leben.“

Allein bei diesem Streben nach immer tieferer Erkenntnis der einen biblischen Wahrheit geriet Baumstark in einen Widerspruch mit der in der Synode herrschenden theologischen Richtung, in welcher thatsächlich allein die Aussprüche und Urteile Luthers den Ausschlag gaben, während der Schriftbeweis äußerst dürftig und oft noch, in grobem Widerspruche mit allen Forderungen grammatisch-historischer Interpretation, ganz und gar unter die traditionelle altlutherische Dogmatik geknechtet war. „Für mich konnte nun einmal dieses unbedingte, nicht durch biblische Begründung vermittelte Geltendmachen menschlicher Autoritäten keinen Wert und keine Bedeutung haben. Ich fragte im Grunde wenig danach, ob Luther es gesagt und was er gesagt habe; ich wollte wissen, was die Heilige Schrift sagt, und Luthers Aussprüche hatten für mich nur insoweit Wert, als ich von der biblischen Wahrheit derselben fest überzeugt war.

Aber mit dem Nachweis der Übereinstimmung Luthers mit der Heiligen Schrift befaßte man sich gar nicht; dieselbe wurde vielmehr als selbstverständlich vorausgesetzt. Und durch die Forderung dieses Nachweises oder gar den Widerspruch gegen die Lutherschen Behauptungen brachte man sofort seine Orthodoxie in Verdacht und setzte sich einer malitiösen Behandlung aus. So wurde mein Verlangen, für alles die klare, sichere Begründung zu erkennen, — das gläubig protestantische Bewußtsein, — fort und fort mit Füßen getreten.

„So viel war mir daher auch bald nach meiner Anstellung in St. Louis klar, daß, wenn auch Luthers Lehre die Lehre der Heiligen Schrift sei, doch seine altlutherischen Schüler in St. Louis dieselbe jedenfalls nicht deswegen glauben, weil sie von der Schriftgemäßheit derselben infolge selbständiger Forschung überzeugt sind, sondern weil Luther so gelehrt hat. Luther ist ihnen thatsächlich eine auf eigenen Füßen stehende, für sich selbst genügende Autorität. Die Schrift wird nur im Dienste derselben verwendet und darf beileibe nicht anders verstanden werden, als der Wittenberger Reformator es haben will. „Denn," so sagte einst Professor Walther mit großem Pathos in einer Pastoralkonferenz, „wer nicht glaubt, daß Luther der von Gott erweckte Prophet ist, durch welchen er das verdunkelte Evangelium wieder hergestellt und seine Wahrheit eben so rein und unverfälscht verkündet hat, wie durch die Apostel, nur daß Luther nicht unmittelbar inspiriert war, der ist kein Lutheraner." Nach diesem Satze, der mit einem anderen Worte die Unfehlbarkeit Luthers behauptet, war ich freilich nie ein Lutheraner und giebt es überhaupt blutwenige auf der Welt." Natürlich, denn da nach Luther „jeder Christ über die Lehre urteilen kann", wie denn die freie Forschung das protestantische Princip ist, so mußte die absolute Art und Weise, mit welcher Professor Walther in der Missouri-Synode in zweifelhaften Fällen, oder wo Luther sich widerspricht, die Entscheidung herbeiführte, jeden, der auf protestantischem Boden stehen wollte, auf den Widerspruch aufmerksam machen, der zwischen dem Princip der freien Forschung und der absoluten Autorität, die der Leiter der Missouri-Synode für sich in Anspruch nahm und auch faktisch ausübte, vorhanden war. „Wahrlich," sagt Baumstark, „wenn ich

bedenke, wie unbedingt bei diesen Lutheranern die Autorität von Menschen herrscht, wie unfähig selbst die meisten Pastoren zur selbständigen Forschung sind, mit welcher Ergebenheit, welch treuem Gehorsam sie die Aussprüche ihrer Autoritäten hinnehmen, und dann gar an die lutherischen Farmer denke, die durch eigene „freie Forschung“ alle Fragen der Theologie entscheiden und die Rätsel der Welt lösen sollen — dann kommt mir das ganze Gerede von der „freien Forschung“ wie eine frivole, satanische Ironie auf die Menschheit vor, und scheint mir das ganze Gebahren der Sektenhäupter in nichts anderem begründet zu sein, als gerade in dem Spekulieren auf das allgemeine Bedürfnis der menschlichen Natur nach der Autorität, das sie nur durch falsche Vorspiegelungen von der göttlichen auf ihre eigene ablenken.“ Hierzu kamen Differenzen in betreff gewisser Lehrpunkte, namentlich der Lehre von der Willensfreiheit und der Gnadenwahl, an welcher kraft der Autorität des Leiters der Synode, Professor Walthers, in der ursprünglichen schroffen Form Luthers festgehalten werden mußte, nach welcher dem Menschen alle Willensentscheidung in religiösen Dingen abgesprochen und konsequenterweise auch eine absolute, unbedingte Erwählung Gottes zur Seligkeit oder Verdammnis behauptet wurde. Diese Lehren, die nicht nur das Christentum, sondern überhaupt alle Religion und Moralität, weil alle Verantwortung des Menschen Gott gegenüber aufhob, erfüllte Baumstark mit Abscheu und zeigte ihm, daß er vor einem Abgrund stand. Wie er jedoch von diesem zurück und auf einen richtigen Weg kommen konnte, darüber war er völlig im unklaren. Es gab wohl noch andere lutherische Synoden, die weniger schroff waren als die Missouri-Synode, allein diese gingen wieder auf der anderen Seite zu weit, indem sie überhaupt das lutherische Bekenntnis nicht mehr in Wahrheit vertraten, in der kirchlichen Praxis die konfessionellen Unterschiede ignorierten und überhaupt den Geist des Indifferentismus, der Gleichgültigkeit gegen die Eine Wahrheit vorwalten ließen. „Daß sie sich dabei lutherisch nennen,“ fährt Herr Baumstark fort, „ohne die lutherische Lehre praktisch zur Geltung zu bringen, konnte ich nur als eine Unehrlichkeit ansehen und mußte daher in dem Kampfe, den die Missouri-Synode mit diesen latitudinarischen Synoden führt,

der ersteren zustimmen. Aus demselben Grunde konnte ich auch dem wohl zuweilen auftauchenden Gedanken an eine Rückkehr in die unierte badische Landeskirche oder den Anschluß an eine andere eingestandenermaßen unierte kirchliche Körperschaft keinen Raum geben. Ich vermochte in dieser Beziehung keinen anderen Standpunkt einzunehmen als den, der mich während meiner Universitätszeit aus der badischen Landeskirche getrieben hatte. Denn das stand mir nun einmal unerschütterlich fest, die Wahrheit kann nur Eine sein, und von dieser Einen, von Gott selbst durch seinen menschgewordenen Sohn geoffenbarten und mit dessen Blut besiegelten Wahrheit darf in der Kirche Christi auch kein Jota vergeben und verändert, zwischen dieser Wahrheit und der Lüge, zwischen Gotteswort und Menschenmeinungen darf in ihr kein Kompromiß geschlossen werden. Eine Kirche, die auch nur einzelne Stücke der wirklich geoffenbarten ewigen Wahrheit des Christentums für gleichgültig erklärt und offiziell über die wichtigsten Punkte, wie über das Wesen und die Wirkungen der heiligen Sakramente der Taufe und des Altars, direkt sich widersprechende Ansichten als gleichberechtigt behandelt, in der deshalb auch alle Grenzlinien der notwendig festzuhaltenden Wahrheit verschwinden — eine solche Kirche des Indifferentismus war und blieb mir ein Unding."

Daß unter solchen Umständen in der Missouri-Synode, in welcher Professor Walther eine unbestrittene Diktatur ausübte, seines Bleibens nicht sein konnte, ist einleuchtend. Allein, wohin er auch auf dem Gebiete des Protestantismus blicken mochte, überall konnte er nur ein grund- und haltloses Chaos wahrnehmen, das ihn nicht anzulocken vermochte, und so war er oft geneigt, sich gänzlich von jeglicher äußeren kirchlichen Gemeinschaft abzuschließen und auf eigene Hand, nach seiner Erkenntnis Gott zu leben. „Allein abgesehen von den äußeren Hindernissen," sagt er, „die mich von der Ausführung dieses Entschlusses abhielten, konnte ich auch nicht ernstlich auf die Dauer ein solches Sichabschließen von aller kirchlichen Gemeinschaft gutheißen, da auch die Heilige Schrift zu deutlich zeigt, daß Christus nicht da und dort zerstreute Jünger gewinnen wollte, von denen jeder seine eigenen Wege ginge, sondern eine Kirche, eine Gemeinschaft von Menschen, die durch das von ihm gestiftete

Amt der Lehre und Sakramentsverwaltung auch äußerlich organisiert sein sollte."

In dieser peinlichen Lage kam ihm das Studium der Kirchengeschichte zu Hilfe. Er hatte nämlich auf dringendes Ansuchen einer Verlagshandlung die Abfassung einer ausführlichen, auch für Laien verständlichen Kirchengeschichte übernommen, und war im Jahre 1867 der erste Band bereits erschienen, der zweite Band war handschriftlich auch fast fertig, als seine Ansichten sich derartig änderten, daß er an dem Werke nicht fortarbeiten konnte. Er war mittlerweile, ihm selber unbewußt, auf katholischem Standpunkt angekommen.

Daß er, obschon aus einer Mischehe entsproßt, gleichwohl keine absonderlichen Sympathien für die katholische Kirche aus seiner Kindheit und Jugendzeit in das spätere Leben hinübergenommen, ist aus dem ganzen Gange seiner bisherigen Entwicklungsgeschichte einleuchtend. Auch sagt er selbst, daß beim Beginn seiner Arbeit in ihm auch nicht ein Funke von besonderer Sympathie für den Katholizismus vorhanden war. Die Geschichte der Häresien aber, zumal die des Arianismus und des gewaltigen Kampfes, den die Kirche mit demselben zu bestehen hatte, brachte einen bedeutenden Umschwung in seinen Ansichten hervor, um so mehr, als er wahrnehmen mußte, wie dieselben Männer, die für die Gottheit Christi mit so gewaltiger Beredsamkeit gestritten hatten, mit gleicher Entschiedenheit auch für die specifisch katholischen Lehren und Gebräuche eintraten. „Indem ich die Kämpfe der katholischen Kirche dieser Zeit mit den damaligen Häresien verfolgte, konnte ich mich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß die göttliche Kraft, mit welcher die erstere die damals angefochtenen (auch vom Protestantismus als solche anerkannten) Wahrheiten verteidigte, einerseits, und das im Vergleich zum Protestantismus specifisch Katholische andererseits, nicht etwa bloß äußerlich und zufällig nebeneinander hergingen — wie man wohl bei den Protestanten zu erklären geneigt ist —, sondern in inniger Wechselwirkung standen; daß in demselben Verhältnis, in welchem das erstere hervortrat, auch das letztere sich geltend machte. Kurz, es prägte sich mir bei diesem Studium der Geschichte der alten katholischen Kirche, in die ich mich bewundernd versenkte, ein Bild von

derselben ein, das der heutigen katholischen Kirche in allem Wesentlichen durchaus gleich war und die protestantischen Gemeinschaften in Geist und Richtung eher den damaligen Häresien an die Seite zu stellen schien. Und wie ich früher das Evangelium von Jesu Christo als eine Gotteskraft anerkannt hatte, so trat mir jetzt auch in der katholischen Kirche eine Gotteskraft entgegen."

Noch hatten indes diese Eindrücke keine nachhaltige oder durchschlagende Wirkung, weil die lutherischen Anschauungen, in denen er befangen war, durch die lutherische Auffassung gewisser Bibelstellen anscheinend gestützt wurden. Dieser Zwiespalt machte sich denn auch in der Ausarbeitung seines Werkes geltend, in welchem er die Übereinstimmung der katholischen Glaubenslehren mit den Ansichten der Kirchenväter auf alle Weise zu umgehen oder doch abzuschwächen bemüht war, wie er auch noch in einem der letzten Kapitel seines Buches die Entwicklung des Papsttums als eine antichristliche bezeichnete. Da empfing er die, oben näher besprochene, Broschüre seines Bruders Reinhold über das bevorstehende Konzil. „Obwohl — vielleicht auch gerade weil — diese Schrift nicht theologisch-wissenschaftlich gehalten ist, sondern in praktisch populärer Weise die Eindrücke eines gebildeten Nichttheologen von den religiösen und kirchlichen Zuständen unserer Zeit wiedergiebt, machte sie dadurch einen großen Eindruck auf mein Gemüt, daß sie alle die gewaltigen Thatsachen, durch welche Gott in der Geschichte den Protestantismus als ein vergängliches Menschenwerk, die katholische Kirche dagegen als einen unvergänglichen göttlichen Bau zumal für das jetzige Geschlecht so deutlich gekennzeichnet hat, in ein eingerahmtes mächtiges Gesamtbild vereinigt. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch das persönliche Verhältnis zu dem Verfasser. Daß mein Bruder, den ich in Deutschland als einen Ungläubigen, aber auch als einen Menschen von festem und geradem Charakter, mit klarem und scharfem Blick zur Beurteilung der menschlichen Verhältnisse gekannt hatte, in der Reife des Mannesalters zu einer solchen hingebenden Bewunderung der katholischen Kirche gekommen war, erschien mir als ein Zeugnis für die göttliche Kraft derselben. Und darin, daß wir beide — seit meiner Übersiedlung nach Amerika nicht nur

äußerlich getrennt, sondern auch ohne gegenseitigen Verkehr und, wie ich glaubte, auf entgegengesetzten Wegen begriffen — auf einmal zu gleicher Zeit in zwei verschiedenen Weltteilen vor den Pforten der katholischen Kirche zusammentrafen, mußte ich deutlich den Finger der wunderbaren göttlichen Vorsehung sehen."

Die Lektüre der kleinen Schrift seines Bruders veranlaßte ihn, sich mit der Prüfung der Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus ernsthaft zu beschäftigen. Möhlers Symbolik, der Catechismus Romanus, das Tridentinum waren die Bücher, die er an der Hand der Heiligen Schrift und der Geschichte der Kirche aufs genaueste prüfte und studierte, und die ihn aus dem Labyrinthe von lutherischem Dogmatismus und protestantischen Vorurteilen herausführten.

Nachdem er noch ganz besonders zwei Punkte, die ihn auf seinem Wege zur katholischen Kirche vorzugsweise aufgehalten hatten, überwunden, die lutherischen Lehren vom „römischen Antichrist" und der „unsichtbaren Kirche", blieb ihm über das, was er zu thun hatte, kaum noch ein Zweifel übrig. Er setzte sich mit einigen katholischen Priestern in Verbindung, die ihm auch über die letzten Bedenklichkeiten hinweghalfen. Er beschloß nun, bis zum Schlusse des Jahreskurses, der am 30. Juni eintrat, in seiner Stellung zu verbleiben und dann mit seiner Erklärung hervorzutreten. Allein diese Absicht schlug fehl. Es war ruchbar geworden, daß er mit katholischen Priestern verkehre, und das zog ein Ungewitter über seinem Haupte zusammen. Doch hören wir ihn selbst. „Durch einen Zufall wurde es bekannt, daß ich mit katholischen Priestern im Verkehr stehe, und mit Entsetzen hörten die Märe die gerade versammelten Mitglieder einer Pastoralkonferenz, deren Versäumung von meiner Seite eben die Entdeckung veranlaßt hatte. Am zweiten Tage darauf, den 4. Juni, erhielt ich morgens früh ein Schreiben von Professor Walther, als dem Präses der Synode und der Anstalt, in welchem er mir verbot, fernerhin als Lehrer derselben zu fungieren, bis ich mich von dem schrecklichen und schimpflichen Verdacht, daß ich im Begriffe sei, zur römischen Sekte (!) abzufallen, „gereinigt" haben würde. Die Sache wurde nun natürlich allgemein bekannt und verursachte unter den Lutheranern große Aufregung, Bestürzung und Erbitterung.

Ich selbst wurde innerlich und äußerlich zur Entscheidung gedrängt. Die Herren Theologen, die sich jetzt mit einem Eifer meiner annahmen, den sie zuvor nie bethätigt hatten, suchten mich mit den gewöhnlichen altlutherischen Argumenten vom Wege nach Rom wieder zurückzubringen, und eine Disputation folgte der anderen. In diesen Disputationen fand ich freilich nur bestätigt, was ich früher schon gewußt hatte, daß nämlich mit diesen altlutherischen Theologen über den Gegensatz zur katholischen Kirche gar nicht vernünftig gesprochen werden kann, weil es ihnen durchaus an den Mitteln fehlt, die katholischen Argumente zu würdigen oder auch nur zu beachten, und weil sie dermaßen in ihrem fanatischen Hasse gegen alles „Römische“ und in den überlieferten Anschauungen der lutherischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts befangen sind, daß ihnen alle davon abweichenden Vorstellungen wie böhmische Dörfer vorkommen, so daß sie über alles, was von katholischer Seite geltend gemacht wird, nur mit Lästerungen und bübischem Hohn herfahren.

„Von den seltsamen Dingen, die ich bei diesen Gelegenheiten zu hören bekam, will ich zur Illustration nur ein paar Beispiele anführen. Als ich der protestantischen Behauptung gegenüber, daß die alte Kirche von der Reinheit der apostolischen Kirche abgefallen und verderbt worden sei, die Verheißungen des Herrn geltend machte, wurde mir erwidert, diese seien nur von der unsichtbaren Kirche zu verstehen, selbst in betreff der Stelle Matth. 28, 20. Daß diese Verheißung den Aposteln als Trägern des kirchlichen Lehramtes gegeben ist, was doch notwendig eine gesellschaftliche Organisation voraussetzt, — bis zu dieser Einsicht scheint die exegetische Weisheit der Herren Theologen nicht zu reichen, obgleich die Worte und der Zusammenhang es aufs deutlichste an die Hand geben. — Besonders schwer wurde es mir angerechnet, daß ich von der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein abfallen wollte; dies sei ja der articulus stantis et cadentis ecclesiae ... Als ich dem die Thatsache entgegenhielt, daß die Kirche gerade am besten bestanden habe, als sie diesen Artikel nicht kannte, dagegen da, wo derselbe zur Herrschaft gekommen, ins Unendliche zersplittert und zerfallen sei, so daß der um dieser Lehre

willen losgerissene Teil der Kirche immer mehr vom Unglauben verschlungen werde; und als ich mich zum Belege dafür auf Augustin berief, welcher unter allen Vätern am stärksten die Macht der Gnade Gottes bei der Rechtfertigung hervorhebe, so daß die Protestanten gern ihre Rechtfertigungstheorie mit seinem Ansehen zu schmücken suchen, der aber gleichwohl die Rechtfertigung des sündigen Menschen vor Gott nicht in protestantischer Weise als bloße Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, sondern in katholischer Weise als sittliche Gerechtmachung durch die Gnade Christi aufgefaßt habe, da wurde dies rundweg geleugnet. Und als ich dafür geltend machte, daß ja auch die protestantischen Bearbeiter der Kirchengeschichte aus neuerer Zeit dies allgemein zugeben, da wurde mir statt der unmöglichen Widerlegung der Vorwurf ins Gesicht geworfen — ich sei verrückt!"

Die Lutheraner gaben sich alle Mühe, Baumstark in ihrer Gemeinschaft zurückzuhalten, und schlugen ihm zur besseren Erreichung dieses Zieles eine Entfernung von St. Louis vor. Eine Veränderung des Klimas sollte ihn von seiner — Gemütskrankheit heilen.

Um diese Zeit, oder doch kurz vorher war der in Norddeutschland wohlbekannte frühere Privatdocent an der Berliner Universität, Dr. Preuß, in St. Louis angekommen und hatte sich dort den Altlutheranern angeschlossen. Preuß nun übernahm es, Baumstark, der auf das Reiseprojekt nicht eingegangen war, zu bekehren, und in der That war seine Methode eine wirksamere, weil er „im Unterschiede von dem bornierten stephanistischen Fanatismus der anderen die katholischen Argumente einigermaßen zu würdigen wußte und die Sache mit besserem geschichtlichen Verständnis, ruhiger und objektiver behandelte". Indem er dieselben Gründe, wie sie neuerdings von Döllinger und anderen gegen das Unfehlbarkeitsdogma geltend gemacht worden sind, gegen die Unfehlbarkeit der Kirche hervorhob, welche Gründe Baumstark nicht auf genügende Weise zu widerlegen wußte, machte er diesen wiederum in der Weise schwankend, daß er den Verkehr mit den katholischen Geistlichen wieder abbrach. Allerdings trug seine äußere Lage, die Sorge für seine Familie, nicht wenig dazu bei, ihn nachgiebiger zu machen. „Mein innerer Friede dagegen war dahin. Ich befand mich

in einem höchst peinlichen Seelenzustande. Auf dem Boden des Glaubens an die Unfehlbarkeit der Kirche stand ich nicht mehr, und eine andere untrügliche Norm der Wahrheit wußte ich nicht an deren Stelle zu setzen. Wie gern hätte ich mich wieder auf das protestantische Schriftprincip gestellt, wenn ich nur irgendwie mit gutem Gewissen gekonnt hätte! Aber ich sah die Unrichtigkeit und Unmöglichkeit desselben zu deutlich ein, ich mochte es nun betrachten von welcher Seite ich wollte. Ich konnte nun einmal über die einfache Thatsache nicht hinwegkommen, daß Christus selbst nach den eigenen Berichten der Bibel uns Menschen nicht an die schriftlichen Worte der Apostel, als die letzte Norm, gewiesen hat, sondern an das Lehramt der Kirche, und daß der Natur der Sache nach unmöglich ein der Privatauslegung unterworfenes Buch die Kirche in der Wahrheit und in der Einheit erhalten kann. Und selbst, wenn ich die Schrift nach eigener Auslegung wieder zu meiner Richtschnur gemacht hätte, so hätte ich doch in allen Lehrpunkten, über welche dieselbe genaueren Aufschluß giebt, nicht mehr die lutherische Auffassung annehmen, sondern die katholische für die, auch rein exegetisch betrachtet — richtigere halten müssen. Dabei war mir aber auch alles Vertrauen auf die Sicherheit meiner eigenen Auslegung nach meinen bisherigen Erfahrungen so abhanden gekommen, daß ich dabei des Schwankens kein Ende sehen konnte. So schwebte ich denn in peinlichen Zweifeln sozusagen zwischen Himmel und Erde. Nichts war mir gewiß — alles zweifelhaft und höchstens wahrscheinlich."

In dieser Lage suchte er eine Beschäftigung, in welcher er von jedem kirchlichen Bekenntnisse gänzlich unabhängig sein könnte und fand sie in der Journalistik. Er ward in der Redaktion einer radikalen deutschen Zeitung: „Die neue Welt", angestellt und arbeitete hier zwei Monate, die Zeit seiner Muße mit Studien und Betrachtungen über die „Unfehlbarkeit" der Kirche ausfüllend. Dadurch kam er allmählich wieder aus dem Labyrinth seiner Zweifel heraus und auf den festen und sicheren Boden der unfehlbaren, auf alle Zeiten fortdauernden katholischen Kirche zu stehen. Ja, er wurde innerlich fester darin begründet als vorher. So entschloß er sich, dieser als göttlich erkannten Autorität sich auch durch das äußere Bekenntnis zu

unterwerfen und dem „Interimszustande“ durch einen entschiedenen Schritt ein Ende zu machen. Er gab seine Stellung plötzlich auf und befand sich ein paar Tage später bei den deutschen Jesuitenvätern von St. Louis, mit denen er schon früher in Verkehr gestanden hatte. Er bereitete sich durch geistliche Exercitien auf seinen Schritt vor und legte am 12. September (1869) in der deutschen St. Josephskirche vor der versammelten Gemeinde feierlich das katholische Glaubensbekenntnis ab. „Es war ein Akt vollständiger Unterwerfung des eigenen Urteils und eigenen Willens unter die von Christo selbst für die Menschen aufgestellte göttliche Autorität seiner Kirche, — denn in betreff einzelner Lehrpunkte konnte ich mir damals noch nicht alle Schwierigkeiten zurechtlegen. Nicht die Schönheit des katholischen Kultus, welche so viele für die Kirche gewinnt, nicht die Vorliebe für ein specielles Dogma derselben hat meine Konversion veranlaßt, sondern die Erkenntnis der Notwendigkeit einer lebendigen Autorität und der alleinigen geschichtlichen Berechtigung der katholischen Kirche.“

Kurze Zeit nach seiner Konversion fand Herr Baumstark eine angemessene Thätigkeit, indem er die Redaktion des deutschen katholischen Blattes „Herold des Glaubens“, dessen bisheriger Redakteur, Professor Dr. Johns, resigniert hatte, übernehmen konnte. Späterhin übernahm er den „Wahrheitsfreund“ zu Cincinnati, den er, vielfach litterarisch von seinem Bruder Reinhold unterstützt, bis an seinen Tod redigierte.

Hermann Baumstark starb schon am 2. Februar 1876.

Er hatte Gesundheit und Leben aufgerieben im Dienste der heiligen Kirche, die ihn mütterlich aufgenommen.

„Mein Bruder Hermann in Cincinnati,“ schrieb Reinhold Baumstark in Plus ultra S. 152, „den ich schon als Kind eng an mein Herz geschlossen, durch seine Auswanderung früh verloren und seit unserer ungeahnt gemeinsamen Rückkehr zur Kirche als einen engelreinen, von jeder Selbstsucht freien Kämpfer für die Sache Christi lieben, ja, verehren gelernt hatte, war in dem Maße der Selbstaufopferung zu weit gegangen . . . Da hat es denn Gott zugelassen, daß er am 2. Februar 1876 an der Lungenschwindsucht entzweigebrochen, neben einer Frau und sieben kleinen Kindern in die Ewigkeit hinüberschlief wie

ein lächelndes Kind. Ich weiß noch den Abend, als ich, von einem Krankenbesuch im Konstanzer Spital nach Hause zurückkehrend, den Brief von seiner Hand antraf, der mich gleich überzeugte, daß es sein letzter sein müsse; es war so. Mit ihm war ein guter Geist aus meinem Erdenleben gewichen; oft und schmerzlich habe ich ihn vermißt. Seine Seele ruhe in Frieden."

Von anderen Konvertiten des Jahres 1867 haben wir zu erwähnen den Bildhauer Herrn

Hermes

aus Stuttgart, einen jüngeren namhaften Künstler in Rom, der daselbst am 7. November 1869 in die Kirche eintrat.

Gräfin Maria von der Gröben-Schwansfeld,

aus Ostpreußen, geborene v. Arnim-Lassehne, die zu Meran in Tirol eine Tochter der Kirche ward, zehn Jahre später aber, am 14. November 1880, im Alter von achtundvierzig Jahren starb.

Gräfin Maria Henckel von Donnersmarck,

geborene Gräfin von Schweinitz und Crain, Gemahlin des Grafen Lazy Henckel zu Siemianowitz in Schlesien.

Friedrich v. Schierstädt,

Leutnant im Garde-Husarenregiment, aus Dahlen bei Brandenburg gebürtig, welcher im Juni 1869 zu Potsdam aufgenommen ward, während sein älterer Bruder

August v. Schierstädt,

welcher kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges als Freiwilliger in das Garde-Jägerbataillon eintrat, auch gleichzeitig, Juli 1870, ebenfalls zu Potsdam, das katholische Glaubensbekenntnis ablegte.

Herr v. Treskow,

Premierleutnant im 1. Garde-Regiment, ward vor Ausbruch des Krieges ein Sohn der Kirche. Seine Aufnahme erfolgte in der St. Hedwigskirche in Berlin. Bei Metz (am 18. August) schwer verwundet, ist er wenige Wochen später zu Potsdam seiner Wunde erlegen.

Im Jahre 1870 konvertierte:

Johann H. Wagner,

reformierter Prediger zu Pittsburg in Pennsylvanien.

Einem protestantischen Blatte entnehmen wir die folgenden Notizen: „Am 3. März hat Herr J. H. Wagner seinem evangelischen Glauben, seiner Taufe und Konfirmation, als Mitglied der reformierten Kirche, öffentlich entsagt. Er hat die Weihe befleckt, die er in dieser Kirche empfangen hatte, und hat sich in der römischen Kirche zu Lancaster durch einen römischen Priester taufen und konfirmieren lassen. Diejenigen, die mit dem unglücklichen Phantasten, diesem apostasierten Freunde, in Verbindung gestanden, werden über das traurige Ereignis nicht erstaunen. Sie wissen, daß Herr Wagner ein Schüler Dr. Evenins gewesen ist und das vergiftete System seines Lehrers angenommen hat . . .“

Ferner der Nürnberger Bildhauer

Professor Johannes Schwendfür.

Von Freundeshand erhalten wir über diesen Künstler folgende Nachrichten:

„In Nürnberg geboren, besuchte er die dortige Kunstschule, bildete sich in München und Stuttgart weiter aus, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück und wirkte daselbst als ausübender Bildhauer und technischer Lehrer an mehreren höheren Schulen.

Eine ideal und sinnig angelegte Natur, hat er seiner künstlerischen Begabung nicht so recht praktisch gerecht werden können, so lange ihm auf religiösem und ästhetischem Gebiete Sicherheit und unantastbare Principien fehlten — und als diese gewonnen, rief ihn Gott zu sich. Kurz vor seinem Tode schrieb er: Mir ist wie einem, der zwölf Stunden Wegs gelaufen und in der dreizehnten an die Arbeit gehen soll.“ So war während seines langen, ermüdenden und qualvollen Suchens und Irrens seine Leibeskraft gebrochen — aber doch nicht eher, als bis er gefunden, was er gesucht, in der Religion wie in der Kunst. In letzterer zuerst der sogenannten altdeutschen Richtung folgend, wandte er sich bald, durch den Einfluß genialer Freunde und eigenes Forschen geleitet, dem Studium der altchristlichen Kunst und deren Vorbildern zu. Gleichzeitig rang sich sein religiöses Bewußtsein aus dem unklaren Gefühl romantischen Katholisierens zum Verlangen nach der Wahrheit und zur entschlossenen Selbsthingebung durch. Lex lux wurde das Siegel seines Strebens, seines angestrengten Forschens und Sinnens, von welchem umfangreiche Manuskripte Zeugnis geben.

„Herr Schwendfür hat nicht viele größere Aufgaben ausgeführt, doch sind einzelne Grabfiguren nicht ohne bleibenden Wert. Schöne Zeugnisse seiner Begabung sind Modelle zu einem Leidenswege, die den Künstler schon weit fortgeschritten zeigen in der tiefsinnigen und formstrengen Behandlung altchristlicher Motive. Für die Mauruskapelle in Beuron arbeitete er die Skulpturwerke und noch in seinen letzten Tagen das prachtvolle Tabernakel.

„In seinem Nachlaß sollen sich viele Zeichnungen finden, von denen besonders ein Kruzifix mit zwei Engeln mit Auszeichnung genannt wird, das die Krone seines mühevollen Strebens sei: ein übersinnlicher gleichsam entkörperter Schönheitssinn habe Linien und Formen an die Hand gegeben, die wie das „Ἕυρηκα“ des sterbenden Meisters erscheinen.

„An den Fortschritt der künstlerischen Entwicklung schloß sich die religiöse und umgekehrt, wie oben angedeutet. Schwendfür war eben trotz seines schwächlichen Körpers ein ganzer Mensch, in dem Überzeugung und Handeln Hand in Hand gingen. Früh war ihm, nicht ohne Einfluß der Kunst, die Liebe zur Gottes-

mutter aufgegangen, von welcher er Hilfe und Erleuchtung erwartete. Seine Arbeiten für die St. Mauruskapelle führten ihn im Sommer 1870 nach Beuron, wo er bald auch den religiösen Unterricht begann und wo er glücklich zur vollen Überzeugung gelangte. Am 21. September des genannten Jahres legte er das Glaubensbekenntnis ab.

„In die Heimat zurückgekehrt, unbeschreiblich beruhigt und befriedigt, voll Hoffnung für die Zukunft, mußte er bald wahrnehmen, daß seine Gesundheit zerrüttet war. Es war ein Kehlkopfleiden, das ihn so schwächte, daß er während des ganzen Winters zu seinen größten Schmerzen die Kirche nicht besuchen durfte. Noch einmal kam er im Herbst 1871 nach Beuron und half, obschon schwerkrank, die für seine Kunstrichtung so bedeutungsvolle Kapelle vollenden. Seine letzte Arbeit war die Ausschmückung des Tabernakels; er konnte mit einem Alten beten:

Aediculam in terris laetus tibi Christe paravi,
Aeternam in coelis da mihi Christe domum.

Während dieser Zeit war er ein erschütterndes Vorbild von Leidensfreude und seltener Geduld; seine Frömmigkeit war unermüdlich, seine Anspruchslosigkeit ergriff alle, die ihn sahen.

„Bald nach der Einweihung der Kapelle ging er wieder nach Haus, wo er sich alsbald zu Bett legen mußte. Sein letztes Leiden sowie sein Tod waren wie eine freiwillige Hingabe, so willenlos und geduldig, ob er gleich mitten aus dem hoffnungsvollsten Streben, ja aus der Sorge für eine hilflose Familie gerissen wurde. Eine der letzten Ermahnungen an seine Frau war die, sich auf die Rückkehr zur katholischen Kirche und den Empfang des heiligen Bußsakraments vorzubereiten (— sie ist wohl jetzt schon übergetreten mit den Kindern —). Er empfing mit größter Andacht die heiligen Sakramente; nach der heiligen Ölung verschwand der Schmerz; nach der Wegzehrung sagte er: „Wie ist es mir so leicht nach solcher Speise!"

Er starb in den letzten Tagen des Oktobers oder Anfang November 1871.

Freiherr Heinrich v. Gagern,

der bekannte ehemalige Präsident des Frankfurter Parlaments und deutsche Reichsminister, dann (1867—1872) hessischer bevollmächtigter Minister in Wien, trat, nachdem er bereits seine Kinder hatte katholisch erziehen lassen, im Juli 1870 in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Er war 1799 in Bayreuth geboren, und somit bereits einundsiebzig Jahre alt, als er diesen wichtigsten Schritt seines Lebens that. Von Wien kehrte er 1872 nach Hessen zurück und starb zu Darmstadt am 22. Mai 1880.

Er hat eine Biographie seines ältesten Bruders: „Das Leben des Generals Friedrich v. Gagern", Leipzig 1856—1857, 3 Bde. geschrieben. Auf sein politisches Leben einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Über seinen ebenfalls zur Kirche zurückgekehrten Bruder Maximilian siehe Teil II, S. 279. Derselbe ist am 17. Oktober 1889 zu Wien gestorben.

Hermann Freiherr von und zu Aufseß,

ein Sohn des in weiten Kreisen bekannten Gründers des Germanischen Museums, Hans v. Aufseß, kehrte am 10. April 1871 in seinem vierunddreißigsten Lebensjahre zur katholischen Kirche zurück, indem er in Bamberg, wo im Laufe der letzten sechs Jahrhunderte zahlreiche Träger seines Namens in kirchlichen und weltlichen Stellungen sich befanden, in die Hände des Erzbischofs v. Deinlein das katholische Glaubensbekenntnis ablegte. Von Jugend auf dazu bestimmt, die väterlichen Besitzungen in Franken zu bewirtschaften, widmete er sich nach zurückgelegten Studien der Landwirtschaft und vermählte sich 1864 mit der Gutsbesitzerstochter Ernestine v. Gernler, aus welcher Ehe drei, gegenwärtig im bayerischen Staats-, beziehungsweise Militärdienst stehende Söhne und eine Tochter entsprossen. Vom Jahre 1874 an stand er sechsundzwanzig Jahre lang (von 1877 an als Domänenrat) in fürstlich Thurn und Taxisschen Diensten, während welcher Zeit auch das alte Aufseßsche Schloß Freyenfels wieder an die Familie zurückkam und nun Eigentum der katholischen Linie ist.

Die Konversion des Gründers dieser Linie, welche zu einer Zeit geschah, wo die Wogen der sogenannten „altkatholischen" Bewegung am höchsten gingen, machte auch um deswillen nicht geringes Aufsehen, weil die Familie der Freiherren von und zu Aufseß seit dem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfolgten Aussterben der katholischen (Freyenfelser) Linie mit Recht zu den streng lutherischen gezählt wurde.

Über den Beweggrund für die Konversion liegt uns ein Brief des Konvertiten vor, welchen er am Tage seiner Konver-

sion an seinen Bruder gerichtet hat und den wir mit Genehmigung des ersteren im Wortlaut hier folgen lassen.

„Lieber Bruder!

Meine lange gehegte, Dir vielleicht bekannte Anschauung vom heiligen Abendmahl, welche mich schon jahrelang vom Tische des Herrn fernhielt, hat es mir nicht erlaubt, meinen seit einiger Zeit wieder erwachten Hunger nach dem Brote des Lebens da stillen zu wollen, wo ich es nach meiner Überzeugung nicht finden konnte.

„Schon Pfarrer Camerhoff in Seggerde und viele andere Prediger sowie später Pfarrer Schamel zu Wonsees hatten zu meinem nicht geringen Schrecken gefunden, daß ich in betreff der Abendmahlslehre ganz katholische Anschauung habe. Da ich Protestant sein und bleiben wollte und über diesen Punkt bis dahin noch mit keinem Katholiken gesprochen und niemals ein katholisches Buch gelesen, sondern nur an die Worte des Heilandes mich gehalten hatte, wie sie in der Bibel stehen, so machten jene Äußerungen der protestantischen Pfarrer mich unruhig und veranlaßten mich, von dem mir als Protestanten zustehenden Rechte der freien Forschung redlich Gebrauch zu machen. Mit der Bibel in der Hand habe ich alles reiflich überdacht, konnte mich aber von meinen Ideen nicht lossagen; dann erst suchte ich zu erfahren, was die katholische Kirche über diesen für mich so wichtigen Punkt lehre und fand zu meinem Erstaunen, daß die erwähnten Prediger mich richtig beurteilt hatten. Mein protestantischer Glaube war aber seitdem erschüttert und es drängte sich mir die Frage auf: Warum bin ich Protestant? welche Berechtigung hat überhaupt der Protestantismus? Christus selbst hat doch nach dem Zeugnisse der Bibel nur eine Kirche und zwar nur eine einzige sichtbare Kirche gestiftet und ihr solche Merkmale und eine solche Einrichtung gegeben, daß man sie leicht als seine Stiftung erkennen könne; er hat dann, ebenfalls nach dem Zeugnis der Bibel, dieser seiner Kirche seinen immerwährenden Beistand und eine unvergängliche Dauer versprochen. Hat aber Christus nur Eine Kirche gestiftet, so giebt es auch nur Eine wahre Kirche; und hat Christus diesem seinem Versprechen gemäß über diese Kirche gewacht,

hat er ihr seinen Beistand angedeihen lassen, so ist es eine den Heiland beschimpfende Behauptung, wenn man sagt, er habe sie verlassen und in Irrtum fallen lassen und dieselbe sei im Laufe der Zeit in einen Zustand gekommen, der einer solchen Reformation bedurft hätte, wie man im 16. Jahrhundert mit ihr vorzunehmen versucht hat; die protestantische Kirche kann also unmöglich die Kirche Christi sein; — so dachte ich — und über diese Schwierigkeit konnte ich nicht hinwegkommen. Ich konnte mich ferner niemals mit dem Gedanken befreunden, daß Gott Männer zu Reformatoren seiner Kirche bestimmt haben sollte, welche nach dem Zeugnis der Geschichte nichts weniger als Freunde der Tugend waren und das Gegenteil von dem lehrten, was der Heiland und die Apostel gelehrt und angeordnet haben und denen es niemals gelungen ist, sich durch Wunder als Beauftragte und Gesandte Gottes auszuweisen, wie die Heilige Schrift 2. Moses 4. Kap. es doch ausdrücklich verlangt. Sodann fand ich, daß die Katholiken jene abenteuerlichen und dummen Lehren, über die wir uns als Protestanten selbst lustig machen, durchaus nicht glauben, sondern geradezu verabscheuen. Und so bin ich denn ohne jede äußere Einwirkung, bloß durch eigenes Nachdenken zu der festen Überzeugung gelangt, daß ich die Ruhe und den Frieden meines Herzens nur dadurch wieder erlangen könne, daß ich zu der Einen von Christus gestifteten Kirche, welche ich in der katholischen Kirche wiederfinden kann, zu der unsere großen Ahnen sich bekannten, zurückkehre. — Deshalb habe ich am 5. April d. J. dem Pfarrer in Wirbenz meinen Austritt aus der protestantischen Kirche erklärt und habe gestern in die Hände des Erzbischofs von Bamberg das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt und von demselben das heilige Abendmahl und die heilige Firmung empfangen.

„Lieber Bruder, ich kann mir leicht denken, was Du und meine anderen Geschwister und Verwandten, denen ich mit denselben Worten diese Mitteilung gemacht habe, infolgedessen von mir halten werdet; der Gedanke ist für mich schrecklich, daß Ihr mich vielleicht mißverstehen und mir Euere bisherige Liebe und Freundschaft entziehen werdet — aber ich konnte nicht länger meinem Gewissen widerstehen. Aus dem Umstande, daß ich den wichtigen Schritt zu einer Zeit that, wo die katholische Kirche

so hilf- und schutzlos, so gedrückt und verfolgt dasteht, möget Ihr entnehmen, daß ich nur nach sorgfältiger Prüfung und aus voller Überzeugung ohne jede menschliche und zeitliche Rücksicht gehandelt habe. Ich meinerseits werde Dir bei jeder Gelegenheit beweisen, daß mein Schritt an meiner aufrichtigen Liebe zu meinen Verwandten durchaus nichts geändert hat und ich würde überaus glücklich sein, wenn ich erführe, daß auch Ihr mir dieselbe bewahren wolltet.

„Mit brüderlicher Liebe ...“

Wir sehen aus diesem Schreiben, daß es die katholische Lehre vom Abendmahl war, die den edlen Freiherrn in die katholische Kirche führte. „Ich hatte,“ so schreibt er an den Verfasser dieses Buches, „mich eben, da mir keine Stelle des ganzen Evangeliums klarer erschien als die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls, einfach an dieselben gehalten und nichts lag mir ferner als eine Deutung, wie sie mir plötzlich vor Augen gehalten wurde (durch die oben genannten protestantischen Geistlichen). Meine Zuversicht, einer Kirche anzugehören, welche das Wort Gottes und die Sakramente lauter und rein verwaltet, war aber seitdem erschüttert. In einem so wichtigen Punkte, wie es die Abendmahlslehre ist, sich mit seiner Kirche in Widerstreit zu befinden — dies Gefühl ließ mich nicht zur Ruhe kommen, bis ich durch Gottes Gnade zu der Überzeugung gelangt war, daß die katholische Kirche die allein wahre ist. Leider aber muß ich bekennen, daß mir lange Zeit der Mut fehlte, dieser meiner Überzeugung offen Ausdruck zu geben, und daß ich mit Ausnahme des sonntäglichen Gottesdienstes fast nichts gethan habe, um der in mir wirkenden Gnade nachzuhelfen. Ich las die Allgemeine Zeitung, um nur die Döllingerschen Konzilsbriefe recht genau studieren zu können, doch Gott sei Dank übten dieselben auf mich die entgegengesetzte Wirkung aus, als ich leider bei so vielen meiner Freunde bemerkte.

„Das Vatikanische Konzil, dessen weittragende Bedeutung für mich von Anfang an klar gewesen ist, hat in der That meinen Entschluß, zur katholischen Kirche zurückzukehren, zur Reife gebracht, insofern mich die albernen und böswilligen Anfeindungen und Bekämpfungen des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes früher und rascher als es sonst vielleicht der Fall

gewesen wäre, unter die Fahnen der streitenden Kirche drängten. Bei der damaligen Aufregung der Gemüter, wo Unglaube und Hoffart den Felsen Petri einer Eigenschaft zu entkleiden bemüht war, ohne welche derselbe schon längst durch die Pforten der Hölle verschlungen wäre, da trat das Wort des göttlichen Heilandes: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ in seiner ganzen Bedeutung, aber auch mit seinen Konsequenzen an mich heran. Ich wollte nicht länger zu denjenigen gehören, zu denen der Herr sagt: „Du bist weder kalt noch warm gewesen, ich werde dich ausspeien aus meinem Munde.“ — War ich überhaupt entschlossen, in dem Streite der Geister, der damals unser enges Vaterland Bayern ganz besonders beunruhigte, Partei zu ergreifen, so konnte die Wahl für mich nicht schwer sein. Freilich war ich mir bewußt, daß meine Konversion im Kreise meiner zahlreichen wohlgewogenen Verwandten schwere Mißbilligung erfahren würde, besonders schmerzlich aber war mir der Gedanke, meine hochbetagte gute und vielgeprüfte Mutter dadurch zu betrüben. Dieses Bewußtsein wäre fast imstande gewesen, die Ausführung meines Entschlusses bis nach dem Tode derselben zu verschieben. Die Ungewißheit aber, ob ich meine Mutter überleben werde, und das Gefühl der Verantwortung, deren ich mir in jener Gnadenzeit bewußt war, überwog alle anderen Rücksichten; ich nahm die mir dargebotene Gnade an und legte am Ostermontag 1871 das katholische Glaubensbekenntnis in die Hände des Herrn Erzbischofs von Bamberg ab. Am Grabe des heiligen Kaisers Heinrich, an welchem acht Jahrhunderte hindurch ehrwürdige Ahnen meines Geschlechtes dem Herrn am Altare gedient haben, schwur ich den Glauben ab, der mich und meine Familie von der Gemeinschaft der Heiligen so lange getrennt hatte. Gott sei hochgelobt für seine Gnade!“

Ebenfalls zu Bamberg trat in demselben Jahre 1871

Freiherr v. Pechmann,

Leutnant im 2. bayr. Chevauleger-Regiment, zur katholischen Kirche zurück.

Dr. Eduard Preuß,

vormals Privatdocent der Theologie an der Universität zu Berlin, zuletzt Professor am lutherischen Predigerseminar zu St. Louis in Missouri, legte am 25. Januar 1872 in der St. Marienkirche daselbst das katholische Glaubensbekenntnis ab. Seine sehr merkwürdige Geschichte ist folgende:

Im Jahre 1859 weilte Eduard Preuß, nachdem er eben in der theologischen wie in der philosophischen Fakultät zu Berlin promoviert worden war, auf dem Rittergut Lichterfelde, dessen Besitzer zwar protestantisch, aber der katholischen Kirche freundlich gesinnt war, weil er eine ungewöhnlich gründliche Kenntnis derselben besaß. Eben darin fehlte es dem jungen Doktor und er fühlte dem kenntnisreichen Gastherrn gegenüber die Notwendigkeit, die Lücken seines Wissens auszufüllen. Unglücklicherweise verfiel er auf die Idee, zu diesem Zwecke das Musterbuch protestantischer Polemik, das Examen Concilii Tridentini von Chemnitius nicht nur zu studieren, sondern auch neu herauszugeben. Dabei fuhr aber auch der antikatholische Geist Chemnitz's in ihn. Er beschloß sodann eine Fortsetzung zu dessen Werk zu zu liefern, welche das katholische Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Maria zum Gegenstande haben, dasselbe widerlegen und somit den Katholizismus überwinden sollte. 1865 erschien das Buch zu Berlin u. d. T.: „Die römische Lehre von der Unbefleckten Empfängnis aus den Quellen dargestellt und aus Gottes Wort widerlegt.“ Der erwartete Beifall, die Zustimmungserklärungen aus katholischen Kreisen blieben aus, dafür nahm der liberale Protestantismus Anstoß an der vor-

gedruckten Widmung des Werkes: „Jesu Christo, meinem König und Gott.“

Dieser Arbeit folgte eine Ausgabe der Loci des altprotestantischen Dogmatikers Johann Gerhard und im Anschluß daran 1868 die eigentlich gegen einen seiner theologischen Lehrer gerichtete Arbeit: „Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott“. Dieselbe „schilderte die Rechtfertigung des Sünders vor Gott als einen rein judiziellen Akt, mittels welches ein an sich wertloses Individuum vor dem Allerhöchsten, nicht wegen seines Glaubens, oder gar wegen seiner Werke, sondern allein wegen des Verdienstes Christi für völlig gerecht geachtet wird. Der subjektive Glaube sei nur die Hand, welche diese fremde Gerechtigkeit sich aneigne. Wenn das Buch gegen die Unbefleckte Empfängnis die „Burg des Papismus“ zu brechen bestimmt gewesen war, so sollte dies die Burg des wahren Luthertums aufrichten, beziehungsweise gegen jeden Angriff befestigen“. Diese Schrift erbitterte seine Gegner noch mehr und entfremdete ihm gänzlich seinen ihm bis dahin wohlgesinnten Lehrer. Preuß erklärt das selbst: „Denn war es nicht ein Insult gegen den Geist des Jahrhunderts, demselben die längst überwundene, ja, von den meisten Gebildeten bereits vergessene Theorie von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi als ausgemachte Wahrheit ins Gesicht zu schleudern? Und noch dazu in einer Sprache, die aus den verletzendsten Kraftausdrücken Luthers gesammelt schien.“

Übrigens machte diese Schrift nur das bereits reichlich gefüllte Maß der gegen ihn in Umlauf befindlichen Beschwerden voll. Sowohl in seiner Eigenschaft als Privatdozent an der Universität, wie als Religionslehrer im Friedrich Wilhelm-Gymnasium, wurden ihm viele ungehörige Äußerungen gegen im Protestantismus geltende Lehren oder geachtete Persönlichkeiten zum Vorwurf gemacht; unpassende „Zärtlichkeiten gegen seine Schüler“ wurden Gegenstand der Anklage gegen ihn. So übertrieben diese Beschwerden waren, Preuß gesteht doch selbst, daß sie nicht ohne Grund waren. „Die Ausschließlichkeit seines strengen Luthertums hatte ihn in Verbindung mit der ihm eigenen polemischen Heftigkeit allerdings zuweilen nicht bloß über die Grenzen der Klugheit, sondern auch über die Grenzen der Billigkeit hinweggerissen. Das Beispiel Luthers hatte ihm den Ge-

brauch unsauberer Ausdrücke nicht allein als etwas Erlaubtes, sondern sogar unter Umständen Pflichtmäßiges hingestellt. Was aber sein Verhalten zu seinen Schülern betrifft, so mochte wohl hin und wieder an das Licht getreten sein, daß sein Jugendideal Horaz und nicht der heilige Aloysius gewesen war."

Kurz, seit er gegen die allerseligste Jungfrau in die Schranken getreten war, war auch aller Segen von ihm gewichen. Seine Stellung an der Universität wie am Gymnasium war unhaltbar. Auf die letztere verzichtete er am 14. Dezember 1868 mit der Motivierung: „Der heftige Sturm, der sich aus Anlaß meiner letzten Schrift in den öffentlichen Blättern gegen mich erhoben hat, ist zugleich das Signal zu einer Menge von Beschuldigungen geworden, welche privatim an den Herrn Direktor gelangt sind. Unter diesen Umständen würde mein Verbleiben an dem Kaiser Friedrich Wilhelm-Gymnasium der Anstalt mehr schaden als nützen."

Es fanden sich Freunde, die ihm Geld zur Auswanderung nach Amerika anboten und er nahm dies an.

Wohl war er „durch die ihn überflutenden Wogen thatsächlich niedergebrochen worden" — der 8. Dezember, Fest der Unbefleckten Empfängnis scheint besonders verhängnisvoll für ihn geworden zu sein — „was den armen Feind Marias unter den hier geschilderten Erlebnissen einigermaßen aufrecht erhalten hatte, war die eisenfeste Überzeugung, daß er absolut gerechtfertigt und ohne allen Zweifel bei seinem Gotte in Gnaden sei." Und wenn auch der stolze Mut, ein auserwähltes Rüstzeug zur Wiederherstellung und Verbreitung der reinen Lehre zu sein, einen furchtbaren Stoß erhalten hatte, die persönliche Heilsgewißheit auf Grund eines fremden Verdienstes ohne alle eigene Würdigkeit ging unangetastet mit ihm an Bord des Dampfers, der ihn aus dem Hamburger Hafen westwärts trug.

Die Überfahrt war überaus gefahrvoll. Ein fast zweiundsiebzigstündiger Orkan drohte dem Schiffe und seinen Bewohnern den Untergang. Er selbst machte eine wahre Todesangst durch und in dieser Todesangst hielt die sola fides nicht stand. Es war sonderbar. Es traten ihm gerade alle von der Notwendigkeit der guten Werke handelnden Schriftstellen, die er in seinen Schriften „so grausam verdreht hatte", vor die Seele

und sagten ihm, wie der Mangel der guten Werke und wie die bösen Werke den Menschen in die Verdammnis bringen. Dies wendete er auf sich an und das steigerte seine Todesfurcht.

Der Sturm ging endlich vorüber. Die Überfahrt ging glücklich von statten bis zur Landung in Hoboken. Die Lutheraner der Missouri-Synode, welche das Werk über die Rechtfertigung für preiswürdig erkannten, weil sie auf gleichem Standpunkt standen, nahmen Preuß zu St. Louis mit offenen Armen auf. Aber eben war Hermann Baumstark im Begriff, diese Gemeinschaft zu verlassen, um katholisch zu werden; man schickte auch Preuß zu ihm, um ihn zurückzuhalten, doch natürlich vergeblich; dafür ließ ihn Baumstark erkennen, daß die Einheit, die er hier in Amerika gefunden, und was er sonst Erbauliches schaute, nicht Frucht des Systems, sondern der Persönlichkeit des Professors Walther sei. Diese Eröffnung machte Preuß vorsichtig und ließ ihn die Augen offen halten.

Der Seelenkampf, den er auf dem Schiffe im Sturm durchlebt, war mit der Landung keineswegs zu Ende gekommen. Man hatte ihm eine Professur übertragen und ihm die Vorlesungen über Kirchengeschichte, alttestamentliche und neutestamentliche Schriftauslegung übergeben. Letztere führt ihn immer wieder auf die Bedeutung und den Wert der guten Werke und ihre Notwenigkeit für die Seligkeit. Eigene Erfahrung und die Erkenntnis der Hand Gottes in seinen Schicksalen ließ ihn erkennen, was ebenfalls gegen die lutherische Lehre ist, wie die irdischen Leiden auch der Gerechtfertigten wirklich Sündenstrafen seien und so manche seiner eigenen Leiden erkannte er als Sühnung bestimmter Vergehungen und Verfehlungen, so daß auch hierin seine Anhänglichkeit an Luthers Rechtfertigungslehre einen gewaltigen Stoß bekam, nach welcher „Christi Vergebung alle Sünden und allen Zorn aufhebt, so daß von Strafe fürder nicht mehr die Rede sein könne". — Und wie er dann weiter und immer weiter nachdachte, kamen die Schauer jener Sturmnächte auf dem Ocean zum andernmal über ihn. Er war nicht gerechtfertigt, weder voll, noch halb, noch ein viertel. Er war auch nichts weniger als ein begnadigtes Gotteskind. Und das System, welches er aus eingebildeten inneren Erfahrungen und dem Studium der lutherischen Dogmatiker aufgebaut, war

nichts als eine „ungeheure, dem Abgrund entstiegene und zum Abgrund führende Lüge".

Nun hielt er es länger nicht mehr aus. Am 1. Dezember 1871 resignierte er auf seine Professur. Am 5. Dezember packte er ein, um eine Privatwohnung zu beziehen. Umstände, die nicht von ihm abhingen, bewirkten, daß er erst am 8. Dezember aus dem Seminar herauskam. Der 8. Dezember!

Er studierte nun die Dekrete des Konzils von Trient, von welchen er eine schöne Ausgabe besaß, und die Kontroversen Bellarmins und aus diesen besonders die Lehre von der Kirche und ihren Kennzeichen, und das Resultat war für ihn: „Heiligkeit und Einheit und Allgemeinheit gehören der katholischen Kirche."

Es löste sich ihm eine Schwierigkeit nach der anderen. Noch war der Dezember 1871 nicht vorüber, als sich Dr. Preuß zum Erzbischof von St. Louis begab, der seine Vorbereitung zum Eintritt in die katholische Kirche dem Generalvikar Mühlsiepen übertrug.

Am 26. Januar des folgenden Jahres 1872 legte Dr. Preuß das katholische Glaubensbekenntnis ab und empfing die bedingte Taufe. Das geschah in der Kirche „Maria vom Siege". Maria hatte gesiegt.

Herr Preuß selbst veröffentlichte bald darauf den nachstehenden Widerruf:

„Nachdem ich meine theologische Professur am hiesigen lutherischen Konkordiakollegium am 1. Dezember 1871 niedergelegt habe und am 26. Januar 1872 ein Glied der katholischen Kirche geworden bin, widerrufe ich auch hierdurch öffentlich alles dasjenige, was ich gegen die heilige katholische Kirche gelehrt und geschrieben habe. Sonderlich meine Schriften:

1. Die römische Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariä, aus den Quellen dargestellt. Berlin 1865.
2. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Ebd. 1868.
3. An den Bischof von Paderborn, Herrn Dr. C. Martin. Ebd. 1864.
4. Das Konzil von Trient. Ebd. 1862.

Dagegen unterwerfe ich mich von Herzen und in allen Stücken der heiligen katholischen Kirche und ihrer Lehre.

St. Louis, Mo., den 2. Februar 1872.

Dr. E. Preuß,
vormals Privatdocent der Theologie in Berlin."

Dr. Preuß war während seines Aufenthaltes und seiner Lehrthätigkeit zu Berlin der Liebling der orthodoxen Partei gewesen, es ist begreiflich, daß sein „Abfall" viele unliebsame Reflexionen und Anfeindungen auch in seinem neuen Vaterlande hervorrief. Besonders ward er von dem oben, auch von Dr. Hermann Baumstark vielerwähnten Professor Walther in St. Louis in der dortigen Zeitschrift „der Lutheraner" heftig angegriffen. Herr Preuß veröffentlichte hiergegen eine Berichtigung, aus welcher wir die folgenden Notizen um so lieber mitteilen, als sie einigen Aufschluß über das Leben und Wirken ihres Verfassers in Amerika gewähren. Herr Preuß schreibt:

„Weil ich dem Verfasser jenes Artikels, Herrn Professor Walther, wie auch den übrigen Mitgliedern der Missouri-Synode, noch heute in herzlicher Liebe zugethan bin, so will ich keinerlei Streit führen, noch viel weniger ein hartes Wort gegen ihn brauchen, oder gar die Beweggründe seiner Handlungsweise verdächtigen, sondern einfach und der Wahrheit gemäß den Thatbestand mitteilen." (Es folgen nun die Korrekturen zu Artikeln, die Preuß als Protestant dortigen Blättern früher übergeben hatte. Dann heißt es):

„Was mein Verhältnis zu der Zeitung „Abendschule" anbelangt, so ist es dieses gewesen:

Ich übernahm die Redaktion derselben im Herbste 1869. Gott segnete meine Arbeit sichtlich und ich hatte Freude an ihr. Als unter den Stürmen des Frühjahrs 1871 meine Glaubensüberzeugungen zu wanken begannen, ich aber doch auch die Pflicht vor mir sah, Weib und Kind zu ernähren, dazu auch meine hochbetagte Mutter in Deutschland zu unterstützen, schien es mir das Angemessenste, wenn ich eine harmlose Arbeit suchte. Ich sprach mit Herrn Louis Lange, und wir verabredeten mündlich, seine Zeitung sollte am 15. September 1872 wöchentlich herauskommen. — Ich sollte ihr Redakteur bleiben und

sollte so viel erhalten, um die oben erwähnten Pflichten erfüllen zu können. Dieser Plan wurde von mir keineswegs geheim gehalten. Ich teilte das Wesentliche davon meiner Mutter (und zwar mit Hinzufügung einer Beschreibung meiner wachsenden Abneigung gegen mein theologisches Amt), dann meiner Frau, meinen Schwiegereltern, Herrn Professor Brauer wiederholt, und anderen mit. Da nun niemand unter allen diesen Herren sich dahin äußerte, daß ich der Gemeinschaft, unter der ich sogar lebte, mit jenem Plane ein Unrecht zufügte, so befestigte sich in mir die Überzeugung, ich würde auf diesem Wege mein Herz stillen und doch auch meine Pflichten gegen Weib, Kind und Mutter erfüllen können.

Aber die gnädige Hand Gottes ließ es nicht zu. Gegen Ende November erklärte nämlich Herr Professor Walther, die Zeitung „Abendschule" solle in die Hände der ehrwürdigen Synode selbst übergehen. Zunächst wurde mir klar, daß es meine Pflicht sei, mein Interesse dem Interesse der Gemeinschaft unterzuordnen. In diesem Sinne schrieb ich nun an Herrn Lange, nahm dann mein Original-Exemplar des Kontrakts, ging mit demselben zu Professor Walther und bat ihn, es zu verbrennen, was er auch in der freundlichsten Weise that.

Ich fühlte, daß ich recht gehandelt hatte. Es war offenbar Gottes Wille, mir jede Aussicht zur Fortsetzung jenes Schwankens zu nehmen, aus dem ich bis dahin nicht hatte herauskommen können. Seit Monaten wurden nämlich meine Überzeugungen von der Justificatio per solam fidem (Rechtfertigung durch den Glauben allein) durch meine persönlichen Erfahrungen wie durch das erneute Studium der Bibel wieder und immer wieder erschüttert. Meine Briefe an meine Mutter bezeugen das. Es wurde mir klarer und immer klarer, daß „Glaube und Werke" selig machen, nicht der „Glaube allein".

In den letzten Wochen des November 1871 war ich während der Vorlesungen oft nicht mehr imstande, mich auf den Füßen zu halten.

Sollte ich nun fortfahren, mich übermenschlich zu peinigen? Mich zu peinigen, ohne einen Schatten von Aussicht, solcher Qual je ledig zu werden?

Sollte ich — auf der anderen Seite — alles darangeben? Weib, Kind und Mutter in Not bringen?

Es war furchtbar schwer. Endlich entschloß ich mich und schrieb an meine Mutter und Präses Wyneken. Und den folgenden Vormittag ging ich zu Professor Walther. Ich setzte ihm ausführlich auseinander, was mich seit Monden bewegt hatte. Er ging auf alles ein und sagte: ich solle mich nur beruhigen. Ich könne ja das Theologielehren lassen und — wie bereits im Sommer geplant war — nach Fort Wayne gehen. Das ergriff ich einen Augenblick, sagte auch Professor Walther, daß ich ihn dann bäte, mir dort jedenfalls die Religionsstunden zu erlassen. Er sagte zu, und ich ging wieder heim.

Dann kam alles Weh der letzten sechs Monate von neuem über mich. Meine Religion war eine Lüge. Ich konnte unter ihrer Ägide auch nicht mehr Latein lehren.

Danach ging ich wieder zu Professor Walther und bat ihn, mich zu entlassen. Darauf folgten verschiedene Gespräche mit ihm und den anderen Professoren über die Rechtfertigungslehre. Sie konnten keine meiner Stellen entkräften.

Das Ende war, daß ich meine Sachen nahm und in die Summit Avenue zog. Ich atmete freier, als der Druck meines theologischen Lehramts nicht mehr auf mir lastete. Noch mehr aber als die inneren Kämpfe der letzten sechs Monate, noch mehr als die äußere Kümmernis, in der ich mich sah, erschütterte mich diese Wahrnehmung:

Ich hatte 1865 eine Lästerschrift gegen die Unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau und gegen das Fest am 8. Dezember geschrieben. Seitdem habe ich wenig frohe Stunden gehabt. Unheil folgte auf Unheil. Den 8. Dezember 1868 brach mein Haus in Deutschland über meinem Kopf zusammen. Und den 8. Dezember 1871 (ich wollte den Tag vermeiden, aber der Fuhrmann kam nicht früher zu Ende) den 8. Dezember 1871 nahm ich mein letztes Bündelchen Holz unter den Arm, meine und meines Weibes Heimstätte zu verlassen. War das Zufall?

Trotzdem hielten mich noch tausend Erwägungen, hielt mich eine von Kind auf anerzogene Furcht vor der katholischen Kirche. Ich war nahe daran, alle Religionen für Schwindel

zu halten. Da dachte ich: Wenn irgend jemand die Wahrheit hat, so haben die Nachfolger der Apostel die Wahrheit.

Unter heißen Gebeten (ich will dafür gern verspottet werden), unter heißen Gebeten machte ich mich endlich auf, den hochwürdigen Erzbischof von St. Louis zu suchen, — wen kümmert es, was weiter geschah? Ich befehle diese Sache Gott.

Wenn der ehrwürdige Präses der Missouri-Synode übrigens sagt, ich sei als Lutheraner ein gar fanatischer Polemiker gewesen, so hat er recht. Doch wird ihm — wie ich hoffe — bereits diese meine Erklärung beweisen, daß ich es als Katholik nicht mehr bin.

St. Louis, Mo., 13. Februar 1872.

Dr. E. Preuß."

Zum Andenken an seine Konversion setzte Dr. Preuß in der Kirche Maria vom Siege eine Votivtafel von Marmor des Inhalts: „Der allerseligsten Jungfrau vom Siege setzte dieses Denkmal des über ihn selbst errungenen Sieges derjenige, der einst sie herabzusetzen sich nicht geschämt, jetzt aber mit dankbarstem und treuestem Herzen ihr dient, als der gütigsten, ohne Erbsünde empfangenen Mutter.

St. Louis am Fest der Unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria 1872."

Damit begnügte sich Preuß nicht. Noch eine andere Sühne bereitete er vor. Als im Jahre 1879 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der dogmatischen Definition von der Lehre der Unbefleckten Empfängnis Mariä stattfand, erschien als Festgabe zu Freiburg ein Buch mit dem Titel: „Zum Lobe der Unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau — von einem, der sie vormals gelästert hat. Mit einem Begleitwort des hochwürdigsten Herrn Dr. Konrad Martin, Bischofs von Paderborn." Der ungenannte Verfasser ist Dr. Preuß. In dem St. Louis, Mo., 8. Dezember 1877 datierten Vorwort nennt er sein Buch „die Leistung einer öffentlichen Genugthuung für einst öffentlich ausgesprochene Schmähungen". Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile: Die Geschichte des Dogmas und der Beweis des Dogmas aus der Heiligen Schrift und der Vernunft. Das letzte Kapitel des zweiten Teils, der Beweis des Geistes und der Kraft, enthält die Geschichte der Bekehrung des P. Alfons Ratisbonne,

der Muttergotteserscheinung zu Lourdes und der Heilung des Arztes Dr. Lasserre, und endlich der Geschichte des Dr. Preuß selbst, der sich nicht nennt und in der dritten Person von sich spricht. Diese autobiographische Mitteilung ist es, welche uns in den Stand gesetzt hat, sein Konvertitenbild zum Teil mit seinen eigenen Worten zu geben.

Die katholische Universität Notre-Dame von Indiana pflegt alljährlich am Lätare-Sonntag eine Medaille einer Person, Mann oder Frau, zu erteilen, welche sich in den Künsten, in Wissenschaft oder Litteratur ausgezeichnet hat. 1887 wurde sie „einem ausgezeichneten Schriftsteller des Westens zu teil, einem Konvertiten vom Luthertum, der bei seinem Eintritt in die Kirche ein feierliches Gelübde gemacht, keinerlei Ehren anzunehmen, um für das Böse genugzuthun, das er begangen, indem er, vor seiner Konversion, ein Buch gegen die Unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau schrieb. Sein Name wurde verschwiegen und das Ehrenzeichen für ihn zu den Füßen unserer heiligen Mutter niedergelegt". Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß diese dem englischen Blatte The Catholic Times vom 18. April 1889 entlehnte Notiz sich auf Dr. Eduard Preuß bezieht.

Fügen wir noch die Namen einiger Konvertiten bei, deren Übertritt zur katholischen Kirche vor das Jahr 1872 fällt:

Maria v. Radowitz,

geb. Gräfin Voß.

Geboren am 27. April 1807, heiratete sie am 3. Mai 1828 den als General v Radowitz allgemein bekannten Freund des Königs Friedrich Wilhelm IV. Seit 1853 durch den Tod ihres Gemahls Witwe geworden, lebte sie hochverehrt wegen ihrer hervorragenden Tugenden zu Berlin bis an ihr im Alter von zweiundachtzig Jahren erfolgtes Hinscheiden am 1. Oktober 1889.

Prinz Leopold v. Löwenstein-Wertheim.

Geboren am 26. November 1827, vermählte er sich am 4. Februar 1861 mit einer bürgerlichen Dame, die später durch bayerisches Diplom den Titel einer Gräfin v. Löwenstein-Scharffeneck erhielt, den auch die der Ehe entsprossenen Kinder führen. Der Prinz starb am 3. März 1893.

Freiherr Otto Rivalier v. Meysenbug,

ehem. Unterstaatssekretär im Ministerium des Äußern zu Wien.

Dieser durch Geist und Wissen ebenso wie durch echte Religiosität ausgezeichnete Staatsmann gehörte einer kurhessischen Familie an und ist 1806 zu Kassel geboren. Sein Bruder Wilhelm war badischer Staatsminister, bemühte sich um das Zustandekommen des badischen Konkordats und fiel infolgedessen 1860; er selbst trat früh in den österreichischen Staatsdienst und ward der k. k. Gesandtschaft in St. Petersburg beigeordnet, später in Turin, wo seine Rückkehr wohl erfolgt sein dürfte; dann wurde er zu Wien im Ministerium des Äußern angestellt. Unter der neuen Ära ist er, als zu ultramontan, seiner Stellung enthoben worden. Im Jahre 1886 ist er gestorben.

Freiherr Hermann v. Mentzingen.

Geboren am 24. Oktober 1817 in Mentzigen bei Bruchsal, heiratete er am 2. Mai 1853 Maria, die Tochter des edlen, um die katholische Sache hochverdienten Freiherrn v. Andlaw. Er starb am 24. März 1890 zu Karlsruhe in Baden.

Freiherr Otto v. Trott.

Geboren am 1. März 1810, starb dieser hessische Edelmann als Katholik am 24. Juni 1876 zu Rotenburg. Den ihm befreundeten Pfarrer Engelhard beauftragte er, bei seinem Begräbnis die nachstehende, in seiner Krankheit von ihm aufgesetzte Bekenntnisschrift zu verlesen. Dieselbe lautete:

„1. Ich war ein Mann mit vielen Schwächen und Gebrechen meines Standes behaftet.

2. Ich hatte aber stets einen redlichen und guten Willen und ich bemühte mich, an meiner sittlichen Veredlung zu arbeiten.

3. Ich erkannte und fühlte meine Schwäche aus mir und ich wandte mich daher mit aller Demut, mit heiligem Glauben und festem Vertrauen zu Gott und flehte um Erkenntnis seines heiligen Willens und um Liebe zu ihm.

4. Er verlieh mir seine reichliche Gnade dazu — ich wirkte mit und so gelangte ich zur vollen Erkenntnis der christlichen Wahrheit, und nachdem ich sie klar erkannt, gab ich Gott die Ehre und bekannte sie freudig und standhaft auch vor der Welt.

5. Während viele in den politischen Stürmen wankten und schwankten, blieb ich treu meinem angestammten Fürsten bis zum letzten Hauche meines Lebens — und meinen Freunden, die mir Gott zum Troste gegeben, bewahrte ich meine innigste Liebe.

6. Ich sterbe in der Gemeinschaft der Einen heiligen katholischen Kirche, ausgerüstet mit ihren Gnadenmitteln; vertrauend auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi und die Fürbitte

43*

seiner lieben Mutter erwarte ich zuversichtlich das ewige Leben und eine fröhliche Auferstehung.

Das sagen Sie als die sechs Punkte, die ich selbst genau fixiert, dann beten Sie für meine Seelenruhe, besonders während des heiligen Opfers, denn ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, an die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben."

Gräfin Mathilde v. Ballestrem.

Eine Tochter des königlich preußischen Obersten Gualter v. Hertell aus dem Hause Daugzin in Neu-Vorpommern, war sie am 30. März 1818 geboren und vermählte sich mit Alexander Karl Wolfgang Grafen v. Ballestrem, Oheim des gegenwärtigen Präsidenten des deutschen Reichstages. 1859 wurde sie katholisch. Am 17. Dezember 1900 starb sie zu Breslau im Alter von fast dreiundachtzig Jahren und wurde zu Hirschberg begraben. Die bekannte Schriftstellerin Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem ist die jüngste ihrer Töchter.

Berichtigungen und Zusätze.

S. 5, Z. 22 lies Schmising.

S. 33, Z. 7. Nach Wienstein, Lexikon der katholischen deutschen Dichter S. 222 ist Lewald schon als Sohn eines wohlhabenden protestantischen Kaufmanns geboren.

S. 58, Z. 13. Rudolf Hafert ist k. k. Notar in Feldbach. Von Konstantin Hafert, z. Z. zu Maria Grün bei Graz, erschien 1900: „Was ist Christus?“ Sieben Vorträge.

S. 65. Über Marie v. Schwarzenau vergleiche noch Wienstein S. 356.

S. 228. Die Grafen Henckel schreiben ihren Beinamen: Donnersmarck.

S. 231, Z. 7 lies von v. Harleß.

S. 312. Eduard Steinbrück war zweimal vermählt. Aus der ersten Ehe stammte sein Sohn Reinhold, der in Amerika katholisch wurde, der Bildhauer Otto Steinbrück in Berlin und eine Tochter, die verw. Frau Baumeister Elise Habelt in Berlin. Steinbrücks zweite Gattin war Charlotte, geb. Witt, eine Schwester des Konvertiten, Geh. Oberfinanzrats Witt, dessen Konversion T. II, S. 32—40 erzählt ist.

Wie ebendaselbst S. 39 berichtet ist, war Frau Steinbrück noch bei Lebzeiten ihres am 29. April 1858 verstorbenen Bruders konvertiert. Ihren Gatten überlebte sie lange Zeit, denn es war ihr ein hohes Alter beschieden. Geboren am 18. November 1817 zu Nieszewa starb sie zu Landeck am 21. September 1900 im Alter von 83 Jahren. In ihrem Testament machte sie das St. Hedwigskrankenhaus zu Berlin zum Universalerben und stiftete für ihren Bruder in der Kirche desselben ein Jahresgedächtnis. Sie ruht auf dem Friedhof zu Landeck wie ihr Gemahl und ihre etwas ältere Schwester Wilhelmine Witt, die am 2. September 1814 zu Nieszewa geboren war, ebenfalls zur katholischen Kirche übertrat und unvermählt am 31. Januar 1887 zu Landeck starb.

S. 415, Z. 4. Statt „sie" lies: Maria Freiin v. Stein.

S. 417. Über die Baronin v. Lövenskiold, geb. Kaas, findet man im Konvertitenregister der St. Ansgarikirche zu Kopenhagen die Aufzeichnung des apostolischen Präfekten Grüder: „Witwe, 66 Jahr. Mehrjähriges Selbststudium, konvertiert 4. März 1853, gefirmt 8. März 1853. Ihre jüngste Tochter bereitete sich auch zum Übertritte vor, wurde aber durch plötzlichen Tod daran gehindert." Im Sterberegister steht: Friederike Elisabeth Konradine Lövenskjold, geb. Kaas, gestorben im Alter von 87 Jahren am 30. August 1874 . . . nach Empfang aller heiligen Sterbesakramente. Die Leiche wurde am 5. September nach dem Schlosse Löwenborg bei Holbaek auf Seeland geführt."

S. 549. Johann Ludwig Lehensgraf Holstein-Ledreborg ist am 6. Juni 1839 geboren. Er beteiligte sich als Mitglied des Volksthing eifrig an der Politik, bis der Abschluß des Verfassungskampfes 1894 ihm dieselbe verleidete. Er nahm nun seinen Aufenthalt zu Freiburg in der Schweiz, bis ihn der Tod seines hochbetagten Vaters zeitweilig in die Heimat zurückzukehren nötigte. Im Juli 1901 wurde seine Ernennung zum dänischen Minister des Auswärtigen als bevorstehend angekündigt, doch lehnte er dieselbe ab. — Seine Schwiegermutter, Frau Elisabeth von Löwenörn, geb. Bayer, war eine geborene Katholikin und stammte aus Koblenz.

S. 592, Z. 3. Freifrau v. Oer ist am 17. Januar 1816 geboren und hat sich am 12. Oktober 1840 vermählt.

S. 604. Freiherr Ernst v. Schönberg ist auch schriftstellerisch bekannt geworden. Unter dem Autornamen Ernst Arwed (seine Taufnamen) schrieb er: Aus jüngst verflossenen Tagen. (1873.) Saphir. (1875.) Mario v. Martigny. (1877.) Deutsche Edelleute. (1884.) Ein Diplomat. (1891.)

S. 675. Otto Bernhard Georg v. Trott zu Solz gehörte nach dem Gothaer adligen Taschenbuch 1901 nicht zu der freiherrlichen Linie der Trott zu Solz. Geboren am 1. März 1810 zu Kassel vermählte er sich am 17. Februar 1838 zu Brinke i. W. mit Sophie Gräfin von Korff, gen. Schmising-Kerssenbrock und kam so in ganz katholische Familienverbindung. Seine Gemahlin folgte ihm am 8. Mai 1881 in die Ewigkeit und ließ einen Sohn und zwei Töchter zurück.

Personen-Register.

(Die gesperrt gedruckten Namen bezeichnen Konvertiten, die fett gedruckten Zahlen die den Konvertiten gewidmeten besonderen Artikel.)

A.

Adlersfeld, Eufemia v. 676.
Agreda, Maria v. 190.
Albany, Herzog v. 542.
Allioli v., Dompropst 296.
Amara George, siehe Kaufmann, Mathilde.
Andersen, dänischer Schriftsteller 94.
Andlaw, Freiherr Heinrich v. 674.
Antonelli, Kardinal 604.
Antonius, der heilige Einsiedler 198.
Aquitanien, Herzog Wilhelm von 199.
Arndts, Frau Professor 180. 187. 197.
Arnim v., Preuß. Gesandter 604.
Arnold, Thomas VIII.
Aufseß, Freiherr Hans von und zu 205. 658.
Aufseß, Freiherr Hermann von und zu **658—662**.

B.

Babel, Hofprediger in München 414.
Bach, Sebastian 543.
Baldamus, Karl VII.
Ballestrem, Graf Karl Wolfgang 676.
Ballestrem, Gräfin Mathilde v. **676. 679**.
Balmes, spanischer Philosoph 576.
Barclay de Tolly, Feldmarschall 23.
Bardas 360.
Bartolini, Kardinal 465.
Bauer, Bernhard VII.
Baumstark, Anton, Professor 606.
Baumstark, Klementine, geb. Beck 611. 633. 634.
Baumstark, Hermann 606. 631. 633. **635—653**. 666. 668.
Baumstark, Reinhold **606—634**. 635. 649. 652.
Beck, Friedrich, Kunsthistoriker 205.
Beckedorff, Ludolf v. 99. 303. 363. 426. 577. 593.
Beethoven v. 542.
Bellarmin, Kardinal 667.
Benedikt, der heil. 464.
Bensinger, Amalie **412—414**.
Berlichingen, Freiherr Friedrich v. **486**.

Berlichingen, Freifrau Albertine v. 486.
Berlichingen, Freiherr Adolf v. 486.
Berlichingen, Freiin Mathilde v. 486.
Berlioz 542.
Bernert, Franz, Apostol. Vikar in Sachsen 593.
Bernhard, Freiin Elisabeth v. 213.
Bernhard, Freiherr Friedrich Ludwig v. **204—214.**
Bernhard, Freiherr Heinrich v. 213.
Bernhard, Freiin Thekla v. 213.
Bernhard, Wilhelmine Freifrau v. 213.
Bethlen, Graf Dominik **545.**
Bickell, Dr. Gustav **487—541.**
Bickell, Kanonist 488.
Bilderdyk, Willem, holländ. Dichter 11. 12. 13.
Bilsborrow, Bischof v. Salford 544.
Binder, Aline 375.
Binder, Jos. Friedr. Bürgermeister von Nürnberg 371.
Binder, Dr. Wilhelm VIII.
Bischoff, Musiker 542.
Blackert, Dr. Georg **268—278.**
Blackert, Johanna, geb. Waubke 271. 272.
Blome, Gustav Graf **280—281.**
Blome, Josephine, Gräfin, geb. Gräfin Buol-Schauenstein 281.
Blome, Otto, Lehnsgraf 280.
Blome, Marie Klementine Gräfin 281.
Blücher, Lebrecht Gebhard v. **468.**
Bock, K. G. Kriegsrat 25.
Bock, Rafael VII. 22. 25.
Bonaparte, Kardinal 604.
Bonaventura, der heil. 362.
Bonstetten, Karl Viktor v. 113.
Bonus, M. VIII. IX.
Bosch, Maler 461.
Bouterweck, Litterarhistoriker 156. 168.
Brandis, Maria Josepha, Gräfin v., Barmh. Schwester vom hl. Vincenz v. Paul 66.
Braunschweig, Edmund v. **1—6.** 36.
Braunschweig, Elisabeth v. 5. 6.
Braunschweig, Marie v. 3. 4.
Braunschweig, Max v. 4.
Braunschweig, Sophie v. 5.
Brauer, luth. Professor 669.
Brenken, Freiherr Hermann v. u. z. 105.
Brentano, Klemens 167. 168. 198. 489.
Bresler, Dr., Konsistorialrat in Danzig 249.
Bretschneider 174. 200.
Brigitta, die heil. 362.
Brühl, Graf F. W., Generalmajor 416.
Brühl, Gräfin Sophie **416.**
Brühl, Gräfin, geb. v. Gneisenau 416.
Büchsel, Generalsuperintendent 251. 299. 308. 311.
Bülow, Frau v. **586.**
Bülow, C. E. J. v., Generalleutnant 586.
Bülow, Theodor **391.**
Burgeß, kath. Geistlicher in Cincinnati 439.
Buß, Professor 234. 609.

C.

Calderon 619.
Camerhoff, prot. Pfarrer zu Seggerde 659.
Campe 326.
Capes, John Moore VIII.
Capistran, der heil. Johannes 168.
Cervantes 619.
Chable, P., s. J. 329.
Chamaré, Gräfin Therese v. 139.
Chantal, Joh. Fr. v., die heil. 199.
Cherubini 542.
Chopin 542.
Christfreund, August **139.**

Claessens, kath. Pastor auf Batavia 570. 576. 580.
Clarence, Herzog v. 542.
Clausius, dänischer Theolog 445.
Cochläus 358.
Cremer, Divisionspfarrer 85.

D.

Dalberg, Karoline, Freiin v. 68.
Dalgairns 375.
Daniel, Geograph 183.
Dante 618.
Daumer, Georg Friedrich **313—352.** 371. 372. 373. 374. 375.
Degenfeld-Schonburg, Agnes, Gräfin v. 68.
Degenfeld-Schonburg, Eberhard, Graf v. 68.
Degenfeld-Schonburg, Ernestine, Gräfin v., geb. Freiin v. Varnbüler 68.
Degenfeld-Schonburg, Ferdinand Graf v. 68.
Degenfeld-Schonburg, Götz Christoph, Graf v. **68.**
Degenfeld-Schonburg, Maria, Gräfin v. 68.
Deger, Ernst, Maler 297.
Deinlein v., Erzbischof v. Bamberg 658. 662.
Dekker, Paul **9—21.**
Dempt, kath. Pfarrer zu Neustadt, Oberhessen 538.
Dessauer 286.
Deym, Gräfin Anna 139.
Dieffenbach, Albert **245—247.**
Diepenbrock, Melchior, Freiherr v., Kardinal 3. 48. 144. 146. 370.
Döllinger 167. 185. 454. 661.
Dräseke, Prediger in Bremen 293.
Drais, Friedrich Freiherr v. **401—405.**
Dreyer, Dr. Hermann **397—398.**
Dreves, Lebrecht 391.
Droste, Klemens Aug. v., Erzbischof v. Köln 152. 174.
Dupanloup, Bischof v. Orleans 375. 392.
Durand, Generalin 395.

E.

Ebeling, Dr. Adolf **392—395.**
Eck, Dr., kath. Controversist 358.
Eichendorff, Joseph v. 249.
Eichhorn, preuß. Minister 187.
Engelhardt, kath. Pfarrer in Rotenburg 674.
Ephrem, der heil. 530.
Erasmus v. Rotterdam 358.
Erlburg, L. v., siehe M. v. Schwarzenau.
Esser, P. Fritz, s. J. 461.
Eusebius, Kirchengeschichtsschreiber 364. 369.
Evenin, Dr., amerik. Theologe 654.

F.

Faber, kath. Controversist 358.
Falcinelli, päpstl. Nuntius 545.
Falkenstein, Freifäulein v. 402.
Faller, P., s. J. 480.
Fehrentheil u. Gruppenberg, Eduard v. **467. 468.**
Fettiger 461.
Ffoulkes, Edmund VIII. IX.
Fink v. Finkenstein, Graf Georg 416.
Fink v. Finkenstein, Gräfin Sophie, geb. Gräfin Brühl **416.**
Fischer, Hermann Otto VI. **435—437.**
Fischer, Marie, geb. Augsburg VI. 435.
Fischer, P. Leo O. S. B. 435. 436. 437.
Fischhoff, Musiker 286.
Fisher, John 358.
Florencourt, Franz v. VII. 145.
Florentini, P. Theodosius 149.
Flottwell v., preuß. Finanzminister 62.

Förster, Heinrich, Fürstbischof von Breslau 3. 36. 55. 82. 242. 262.
Forcade de Biaix, Friedr. v. **434.**
Frank, Musiker 286.
Frenzel, Anton, Weihbischof in Frauenburg 367.
Friedrich Wilhelm III. 422.
Friedrich Wilhelm IV. 673.
Fries, Graf 435.
Fritz, Professor 609.
Fritze, Pastor 292.
Fröhlich, Emanuel, Dichter 470.
Fürstenberg-Muffendorf, Freiherr v. 83. 87.

G.

Gagarin, Fürst, P. s. J. 532.
Gagern, Friedr. v., General 657.
Gagern, Heinrich, Freiherr v. **657.**
Gagern, Maximilian Freiherr v. 657.
Ganse, kath. Pfarrer 91.
Galway, P. s. J. 543.
Garben, Friedr. v., siehe Bernhard, Freiherr v.
Gaume, Abbé 570.
Geißenhainer, amerik. Prediger 441. 442.
Genthe, Fr. W. 159. 164.
Gering, Wilhelmine 420. 429. 430.
Gernler, Ernestine v. 658.
Gfrörer, Aug. Friedr. **113—138.**
Giese, Bernh. Martin **141—147.**
Gödekopp, Präsident der belg. evang. Gesellschaft 70.
Goethe 510.
Görres, Joseph v. 167. 168. 169. 170. 174. 178. 198.
Görres, Guido 167. 489.
Götz, kath. Geistlicher in Winfield 342.
Grey Ward, Miß 604.
Grimm, Gebrüder 489.
Grimmenstein, Freiherr Franz v. **83—92.**
Grimmenstein, Marie Freifrau v. 91.
Grimmenstein, Freiherr, Domherr in Olmütz 91.
Gordon, P. William Thomas, Oratorianer VIII.
Gröben-Schwansfeld, Gräfin Maria v. d. **653.**
Grotius, Hugo 185.
Grotthuß, Elisab. Baronin v. VI. **225—227.**
Grüder, kath. Pfarrer und apost. Präfekt in Kopenhagen 99. 100. 678.
Grundtwig, dänischer Theologe 444. 445. 446. 447. 451. 457.
Gruscha, Kardinal und Erzbischof von Wien 387.
Gurlitt, Direktor des Johanneum in Hamburg 406.
Gustav Adolf 126.
Gutzkow 218.

H.

Hafis, persischer Dichter 317. 349.
Hahn, Dr., Generalsuperintendent 370.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida 475.
Hallé, Charles VI. **542—544.**
Hallé, Gabriele 544.
Haller, Karl Ludwig v. 473. 474. 476. 480.
Hammerstein, Anna Freifrau v. 224.
Hammerstein, Freiherr Friedrich v. 215.
Hammerstein, Freiherr Helge v. 224.
Hammerstein, Freiherr Ludwig v. VI. **215—224.**
Hammerstein, Freifrau Sophie v. 224.
Haneberg, Abt 180.
Hansen, Jürgen Lauritz Wilhelm **444—457.**
Hansjakob, Pfarrer 633. 634.
Hanstein, Propst 292.
Harleß, Adolf v., prot. Theolog 231.

Harrer, Friedrich **396—397.**
Hartwig, prot. Pfarrer in Niederurff 489.
Hase, Karl v., prot. Kirchenhistoriker 200.
Hasenclever, Dr. Richard VII. 298.
Hasert, Adelheid 58.
Hasert, Konstantin 58. 677.
Hasert, Ernestine, geb. Hornung VI. **53**—58.
Hasert, Rudolf **40—59.**
Hasert, Rudolf, k. k. Notar 58. 677.
Haßlacher, P. s. J. 364.
Hauch, dänischer Dichter 94.
Hausen, Freiherr v. 594.
Hausen, Elisabeth Freifrau v. 594.
Hauser, Kaspar 343. 370.
Haxthausen, August Freiherr v. 407.
Heemstede, Leo Teepe van 394.
Hegel 151. 315. 471. 616. 617.
Heimisch, Steinmetz 385.
Heine, Heinrich 23.
Heinrich, Dr., Domdekan in Mainz 222. 236. 339.
Heinrich, Prinz von Preußen VII.
Helmesberger, Musiker in Wien 286.
Heller, Stephan, Musiker 542.
Hemans, Charles VIII. IX.
Henckel v. Donnersmarck, Gräfin Eleonore 228.
Henckel v. Donnersmarck, Gräfin Erna 228.
Henckel v. Donnersmarck, Graf Georg **228.**
Henckel v. Donnersmarck, Graf Lazy 653.
Henckel v. Donnersmarck, Gräfin Maria **653.**
Hengstenberg, Professor v., in Berlin 251. 356. 358. 475.
Henke, Professor 531.
Henrici, Siegmund **229—238.**
Heppe, Professor 524.
Herb, Domherr in München 480.
Hermes, Bildhauer **653.**
Heubner, Seminardirektor in Wittenberg 142.
Hilarius, der heil. 356.
Hildegard, die heil. 190.
Hiller, Ferdinand, Komponist 286.
Hölemann, Professor 659.
Höpfner, Archidiakonus 249.
Hörmann, P. Alto O. S. B. 485.
Hoeven, Des Amorie van der, reform. Prediger 550.
Hoeven, Abraham van der 551. 554.
Hoeven, Hermann van der **550—586.**
Hoeven, Johann van der 552.
Hoeven, Martin van der 552. 571. 577.
Hofstetter, Heinrich, Bischof v. Passau 205.
Hoffmann, Generalsuperintendent 251. 257. 299.
Hoffmann, Frau, geb. Donner 373.
Hohenbalken, Kaspar Karl v., Bischof von Chur 149.
Hohenlohe-Langenburg, Fürst Karl v. 435.
Hohenzollern, Prinz Joseph v., Fürstbischof von Ermland 61.
Hohenzollern, Katharina Fürstin v. 405. 463.
Holstein Ledreborg, Graf L. v. **549. 678.**
Holtey, Karl v. 23.
Holzhauser, Bartholomäus 189.
Hornung, Christoph, Kaufmann in Ratibor 56.
Hosius, Kardinal 358.
Hoven, Musiker 358.
Hrabanus Maurus, der heil. 190.
Huber, Victor Aimé VIII.
Hubert, Musiker in Paris 284.
Hübner, Professor in Düsseldorf 412.
Hülskamp, Prälat in Münster 588.
Hugo, Professor in Göttingen 156.
Hugo von St. Victor 362.

Hugs Mac Donell 484.
Humboldt, Alex. v. 544.
Hunger, Dr. Oskar **438—440.**
Husband, Edward VIII. IX.
Hurter, Friedr. v. 270. 450. 473. 476.
Hutten-Czapski, Maria Gräfin v., 484.

J.

Jacquard, Musiker 286.
Janin, Jules 23.
Janssens, Dom. Laurent. O. S. B. 465.
Jarcke 270.
Jarisch, Schulrat 407.
Jarl, Otto, Bildhauer 388.
Jensen, Johannes, Maler 99.
Jllaire, Geh. Kabinetsrat 62.
Jörg, Edmund 303.
Johann, König von Sachsen 174.
Jonas Dr., Prediger 305.
Jrenäus, der heil. 232. 245.
Jsenburg-Birstein, Karl Fürst zu **431—433.**
Jsenburg-Birstein, Viktor, Fürst zu 431.
Jsenburg-Birstein, Wolfgang Ernst Fürst zu 433.
Julius Dr. 145. 179.

K.

Kaas v., dänischer Minister 417.
Kahnis, prot. Theologe 354. 639.
Kanne, prot. Theologe 314.
Kammacher v., dänischer Staatsrat 586.
Kammacher, Frau v. 586.
Karup, Julius Theodor, Journalist 103.
Karup, Wilhelm **95—112.**
Kaufmann, Mathilde (Amara George) **371—378.**
Kaufmann, Dr. Alexander 371. 372.
Kaulbach, Wilh. v. 459.
Keppler, Dr. P., Bischof v. Rottenburg 464.
Kestenburg, Erich v., Maler 461.
Ketteler, Em. v., Bischof v. Mainz 191. 192—195.
Kiefer Friedrich, Maler **279.**
Kierkegaard, dän. luth. Bischof 447. 448.
Klein, kath. Pfarrer zu Spades N. A. 439.
Kleinitzke, P. Gottfried s. J. 425.
Klemens v. Alexandrien 355.
Klopp, Onno Historiker 128.
Kniewel, Dr. th. 255.
Kober, Prediger in Berlin 252.
Kohlhammer, Marie 301.
Kosegarten, Joh., Pastor zu Altengamm 406. 408.
Kosegarten, Ludwig Th. 406. 408.
Kosegarten, Dr. Wilhelm **406—409.**
Krauer, Maler 460.
Krummacher, Prediger 296.
Kuefstein, Gräfin 227.
Kulas, P. s. J. 227.

L.

Laake, Franz VIII.
Lacordaire, P. 392. 556. 557. 558.
Lämmer, Eduard 353.
Lämmer, Dr. Hugo **353—370.**
Lämmer, Karoline, geb. Ehlert 353.
Laist, Philipp, Pfarrer 589. 591.
Lammertz, Dechant in Bonn 266.
Lancken-Wakenitz, Friedr. Freiherr v., schwedischer Oberst 66.
Lancken-Wakenitz, Freiin Natalie v. **66.**
Lange, Maximilian VI. **261—263.**
Lange, Redakteur 669.
Laßberg, Jda Freifrau v. **213.**
Laßberg, Joseph Freiherr v. 204. 213.
Laßberg, Maximilian Freiherr v. 213.
Laßberg, Wilhelmine Freiin v. 213.
Lasserre, Arzt 672.

Laurentius v. Brundusium, der heil. 203.
Legwarth, Domvikar in Graz 57.
Lehnerdt, Professor in Berlin 356.
Leibnitz 132. 185. 198.
Lenz, Peter, Bildhauer 459. 460. 463. 465.
Leo, Professor 476. 477.
Leonard, belgischer Musiker 285.
Leonhardi, Hermann, Freiherr v. 546.
Leonhardi, Joh. Maria Karol. Freiin v. **546.**
Leonhardi, Susanna Maria Freiin v. **546.**
Le Plat 358.
Leuchtenberg, Prinzessin Theodolinde v. 547.
Leutrum v. Ertingen, Gräfin Agnes 66.
Leutrum v. Ertingen, Gräfin Cäcilia VI. **66.**
Leutrum v. Ertingen, Graf Jos. Emm. 66.
Leutrum v. Ertingen, Gräfin Octavia (siehe Magnis, Gräfin Octavia).
Leutrum v. Ertingen, Graf Rudolf **67.**
Lewald, August **22—33. 677.**
Lewald, Fanny 24. 33.
Lierheimer, Dr. 480.
Linden, Ernst v. 205.
Lisco Dr., Prediger 254. 257. 296.
Lisko jr., Hofprediger 257.
Liszt, Franz 288. 542.
Löhe, Pastor 233. 587.
Lövenskjold-Lövenburg, Freiherr Karl Hermann v. **417.**
Lövenskjold-Lövenburg, Friederike, geb. v. Kaas 417. **678.**
Lövenskjold-Lövenburg, Therese v. 417.
Löwenörn, Elisabeth v., geb. Bayer 549. 678.
Löwenörn, Frederik v., Kammerherr 549.
Löwenörn, Henriette v. 549.
Löwenstein-Wertheim, Prinzessin Marie v. 731.
Lommer, kath. Pastor in Hamburg 146.
Luca de, päpstlicher Nuntius in Wien 408.
Ludgerus, der heil. 417.
Ludwig, Großherzog von Baden 401.
Ludwig, prot. Pastor 639.
Lüthi, Maler 461.
Lütkemüller, P. W. **69—82.**
Lütkemüller, S. Chr. Prediger 69.
Luthardt, Professor 639.

M.

Maas, Dr. Heinrich VI. **7—8.**
Maistre, Joseph de 576.
Magnis, Gräfin Octavia **67.**
Magnis, Graf Philipp 67.
Mallinkrodt, Hermann v. 213. 415.
Malou, Bischof v. Brügge 189.
Maltiz, G. August v. 23.
Marheinecke 254.
Marquardt, Joseph v. 63.
Marshall, William 506.
Marschall, Dr. Propst in Wien 387.
Martens, Dr. Wilhelm **248—260.** 300. 304.
Martin, Konrad, Bischof v. Paderborn. 265. 482. 667. 670.
Martius, Dr. Anton **544—545.**
Mathilde, die heil. 199. 278.
Mauch, Baumeister in Stuttgart 385.
Mauron P., General der Redemptoristen 604.
Meinhold, Aurel. 420.
Meinhold, Georg **418—430.**
Meinhold, Laura, geb. Petersdorf 418. 423.
Meinhold, Wilhelm sen., Prediger 418. 429. 461.
Meinhold, Wilhelm jr. 430.

Melanchthon 571. 573.
Melun, Vicomte de 392.
Mendelssohn-Bartholdy F. 284. 542.
Mentzingen, Freiherr Hermann v. **674.**
Metternich, Gräfin Wolf 84. 86.
Meyerbeer 287.
Michelis, Alex. Prof. zu Weimar 375.
Mirabeau 573.
Mislin, Mgr. Abt 545.
Modeste, P. s. J. 392.
Möhler 48. 167. 170. 216. 253. 264. 303. 305. 355. 410. 439. 448. 450. 454. 476. 536. 577. 593. 648.
Mörl, Maria v., 152. 168. 177.
Mohr, Jakob Konradin v. 148.
Mohr, Konradin v. 149.
Mohr, Maria v. 149.
Mohr, Theodor v. **148—149.**
Mohr, Dombildhauer 385.
Mohrenschild v. **595.**
Molanus, Abt von Loccum 185.
Monaco, Florestine Prinzessin v. 547.
Montalembert, Graf 382.
Mozart 542.
Mühlsiepen, Generalvikar zu St. Louis 667.
Mülinen, Graf Rudolph v. **484.**
Mülinen, Graf Rudolph Albrecht v. 484.
Müllensiefen, Prediger in Berlin 252.
Müller, Adam 270.
Müller, Eduard, Missionsvikar 77.
Müller, Johannes v. 407.
Müller, Julius Professor in Halle 273.
Mussafia, Adolf Dr. **239—240.**
Muth F. A., Pfarrer 316. 349.
Muus, Karl Höffding 448. 449. 450. 454.

N.

Nampon, P. s. J. 492.
Napoleon I. 395.
Napoleon III. 395.
Nayhauß-Cormons, Gräfin Anna **595.**
Nayhauß-Cormons, Graf Julius 595.
Neruda-Normann, Madame 544.
Neumann, Joh. Pfarrer zu Freudenberg 63.
Newman, John 576.
Nicolas, August 410. 576. 577.
Niebuhr, B. G. 399. 400.
Niedergesäß, Robert VII.
Niemeyer 392.
Nikolaus I. Papst 360.
Nippe, Erzpriester in Ottmachau 420. 426.
Nitzsch, Propst 302. 303.
Nitzsch, Professor in Leipzig 354.
Nodier, Charles 335.
Normann-Ehrenfels, Gräfin Charlotte **150.**
Nostiz, Graf v., Generaladjutant 85.
Nüscheler, David, Oberst 473. 480.

O.

Oer, Alexander, Freiherr v. 594.
Oer, Anna Maria, Freiin 594.
Oer, Ernst, Freiherr v. 594.
Oer, Franz, Freiherr v. 594.
Oer, Maria, Freifrau v. VI. **592—594. 678.**
Oer, Theobald, Freiherr v. 592.
Oland, Heinrich 222.
Olszewski, Adolf **60—64.**
Olszewski, Therese, geb. Prengel 61.
Otto, der heil. 421. 422. 424. 425. 426. 428.
Otto, Dr. K. W., Superintendent 599.
Overberg 145.

P.

Palgrave, Gifford VIII.
Pallavicini, Kardinal 454.
Palmer, William 192.
Pechmann, Freiherr v. **662.**
Pelldram, Leopold 2. 17. 257. 304.

Pernice, Professor in Halle 251.
Perrone, P. s. J. 235. 253. 588.
Petavius, s. J. 355.
Petersdorf v., Rittergutsbesitzer 418.
Petrus Lombardus 362.
Peychaud, Emil, Musiker 289.
Pfeil, Graf Anton 34. 35.
Pfeil, Gräfin Cäcilia 39.
Pfeil, Graf Traugott **34—39**.
Pfingsten, Kaspar VI. **264—267**.
Pfordten, Freiherr v. d. 204.
Phillips, George 165. 166. 167. 191. 193. 270. 276.
Piatti, Musiker 286.
Pius IX. 619. 623.
Pixis, Musiker 286.
Plato 269.
Plitt, Fräulein **591**.
Plitt, Dr. Theodor, Prof. 591.
Pocci, Graf 205. 489.
Pottgeißer, P. s. J. 364.
Preuß, Dr. Eduard 650. **663—672**.
Prinz, P. s. J. 227.
Przyluski v., Erzbischof v. Posen 380.

Q.

Quadt-Isny, Gräfin Marie **599**.
Quadt-Isny, Graf Otto 599.

R.

Raabe, Dr. med. 524.
Radowitz v., General 673.
Radowitz, Marie v. **673**.
Ravignan de, P. s. J. 392.
Raynaldus 358.
Rebbert Dr. 265. 267.
Redner Dr., Bischof von Culm 465.
Reichensperger, August 187. 387. 388.
Reisach, Graf, Kardinal 27. 33. 369. 598.
Reinkens, Professor 36. 242.
Reischach, Graf Paul v. **395—396**.
Remusat, Gräfin 395.
Reumont v. VII.
Richter, Aug. Fr. 270.
Richter, Kirchenrechtslehrer 252. **253**. 254. 255. 266.
Richter Dr., Domherr v. Posen 381.
Richter, Ludwig, Maler 459.
Rieß, Dr. Florian 27. 33.
Rinecker, Pfarrer in München 27.
Ringseis, Joh. Nep. v. 180. 198. 480.
Rivalier v. Meysenbug, Otto, Freiherr v. **674**.
Rivalier v. Meysenbug, Wilhelm, Freiherr, badischer Staatsminister 674.
Robiano, Gräfin Amalie 153.
Robiano, Gräfin Clotilde 153.
Robiano-Borsbeck, Graf Ludwig 153.
Roch, Ludwig 304.
Rochow, Marie v. 37.
Rochow, Rochus v. VI. **34—39**.
Röder, Musiker in Wien 286.
Röhr, Generalsuperintendent 40.
Rohrbacher, Kirchenhistoriker 576.
Romberg, Karoline, Freifrau v. 399. 400.
Romberg, Klemens, Freiherr v. **400**. 434.
Romberg, Gisbert, Freiherr v. **399—400**. 434.
Romberg, Isabella, Freiin v. 434.
Romberg, Maria Anna, Freifrau v. 400.
Ronge, Johannes 184.
Rosen, Freih. v., russischer General 22.
Rosenthal, Dr. D. August **VI—IX**.
Roth v. Schreckenstein, General 85.
Rubinstein, Musiker 286.
Rudelbach, altluth. Prediger 231.
Rzewuska, Gräfin Marie 484.

S.

Sack, K. H., prot. Theologe. 158.
Sadolet, Jakob, Kardinal 358.
Sagan, Dorothea, Herzogin v. 485.
Sales, Franz von, der heil. 198.

Salm-Hoogstraeten, Gräfin Luise v., geb. Gräfin Bohlen 598.
Salm-Hoogstraeten, Graf Albrecht 598.
Salm-Reifferscheidt, Altgraf Hugo 23.
Sand, George 23.
Santa Quiteria, José Visconde de, portugiesischer Gesandter 66.
Schadow, Wilhelm v. 298.
Schall, Karl, Theaterdichter 23.
Schamel, prot. Pfarrer zu Wonsees 659.
Schaffer, Frau v. 168.
Scheibel, altluth. Prediger 70.
Schellenberg, prot. Pfarrer in Mannheim 607. 610.
Schenkel, Professor in Heidelberg 637. 638.
Schenkendorf, Max v. 25.
Schierstädt, August v. **653.**
Schierstädt, Friedrich v. **653.**
Schiller 349. 510.
Schimmel, Prediger 549.
Schitra v. Ehrenheim, Emerica 67.
Schlabrendorf, Gräfin Bianca **139.**
Schlabrendorf, Graf Konstantin 139.
Schlegel, Friedrich v. 270.
Schleiermacher 157. 295.
Schlotthauer, Maler 205.
Schlottmann, Prof. zu Zürich 473.
Schmidt, Friedrich v. 384—391.
Schmidt, Heinrich v., Architekt 388.
Schmidt, Valentin, Prof. in Berlin 179.
Schmieder, Seminardirektor 143.
Schmising-Kerssenbrock, Graf Klemens 5.
Schnorr v. Karolsfeld, Julius 459.
Schnurrer, Prediger in Amerika 441—443.
Schönberg, Freiherr Arthur v. 603.
Schönberg, Freiherr Egon v. 604. 605.
Schönberg, Freiherr Ernst v. **603—605. 679.**
Schönberg, Freifrau v., geb. v. Malortie 604.
Schönborn, Kardinal, Erzbischof von Prag 605.
Schönborn, Marie Elisabeth Reichsgräfin v. 605.
Schönburg, Adelheid Gräfin, geb. Gräfin Rechteren-Limpburg-Speckfeld 597.
Schönburg, Alban Graf 597.
Schönburg, Joachim Karl 603.
Schönburg, Karl Graf **596—603.**
Schönburg-Hartenstein, Fürst Eduard 596.
Schönchen, Ludwig 205.
Schrader, P. Klemens, s. J. 407.
Schröder, protest. Pastor in Kaiserswaldau 241.
Schrödter, Genremaler in Düsseldorf 373.
Schubert, Franz, Komponist 290.
Schubert, Gotth. Heinrich v., Professor 314.
Schulenburg, Graf Hermann v. d. **202.**
Schultheß-Rechberg, Gustav Ritter v. 479. 480.
Schumann, Dr. Ernst, Oberappellationsgerichts-Präsident 592.
Schuster, Dr. 457.
Schwarzenau, Marie v. (L. von Erlburg.) VI. **65. 677.**
Schwegmann, kath. Pastor in Hamburg 454.
Schwenck, August VI. **586—591.**
Schwendfür, Prof. Johannes **654—656.**
Scribe 23.
Seckendorf, Freifrau v. 605.
Seilern u. Aspang, Gräfin Antonie **139.**

Seilern u. Aspang, Graf Konstantin 139.
Servais, Musiker 286.
Shakespeare 510.
Singer, P. Peter 191. 193. 194. 195. 196.
Sintenis, Prediger in Magdeburg 295.
Sivori, Musiker 286. 289.
Smid-Bürgler, Jos. Karl v. **484.**
Smith, Desirée, vereh. Hallé 543.
Sohn, Prof. in Düsseldorf 412.
Solms-Braunfels, Prinz Alexander **467.**
Solms-Laubach, Ida Gräfin zu **416.**
Solms-Laubach, Graf Reinhard 416.
Spieß, Maler 462.
Stahl, Dr. 252. 517. 609.
Stagnelius, schwedischer Dichter 184.
Stahr, Adolf 33.
Stainlein v. Saalenstein, Freiherr Eduard 283.
Stainlein v. Saalenstein, Graf Ludwig **283—291.**
Stainlein v. Saalenstein, Freifrau Susanne 283.
Stainlein v. Saalenstein, Gräfin Valerie 285.
Statz, Vincenz 385.
Staudenmaier, Professor 363.
Stein, Freiherr v. 399. 400.
Stein-Liebenstein, Freiherr Franz Karl 485.
Stein-Liebenstein, Freifrau Karoline 485.
Steinbrück, Charlotte, geb. Witt 677. 678.
Steinbrück, Professor Eduard **292—312. 677.**
Steinbrück, Elise, vereh. Habelt 677.
Steinbrück, Otto, Bildhauer 311. 677.
Steinbrück, Reinhold, Farmer 312. 677.
Steiner, Fridolin, Maler 461. 463.
Stephan, Prediger in Dresden 70.
Stephanie, Großherzogin von Baden 401.
Stolberg-Stolberg, Gräfin Agnes zu **486.**
Stolberg-Stolberg, Amalie, vereh. Gräfin Robiano 153.
Stolberg-Stolberg, Graf Bernhard 486.
Stolberg-Stolberg, Graf Cajus 37.
Stolberg-Stolberg, Gräfin Julie 37.
Stolberg-Stolberg, Graf Leopold 64. 153.
Stolberg-Wernigerode, Graf Anton 154.
Stolberg-Wernigerode, Graf Ferdinand 151.
Stolberg-Wernigerode, Graf Franz zu **151—154.** 266.
Stolberg-Wernigerode, Gräfin Maria Agnes 151.
Stolz, Alban 363. 402. 403. 453. 525.
Strauß, David 469.
Strehle, Hofkaplan in Freiburg i. B. 403.
Strehlke, Friedrich, Gymnasialdirektor 254.
Streit, Guido v., Generalleutnant **390—391.**
Suckow, Hermann v. **481—484.**
Suckow, Paul v. 481. 482.
Sydow, Rudolf v., Geh. Rat 213. 415.
Sydow, Maria v. 213. **415.** 678.

T.

Taillandier, René 329.
Talleyrand, Fürst 395.
Talleyrand-Périgord, Herzog Edmund v. 485.
Talleyrand-Périgord, Herzogin Ida Luise **484—485.**
Taschner, Lehrer in Maberzell 540.
Tauler 362.
Tertullian 232.

Theresia, die heil. 189.
Thiersch, H. W. J., Professor 303. 306. 512. 513.
Thijm, Paul Alberdingk 120. 124. 138.
Thissen, Pfarrer 80.
Tholuck, Professor 142. 243. 295. 474. 477.
Thomas v. Aquino, der heil. 362.
Thomas, Gustav VI. **241—244.**
Tilly 126.
Tippelskirch v., Prediger 294.
Toskana, Maria L. Annunciata, Prinzessin v. 433.
Trendelenburg, Philosoph 356.
Treskow v., Premierleutnant **654.**
Treskow, O. S., Landschaftsrat 595.
Trott, Otto v. **675—676. 679.**
Trott, Sophie v., geb. Gräfin Korff 679.
Twesten, Professor 356.

U.

Ulrich v., dänischer Admiral 484.
Urach, Herzog v., s. Graf Wilh. von Württemberg.
Ursel, Leon d', Herzog 603.
Ursel, Sophie d', Prinzessin 603.
Usteri, Emil **469—481.**
Usteri, Leonhard 469.
Usteri, Martin 469.

V.

Venningen, Karl Freiherr v. 68.
Venningen, Klemens, Freiherr v. 68.
Veuillot, Louis 392.
Vianney, Pfarrer von Ars 534.
Vicari, Hermann v., Erzbischof von Freiburg 7. 134. 403. 412.
Vilmar 269. 490. 508. 509. 510. 511. 512. 531. 533.
Voigt, Johannes, Historiker 354. 476.
Volk, Karoline, geb. Hausbrand 167. 193. 196.
Volk, Maria 196. 202.
Volk Wilhelm (Ludwig Clarus) **155—202.**
Vullers, Professor in Gießen 538.

W.

Wagner, Johannes **654.**
Wagner, P. Karl s. J. 234. 236.
Walford, Edward VIII.
Wald, Konsistorialrat 60.
Walther, luth. Theologe in St. Louis 640. 643. 644. 645. 666. 668. 669. 670.
Wasa, Gustav 127.
Wasserschleben, Professor 251.
Weber, Beda P. 246.
Wedemann, altluth. Superintendent 44. 50. 52.
Wegnern v., Kanzler 61.
Weier, Phil. Aug. **465—467.**
Weis, Nik., Bischof von Speier 482.
Weiß, J. B., Professor 129. 137.
Welsersheim, Graf Vincenz Welser v. 151.
Welsersheim, Gräfin Charlotte, s. Normann-Ehrenfels.
Werner, Zacharias 25. 62. 63.
Westerhold, Graf Friedrich v. 287.
Westphalen, Gräfin Cäcilia **485.**
Westphalen, Graf Klemens 485.
Wichern 143. 144. 145. 146.
Wieland 69.
Will, kath. Pfarrer in Marburg 524.
Wimpina, kath. Kontroversist 358.
Windischmann Dr., Generalvikar 27. 33.
Wiseman, Nik., Kardinal 98.
Witt, Geh. Oberfinanzrat 677.
Witt, Charlotte 678.
Witt, Wilhelmine 678.
Wobesa, Leontine v. **281—282.**
Wobesa, Mathilde v. 281.
Wolter, P. Maurus, Abt, 403.

Wrschowetz-Sekerka, Graf Alexander **139**.
Wrschowetz-Sekerka, Gräfin Anna, geb. Freiin v. Serpes 139.
Wrschowetz-Sekerka, Graf Ludwig VII.
Wüger, Jakob 458—465.
Württemberg, Graf Wilhelm v., Herzog von Urach **547—549**.
Würz, Othmar VI. **104**.
Wyneken, Präses der Missouri-Synode 670.

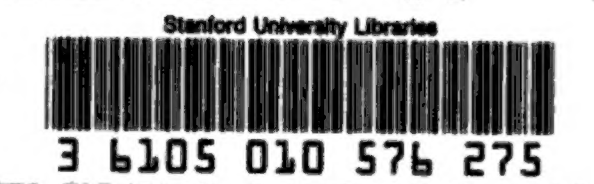
Z.

Zeerleder v. Steinegg, Bernhard 473.
Zeller, Ignatius A. Hermann 441—443.
Zerrenner, Pädagog 392.
Zezschwitz, Professor 639.
Zink, kath. Pfarrer v. Stralsund 428.
Zwingli 470.
Zwirner, Dombaumeister 385.

Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Digitized by Google

Digitized by Google


Stanford University Libraries
3 6105 010 576 275

BX
4608
F1R6
v.1, pt.3

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

MAY 1 4 2002
MAY 1 8 2002

Digitized by Google

Digitized by Google